Th. H

Abriß
der
Allgemeinen
Kirchengeſchichte.

Fünfter Theil.

Abriß
der
Allgemeinen Kirchengeſchichte,

von
der erſten Zuſammenkunft
der Apoſtel am Pfingſtfeſte,
bis zum Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts,
einſchließlich.

Nach dem Franzöſiſchen eines ungenannten Verfaſſers
in das Deutſche überſetzt,
mit einer richtigen Zeitrechnung verſehen,
mit Anmerkungen,
und einer kurzen Lebensbeſchreibung ſowohl
der Päpſte als Kaiſer
vermehrt
herausgegeben
von

Pater Anſelm Sartori,
Prior der Benediktinerabtey Ettenheimmünſter im Breisgau.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Fünfter Theil,
in ſich enthaltend das neunte und zehnte Jahrhundert.

Augsburg 1789.
Im Verlag der Joſeph-Wolffiſchen Buchhandlung.

Verzeichniß
der in dieſem Bande enthaltenen Abſätze.

Neuntes Jahrhundert.

Neue Verfolgung, welche die Bilderſtürmer wider die Beſchützer der heiligen Bilder in dem Orient angeſtiftet haben. Seite 1

Photius richtet eine Kirchenſpaltung zu Konſtantinopel an, und verfolget den heiligen Ignaz, Patriarch daſelbſt, auf das grauſamſte. 21

Achte allgemeine Kirchenverſammlung zu Konſtantinopel, die vierte im Jahre Chriſti 869. 51

Neue Unternehmungen des Photius nach ſeiner Verdammung im Jahre Chriſti 877. 63

Kirchenräthe Deutſchlands im neunten Jahrhundert. 73

Frömmigkeit Alfred des Großen, Königs in Engelland. 83

Berühmte Heilige des neunten Jahrhunderts. 89

Kirchenſchriftſteller des neunten Jahrhunderts. 99

Einleitung zur Papſtgeſchichte der folgenden Jahrhunderte. 107

Päpſte des neunten Jahrhunderts. 118

Deutſche römiſche Kaiſer des neunten Jahrhunderts. 248

Griechiſche Kaiſer des neunten Jahrhunderts. 323

Zehntes Jahrhundert.

Kirchenverfaſſung des neunten und zehnten Jahrhunderts. Seite 351

Stiftung des Kloſters Kluny im Jahre 910. 402

Verbrüderung der Biſchöfe Galliens und einiger Klöſter Deutſchlandes, zum Nutzen der Abgeſtorbenen. 412

Verſchiedene Völker nehmen das Chriſtenthum an. 417

Bekehrung der Normannen. 418

Der chriſtliche Glaube wird neuerdings den Dänen geprediget. 421

Bekehrung der Böhmen. 423

Das Chriſtenthum wird in Pohlen eingeführt. 425

Die Ruſſen oder Moſcowiter nehmen das Chriſtenthum an. 428

Streifereyen der Ungaren in Deutſchland. 434

Die Ungaren nehmen den chriſtlichen Glauben an. 444

Kirchenräthe Deutſchlands im zehnten Jahrhundert. 450

Berühmte Heilige des zehnten Jahrhunderts. 458

Kirchenſchriftſteller des zehnten Jahrhunderts. 475

Abhandlung von dem Zuſtande Italiens im neunten und zehnten Jahrhundert. 484

Päpſte des zehnten Jahrhunderts. 613

Deutſche römiſche Kaiſer des zehnten Jahrhunderts. 709

Griechiſche Kaiſer des zehnten Jahrhunderts. 801

Abriß

Abriß
der
Allgemeinen Kirchengeſchichte.
Neuntes Jahrhundert.

Neue Verfolgung, welche die Bilderſtürmer wider die Beſchützer der heiligen Bilder in dem Orient angeſtiftet haben.

Leo, der Armenier, welcher im Jahre 813 dem Michael Kuropalates auf dem orientaliſchen Kaiſerthrone nachgefolgt war, wußte unter dem Schafsfelle den reißenden Wolf, der er in der That war, ſo geſchickt zu verbergen, daß man ihn anfangs der ächtkatholiſchen Lehre ganz ergeben glaubte. Allein, im zweyten Jahre ſeiner Regierung, durch die über die Bulgaren erfochtenen Siege aufgeblaſen, kündigte er Gott in ſeinen Heiligen den Krieg an, indem er ſich öffentlich wider den Bilderdienſt erklärte, welchen die Väter des zu Nizäen im Jahre 787 gehaltenen Kirchenrathes nach dem Tode des Konſtantin Kopronymus jenes berüchtigten Verfolgers der heiligen Bilder im Orient wieder hergeſtellet hatten. Leo verrieth zuerſt ſeine ketzeriſchen Abſichten, da er einen ſei-

Jahr Chriſti 815

ſeiner Höflinge ſagte: „Er hielte dafür, die
„Chriſten im Orient wären aus keiner andern
„Urſache unter die Herrſchaft und Bothmäßig-
„keit der Ungläubigen gerathen, als weil ſie die
„Bilder anbetheten: alle Kaiſer, ſetzte er hin-
„zu, welche ſich um die heiligen Bilder und
„ihre Verehrer annahmen, ſind entweder vom
„Throne verſtoßen worden, oder im Kriege um-
„gekommen; da hingegen die, welche dieſelben
„nicht anbetheten, in ihrem Pallaſte eines na-
„türlichen Todes verſtorben ſind, und mit kai-
„ſerlichem Prachte in der Kirche der Apoſtel bey-
„geſetzt worden. Ich gedenke dieſe letztern nach-
„zuahmen, auf daß ich lang lebe, und das
„Reich meinen Söhnen und Abkömmlingen bis
„in das vierte Geſchlecht verſichere.“

Allem Anſcheine nach war es eine liſtige
Hofkatz, ein mit dem Ketzergift der Bilderſtür-
mer angeſteckter boshafter Schmeichler, gegen
welchen ſich Leo gleich nach ſeiner Thronbeſtei-
gung auf dieſe Art herausließ, und welcher, um
den Kaiſer gleich im Anfange ſeiner Regierung
für die Ketzerparthey zu gewinnen, deſſen Ge-
ſinnungen einem berüchtigten Zauberer eröffnete.
Denn als Leo, ehe er wider die Bulgaren zu
Felde zog, dieſen Zauberer, der Sabbazius
hieß, befragte, ob er ſich Siege verſprechen
dürfte? antwortete ihm dieſer verſchmitzte Teu-
felsdiener: nicht nur würde er die Bulgaren
überwinden, ſondern auch mit ſeinem Sohne
Konſtantin 32 Jahre zu regieren haben, wenn
er die Bilder der Heiligen und derſelben Vereh-
rung vertilgete.

Als nun Leo im Jahre 815 von dem Feld-
zuge wider die Bulgaren als ein Sieger zurück-
kam,

kam, ſuchte er auch das zweyte Stück der ihm gemachten Wahrſagerey zu verſichern; zu dieſem Ende aber die Bedingung zu erfüllen, unter welcher ihm und ſeinem Sohne eine lange Regierung verheißen war. Er bediente ſich hiezu zweyer nichtswerther und zu Ausführung aller niederträchtigen Streiche aufgelegter Böſewichter, eines gewiſſen Johannes mit dem Beynamen Ekonomantes, den andere auch Hylilas oder Hilzila nennen, und Antonius des Metropoliten von Syled, eines eben ſo hitzigen Verfolgers der heiligen Bilder, als getreuen Anhängers der Ketzerey. Dieſe zween ſchlimmen und liſtigen Köpfe, welche mit der Religion wie mit einer Balle zu ſpielen gewohnt waren, entwarfen dem Kaiſer den Plan, nach welchem er ſeine Abſicht, den Bilderdienſt völlig auszurotten, ganz ſicher erreichen würde. Dieſem zufolge ſollten diejenigen, welche den Befehlen des Fürſten zu gehorchen geneigt wären, in Freyheit gelaſſen, und die, welche ſich denſelben widerſetzen würden, ohne Rückſicht auf ihre Geburt, auf ihren Stand, und auf das Amt, das ſie begleiteten, unverzüglich in Gefängniſſe geworfen werden.

Allein, der liſtige Kaiſer ſuchte ſein Vorhaben zuerſt durch gelinde Wege auszuführen, ehe er Zwangmittel anwenden wollte. Nachdem er bereits viele Biſchöfe theils durch Drohungen, theils durch Verheißungen gewonnen hatte, wagte er es, den Patriarch von Konſtantinopel Nizephorus auch auf ſeine Seite zu bringen, indem er dieſen unter dem Scheine der Freundſchaft zu ſich rufen ließ, und in einem ſanften Tone zu ihm ſagte: „Das Volk ärgert ſich über

„den Bilderdienſt: es ſagt, wir handelten ſehr „übel, daß wir dieſelben anbethen, und hält „uns eben deßwegen ſchlechter als Heyden und „Ungläubige, gebrauch ein wenig Nachſicht, „und laſſen wir dieſe niederträchtigen Dinge bey„ſeits: oder ſag mir, warum du ſie anbetheſt, „da doch die Schrift kein Wort davon meldet.“ Hierauf antwortete der heilige Patriarch: „Die „Schrift wäre nicht die einzige Glaubensregel: „was von den Apoſteln durch eine mündliche Ue„bergabe bis auf unſere Zeiten gekommen, und „was in allgemeinen Kirchenräthen von den Vä„tern entſchieden und veſtgeſetzt worden, müßte „eben ſowohl als jenes, was in der Schrift aus„drücklich geſchrieben ſtehet, als eine Glaubens„lehre angenommen und gehalten werden.“

Nicht beſſer gelang es dem Kaiſer in einer zweyten Unterredung, die er in ſeinem Pallaſte mit dem Nizephorus und andern katholiſchen Biſchöfen, welche der heilige Patriarch mit ſich gebracht hatte, hielt; ja als er befahl, die Lehre von Verehrung der heiligen Bilder ſollte neuerdings unterſuchet, aus der Schrift erwieſen, und deßwegen zwiſchen den katholiſchen Biſchöfen und jenen, welche mit ihm den Bilderdienſt verwarfen, ein öffentlicher Glaubensſtreit in ſeiner Gegenwart angeſtellet werden, ſetzte ſich Nizephorus mit allen den Seinigen herzhaft entgegen, mit vermelden: Die Verehrung der heiligen Bilder wäre ſchon hinlänglich in der Erblehre gegründet, und in dem 7ten allgemeinen Kirchenrathe zu Nizäen entſchieden worden: Glaubenslehren aber, die einmal auf rechtmäßigen allgemeinen Kirchenräthen unterſuchet, erkläret, entſchieden und veſtgeſetzt worden, dürften keiner

fernern Unterſuchung unterworfen werden: auch käme es dem Kaiſer keineswegs zu, über Kirchen- und Glaubensſtreitigkeiten zu urtheilen. Wag es nicht, ſagte unter andern der heilige Abt Theodor Studita, jener tapfere Vertheidiger der heiligen Bilder und berühmte Held in dem Streite wider die Feinde derſelben, wag es nicht, o Kaiſer, den geiſtlichen Stand zu trennen, und die von Gott ſelbſt eingeführte Kirchenordnung übern Haufen zu werfen. Denn der Apoſtel ſagt: Gott hat einige in der Kirche geſezt, zuerſt die Apoſtel, dann die Propheten, drittens Hirten und Lehrer; er hat nicht geſagt, Könige. Dir zwar, o Kaiſer, iſt der Bürgerſtand und das Kriegsheer übergeben: dieſe haſt du zu beſorgen; die Kirche aber überlaß, wie es der Apoſtel ſagt, den Hirten und Lehrern. Willſt du aber dieſes nicht thun, ſo wiſſe, daß, wenn auch einer vom Himmel käme, der uns etwas wider unſern Glauben verkündigen wollte, würden wir ihn nicht anhören, und noch vielweniger werden wir hierinn etwas von dir annehmen.

Hierauf nun zog Leo die Larve ab, und zeigte ſich offenbar als einen Feind der heiligen Bilder, und als einen Verfolger derjenigen, welche derſelben Verehrung vertheidigten. Weil er wohl wußte, daß viele Aebte mit ihren Mönchen bisher ſich in Vertheidigung der katholiſchen Wahrheit von dem Bilderdienſte ausgezeichnet hatten, ſo verboth er allforderſt den Mönchen ferner von dieſer Sache Geſpräche zu halten; oder etwas von Verehrung der heiligen Bilder

unter ſich zu reden. Damit aber dieſes Verboth genau erfüllet würde, mußten ſich die Vorſteher aller Klöſter in- und außerhalb der Stadt Konſtantinopel mit einem ſchriftlich von ſich gegebenen Zeugniſſe verbinden, das ſtrengſte Stillſchweigen von Glaubensſachen unter ihren unterhabenden Mönchen beobachten zu laſſen. Einige feige an Gott und ihrem Glauben treuloſe Kloſterobern hielten wirklich ſehr ſtrenge auf ein ſolches Verboth: allein der eifrige Abt Theodor Studita ſchildert dergleichen Aufführung in einem an ſie erlaſſenen Schreiben mit den häßlichſten Farben, und ziehet ſie als Verräther des Glaubens, als Verführer ihrer Untergebenen, als Werkzeuge des Teufels und Knechte der Ketzerey auf das ſchärfeſte durch. Hiernächſt goß Leo ſeine Wuth wider den heiligen Patriarch Nizephorus aus. Weil dieſer ſich den ungerechten und gottloſen Befehlen des Kaiſers immer widerſetzte, und beynebens die übrigen Biſchöfe zur Standhaftigkeit im Glauben und Vertheidigung der katholiſchen Lehre aufmunterte, ward er von ſeinem Patriarchalſtuhle verſtoßen, und nach der Inſel Prokonneſus ins Elend verwieſen. An deſſen Stelle drang Leo am heiligen Oſtertage einen gewiſſen Theodot ein; einen Mann, der weder Verdienſte noch Wiſſenſchaft beſaß, und ſeines zügelloſen Wandels halber bey dem Volke im übelſten Rufe war, doch weil er den Kaiſer in ſeiner Ketzerey auf das kräftigſte unterſtützte, deſſen ganze Gunſt gewonnen hatte, und eben deßwegen an ſeinem Hofe in großem Anſehen ſtund.

Kaum ſaß dieſer unwürdige Kirchenhirt auf dem biſchöflichen Throne, hatte er Dreiſtigkeit genug,

genug, eine Kirchenverſammlung zu halten, die aber aus lauter Biſchöfen und Aebten ſeines Gelichters beſtund, oder welche durch die Drohungen des Kaiſers erſchreckt ſich bereits zur Ketzerparthey geſchlagen hatten. Zu dieſer Afterſynode waren zwar auch einige katholiſche Biſchöfe und Kloſtervorſteher eingeladen, aber keiner derſelben wollte dabey erſcheinen, weil ſie, wie der ſchon oben angezogene Theodor Studita im Namen aller übrigen rechtglaubigen Biſchöfe und Kloſterobern an jene verſammelte Ketzerrotte ſchrieb, ohne ihren rechtmäßigen Hirten den Patriarch Nizephorus, welchen man ungerechter Weiſe ſeines biſchöflichen Sitzes beraubet und verbannet hatte, nichts, was die Glaubenslehre und Kirchenzucht beträfe, ſchließen oder entſcheiden könnten; und dann weil ſie ſchon zum voraus wüßten, daß der eingedrungene Patriarch und deſſen Anhänger auf nichts anders bedacht wären, als die katholiſche Lehre vollends zu unterdrücken, und die Ketzerey empor zu bringen.

Und in der That wurde auf jener Winkelverſammlung ein vorgebliches Kirchendekret abgefaßt, kraft deſſen alles, was vormals auf der ſiebenten allgemeinen Kirchenverſammlung, in Anſehung der heiligen Bilder und ihrer Verehrung, als eine katholiſche Glaubenslehre entſchieden und veſtgeſetzt worden, für nichtig erkläret, hingegen der Dienſt und die Verehrung der heiligen Bilder als ein Aberglaube und gottloſe Lehre verworfen und verdammet wurde.

Dieß war nun eigentlich das Looszeichen zur neuen unter Leo dem Armenier angeſponnenen Verfolgung der heiligen Bilder und aller derje-

nigen, die Muth genug beſaßen, für derſelben Dienſt und Verehrung ſich öffentlich zu erklä⸗ren. Um jenes auf der Afterverſammlung zu Konſtantinopel abgefaßte Kirchengeſetz von Zerſtörung der heiligen Bilder ſogleich in Erfül⸗lung zu bringen, wurden alle Gemälde in den Kirchen mit Kalch übertüncht: man zerſtieß die auf Holz gemalte Bildniſſe der Heiligen mit Spießen, und verbrannte ſie öffentlich: alles, was nur auf den Dienſt oder die Verehrung der heiligen Bilder einen Bezug hatte, wurde auf die greulichſte Art entweihet, entheiliget, mis⸗handelt und zerſtöret.

Nun galt es aber auch noch diejenigen, wel⸗che ſich einem ſo ruchloſen Verfahren widerſetz⸗ten: und die Anzahl dergleichen tapfern Glau⸗benshelden war eben nicht gering. Denn ſehr viele eifrige Kirchenhirten, und eine noch weit größere Zahl rechtgläubiger Chriſten ſtellten ſich den Verfolgern dar, und waren bereit, für die Ehre der heiligen Bilder ihr Blut und Leben aufzuopfern. Die Verfolgung war zwar allge⸗mein wider Geiſtliche und Weltliche, und ein jeder, der das Verfahren der Bilderſtürmer mis⸗billigte, oder dem Bildniſſe eines Heiligen eine öffentliche Ehre bewies, hatte Gefängniß, Lan⸗desverweiſung, herbes Elend, grauſame Mar⸗ter, oder gar einen blutigen Tod zu gewarten: doch wütheten die Verfolger heftiger wider die Geiſtlichkeit und Mönche. Unter den verfolg⸗ten Biſchöfen nennet die Geſchichte beſonders den heiligen Michael, Biſchof von Synnade in Phrygien, und den heiligen Theophilakt, Biſchof von Nikomedien. Dieſe beyden hat⸗ten ſich durch ihre Standhaftigkeit, mit welcher

ſie

ſie in Gegenwart des Kaiſers die Verehrung der heiligen Bilder vertheidigten, ausgezeichnet, und wurden deßwegen ins Elend verwieſen. Unter den Mönchen, welche in dieſer Verfolgung durch ihren Heldenmuth und Eifer in Vertheidigung der heiligen Bilder ſich einen beſondern Ruhm erwarben, ſind der heilige Abt Theodor Studita, der heilige Nizetas von Medizion, der heilige Theophanes von Pingriana, der heilige Makarius von Patezil, der heilige Johannes von Rathara. Unter den Layen that ſich vor allen hervor der berühmte Nizetas, welcher zuerſt als ein Patrizier und naher Anverwandter der Kaiſerin Irene die anſehnlichſten weltlichen Ehrenämter am kaiſerlichen Hofe rühmlichſt verwaltete, nachmals aber unter dem gottloſen Kaiſer Leo, dem Armenier, für die katholiſche Wahrheit des Bilderdienſtes als ein Held geſtritten hat. Die meiſten dieſer tapfern Vertheidiger der heiligen Bilder wurden in finſtere Kerker eingeſperret, wo die harte Erde ihr Bett, und eine Unze Brods des Tags ihre ganze Nahrung war. In dieſen Gefängniſſen und in ſo elendem Zuſtande ſchmachteten ſie ſo lange, bis ſie verſprachen den Afterpatriarch Theodot für einen rechtmäßigen Kirchenhirten zu erkennen, und mit ihm in Gemeinſchaft zu treten. Eine ſo langwierige Gefangenſchaft und die dabey tägliche auszuſtehende Plage ließ auch wirklich einige dieſer Glaubensbekenner ſolcher Verſuchung unterliegen. Allein, kaum hatten ſie durch die Gemeinſchaft mit Theodot ihre Freyheit erlangt, ſo erkannten ſie auch ihren Fehler, und bereueten die Feigheit, zu welcher ſie ſich nur durch die allzulange Dauer einer peinlichen Gefangenſchaft hatten verleiten laſſen: ja deſto herrlicher war der

Sieg, den ſie nachmals über die Ketzerey dadurch erhielten, daß ſie für die Wahrheit der katholiſchen Lehre neuerdings Schmachen, Unbilden, Gefängniſſe, Verweiſung, Peinen und Marter bis an ihr Lebensende großmüthig gelitten haben.

Der im Jahre 820 erfolgte Tod des Kaiſers Leo (*) machte der von ihm wider die heiligen Bilder und ihre Verehrer unternommenen ſo grauſamen Verfolgung noch kein Ende; doch unterbrach er ſie wenigſtens auf einige Jahre. Michael, mit dem Beynamen der Stammler, welcher noch am nämlichen Tage den Thron beſtieg, an dem er durch eine von ihm angezettelte Verſchwörung ſeinen Vorfahrer den Leo hatte ermorden laſſen, verbarg anfangs den Haß, den er gegen die heiligen Bilder in ſeinem gottloſen Herzen ernährte, indem er die Rechtgläubigen, welche Leo des Glaubens halber verwieſen hatte, aus dem Elende zurückrief. Er befahl auch allen katholiſchen Biſchöfen ſich nach Konſtantinopel zu begeben, damit ſie daſelbſt mit den Biſchöfen und Häuptern der Gegenparthey ſich über die Lehre von Verehrung der Bilder berathſchlagen, und in dieſem ſo wichtigen Glaubenspunkte eine Vereinigung treffen möchten. Allein, die katholiſche Biſchöfe ließen an den Kaiſer jenes vortreffliche Schreiben ergehen, welches der heilige Abt Theodor Studita ſolle verfaſſet haben,

(*) Das mehrere von dieſem Kaiſer und deſſen Nachfolgern, welche der Ketzerey der Bilderſtürmer anhiengen, oder die heiligen Bilder und ihre Verehrer beſonders verfolgten, wolle der geneigte Leſer unten in der Biographie der griechiſchen Kaiſer des neunten Jahrhunderts nachſehen.

haben, darinn ſie ganz freymüthig bezeugen, daß ſie ſich mit Männern, welche mit der Ketzerey angeſteckt wären, nicht verſammeln könnten, und wenn in Glaubensſachen ein Zweifel entſtünde, hätte man ſich bey dem römiſchen Papſte Raths zu erholen. Kurz hierauf aber trat eben ermeldter Abt Theodor mit einigen dazu beſonders gewählten katholiſchen Biſchöfen zuſammen (die Geſchichte zeigt uns den eigentlichen Ort dieſer Zuſammenkunft nicht an), um ſich über die Mittel zu berathſchlagen, wie der bedrängten Religion wieder aufzuhelfen wäre, und wie man zu dieſem Ende ſich ferner gegen dem neuen Kaiſer zu betragen hätte? Hier faſſeten ſie nun den Entſchluß, alle ſämmtlich zum Kaiſer hinzugehen, und ihn angelegenſt zu bitten, daß er ſie in ihre Kirchen wieder einzuſetzen, und die ketzeriſchen Biſchöfe, welche ſich unrechtmäßig in dieſelben eingedrungen hätten, davon zu verjagen befehlen möchte. Sie begaben ſich wirklich nach Hof, und wurden von Michael, wenigſtens dem äußerlichen Scheine nach, mit Geneigtheit aufgenommen. Hier boten ſie nun ihrer ganzen Wohlredenheit auf, und führten alle nur möglichen Gründe an, um von dem Kaiſer einen Befehl zur Herſtellung der heiligen Bilder, und die Erlaubniß dieſelben öffentlich zu verehren, zu erzwingen. Allein, Michael war viel zu dumm, als daß er die Stärke der angebrachten Gründe hätte faſſen können, und ein allzu erpichter Religionsfeind, als daß er etwas zu derſelben Ehre hätte beytragen wollen. Wir wollen die niederträchtige und abgeſchmackte Antwort, welche er dieſen ehrwürdigen Vätern gab, ganz hieher ſetzen, und man wird ſie ſeinem blödſinnigen und beynebens ausnehmend laſterhaften Karakter ganz

ganz angemeſſen finden. Obgleich, ſagte er, alles, was ihr vorgetragen habet, rechtſchaffen und löblich iſt; ſo halte ich doch keineswegs dafür, daß ich es auch annehmen ſolle; weil ich bisher noch kein Bild verehret oder angebethet habe. Es iſt daher billig, daß ich der verbleibe, der ich geweſen, und ihr gleichermaßen in eurem alten Stande verbleibet, und eure alten Meynungen beybehaltet. Denn meinetwegen wird es wohl erlaubt ſeyn, und ich werde mich hierinnfalls keinem entgegen ſetzen; ausgenommen, daß ich keineswegs geſtatten werde, daß ihr in der kaiſerlichen Reſidenzſtadt Bilder errichtet, wohl aber weit außerhalb derſelben, und wo es euch ſonſt gefällig ſeyn wird.

Aus einer ſo ſeichten Antwort ſchloſſen dieſe frommen Abgeordneten, daß ſie nur einem tauben Fürſten geprędigt hätten, und machten ſich alſobald wieder von Konſtantinopel hinweg. Nur der Abt Theodor Studita blieb daſelbſt, um, ſo viel es die gegenwärtigen Umſtände zuließen, der katholiſchen Sache ſich immer am kaiſerlichen Hofe anzunehmen, daſelbſt mit größerm Nachdruck als in der Ferne für die Ehre der heiligen Bilder zu ſtreiten, die boshaften Unternehmungen der bilderſtürmeriſchen Rotte zu hintertreiben, und die Rechtgläubigen durch eifrige Zuſprüche und Ermahnungen in der katholiſchen Lehre zu ſtärken und zu erhalten. Er berichtete auch dem verwieſenen Patriarch Nizephorus alles, was ſich mittlerweile am Hofe zu Konſtantinopel, ſowohl in Anſehung der Religion als des weltlichen Staates zugetragen hatte;

hatte; worauf dann **Nizephorus** nicht ſäumte, dem neuen Kaiſer in einem kernhaften Hirtenbriefe die nachdrücklichſten Vorſtellungen zu machen, und um die Erlaubniß, zu ſeiner verlaſſenen Heerde zurückzukehren, anzuſuchen. Der Kaiſer aber antwortete dem Patriarch im nämlichen Tone, in welchem er mit den Biſchöfen und Aebten geſprochen hatte, die, wie wir eben angezeigt haben, ihm mit dem brünſtigſten Eifer die eindringlichſten Vorſtellungen mündlich gemacht hatten. Ja, **Michael** fügte in ſeinem Antwortſchreiben an den **Nizephorus** noch bey, daß er in ſeine Zurückkehre ganz gerne einwilligte, und überdieß ihm die Einſetzung in ſeinen Patriarchalſtuhl verſicherte, wenn er nur verſpräche, alles zu verwerfen, was ſowohl für, als wider den Bilderdienſt auf den bis daher von beyden Partheyen gehaltenen Kirchenräthen wäre beſchloſſen worden. Allein, der fromme **Nizephorus** wollte lieber in einem ſchmachtenden Elende ſein Leben vollends abzehren, als unter einer der Religion ſo gefährlichen und ſeiner Ehre ſo nahe tretenden Bedingung in ſeinen biſchöflichen Siz wieder eingeſetzt werden.

Im Jahre 823 ließ endlich **Michael der Stammler** ſeine ſchon lange im Herzen verborgene Wuth wider die heiligen Bilder und ihre Verehrer öffentlich und auf eine um ſo grauſamere Art ausbrechen, da er ſich in derſelben Verfolgung und vorhabender Ausrottung das Betragen des gottloſen **Konſtantin Kopronymus** völlig zum Muſter nahm. Die Biſchöfe und Aebte, welche er im Anfange ſeiner Regierung aus ihren Verweiſungsorten zurück berufen hatte, verſtieß er neuerdings ins Elend: hie-

hiebey aber goß er ſeinen raſenden Zorn gegen diejenigen weit heftiger, als gegen andere aus, welche ſich in Vertheidigung der katholiſchen Glaubenslehre durch ihren Muth und Eifer vor andern auszeichneten. Unter dieſen befanden ſich neben dem ſchon oft erwähnten Abt Theodor Studita der berühmte Methodius, welchen Michael nöthigen wollte, die Bildniß Jeſu Chriſti zu entehren, und als er eine ſolche Greuelthat zu begehen ſich ſtandhaft weigerte, ihm 700 Peitſchenſtreiche anzumeſſen, ſodann aber in einer Inſel von Afrika in einen Kerker einzuſperren befahl, und Euthymius, Biſchof zu Sardis, den er aus eben der Urſache mit Ochſenſennen ſo derb und ſo lange abdreſchen ließ, bis er unter den Streichen den Geiſt aufgab. Doch der Kaiſer gab nur den Befehl zu dieſem unmenſchlichen Urtheile, und Theophilus, der Sohn des Michaels, welchen ſein Vater ſchon zum Mitregenten angenommen hatte, mußte es an dem heiligen Bekenner vollziehen laſſen. Theophilus that es getreu und pünktlich. Er war auch wirklich das geſchickteſte Werkzeug zu Vollziehung dergleichen blutigen Befehle. Denn als Michael den 1ſten Weinmonat im Jahre 828 mit Tode abgieng, folgte ihm Theophilus als ſchon erklärter Thronerbe, nicht nur in der Regierung des griechiſchen Kaiſerthumes, ſondern auch in Ausübung der Grauſamkeit wider die heiligen Bilder und ihre Verehrer alſo getreulich nach, daß man Urſache genug zu glauben hatte, er ſey wirklich der rechtmäßige und einzige Erbe aller ſeiner Wuth und Grauſamkeit. In der That ſchien Theophilus ſeinen Vater hierinn noch weit übertreffen zu wollen; denn nicht allein verbot er die heiligen Bilder zu

verehren, ſondern auch zu malen; die gemalte aber befahl er durchgehends in den Kirchen auszulöſchen, ab den Mauern abzukratzen, und anſtatt derſelben Figuren der Thiere und Vögel in den Gott geheiligten Tempeln aufzuhängen; die aus Holz verfertigten Bildniſſe der Heiligen aber, wo man immer dergleichen antreffen würde, alſogleich zu verbrennen. Dieſe war eine der heftigſten und blutigſten Verfolgungen, die ſich wider den Bilderdienſt und deſſen Verfechter jemals hervorgethan hatte. Alle Gefängniſſe waren mit Biſchöfen und Mönchen angefüllet. Die Layen hingegen, welche äußerlich noch einige Achtung für die heiligen Bilder blicken ließen, wurden mit unerſchwinglichen Abgaben beſchweret. Den Mönchen, weil man ſie immer für die tapferſten Vertheidiger der heiligen Bilder hielt, ward nicht mehr erlaubt, ſich in den Städten öffentlich ſehen zu laſſen, ſie wurden aus ihren Wohnungen verjagt, und ihre Klöſter als öffentliche Gewerbhäuſer jedermann Preis gegeben. Allein, das Wort Gottes ward hiedurch nicht gebunden; nur deſto freyer verkündigten ſie die katholiſche Wahrheit, und deſto größer war ihr Eifer, die von den Ketzern verführten Chriſten auf die rechte Straße zurück zu leiten, und zur öffentlichen Verehrung der Bilder zu bewegen; welches ihnen auch bey einer großen Anzahl gelang. Die Mönche des Kloſters des heiligen Abraham zu Konſtantinopel zeichneten ſich bey dieſer Gelegenheit durch ihren Muth und eine beſondere Standhaftigkeit aus. Ungeachtet des ſtrengſten kaiſerlichen Verbotes fuhren ſie nicht allein fort die heiligen Bilder zu verehren, ſondern predigten und behaupteten öffentlich, daß derſelben Verehrung von den

Apoſteln ſelbſt herkäme, indem Lukas der Evangeliſt das Bild der Mutter Gottes gemalet, ja Chriſtus ſelbſt ſein in ein leinenes Tuch eingedrucktes Bildniß uns hinterlaſſen habe. Der durch eine ſolche Freyheit in Wuth gebrachte Kaiſer befahl hierauf dieſelben mit der äußerſten Grauſamkeit zu prügeln, und nachdem ſie halb todt geſchlagen wären, aus Konſtantinopel fortzujagen. Dieſe tapfern Bekenner wurden auf eine Inſel des ſchwarzen Meers, als den ihnen beſtimmten Verweiſungsort gebracht; doch ſie hatten in ihrem Elende nicht lange zu ſchmachten: denn nach wenig Tagen ſtarben ſie alle an ihren Wunden und an den Schmerzen der ausgeſtandenen Marter. Eine noch ausgeſuchtere und bis daher unerhörte Grauſamkeit ließ der tyranniſche Theophilus die beyden heiligen Brüder und Mönche Paläſtinens Theodor und Theophanes empfinden. Unter dem Vorwande eines Aufruhres, den dieſe frommen Brüder ſollten angeſtiftet haben, befahl der Tyrann einem jeden zweyhundert Prügelſtreiche anzumeſſen: hiernächſt ließ er ſie auf eine Bank ausſtrecken, und mit glühenden Nadeln zwölf Verſe, welche die Beſchreibung des ihnen angedichteten Aufruhres enthielten, auf ihr Angeſicht ſchreiben. Dieſe Marter wurde täglich, und ſo lange wiederholet, bis die ganze Zahl der Verſe in ihrem Angeſichte lesbar geſchrieben war. Unter den Schmerzen dieſer ſo entſetzlichen Pein ſagten die heiligen Martyrer zu dem unmenſchlichen Theophilus: Wiſſe, o Kaiſer! daß dieſe Inſchrift uns die Himmelsthüre eröffnen, und dir zur ewigen Schande in Gegenwart Jeſu Chriſti wird vorgewieſen werden: denn dergleichen hat man noch

nichts

nichts gethan, und du haſt ein Geheim⸗niß zu peinigen erfunden, welches die alten Tyrannen und Verfolger, daß es ihnen unbekannt geweſen, bedauren werden. Nach dieſer grauſamen Marter wurden beyde jedesmal in einen finſtern Kerker verſteckt, zuletzt aber ins Elend verwieſen. Theodor ſtarb darinn als ein tapferer Verfechter des Glaubens, und flog zur Marterkrone in den Himmel. Theophanes aber erlebte noch den Troſt, die Ketzerey unterdrückt, die Bilderſtürmer verbannet, den Heiligen ihre Ehre, und der Kirche den Frieden hergeſtellet zu ſehen.

Methodius, der, wie wir oben geſagt haben, ſchon unter dem Kaiſer Michael wegen Vertheidigung der heiligen Bilder nach Afrika war verbannet worden, kam mittlerweile auch wieder aus ſeinem Elende zurück. Allein, es hat das Anſehen, Methodius ſey nur darum aus dem Gefängniſſe, darinn er ſchon lange Jahre des Glaubens wegen geſchmachtet hatte, herausgezogen worden, damit er als ein ſchon geprüfter Soldat Jeſu Chriſti neuerdings auf den Kampfplatz treten, und durch Uebertragung noch größerer Marter neue Siege wider die Glaubensfeinde erfechten ſollte. Methodius hielt ſich bereits ſchon einige Zeit her in Konſtantinopel auf, und beſchäftigte ſich damit, daß er diejenigen beſuchte, welche, wie er, der Religion willen ſchon gelitten hatten, und ihnen Muth einſprach, noch ferner für die Wahrheit des Glaubens tapfer zu ſtreiten und zu leiden. Zugleich aber befliß er ſich auch die Ketzer ihres Irrthumes zu überführen, und war glücklich genug, eine nicht geringe Anzahl derſelben ſo⸗

wohl durch ſeine Leutſeligkeit, als durch die Stärke ſeiner Vernunftſchlüſſe zu bekehren. Als Theophilus hievon Nachricht erhielt, ließ er den Methodius vor ſich kommen, und redete ihn alſo an: Nachdem du des verwerflichen Bilderdienſtes wegen ſchon ſo viel zu leiden hatteſt, wirſt du noch nicht nachlaſſen für Rechtfertigung eines ſo geringſchätzigen und niederträchtigen Gegenſtandes Zänkereyen und Streite anzuſtiften? worauf ihm Methodius antwortete: Wenn es um die Bilder eine ſo ſchlechte Sache iſt, warum wendeſt du ſo viele Mühe und Sorge an, die Deinigen zu vermehren, und aller Orten zur Verehrung aufzuſtellen? Der tyranniſche Fürſt, durch eine eben ſo kluge als herzhafte Antwort aufgebracht, ließ den Heiligen bis auf den Gürtel entkleiden; und ob er gleich ſah, daß Methodius nichts als Haut und Bein mehr an ſich hatte, befahl er dennoch, ihm ſechshundert Ruthenſtreiche zu geben: der Heilige, mit Blute ganz überronnen, und zunächſt daran vor Schmerzen den Geiſt aufzugeben, ward hierauf in ein unterirdiſches Loch des kaiſerlichen Pallaſtes geworfen, woraus ihn jedoch einige mitleidigen Perſonen währender Nacht herfürzogen, ſeine Wunden verbanden, und bis zur vollkommenen Geneſung ſeiner die liebreicheſte Sorge trugen. Gott rief endlich im Jahre 842 den unmenſchlichen Theophilus vor ſeinen Richterſtuhl, um der an den heiligen Bildern und derſelben Verehrern ausgeübten Grauſamkeiten wegen Rechenſchaft abzulegen; und mit dem Tode dieſes Prinzen nahm auch dieſe blutige Verfolgung ein Ende.

Michael,

Michael, ſein Sohn und Nachfolger auf dem Throne, war ein Kind von vier Jahren, als er ſeinen Vater verlohr. Er wurde nichts deſtoweniger als Kaiſer ausgerufen. Doch mußte er nach der Verordnung des Theophilus ſo lange unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter der Kaiſerin Theodora ſtehen, bis er das zum Regieren tüchtige Alter würde erreichet haben. Der ſterbende Kaiſer hatte noch drey ſeiner vornehmſten Hofherren beſtimmet, welche währender Minderjährigkeit des Michaels, ſeines Sohnes, der Theodora in der Reichsverweſung mit Rathe ſollten an Handen gehen. Dieſe waren der Kämmerling Throktiſt, der Patrizier Bardas, Bruder der Kaiſerin, und Manuel, der Oberhofmeiſter. Da dieſer letztere in der katholiſchen Lehre von Verehrung der heiligen Bilder ſchon lange unterwieſen war, ſo dachte er ernſtlich darauf ſolche Verehrung wieder herzuſtellen. Er eröffnete dieſes Vorhaben dem Throktiſt und dem Bardas; und da er dieſe auch nicht abgeneigt fand, begab er ſich zu der Kaiſerin, um von dieſer frommen und gottesfürchtigen Prinzeſſin ein öffentliches Dekret auszuwirken, kraft deſſen in dem ganzen Reiche die Verehrung der heiligen Bilder, gemäß der katholiſchen Lehre, nicht nur wieder erlaubt, ſondern auch geboten würde.

Es brauchte keiner Beweiſe die Kaiſerin Theodora zu Befolgung eines ſo heilſamen Rathes zu bereden. Schon zu Lebzeiten ihres Gemahles hatte dieſe gottſelige Fürſtin gewunſchen, die Ketzerey zu unterdrücken, und der katholiſchen Religion eine Stütze abgeben zu können. Nichts konnte ihr demnach angenehmer und er-

wünſchlicher ſeyn, als daß ſie ſich nun im Stande ſah, durch ihr Anſehen und durch die höchſte Gewalt, die ſie in Handen hatte, das ins Werk zu richten, was ſie bisher nur aus Unvermögenheit, und weil ſie der Kaiſer ihr laſterhafter Gemahl daran gehindert, hatte unterlaſſen müſſen. Sie ſtellte demnach eine zahlreiche Verſammlung ihrer Räthe, der Geiſtlichkeit und der Großen des Reiches, welche ſich in Konſtantinopel befanden, in dem kaiſerlichen Pallaſte an, und eröffnete ihnen ihre Abſicht, den ſchon ſo lange verdrängten in der ächten Glaubenslehre ſo feſt gegründeten, auf dem allgemein ſiebenten Kirchenrathe beſtättigten, und von ſo vielen großen Männern mit Vergießung ihres Blutes vertheidigten Bilderdienſt in dem Reiche wieder herzuſtellen. Da die Kaiſerin von den guten und wahrhaft katholiſchen Geſinnungen der meiſten aus dieſer Verſammlung ſchon zum voraus verſichert war, wurde ihr Vortrag auch von dem größten Theile der Verſammlung als gerecht, billig und löblich genehmiget, und ungeſäumt in Erfüllung geſetzt. Die meiſten, welche bisher der Parthey der Bilderſtürmer anhiengen, ſchwuren ihren Irrthum ab, und bekenneten ſich öffentlich zur katholiſchen Lehre. Der Afterpatriarch Johannes ward ſeiner Würde entſetzt, und aus Konſtantinopel verjagt, an deſſen Stelle aber auf den Patriarchalſtuhl der berühmte Glaubensheld Methodius erhoben, deſſen Eifer und Muth in Vertheidigung der heiligen Bilder wir ſchon oben angerühmt haben. Der tapfere Bekenner Theophanes, der, wie auch ſchon angemerket worden, erſt in der letztern Verfolgung von dem unmenſchlichen Theophilus ſo grauſame Marter ausgeſtanden hatte, wurde auf den biſchöfli-

chen

chen Sitz von Nizäen geſetzt, und ſo endlich die verdammliche und gottloſe Ketzerey der Bilderſtürmer im Jahre 842 aus der ganzen griechiſchen Kirche verbannet, nachdem ſie 120 Jahre zuvor von Leo dem Iſaurier in dieſelbe eingeführt worden, und während dieſes ganzen Zeitraumes in derſelben ſo viele, ſo große, und ſo entſetzliche Verwüſtungen angerichtet hatte.

Photius richtet eine Kirchenſpaltung zu Konſtantinopel an, und verfolget den heiligen Ignaz, Patriarch daſelbſt, auf das grauſamſte.

So lange als die gottſelige Theodora das Steurruder der Regierung in Handen hatte, war das ganze Reich und mit ihm der junge Kaiſer immer glücklich: kaum aber hatte Michael das 15te Jahr ſeines Alters erreichet, glaubte er Witz und Geſchicklichkeit genug zu beſitzen, um ſelbſt die Regierung übernehmen zu können. Doch in dem Grunde ſehnete er ſich nicht darnach, dem Reiche als ein Regent vorzuſtehen, und ſeine Unterthanen glücklich zu machen, obgleich jenes die wahre Abſicht eines weiſen Fürſten, und dieſes die erſte Pflicht eines guten Regenten ſeyn ſoll. Er verlangte nur ſelbſt zu regieren, und regierender Kaiſer zu heißen, weil er glaubte, eine volle und ungebundene Gewalt, ſeinen böſen Leidenſchaften den freyen Zügel ungeſtraft ſchießen zu laſſen, damit zu bekommen. Er verrieth dieſe ſchlechte Abſicht gleich dadurch, daß er die ganze Regierung des Reiches dem Bardas, ſeinem laſterhaften Vetter überließ,

Jahr Chr. 857.

da er unterdeſſen ſich dem Schwelgen, Spielen, und allen Arten der ausgelaſſenſten Unzucht ergab.

Dieſer junge Fürſt lag nun in dem Schlamme aller Laſter gleichſam begraben; doch fielen ſeine Schandthaten nicht ſo grell in die Augen des Volkes, weil er ſie in dem kaiſerlichen Pallaſte, und gleichſam in Geheime begieng. Bardas aber ſchämete ſich nicht, die greulichſten Unzuchten und ſchreyende Ungerechtigkeiten zum Aergerniſſe des ganzen Reiches öffentlich zu begehen, indem er nach Verſtoßung ſeiner rechtmäßigen Gemahlin mit ſeiner Schnur in einer bekannten Blutſchande ſchon von geraumer Zeit her eben ſo ungeſcheut, als ungeſtraft fortlebte.

Ignatius, welcher nach dem Tode des heiligen Methodius im Jahre 847 durch Vorſchub der frommen Theodora auf den Patriarchalſtuhl von Konſtantinopel erhoben wurde, machte ſich es zur Pflicht, dem Reichsverweſer Bardas ſeines ruchloſen Wandels halber die eindringlichſten Vorſtellungen zu machen, und ihm freymüthig unter das Angeſicht zu ſagen, wie weit ſeine Aufführung von jener eines chriſtlichen Prinzen entfernt wäre: ja er beſchwur ihn, ſeiner dem ewigen Untergange ſchon nahen Seele zu ſchonen, und ohne längern Verſchub auf die Verbeſſerung ſeines ärgerlichen Wandels ernſtlich zu denken. Allein, die väterlich ſtrafende Liebe des heiligen Kirchenhirten erweckte nichts als Zorn und tödtlichen Haß in dem ſchon ganz verdorbenen Herzen des Bardas. Dieſer erhartete Sünder lebte in ſeiner blutſchänderiſchen Ehe fort, wie zuvor, und war deſſen ungeachtet kühn genug, daß er ſich an dem Feſte der Er-

ſchei-

ſcheinung des Herrn öffentlich darſtellte, die heiligen Altarsgeheimniſſe zu empfangen; und als der heilige Patriarch ihm dieſelben zu reichen ſich weigerte, drohete ihm Bardas den Tod an; Ignatius aber drohete dieſem Verwegenen mit dem Zorn und der Rache Gottes. Von dieſem Augenblicke an war Bardas nur darauf bedacht, den Patriarch dem Kaiſer verhaßt zu machen, und brachte es endlich dahin, daß Ignatius nach der Inſel Terebinthe verwieſen wurde. Drey Tage hernach wurden einige herrſchſüchtigen Biſchöfe dahin abgeſchickt, welche ihn bereden ſollten, ſeinen biſchöflichen Sitz von Konſtantinopel freywillig aufzugeben; und ihn hiezu zu bewegen wandten ſie ſowohl anſehnliche Verheiſſungen, als ſchreckbare Drohungen an; allein, Ignaz blieb ſtandhaft und unbeweglich. Weder durch Verſprechen noch Drohen ließ er ſich verleiten, ſeine Kirchenwürde abzulegen, weil er wohl ſah, daß dadurch die Gerechtigkeit auf das gröbſte verlezt, und die Kirchenfreyheit auf das ſchändlichſte unterdrückt würde.

Nachdem dieſes gelinde Verſuchsmittel den heiligen Ignaz von dem Konſtantinopolitaniſchen Patriarchalſtuhle zu verſtoßen fehl geſchlagen hatte, glaubte der wider ihn ſchon erbitterte Kaiſer dieſer kützlichten Sache ein ſchleuniges Ende dadurch zu machen, daß er, ohne länger die Einwilligung des rechtmäßigen Patriarchen abzuwarten, an deſſen Stelle den Photius, jenen berüchtigten Stifter der unglückſeligſten, bis auf den heutigen Tag noch fortwährenden Kirchenſpaltung, zum Patriarchen von Konſtantinopel ernannte. Dieſer abſcheuliche Mann

beſaß die ſchönſten Talente des Verſtandes und der Wiſſenſchaften; und da er von hohem Geſchlechte abſtammete, war er auch in bürgerlichen und Staatsgeſchäften ſehr bewandert. Allein, alle dieſe großen Geiſtesgaben wurden durch die ſchlimmeſten Eigenſchaften des Herzens verdunkelt; unter welchen ein unmäßiger Ehrgeiz und die feinſte Verſtellungskunſt für die weſentlichſten konnten angeſehen werden. Sein größter Hang war anfangs das Bücherleſen; und da er beträchtliche Güter beſaß, ſchaffete er ſich deren ſo viel an, als er nur konnte. Tag und Nacht brachte er mit Leſen zu, und wußte dadurch in kurzer Zeit ſich einen ſolchen Vorrath ſchöner Kenntniſſe zu ſammeln, daß man ihn nicht ohne Grunde für den gelehrteſten Mann ſeines Jahrhunderts gehalten hatte. Kein Fach weltlicher Wiſſenſchaften war ihm unbekannt; und nachdem er ſich dem Kirchendienſte gewidmet hatte, verwendete er ſich auf die geiſtlichen Wiſſenſchaften, und machte ſich in dieſen eben ſo geſchickt und gelehrt, als in jenen. Am Hofe bekleidete er zwey anſehnliche Ehrenſtellen, da aber ſein unerſättlicher Ehrgeiz ſich damit noch nicht begnügen ließ, ſuchte er die Gunſt, in welche er ſich bey dem Bardas zu ſetzen gewußt hatte, dahin zu benutzen, daß er zum Patriarchen von Konſtantinopel ernennet würde. Er war damals noch ein bloßer Laye; da er aber einige Prälaten auf ſeine Seite gebracht hatte, ward er innerhalb ſechs Tagen zum Biſchofe eingeweihet. Am erſten wurden ihm die Haare abgeſchnitten; in den vier folgenden gab man ihm verſchiedene andere Weihungen, und am ſechsten, nämlich den 25. Decemb. im Jahre 857 war er von Gregor, Erzbiſchofe von Syrakus, welchen

der

der heilige Ignaz ſeines laſterhaften Wandels halber der biſchöflichen Würde entſetzet hatte, als Patriarch von Konſtantinopel feyerlich eingeſegnet.

Noch nicht zwey Monate von ſeiner Einweihung her waren verſtrichen, als er, ungeachtet des ausdrücklichen Verſprechens, mit Ignatius in Gemeinſchaft zu treten, ſchon anfieng, alle diejenigen grauſam zu verfolgen, welche es mit dem heiligen Patriarch hielten; indem er ſie durchgehends mit Stockſtreichen auf das erbärmlichſte ſchlagen und zerfleiſchen ließ.

Um aber ſeinen raſenden Verfolgungsgeiſt den im Elende ſchmachtenden Ignaz auch empfinden zu laſſen, erſann der verſchmitzte Afterpatriarch allerhand Verläumdungen wider den rechtmäßigen Oberhirten. Er gab nämlich dem Kaiſer vor, Ignaz hätte geſucht in ſeinem Verweiſungsorte eine Verſchwörung wider den Staat anzuſpinnen. Michael, als ein ſehr flatterhafter Geiſt war blöd genug, einer ſo ſchwarzen Verleumdung Glauben beyzumeſſen. Er ſchickte daher einige Magiſtratsperſonen nach der Inſel Terebinthe ab, welche dieſer Sache halber die genaueſte Unterſuchung anſtellen mußten. Sie thaten es auch wirklich mit aller Art jener zügelloſen Ausgelaſſenheit und Grauſamkeit, mit welcher ſie es zu thun von dem Photius den gemeſſenſten Befehl hatten. Nicht nur den heiligen Patriarch mishandelten ſie auf das ſchimpflichſte, ſondern ſie goßen auch ihre Wuth wider deſſen Hausgenoſſen aus, um von ihnen eine Ausſage wider Ignaz zu erpreſſen, wodurch ſie ihr ungerechtes und grauſames Verfahren wider

denſelben einigermaßen rechtfertigen könnten. Allein, alle dieſe blutigen Auftritte waren nicht vermögend, die Standhaftigkeit des heiligen Patriarchen zu erſchüttern. Er wollte ſeiner Kirche auch mit Hintanſetzung ſeines Lebens treu verbleiben, und die ihm anvertraute Heerde einem reißenden Wolfe nicht preis geben, eben deßwegen aber in die Aufgebung ſeiner Patriarchalwürde niemals einwilligen, welches doch das einzige war, ſo Photius durch dieſe wider Ignaz angeſponnene Verfolgung geſucht hatte. Was man aber mit Liſt, mit Drohungen und auch mit den harteſten Begegnungen nicht bewirken konnte, das wurde durch offenbare Gewaltthätigkeiten durchgeſetzt. Ignaz war von einem Verweiſungsorte in den andern überbracht, jedesmal aber in ſtinkende Kerker eingeſperret, darinn er Hunger, Durſt, Beſchimpfungen, Backenſtreiche und alle übrige Verunglimpfungen, die nur der ausgelaſſenſte Muthwillen den ihn bewachenden Soldaten eingab, zu leiden hatte. Endlich wurde er mit Ketten beladen, eingeſchiffet, um nach der Inſel Mitylene, als ſeinen letzten Verweiſungsort überführet zu werden, wo ihn die mit dem harteſten Elende verknüpften Drangſalen vollends aufreiben ſollten.

Obgleich aber dieſe von dem gottloſen Photius angerichtete Verfolgung hauptſächlich nur auf den heiligen Ignaz gemünzet war, ſo wüthete ſie dennoch in der Folge wider alle diejenigen Biſchöfe, Aebte, Kirchendiener, Mönche und überhaupt wider alle noch gutgeſinnten und rechtgläubige Chriſten, die ſich weigerten, den Afterbiſchof Photius für den rechtmäßigen Patriarch von Konſtantinopel zu erkennen; oder

welche

welche Muth genug hatten, dieſem eingedrungenen Miethlinge ſein wider den rechtmäßigen Kirchenhirten boshaftes Unternehmen vorzurücken.

Unterdeſſen brachte Photius, durch die Gunſt des Bardas und das Anſehen des Kaiſers unterſtützt, viele feigen Biſchöfe, die ſich entweder durch Verſprechen, oder durch Drohungen blenden ließen, auf ſeine Seite. Mit dieſen ſtellte er eine Winkelverſammlung an, auf welcher er den heiligen Ignaz der Patriarchalwürde entſetzt, und ſeines Sitzes verluſtigt erklärte, zugleich aber den Bannfluch wider ihn ergehen zu laſſen ſich erdreiſtete, damit er hiedurch das Volk von deſſen Gemeinſchaft deſto leichter abziehen möchte. Als er wahrnahm, daß deſſen ungeachtet die meiſten Biſchöfe mit dem größten Theile des gemeinen Volkes dem heiligen Ignaz, als ihrem rechtmäßigen Hirten, noch immer treu und zugethan verblieben, ſo ſuchte er den Papſt Nikolaus, den erſten, dadurch zu hintergehen, daß er bey ihm um ſeine Beſtättigung auf dem Patriarchalſtuhle von Konſtantinopel anhielt, und damit der Papſt hiebey nichts arges vermuthen ſollte, fügte er dem an den Papſt abgelaſſenen Schreiben ſein Glaubensbekenntniß bey, welches unter katholiſchen Ausdrücken ein heimliches Ketzergift enthielt; dabey er noch als der ausgeſchämteſte Lügner dem Papſte vorgab: Ignaz hätte, von dem Alter abgezehrt, und von Krankheiten geſchwächt, ſich freywillig des Patriarchats begeben, und hielte ſich nun, der angenehmen Ruhe der Einſamkeit zu genießen, in ſeinem Kloſter auf, wo er von den Großen des Reiches, von dem Volke und der geſammten Geiſtlichkeit nach Verdienſte geſchätzt,

und mit aller Verehrung behandelt werde: er aber wäre hierauf durch einhellige Stimme aller Erz- und Biſchöfe, wie nicht minder der geſammten Geiſtlichkeit, an deſſen Stelle erwählet, und überdieß von dem Kaiſer mit Gewalt gezwungen worden, den durch rechtmäßige Wahl ihm zuerkannten Patriarchalſitz zu beſteigen.

Um aber ſeiner Geſandtſchaft ein größeres Gewicht zu geben, und alle dieſe unverſchämten Lügen noch mehr zu bemänteln, beredete er den Kaiſer, auch ſeiner Seits einen Abgeordneten mit Briefen und ſehr reichen für die Apoſtelfürſten Peter und Paul beſtimmten Geſchenken an den Papſt abzuſchicken. Dem kaiſerlichen Geſandten Arſas oder Arzabir gab Photius den beſondern Auftrag, dem Papſte weis zu machen, nicht er, ſondern der Kaiſer, welcher ein gutdenkender und für die Religion bekümmerter Prinz wäre, hätte dieſe Geſandtſchaft angeordnet. Zugleich ſollte er im Namen des Kaiſers den Papſt bitten, Legaten nach Konſtantinopel abzuſchicken, welche mit apoſtoliſchem Anſehen und päpſtlicher Gewalt die im Orient zerfallene Kirchenzucht wieder herſtellen, und die neuerdings aufkeimende Ketzerey der Bilderſtürmer aus der Wurzel ausreuten möchten.

Die Geſandten des Kaiſers Michael und des Photius langten im Jahre 860 zu Rom an. Nachdem Papſt Nikolaus, der von allem dem, was ſich mit dem heiligen Ignaz zu Konſtantinopel zugetragen hatte, noch gar nichts wußte, ihren Vortrag angehöret, unter demſelben aber einen heimlichen Streich des orientaliſchen Schwärmgeiſtes vermuthete, berief er

ſeine

ſeine Geiſtlichkeit zuſammen, und beſchloß mit derſelben Rath und Einwilligung, die verlangte Geſandtſchaft ungeſäumt nach Konſtantinopel abzuſchicken. Hiezu beſtimmete er Rodoald, Biſchof von Porto, und Zacharias, Biſchof zu Anagni. Dieſen befahl er, die ſchon lange entſchiedene Frage von Verehrung der heiligen Bilder nach den auf dem allgemeinen ſiebenten Kirchenrathe abgefaßten Schlüſſen zwar neuerdings zu entſcheiden, und alle Ueberbleibſel der Bilderſtürmerey im Namen und durch die Gewalt des apoſtoliſchen Stuhles vollends auszurotten, doch ſollten ſie das, was zwiſchen dem Photius und Ignatius vorgegangen, ohne ein Urtheil darüber zu fällen, nur unterſuchen; die Entſcheidung aber dieſer Sache ganz allein an den heiligen Stuhl, nämlich an den Papſt Nikolaus verweiſen. Zugleich ward ihnen ausdrücklich verboten, auf keinerley Weiſe mit dem Photius anderſt als mit einem Layen, nicht aber als mit einem Biſchofe Gemeinſchaft zu pflegen, ehe und bevor ihnen der Papſt ein ſolches durch ein förmliches Dekret hätte wiſſen laſſen.

Als die päpſtlichen Geſandten zu Konſtantinopel ankamen, wollten ſie die von dem Papſte an den Kaiſer und den Photius mitgegebenen Briefe an Ort und Stelle ablegen. Allein, kaum hatten ſie ſich in der kaiſerlichen Reſidenz verlauten laſſen, daß der Papſt die Abſetzung des heiligen Ignaz mißbillige, und die Eindringung des Photius auf den biſchöflichen Siz von Konſtantinopel gänzlich verwerfe, wurden ſie bey keinem vorgelaſſen, und nirgends fanden ſie Gehöre. Drey ganze Monate waren ſie gleichſam gefangen gehalten, indem ihnen nicht ein-

mal

mal erlaubt war, mit jemanden ſich zu unterreden, oder irgendswo ihre gehabten Aufträge anzubringen. Endlich brachte man ihnen den Beſcheid, daß, wenn ſie die Abſetzung Ignazens nicht guthießen, und den Photius nicht für den rechtmäßigen Biſchof von Konſtantinopel erkennen würden, ſie nebſt andern Strafen eine harte Verweiſung zu gewarten hätten.

Lange Zeit blieben die päpſtlichen Legaten ſtandhaft, und den von dem heiligen Vater ihnen aufgegebenen Befehlen getreu, weil ſie die ganze Ungerechtigkeit deſſen, was man von ihnen foderte, gar wohl einſahen. Doch beugten ſie ſich endlich, theils aus Furcht der angedroheten Uebel, theils durch die angebotenen Geſchenke geblendet, unter den Willen des Kaiſers, und wurden pflichtwidrige Verräther an dem heiligen Stuhle zu Rom, indem ſie dem Feinde deſſelben, dem gottloſen Photius, ihre Gunſt und ihren Schutz verſprachen.

Die Feigheit der päpſtlichen Abgeordneten machte dieſen gottloſen Trennungsſtifter noch ſtolzer und verwegener, als er es bis daher zu ſeyn ſchien. Um ſich nun auf dem geraubten Patriarchalſitze recht zu beveſtigen, berief er im folgenden Jahre 861 auf das heilige Pfingſtfeſt alle ihm anhangenden Biſchöfe, deren Anzahl ſich, nach dem Berichte des Nizetas, bis auf 318 belief, zu einer Winkelverſammlung nach Konſtantinopel: und damit dieſe das Anſehen einer allgemeinen Kirchenverſammlung hätte, da ſie wegen der großen Zahl der dabey erſchienenen Biſchöfe ohnehin ſchon für eine ſolche konnte angeſehen werden, wurden die Geſandten

des apoſtoliſchen Stuhles Rodoald und Zacharias nicht nur gezwungen, ſich auch dabey einzufinden, ſondern es ward ihnen, doch nur dem Namen und Scheine nach, der Vorſitz darauf eingeräumt; denn in der That ſelbſt war eigentlich der Kaiſer das Haupt derſelben, nach deſſen Willen und Befehl alles, was dabey vorgieng, eingerichtet und abgehandelt wurde, wie es ihm Photius einblies und vorgab.

Als mittlerweile der heilige Ignaz aus der Inſel Mitylene, wo er ſechs Monate das harteſte Elend auszuſtehen hatte, auf die nächſt Konſtantinopel liegende Inſel Terebinthe gebracht worden, wurde er von da, durch einen im Namen der päpſtlichen Geſandten an ihn fälſchlich erlaſſenen Befehl, auch zu der von Photius in der kaiſerlichen Hauptſtadt angeſtellten Afterverſammlung berufen, damit ihm allda neuerdings und auf die feyerlichſte Art der Prozeß könnte gemacht werden. Ignaz, ob er gleich die boshaften Ränke des Photius kannte, und ſich auf ſo einer verdächtigen Zuſammenkunft wenig gutes zu verſprechen hatte, trug kein Bedenken ſich derſelben darzuſtellen, weil er ſich ſeiner guten Sache und ſeiner Unſchuld allzuwohl bewußt war. Er begab ſich wirklich mit dem Patriarchalſchmucke angethan, und von katholiſchen Biſchöfen, Prieſtern, Mönchen und einer ziemlichen Anzahl gutgeſinnter Bürger, welche ihm als ihrem rechtmäßigen Hirten immer treu verblieben waren, begleitet, nach der Kirche der heiligen Apoſtel, wo der angebliche Kirchenrath gehalten wurde. Kaum aber erblickte man ihn von Ferne in der Patriarchalkleidung, als ihm der Patrizier Johannes, mit dem

dem Beynamen Koxes, entgegen eilte, und im Namen des Kaiſers unter Lebensſtrafe gebot, die biſchöflichen Kleider abzulegen, und nicht anderſt, als in gemeiner Mönchskleidung vor der Kirchenverſammlung zu erſcheinen. Ignaz gehorchte, ohne ſich weiters über einen ſolchen Schimpf zu beklagen, und ward alſo blos in einer Mönchskutte dem Kaiſer, welcher in dieſer Afterſynode den erſten Platz hatte, vorgeſtellt. Nun drang der Kaiſer unter den derbeſten Vorwürfen und Beſchimpfungen mit der ganzen ihm und ſeinem Afterpatriarchen Photius anhangenden Rotte darauf, Ignatius ſollte ſich freywillig der Patriarchalwürde begeben, und öffentlich bekennen, er habe ſich ohne kanoniſche Wahl unrechtmäßig auf den biſchöflichen Stuhl von Konſtantinopel eingedrungen, beynebens denſelben durch eine ſchändliche Aufführung und tyranniſche Verwaltung beſudelt. Als aber Ignaz ſich zu einem ſo niederträchtigen und ſeiner Ehre ſo nachtheiligen Bekenntniſſe auf keine Art bereden ließ, im Gegentheile weder die von Rom abgeſchickten Legaten, als welche er durch die Verſprechen und Drohungen des Kaiſers ſchon für die ungerechte Sache des Photius gewonnen ſah, noch die übrigen ſchismatiſchen Biſchöfe für ſeine Richter erkennen wollte, ward er, ohne daß man itzt noch ein Urtheil über ihn zu fällen ſich getrauete, wieder fortgeſchickt.

Weil der heilige Patriarch ſich erkläret hatte, daß er vor dieſer Verſammlung, in welcher alles nur nach dem Willen des Kaiſers, nicht aber nach der Vorſchrift der heiligen Kanonen abgehandelt würde, nicht mehr erſcheinen werde, führte man ihn nach zehn Tagen mit Gewalt in die:

dieſelbe. Gleich nach ſeiner Ankunft trat eine große Anzahl mit Gelde beſtochener und ſchon lange zuvor eigends dazu gemietheter Zeugen auf, welche mit einem Eidſchwure betheuerten, Ignaz wäre, ohne daß er ein Zeugniß ſeiner ordentlichen und rechtmäßigen Wahl hätte aufweiſen können, zur biſchöflichen Würde erhoben und eingeweihet worden. Alſobald wurde das feyerliche Abſetzungsurtheil wider ihn abgefaßt, man nahm ihm das Pallium und die übrigen biſchöflichen Kleider, die er anhatte, ab, und die ganze Ketzerparthey des Photius ſchrie laut auf, Ignaz wäre des Prieſterthumes unwürdig, und hiemit deſſelben und der biſchöflichen Würde entſetzt.

Photius mit dieſer geſetzwidrigen Abſetzung des heiligen Ignaz noch nicht begnügt, ließ den unſchuldigen Patriarchen in eine finſtere Ciſterne, darinn die Gebeine des Konſtantin Kopronymus begraben lagen, abführen. Zugleich übergab er ihn dreyen ruchloſen und unbarmherzigen Häſchern, welche ihn ſo lange peinigen ſollten, bis er ſich entſchließen würde, ſein Abſetzungsdekret eigenhändig zu unterſchreiben. Dieſe rohen Unmenſchen übten nun alle Arten der Grauſamkeit an ihrem Gefangenen aus, um ein ſchriftliches Zeugniß, daß er ſeine Abſetzung nicht nur genehmige, ſondern auch für gerecht erkenne, von ihm zu erzwingen. Sie entkleideten ihn bey der ſtrengſten Kälte, und nachdem ſie ihm an beyde Füße große und ſchwere Steine gebunden hatten, hiengen ſie ihn kreuzweiſe in beſagter Ciſterne auf, ſtießen ihn mit Gewalt und Heftigkeit an die eiskalten Marmorplatten, und ließen ihn acht Tage ohne einige Nahrung unter ſo harten Plagen und unaufhörlicher Mar-

ter ſchmachten. Durch das grauſame herumſtoſ-ßen in dem engen Kerker ward Ignaz faſt am ganzen Leibe wund gemacht, und hatte häufiges Blut vergoſſen, ſo, daß er von Heftigkeit der Schmerzen und durch vieles Blutvergießen ganz entkräftet, beynahe den Geiſt aufgab. Als Theodor, einer jener unmenſchlichen von dem Photius zum peinigen beſtellten Gerichtsdiener, den Heiligen in der Ohnmacht und mit dem Tode gleichſam ringen ſah, nahm er Ignazens Hand, und machte damit auf ein weiſſes Papier ein Kreuz, als ein Zeichen, welches anſtatt der eigenhändigen von dem heiligen Ignaz gemachten Namensunterzeichnung dienen ſollte. Dieſes Papier trug Theodor unverweilt dem Photius zu, welcher dann, um eine recht teufliſche Liſt auszuüben, folgende Worte mit ſeiner Hand darunter ſetzte: Ich Ignaz, unwürdiger Patriarch von Konſtantinopel, bekenne hiemit, daß ich nicht rechtmäßig und durch gültige Wahlſtimmen auf den biſchöflichen Sitz erhoben worden, ſondern mit Gewalt mich in denſelben eingedrungen, auch die Jahre hindurch, ſo lange ich denſelben beſaß, anſtatt der Kirche heilig vorzuſtehen, dieſelbe geärgert, und tyranniſch regieret habe. Dieſe mit einer höllenwürdigen Dreiſtigkeit unterſchobene, an ſich grundfalſche Erklärung wurde alſobald dem Kaiſer und allen verſammelten Biſchöfen vorgelegt. Als der Kaiſer dieſelbe mit Vergnügen geleſen hatte, gab er ſogleich Befehl, den heiligen Ignaz aus dem Gefängniſſe zu entlaſſen, damit er ſich in ſeiner eigenen Wohnung pflegen, und von der ausgeſtandenen Plage erholen könnte. Ignaz wen-

dete

dete die kurze Ruhe, die ihm nun vergönnet war, dazu an, daß er dem Papſte Nikolaus I. ſeine bisherige Verfolgung und alle das, was er von der Zeit, da Photius ſich in den biſchöflichen Siz von Konſtantinopel eingedrungen, um der Gerechtigkeit willen gelitten hatte, in einem weitläufigen Schreiben einberichtete, und bey dem apoſtoliſchen Stuhle um Schuz und ſeine Vertheidigung anhielt. Dieſes Schreiben, welches zum Zeichen, daß es nichts als die reineſte Wahrheit enthielt, von zehn Erzbiſchöfen, fünfzehn Biſchöfen, und ſehr vielen Prieſtern unterzeichnet war, ſchickte Ignaz durch einen gewiſſen Abt Namens Theognoſt, der ſich in einen Layen verkleidet hatte, nach Rom. Weil aber Photius ſich auf dem geraubten Patriarchalſtuhle noch nicht ſicher genug glaubte, blies er dem Kaiſer ein, es wäre der allgemeinen und öffentlichen Ruhe halber ſehr rathſam, daß Ignaz in die Kirche der heiligen Apoſtel zurückgeführet würde, um allda ſeine Abſezung und Entweihung vor allem Volke von der Kanzel ſelbſt abzuleſen. Und damit der verſchmizte Afterpatriarch gar nicht mehr zu fürchten hätte, aus dem Size, darein er ſich nur durch Gewalt und Grauſamkeit eingedrungen hatte, von dem rechtmäßigen Hirten etwan in Zukunft wieder verdränget zu werden, verabredete er es mit dem grauſamen Bardas, dem heiligen Ignaz die Augen ausſtechen, und die Hände abhacken zu laſſen, um ihn hiedurch zum biſchöflichen Amte ganz untauglich zu machen. Als aber die zu Ausführung dieſes unmenſchlichen Vorhabens von Photius abgeſchickten Soldaten vor der Wohnung des heiligen Ignaz erſchienen, floh dieſer, weil er in eben dem Augenblicke erfuhr,

was für eine blutige Scene mit ihm ſollte geſpielet werden, mit Hilfe der Nacht davon, indem er, um von den Soldaten nicht erkannt zu werden, eilfertig eine verächtliche Sclavenkleidung anzog, und noch zween Körbe quere über die Schultern hieng, als hätte er in ſolchen etwas anderswoher abzuholen. Cyprian, ſein Schüler, war der einzige Gefährte, der ihn auf ſeiner Flucht begleitete; mit dieſem irrete Ignaz, nachdem er vermittelſt eines Schiffes die propontiſchen Inſeln erreichet hatte, in äußerſter Armuth, eine geraume Zeit in Einöden und auf Gebirgen herum. Photius, der nun ſeine blutdürſtigen Abſichten vereitelt ſah, ließ den Heiligen in den Vorſtädten und allen Klöſtern der Stadt Konſtantinopel aufſuchen; und da er ihn nirgends entdecken konnte, ſchickte er ihm den Oriphas, einen Kriegsbedienten mit ſechs Häſchern nach: dieſen gab er den gemeſſenen Befehl, Ignazen, wenn und wo ſie ihn antreffen würden, als einen Störer der allgemeinen Ruhe ohne weiters umzubringen. Allein, der fromme Patriarch war unter dem Schutze Gottes, und entkam allen Nachſtellungen, bis er ſich ſelbſt freywillig zu erkennen gab; dieſes aber geſchah erſt, nachdem Ignaz durch den Patrizier Petronas, welchen der Kaiſer den unſchuldig Verfolgten aufzuſuchen in verſchiedene Gegenden ausgeſchickt hatte, die eidliche Verſicherung erhielt, daß er nach ſeinem Kloſter ſicher zurückkehren, und ohne Sorge einer fernern Gefahr ruhig darinn fortleben dürfte. Denn da gleich nach der Flucht des heiligen Ignaz die ganze Stadt Konſtantinopel durch ein erſchreckliches Erdbeben erſchüttert wurde, und jedermann dieſes als eine wegen der ungerechten Verfolgung ihres

ihres Oberhirten über ſie verhängte Strafe des Himmels anſah, giengen endlich dem Kaiſer Michael und dem Cäſar Bardas, als den Hauptverfolgern des heiligen Patriarchen Ignaz, die Augen auf, und ſuchten durch die Zurückberufung deſſelben die fernere Rache Gottes von ſich abzuleinen: gleichwie dann auch, ſobald Ignaz in ſeinem Kloſter angelangt war, die durch 40 ganze Tage angedauerte Erderſchütterung der Stadt nachgelaſſen hatte.

Unterdeſſen kamen die von dem Papſte Nikolaus nach Konſtantinopel abgeſchickten Legaten Rodoald und Zacharias im Jahre 862 wieder nach Rom zurück, welchen Leo, der Kämmerling des Kaiſers und deſſen an den Papſt beſtellter Geſandter mit Briefen an eben ermeldten Papſt auf dem Fuße nachfolgten. Allein, weit entfernt, dem Papſte eine ächte Nachricht von ihrer Verrichtung und der wahren Beſchaffenheit der Kirche im Orient zu hinterbringen, ſagten ſie ihm in Anſehung ihrer gehabten Aufträge weiter nichts, als daß Ignaz abgeſetzt, und Photius an deſſen Stelle auf den Patriarchalſtuhl von Konſtantinopel wäre beſtättiget worden. Der Papſt konnte daher, was die Angelegenheiten der orientaliſchen Kirche, und insbeſondere was die zwiſchen dem heiligen Ignaz als bisherigen rechtmäßigen Patriarchen und in deſſen Sitz ohne Vorwiſſen und Beſtättigung des apoſtoliſchen Stuhles von Rom eingedrungenen Photius vorgegangne Streitigkeiten betraf, um ſo weniger in das Klare kommen, da Photius mittlerweile, und da er wirklich die ausgelaſſenſten Gewaltthätigkeiten gegen den heiligen Ignaz ausübte, den Papſt

noch immer mit ſchmeichleriſchen Briefen, die aber nichts als dreiſte Lügen und boshafte Heucheley enthielten, zu hintergehen ſuchte. Hier ſind einige Züge der gleiſneriſchen Ausdrücke, derer ſich Photius in ſolchen Schreiben bediente: Wenn ich, ſagt er in einem derſelben, wenn ich an die großen Pflichten des biſchoflichen Amtes, und an die menſchliche Schwachheit, an die meinige aber insbeſondere gedenke, ſo erſchrecke ich allzeit, wenn ſich einer finden läßt, der ſich entſchließen kann, eine ſo ſchwere Laſt auf ſich zu nehmen. Ich kann meinen Schmerzen mit Worten nicht ausdrücken, mich ſelbſt mit derſelben beladen zu ſehen. Nachdem mein Vorfahrer ſeine Würde aufgegeben hat, ſind die Geiſtlichkeit, die verſammelten Erzbiſchöfe, und forderſamſt der gegen alle übrigen gütige, gegen mich allein aber grauſame Kaiſer auf mich verfallen, und nöthigten mich, ohne für meine Entſchuldigungsgründe und meinen gethanen Widerſtand einige Achtung zu tragen, mich dem biſchoflichen Amte zu unterziehen; und ſo ſiegeten ſie über meine Thränen und meine geäußerte Verzweiflung.

Zur nämlichen Zeit, da Photius ſich einer ſo verführeriſchen Heuchlerſprache bediente, ward er einer andern Betrügerey überwieſen; daß er nämlich Briefe, welche er von dem Papſte an ihn geſchrieben zu ſeyn vorgab, ſelbſt geſchmiedet habe. Er beſtellte einen ſchlechten Menſchen, den er eine Mönchskutte anziehen ließ, welcher ihm einen Brief, den Photius ſelbſt verferti-

get hatte, vor allem Volke überreichen, und dabey ſagen mußte, daß er denſelben von dem Papſte an ihn zu überbringen habe. Der Betrug ward zwar entdeckt, Photius aber fand Mittel jenen, der ihm ſo trefflich gedienet hatte, den Händen der weltlichen Gerechtigkeit zu entziehen. Nicht weniger ſtrafbar machte ſich Photius, dieſer ungerechte Stuhlräuber der Kirche von Konſtaniinopel dadurch, daß er ſich ſo feige und nachſichtig gegen die ruchloſen Ausſchweifungen des Kaiſers Michael zeigte. Dieſer gottvergeſſene Prinz verlachete die heiligſten Religionsgebräuche, und trieb mit ſeinen ausgelaſſenen Freß- und Saufgeſellen, derer Gemeinſchaft er ſich zur Ehre rechnete, über die Ausübung derſelben das boshafteſte Geſpötte. Dieſe jungen Wollüſtler und muthwilligen Schwelger kleideten ſich mit Pontifikalkleider, und ſtelleten eine Art von Prozeſſionen durch die Stadt an: ſie hatten an ihrer Spitze einen gewiſſen Gryllus, welchen ſie den Patriarch nenneten, und äffeten ſo mit Lallen, mit Zithern und andern muſikaliſchen Inſtrumenten Spott- und Hohnweiſe das Kirchengeſang nach.

Nachdem der Papſt Nikolaus mittlerweile durch die von Theognoſt überreichte Klagſchrift von allem dem, was ſich zu Konſtantinopel mit dem heiligen Ignaz zugetragen, einen ächten Bericht erhalten hatte, berief er im Jahre 863 alle zu Rom anweſende Biſchöfe und ſeine ſämmtliche Geiſtlichkeit auf einen Kirchenrath zuſammen, wo er erſtlich die groben von dem Kaiſer Michael und dem Photius gegen den heiligen Ignaz, als rechtmäßigen Patriarch von Konſtantinopel, ausgeübten Miß-

handlungen in Gegenwart des kaiſerlichen Abge-ſandten Leo der ganzen Verſammlung eröffnete, und dann öffentlich betheuerte, daß er in die Abſetzung des heiligen Ignaz und in die Erhebung des Photius auf den Patriarchalſtuhl von Konſtantinopel niemals eingewilliget habe, noch jemals darein einwilligen werde. Er erklärte hierauf die Weihung des Photius für null und nichtig, als welche er von Gregor, dem ehmaligen, aber ſeiner Laſter wegen der biſchöflichen Würde ſchon entſetzten Biſchofe von Syrakus, erhalten; that dieſen als den Urheber ſo vieler Uebel neuerdings in den Bann; nachdem er ſchon vorher den Bannfluch wider den Photius und alle ſeine Anhänger ausgeſprochen, hingegen die von eben ermeldtem Trennungsſtifter von ihren Kirchen mit Gewalt verſtoßenen Biſchöfe wieder in ihre Kirchen einzuſetzen befohlen hatte. Zacharias, Biſchof von Anagni, einer jener pflichtvergeſſenen Legaten des Papſtes, welche nicht allein ſich der Verdammung des heiligen Ignaz nicht widerſetzt, ſondern dieſelbe ſogar auch gutgeheiſſen hatten, bekannte ſeine Untreue gegen den apoſtoliſchen Stuhl, und den aus ſträflicher Feigheit begangenen Fehler, und wurde deßwegen des biſchöflichen Amtes entſetzt; die Beſtrafung des Rodoalds aber, des andern päpſtlichen Abgeordneten, welcher ſich des nämlichen Laſters ſchuldig gemacht, ſich aber noch in Gallien aufhielt, ward auf eine andere abzuhaltende Kirchenverſammlung verſchoben. Der Papſt ſchickte ſodann den kaiſerlichen Geſandten Leo wieder nach Konſtantinopel mit Briefen, ſowohl an den Kaiſer als an den Photius, wie auch noch mit einem andern an die ſämmtlichen Erz- und Biſchöfe

ſchöfe des Orients zurück. In jenem an den Kaiſer Michael bezeugt er, daß er den Photius keineswegs als einen rechtmäßigen Biſchof anerkenne, und ihn als einen in den biſchöflichen Siz von Konſtantinopel mit Gewalt eingedrungenen, niemals in ſeine Gemeinſchaft aufnehmen, folglich auch die Verdammung des auf kanoniſche Art erwählten, und bisher von dem apoſtoliſchen Stuhle und von jedermann als rechtmäßigen Hirten ſelbiger Kirche anerkennten Patriarchen Ignaz niemals gutheißen, oder beſtätigen werde. Er ermahnet ſodann dieſen Fürſten, ja befiehlt ihm mit apoſtoliſcher Gewalt, die Schismatiker im Zaume zu halten, keine Neuerungen in der Kirche anzufangen, und nichts wider die ſchon veſtgeſezten Kirchenſazungen, ohne Vorwiſſen und Gutheißen der römiſchen Kirche, von den Biſchöfen ſeines Reiches unternehmen zu laſſen. Das an den Photius abgegebene Schreiben des Papſtes enthielt theils Vorwürfe, die dieſer boshafte Schwärmer durch den Stolz und ſeine ausſchweifende Gewaltthätigkeiten, mit welchen er ſich auf den Patriarchalſiz von Konſtantinopel erſchwungen hatte, verdiente; theils väterliche Ermahnungen in ſich zu gehen, das in der Kirche geſtiftete Aergerniß zu verbeſſern, und ſich dem über ihn gefällten gerechten Urtheile des apoſtoliſchen Stuhles von Rom mit Demuth zu unterwerfen. Endlich das dritte Schreiben, welches der Papſt dem oben benennten kaiſerlichen Geſandten Leo, insgeſammt an die Patriarchen, Erz- und Biſchöfe des ganzen Orients mitgab, unterſagte dieſen Kirchenvorſtehern alle Gemeinſchaft mit dem Photius, und gebot ihnen, dieſen vermeſſenen Stuhlräuber der konſtantinopolitaniſchen Kirche

als einen bloßen Laye anzuſehen, da ihnen der Papſt zugleich mit apoſtoliſcher Gewalt befahl, den von ſeinem Sitze widerrechtlich verdrängten Ignaz als ihren Bruder und den einzigen wahren und rechtmäßigen Hirten ſelbiger Kirche zu halten und zu verehren.

Nachdem Leo, der nach Rom geſchickte Abgeordnete des Kaiſers mit dieſen päpſtlichen Briefen, und mit der unangenehmen Nachricht, daß Photius mit allen ſeinen Anhängern von dem römiſchen Papſte auf einer gehaltenen Synode verdammet worden, im Jahre 864 zu Konſtantinopel wieder angelanget war, entbrannte der Kaiſer noch heftiger, und ſchickte gleich in folgendem Jahre 865 einen abermaligen Geſandten Namens Michael mit einer großen Schmähſchrift an den Papſt nach Rom ab, um dieſen durch Drohungen und allerhand erdichtete Vorwürfe zu Abänderung des wider den Photius und die ihm anhangenden Biſchöfe des Orients gefällten Urtheils zu nöthigen. Allein, den unüberwindlichen und klugen Papſt Nikolaus ſchreckten weder Drohworte noch Schmähungen: mit apoſtoliſchem Eifer erfüllet, ſchickte er den kaiſerlichen Geſandten ohne Saumniß mit einem weitläufigten Antwortſchreiben, das voller Geiſt und Salbung war, nach Konſtantinopel zurück, und wendete ſein Anſehen, die Gewalt der Kirche, ſeine ganze Wohlredenheit an, den Kaiſer, dieſen durch ſchlimme Rathſchläge verführten, durch falſche Grundſätze in der Religion verirrten, und durch eigenes Verderbniß in dem Schlamme der Laſter tief verſenkten Prinzen nicht nur durch die eindringlichſten Vorſtellungen zur katholiſchen Lehre und auf

die

die rechte Bahn zurückzuleiten, ſondern auch das wider den Afterpatriarch Photius ausgeſprochene Verdammungsurtheil zu rechtfertigen, und mit unwiderleglichen Gründen zu erweiſen.

Photius wurde durch die Nachricht, daß er auf einer zu Rom gehaltenen Kirchenverſammlung feyerlich verdammet worden, in eine nicht geringe Verlegenheit verſetzt; beſonders, da er eben hiedurch ſeine Parthey von Tage zu Tage ſich vermindern, hingegen jene des heiligen Ignaz, ſowohl durch verſchiedene orientaliſche Biſchöfe, als auch viele Großen des Hofs immer anwachſen ſah. Er ſann daher auf neue Mittel, ſich in der getaubten Kirchenwürde noch ferner zu erhalten, und zog zu dieſem Ende bald den Schafspelz an, bald ließ er den reißenden Wolf, welchen er darunter verborgen hielt, in voller Wuth ſehen. Photius hatte an dem Mitregenten Bardas, welchen der Kaiſer, weil dieſer ihm verdächtig zu werden anfieng, im Jahre 866 meuchelmörderiſcher Weiſe hatte umbringen laſſen, einen mächtigen Beſchützer verlohren. Daher drehete dieſer ſchalkhafte Wetterhahn den Stiel, und fieng an über den Bardas, auf welchen er vormals ſein ganzes Vertrauen ſetzte, öffentlich zu ſchmähen, indem er ausgab, Bardas habe ſich durch tauſend Laſter eines ſolchen Todes würdig gemacht, und hiedurch ſuchte er ſich in der Gunſt des Kaiſers recht veſt zu erhalten, damit er, durch deſſen Anſehen unterſtützt, ſeine Wuth deſto heftiger wider diejenigen ausgießen könnte, welche es mit dem heiligen Ignaz hielten. Dergleichen gut- und wohldenkende Chriſten, ſie möchten nun gemeine Bürger, oder ſelbſt Männer vom Range ſeyn,

klagte er bey dem Kaiſer als Aufwiegler des Volkes, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Verräther und Feinde des Vaterlandes an; und mit ſo ſchwarzen Verleumdungen brachte er es dahin, daß einige ihrer Güter beraubt, andere ihrer Ehren und Aemter entſetzt, dieſe ins Elend verwieſen, jene in Kerker verſtoßen, noch andere zur lebenslänglichen Gefangenſchaft verdammet, mit Ruthen geſtrichen, an Folterrahmen ausgeſpannet, und mit vielen andern Peinen angethan wurden; ſo, daß er keinem Geſchlechte, keinem Alter, keiner Gattung Menſchen verſchonete. Genug war es, ſeinen Haß, ſeine Rache, die äußerſte Grauſamkeit zu verdienen, daß man ſich zur Parthey des Papſtes oder des heiligen Ignaz bekennete. Ja, als dieſer raſende Schwärmgeiſt ſah, daß er mit ſeiner Verſtellung und den heuchleriſchen Briefen, womit er von Zeit zu Zeit den römiſchen Stuhl zu täuſchen ſuchte, nichts ausrichten, und den Papſt auf keine Art zu Abänderung des wider ihn einmal gefällten Bann- und Verdammungsurtheiles vermögen könnte, faſſete er ſogar den tollen Entſchluß, wider den Papſt ſelbſt den Bannfluch ergehen zu laſſen, und ihn der höchſten Kirchenwürde zu entſetzen. Um aber ſo ein kühnes Unternehmen einigermaßen in der Ordnung, und nach Vorſchrift der Kirchengeſetze, zu Stande zu bringen, beredete er den Kaiſer **Michael** eine Kirchenverſammlung nach **Konſtantinopel** zuſammen zu berufen. Nicht nur alle ſchismatiſchen Biſchöfe von des **Photius** Parthey, ſondern viele andere ſchlechte, hergeloffene Leute, die ſich als die Abgeſandten der morgenländiſchen Patriarchen ſtellen mußten, erſchienen wirklich im Jahre 867 auf ſo einer ärgerlichen Winkel-

zu-

zuſammenkunft, um über das oberſte Kirchenhaupt ein Urtheil zu fällen. Michael der Kaiſer mit den verkappten Legaten der drey Patriarchen des Orients hatte dabey den Vorſitz. Eine ziemliche Anzahl gedingter und mit Gelde beſtochener Ankläger war ſchon in Bereitſchaft, welche zuerſt auftraten, und hundert grobe Laſter von dem Papſte Nikolaus, dem vorgeblichen Kirchenrathe vorſchwatzen, wider den beklagten Rache ſchreyen, und um Gerechtigkeit bitten mußten. Zugleich ließ Photius Zeugen auftreten, das iſt, Menſchen, welche er unverſchämt genug befunden hatte, die dem Papſte angedichteten Laſter laut zu behaupten, und alle wider ihn angebrachten Beſchuldigungen, von denen ſie aber weder etwas gewußt, noch jemals gehört hatten, dreiſthin zu behaupten. Damit aber niemand vermerken ſollte, daß Photius der einzige Angeber ſo ſchwarzer Verleumdungen, und der Stifter ſo ſchreyender Ungerechtigkeiten wäre, ſo nahm dieſer verſchmitzte Böſewicht dem äußerlichen Scheine nach die Parthey des Papſtes an, indem er ſagte, man müßte den Papſt, weil er abweſend und der ihm aufgebürdeten Verbrechen noch nicht ganz überwieſen wäre, nicht ſo leicht verdammen. Allein, die Biſchöfe, die ſogenannten Väter dieſer Winkelverſammlung widerlegten ſeine morſchen Gründe, von denen zwar Photius ſchon zum voraus einſah, daß ſie dem Papſte zur Rechtfertigung nichts dienen würden; er ſtellete ſich daher, als wollte er auch nicht länger ſich ihrer beſſer gegründeten Meynung widerſetzen, vernahm die Beſchuldigungen öffentlich, verhörete die Zeugen, und ſchien die Sache mit Eifer und Gerechtigkeitsliebe zu unterſuchen. Endlich ließ er das gott-

loſe

loſe Verdammung- und Abſetzungsurtheil wider den Papſt, und den Bannfluch wider diejenigen ausrufen, welche noch ferner mit ihm in Gemeinſchaft bleiben würden. Ein und zwanzig Biſchöfe, welche die Gunſt des Kaiſers und des Afterpatriarchen Photius Gott und ihrer eigenen Seele vorzogen, hatten die Verwegenheit, dieſes höllenwürdige Urtheil eigenhändig zu unterſchreiben. Um aber demſelben deſtomehr Kraft und Anſehen zu geben, fügte Photius noch mit eigener Hand die Unterſchriften der beyden Kaiſer, der drey erdichteten Abgeordneten der orientaliſchen Patriarchen, des ganzen Rathes und der ſämmtlichen Geiſtlichkeit von Konſtantinopel, wie noch einiger hundert anderer Biſchöfe hinzu, welche er ſeinem vorgeblichen Kirchenrathe als gegenwärtige Väter und Richter angegeben hatte, um hiedurch ſeiner zuſammengerafften, meiſtens aus unwürdigen Miethlingen und ſchlechtem Geſindel beſtehenden Winkelrotte, die Ehre einer allgemeinen Kirchenverſammlung bey Auswärtigen zu verſchaffen. Die mit ſo vielen falſchen und erlogenen Unterſchriften gezeichneten Akten ſchickte er hiernächſt an den Kaiſer Ludwig, und bat ihn, den Papſt Nikolaus als einen, der von einem allgemeinen Kirchenrathe ſeiner Würde entſetzt und verdammet worden, aus Rom zu verjagen. Um aber dieſen Fürſten zu einem ſo greuelvollen Unternehmen gegen das oberſte Kirchenhaupt anzufriſchen, fügte er noch das praleriſche Verſprechen hinzu, ihm auf den orientaliſchen Kaiſerthron zu verhelfen, wenn er mit ihm gemeine Sache machen, ihn mit ſeinen Anhängern in ſeinen Schutz nehmen, und den Papſt von ſeinem Sitze vertreiben würde.

Nach

Nach einer ſo kühnen That ſetzte nun Photius ſeinem Haſſe gegen den Papſt keine Schranken mehr. Die orientaliſchen Biſchöfe und ihre Gemeinden, welche bis itzt dem römiſchen Stuhle noch getreu verblieben waren, und den Papſt für ihr Oberhaupt erkannten, auf ſeine Seite zu ziehen, ließ er ein von ihm verfertigtes Umlaufſchreiben, das von Lügen, Falſchheiten und Verleumdungen strotzete, und darinn er die ganze lateiniſche Kirche verſchiedener Irrthümer öffentlich zu beſchuldigen ſich erkühnete, an die Patriarchen und Erzbiſchöfe des Orients herumtragen. Dieſe den Lateinern aufgebürdeten Glaubensirrthümer aber beſtunden hauptſächlich darinn, daß ſie an den Samstagen faſteten: daß ſie die erſte Woche der 40tägigen Faſten von der übrigen Faſtenzeit trenneten, indem ſie in jener erſten Woche die Faſten nicht nach der Vorſchrift der alten Kirche hielten: daß ſie den Prieſtern das Joch der Enthaltſamkeit aufbürdeten: daß ſie das von bloßen Prieſtern ertheilte Sakrament der Firmung für ungültig hielten, und daſſelbe zu wiederholen kein Bedenken trügen: aber der gröbſte und gottloſeſte Irrthum, ſetzt Photius hinzu, iſt, daß dieſe aus den Finſterniſſen des Occidents hervorgeſtiegenen Männer (*), wie er ſich ausdrücket, ſich unterfangen haben, dem heiligen, von allen Kirchenverſammlungen beſtättigten, aller Orten angenommenen Glaubensbekenntniſſe neue Worte beyzufügen, indem ſie behaupteten, der heilige Geiſt gehe nicht von dem Vater allein, ſondern zugleich auch

(*) Er verſtehet unter dieſen die römiſchen Legaten, und aus dem Occident den Bulgaren zugeſchickten Glaubensprediger.

auch von dem Sohne aus. Photius tobet in ſeinem Cirkularſchreiben wider dieſe Lehre ſehr heſtig, und beſtrebet ſich durch Scheingründe und feines Vernünfteln zu erweiſen, daß ſie dem Evangelium und der Meynung aller Väter entgegen geſetzt ſey. (*)

Als der Papſt Nikolaus von den Beſchuldigungen, welche die Griechen der lateiniſchen Kirche aufbürdeten, durch den König der Bulgaren Nachricht bekommen hatte, ſchrieb er auch an die Biſchöfe des Occidents, beſonders an jene in Gallien, einen apoſtoliſchen Hirtenbrief, worinn er jene ungerechten Vorwürfe der Griechen gründlich widerlegte, zugleich aber auch die galliſchen Biſchöfe aufmunterte, ſolchen Verleumdungen und falſchen Zumuthungen ſich mit Mund und Feder zu widerſetzen, welches jene auch mit einem lobſamen Eifer und beſtem Erfolge thaten.

Unterdeſſen begieng der Kaiſer Michael von Tage zu Tage neue Ausſchweifungen und ſchamloſere Ausgelaſſenheiten, wodurch er ſich bey der ganzen Welt zu einem Scheuſal machte. Da nun Baſil, den er nach der Ermordung des Bardas zum Gehilfen des Reichs angenommen hatte, ihn durch freundſchaftliche Ermahnungen in

(*) Den wißbegierigen Leſer, welcher eine Widerlegung dieſer von dem Photius der lateiniſchen Kirche als Irrthümer vorgeworfenen Sätze verlangt, verweiſen wir Kürze halber an den Papſt Natalis Alexander im 9ten und 10ten Jahrhundert, an den P. Joſeph Biner p. 3. Cap. 2. fol. 118. und an andere gelehrten Theologen und Polemiker.

in ein beſſeres Geleis zu führen ſich angelegen ſeyn ließ, dachte Michael ſich eines ſo unangenehmen Beſchnarchers und Sittenrichters los zu machen, und beſchloß ihn auf einer anzuſtellenden Jagd tödten zu laſſen. Allein, Baſil roch den Braten, und kam dem ihm gedroheten Streiche noch zuvor, indem er den Kaiſer Michael, eben da dieſer mit einem dicken Rauſche im tiefen Schlafe lag, durch ſeine eigene Leibwache im Jahre 867 ermorden ließ. Baſil ward neuerdings zum Kaiſer ausgerufen, und ſaß nun allein auf dem orientaliſchen Throne.

Gleich den andern Tag nach ſeiner Erhebung ſchickte der neue Kaiſer Boten aus, welche die von dem Photius nach Italien abgeſchickten Geſandten einholen und zurückrufen mußten; den Afterpatriarch Photius verwies er in das Kloſter Scepen, und den heiligen Ignaz, der ſich unweit von Konſtantinopel in einem Kloſter aufhielt, ließ er durch eine feyerliche Geſandtſchaft in die kaiſerliche Reſidenzſtadt abholen; da er ihn dann nach einem durch neun volle Jahre ausgeſtandenem harten Elende an eben dem Tage, an welchem er durch den eingedrungenen Photius von dem Patriarchalſtuhle verſtoßen worden, nämlich den 23ſten des Wintermonats unter freudigem Zurufen des ganzen Volkes wieder in ſeine Kirche einſetzte. Um aber auch die Gläubigen von dem eingedrungenen Miethlinge abzubringen, und mit ihrem rechtmäßigen Hirten wieder zu vereinigen, erklärete Ignaz ſowohl den Afterpatriarch Photius als auch diejenigen, denen er die biſchöfliche oder prieſterliche und andere geiſtlichen Weihen ertheilet hatte, ihrer Würde entſetzt, verbot ihnen die

Ausübung der von dem Photius empfangenen geiſtlichen Weihen, und drohete allen den Kirchenbann an, welche ferner mit dieſen falſchen Hirten in Gemeinſchaft ſtehen würden.

Der Kaiſer Baſil ſchickte hierauf einen Geſandten nach Rom, welcher dem Papſte Nikolaus die frohe Nachricht überbringen mußte, daß Photius von Konſtantinopel verjagt, und Ignaz wieder in den Patriarchalſitz eingeſetzt worden. Und weil Ignaz, dem bisherigen Aergerniſſe abzuhelfen, und die Ruhe in der Kirche wieder herzuſtellen, eine allgemeine Kirchenverſammlung für unumgänglich nothwendig erachtete, ſo ließ er dem Papſte zugleich wiſſen, daß er hiezu ſeine Hand bieten wollte, wenn der heilige Stuhl zu Rom ſeine Legaten im Namen der occidentaliſchen Kirche nach Konſtantinopel ſchicken würde. Dieſem zufolge ſchickte Hadrian der Zweyte, welcher mittlerweile dem Papſte Nikolaus auf dem apoſtoliſchen Stuhle nachgefolget war, im Jahre 868 die ſchon von ſeinem Vorfahrer nach Konſtantinopel beſtimmten drey Geſandten, Donatus, Biſchof von Oſtia, Marinus, der römiſchen Kirche Diakon, und Stephan, Biſchof zu Nepi, dahin ab. Sobald der Kaiſer von dem Anzuge dieſer päpſtlichen Legaten Nachricht erhielt, ließ er zu derſelben würdigem Empfange die prächtigſten Anſtalten vorkehren: er ſchickte ihnen 40 Pferde aus den kaiſerlichen Ställen mit vielem Silbergeſchirre und andern koſtbaren Geräthſchaften, deren ſie ſich auf ihrer Reiſe zur Nothwendig- oder größern Bequemlichkeit bedienen könnten, entgegen: und als ſie den 15ten des Herbſtmonats im Jahre 869 in der kaiſer-

kaiſerlichen Reſidenzſtadt wirklich anlangten, wurden ſie von dem ſämmtlichen Hofſtaate und den Bedienten des Kaiſers, wie auch von der verſammelten Geiſtlichkeit mit größten Ehrenbezeugungen empfangen, und unter Frohlocken des ganzen Volkes, das ſie mit brennenden Fackeln und Wachskerzen durch die Gaſſen begleitete, in den ihnen zur Wohnung beſtimmten Pallaſt geführet.

Gleich den folgenden Tag wurden die päpſtlichen Legaten dem Kaiſer vorgeſtellet. Dieſer empfieng ſie mit eben ſo großer Verehrung als vieler Zärtlichkeit: denn er küßte die ihm überreichten Briefe des Papſtes Hadrian, und umarmte die Legaten ſelbſt auf das freundſchaftlichſte. Zugleich verſicherte er ſie ſeiner wahren Ergebenheit gegen die römiſche Kirche, ſeines Schutzes, und ſeines ganzen Zutrauens. Endlich ermahnte und bat er ſie, an der Herſtellung der Ruhe, an dem Frieden und der Vereinigung der Kirche mit allem Ernſte zu arbeiten. Hierauf ward mit dem Kaiſer und dem Patriarchen Ignaz wegen Haltung des vorhabenden Kirchenrathes, und was darauf ſollte abgehandelt werden, das weitere verabredet und zubereitet.

Achte allgemeine Kirchenverſammlung, die vierte zu Konſtantinopel im Jahre Chriſti 869.

Es war der fünfte Tag des Weinmonats im Jahre 869, an welchem dieſer berühmte allgemeine Kirchenrath in der Sophienkirche feyerlich eröffnet worden. Neben den päpſtlichen Abgeordneten, welche dabey den Vorſitz hatten,

und dem heiligen Ignaz, Patriarchen von Konſtantinopel, wohnten demſelben bey die Geſandten der beyden Patriarchen von Antiochien und Jeruſalem; und zwar im Namen des erſten, da zu eben jener Zeit der Patriarchalſtuhl von Antiochien erlediget war, Thomas, Erzbiſchof von Tyrus; anſtatt aber des Patriarchen von Jeruſalem deſſen Suffragan oder Amtsgehülfe, Namens Elias: der Kaiſer Baſil mit vielen Patriziern und Großen des Reiches war auch bey Eröffnung des Kirchenrathes gegenwärtig. Unter den Patriziern verdienet beſonders bemerket zu werden, Bahanes, der Vertrauteſte des Kaiſers, welcher das, was nach dem Verlangen des Kaiſers ſollte unterſuchet werden, und worüber die Väter ein entſcheidendes Urtheil geben ſollten, vortrug.

Nachdem dieſe erſten und angeſehenſten Perſonen ihre Plätze eingenommen hatten, wurden jene Biſchöfe in die Verſammlung eingeführt, welche dem heiligen Ignaz eine unverbrüchliche Treue gehalten, und mit dem eingedrungenen Photius niemals in Gemeinſchaft ſtehen wollten; da ſie dann eben deßwegen von ihm und ſeinen Anhängern die grauſamſten Verfolgungen auszuſtehen hatten. Dergleichen tapfere Verfechter der gerechten Sache aber zählte man unter den griechiſchen Biſchöfen nicht mehr als zwölf; woraus ſich die große Zerrüttung, welche Photius durch ſeine unſelige Spaltung in der griechiſchen Kirche angerichtet hatte, unſchwer abnehmen läßt. Als nun auch dieſen ihre Plätze angewieſen waren, wurde ſogleich dem Kirchenrathe der Anfang gemacht, und die erſte Sizung gehalten.

Dieſe

Dieſe beſtund hauptſächlich darinn, daß nach abgeleſener Ermahnungsrede des Kaiſers Baſil, wodurch er die verſammelten Väter bat, die in der Kirche obwaltenden Zwiſtigkeiten zu ſchlichten, und die ſchon ſo lang gewünſchte Ruhe wieder herzuſtellen, die von dem Papſte Hadrian ſeinen Legaten mitgegebenen Briefe und Schriften öffentlich geleſen wurden. Unter dieſen befand ſich auch ein ſchriftlicher Aufſatz jener Dekrete, welche auf einer unter dem Papſte Nikolaus zu Rom gehaltenen Synode abgefaſſet, und wodurch alle bis dahin in der Kirche entſtandenen Ketzereyen, beſonders aber jene der Bilderſtürmer, mit ſammt dem Photius und ſeinen Anhängern, verdammet worden. Dieſe Schrift nun ſollten, nach einem gleich in dieſer erſten Sitzung abgefaßten allgemeinen Schluſſe, alle die ſchismatiſchen Biſchöfe, welche bisher dem gottloſen Trennungsſtifter Photius angehangen, nun aber ihren Fehler reumüthig erkannten, voraus unterſchreiben, ehe ſie in die Gemeinſchaft der katholiſchen Kirche wieder aufgenommen würden.

In der zweyten Sitzung waren viele dergleichen von den heiligen Patriarchen zu Konſtantinopel, Methodius und Ignaz, geweihten Biſchöfe und Prieſter, die nachmals auf die Seite des Photius getreten, nicht nur zur katholiſchen Gemeinſchaft wirklich zugelaſſen, nachdem ſie ihre Schuld öffentlich bekannt, und die oben berührten Verdammungsdekrete unterſchrieben hatten; ſondern ſie wurden auch durch feyerliche Ueberreichung der biſchöflichen Inſignien in ihren vorigen Würden und Aemtern beſtättiget, da man ihnen zugleich in der Ver-

ſammlung ihre Plätze der Ordnung und dem Range nach anwies: doch mußten ſie ſich gefallen laſſen, eine Kirchenbuße, die in gewiſſen Faſten und Gebethen beſtund, eben wie die ſolchergeſtalt gefallenen Prieſter und andere Geiſtlichen, welche nach reumüthigem Bekenntniſſe ihres Fehlers zur Gemeinſchaft der Kirche wieder zugelaſſen wurden, bis auf das Feſt der Geburt unſers Herrn zu verrichten, mittlerweile aber von Ausübung ihres Amtes und der geiſtlichen Weihen ſich zu enthalten.

In der **dritten Sitzung** wurden die zween Erzbiſchöfe von **Ancyra** und **Nizäen** von der Vergebung, welche man den zur katholiſchen Parthey und in die Gemeinſchaft mit dem heiligen **Ignaz** zurückkehrenden Biſchöfen zugeſtund, ausgeſchloſſen, weil ſie ſich weigerten, die von dem Papſte ſeinen Legaten mitgegebenen Entſcheidungen und Dekrete zu unterſchreiben. Hierauf waren abermal mehrere Briefe von der Verdammung des **Photius** abgeleſen, als: jener des Papſtes **Hadrian** an den heiligen **Ignaz**, jener des Kaiſers **Baſil** an den Papſt **Nikolaus**, und endlich jener, welchen der heilige **Ignaz** an eben ermeldten Papſt **Nikolaus** geſchrieben hat, und worinn der heilige Patriarch ſeine von dem **Photius** und deſſen Anhängern erlittene Verfolgungen erzählet, dagegen aber bey dem apoſtoliſchen Stuhle um Schutz und Hilfe anſuchet.

Da bey der **vierten Sitzung Photius** einige Biſchöfe von ſeiner Parthey zur heiligen Kirchenverſammlung abſchickte, welche ſich rühmten, ſowohl **Photius** als ſie wären von dem

Papſte

Papſte Nikolaus in die Gemeinſchaft aufgenommen worden, wurden ſie von den römiſchen Legaten durch die eigenhändige Briefe des Papſtes Nikolaus, welche dieſer an den Kaiſer Michael und an den Photius geſchrieben, und die man öffentlich ableſen ließ, der Lügen überwieſen, und mit Schande aus der heiligen Verſammlung verſtoßen.

Die fünfte Sitzung war auf den 19ten des Weinmonats angeſagt, und zu dieſer ſollte auf Befehl des Kaiſers Photius eingeladen, und wenn er nicht freywillig dabey erſcheinen würde, mit Gewalt dahin gebracht werden. Doch wollten die apoſtoliſchen Geſandten, man ſollte ihn als einen bloßen Layen auch nicht anders als durch weltliche Perſonen dazu rufen und abholen laſſen.

Als nun der ruchloſe Schwärmer den Vätern vorgeſtellet, und ſeiner Laſter und Ausſchweifungen halber befragt wurde, klagte er nur über den Zwang, den man ihm anthat, und antwortete weiter nichts auf das, was man ihm vorwarf, als daß er unverſchämter Weiſe ſein Stillſchweigen mit dem Beyſpiele Jeſu Chriſti, der vor ſeinen ungerechten Richtern auch nichts redete, zu vergleichen ſich erkühnete. Und da man ihm wiederholtermalen ſich zu rechtfertigen gebot; indem er mit ſeinem gleisneriſchen Stillſchweigen dem über ihn zufällenden Verdammungsurtheile doch nicht entgehen würde, gab der verſchmitzte Heuchler zur Antwort: *Juſtificationes meæ non ſunt de hoc mundo*, meine Rechtfertigung iſt nicht auf dieſer Welt.

Ungeachtet einer ſo ſtrafbaren Widerſpänſtigkeit ward dennoch dieſem hartnäckigen Kopfe noch eine Zeit von zehn Tagen zur Rückkehr und Erkenntniß ſeiner groben Fehler anberaumt; allein, der verſtockte Böſewicht ſchlug ein ſo mildes Anerbieten der Väter mit Stolz und Dreiſtigkeit aus.

In der ſechsten Sitzung, welcher der Kaiſer Baſil auch beywohnete, wurden die von den beyden Päpſten Nikolaus dem Erſten und Hadrian dem Zweyten wider den Photius ergangenen Dekrete abgeleſen. Die morgenländiſche Biſchöfe verſicherten, auch von ihren Metropolitanſitzen wäre Photius niemals als rechtmäßiger Patriarch von Konſtantinopel erkennet worden. Die von dem Photius geweihten Biſchöfe, deren Anzahl ſehr beträchtlich war, und welche auf Befehl des Kaiſers in die Verſammlung eingeführt wurden, wollten der Verdammung des Photius keineswegs beypflichten; ſondern bemüheten ſich, mit allerhand Scheingründen zu erweiſen, die Abſetzung des Patriarchen Ignaz wäre billig und rechtmäßig geweſen. Allein, Metrophanes, Biſchof von Smyrna, widerlegte alle ihre angebrachten Beweiſe eben ſo gelehrt als gründlich. Daher der Kaiſer dieſelben auf eine ſehr rührende Art zur Buße und Unterwürfigkeit gegen die Schlüſſe des heiligen Kirchenrathes ermahnete, wozu er ihnen noch zehn Tage anberaumte.

Die ſiebente Sitzung wurde den 29ſten des Weinmonats gehalten; denn auf dieſen Tag war die dem Photius zur Rückkehr und Aenderung ſeiner bisherigen Geſinnungen angeſetzte Zeit

Zeit verſtrichen. Der Kaiſer erſchien abermal in eigener Perſon, und auf deſſen Befehl mußte ſogleich **Photius** eingeführet werden. Als aber der päpſtliche Geſandte **Marinus** den verwegenen Afterpatriarch mit dem biſchöflichen Hirtenſtabe in die Verſammlung eintreten ſah, befahl er, man ſollte ihm denſelben ungeſäumt wegnehmen, weil dieſer Stab nur einem wahren Kirchenhirten, keinem Miethlinge, der ſich mit Gewalt in den Schafſtall Chriſti eingedrungen, wie **Photius** gethan hat, gebührete. Man fragte ihn ſodann, ob er ſich eines beſſern beſonnen habe? ob es ihn ſeiner groben Mißtritte, ſeiner ausgeübten Laſter, der angeſtifteten Kirchentrennung ꝛc. gereue? ob er eine ernſtliche Buße darüber zu wirken ſich entſchloſſen habe? und endlich, ob er die Dekrete der beyden Päpſte **Nikolaus des Erſten** und **Hadrians des Zweyten** anzunehmen und zu unterſchreiben bereit ſey? Auf alle dieſe Fragen antwortete **Photius** mit einer ganz ſchamloſen Halsſtarrigkeit: er halte dafür, die päpſtlichen Geſandten wären weit ſtrafbarer, und folglich auch der Buße bedürftiger, als er. Als man hierauf die ſchismatiſchen Biſchöfe, die Anhänger des ruchloſen **Photius** auftreten ließ, und dieſe eben ſo hartnäckig auf ihren ketzeriſchen Meynungen beſtunden, auch ſogar durch die ernſtlichſten Zuſprüche und Ermahnungen des Kaiſers zu Unterzeichnung der ihnen vorgelegten Abſchwörungsſchrift nicht zu bereden waren, ſo wurde endlich das ſchon lange von den beyden römiſchen Päpſten **Nikolaus dem Erſten** und **Hadrian dem Zweyten** ausgeſprochene Verdammungsurtheil öffentlich abgeleſen, von allen gegenwärtigen Vätern beſtättiget, eigenhändig

unterzeichnet, und dann mit Beyfügung der ſchrecklichſten Bannflüchen dem treuloſen Photius und ſeinen nichtswürdigen Geſellen, welche alle gegenwärtig ſtehend daſſelbe anhören mußten, angekündiget.

Nachdem man in der achten Sitzung, welche den 5ten des Wintermonats gehalten wurde, die von dem Photius wider den Papſt Nikolaus und den heiligen Jgnaz ausgegebenen Schmähſchriften unterſucht hatte, wurden dieſelben mit ſammt den Akten aller jener Winkelverſammlungen, welche der Afterpatriarch während der Zeit ſeiner angemaßten Kirchenverwaltung von Konſtantinopel mit ſeiner ſchwärmeriſchen Rotte, den ſchismatiſchen Biſchöfen, gehalten, auf Anſuchen des Kaiſers Baſil, und dann auf Befehl des ſämmtlichen Kirchenrathes, verbrennt. Einige der ruchloſen Bilderſtürmerey noch anhangenden Schwärmer wurden hiernächſt in die Verſammlung eingeführet. Als nun der Patrizier Bahanes einem derſelben eine Silbermünze, welcher das Bildniß des Kaiſers eingepräget war, vorwies, und fragte, ob er ſolches Bildniß verehrete? antwortete jener mit ja. Wenn du das Bildniß eines ſterblichen Königs verehreſt, widerſetzte Bahanes, warum weigerſt du dich, das Bildniß Chriſti des unſterblichen Königs, jenes ſeiner heiligſten Mutter, und anderer Heiligen zu verehren? ich werde ſie auch verehren, gab jener zur Antwort, wenn man mir ein Gebot Chriſti hierüber vorlegt; worauf Bahanes abermal ſagte: über das, was einmal von der allgemeinen Kirche entſchieden iſt, hat man kein aus-

drück-

drückliches Gebot Chriſti weiters zu begehren. Nachdem man hierauf einige, welche den Greuel der Bilderſtürmerey öffentlich abſchwuren, zur Gemeinſchaft der katholiſchen Kirche wieder aufgenommen hatte, wurde dieſe der Ehre Gottes und ſeiner Heiligen ſo ſchimpfliche Ketzerey neuerdings verdammet, und wider ihre Anhänger der Bannfluch ausgerufen, welchen man auch gegen den treuloſen Photius, als einen durch ſeine eigene Schriften überwieſenen, und durch ſo viele offenbare Falſchheiten erprobten Betrüger, wiederholte.

Drey ganze Monate verſtrichen, bis die Väter des Kirchenrathes wieder ordentlich zuſammen kamen; denn die neunte Sitzung ward erſt den 12ten des Hornungs im folgenden Jahre 870 gehalten. In dieſer wurde Joſeph, Erzdiakon der Kirche von Alexandrien, welcher erſt itzt angekommen war, nachdem er ſeine Beglaubigungsſchreiben aufgewieſen hatte, als Geſandter des alexandriniſchen Patriarchen aufgenommen. Ihm wurde alles vorgelegt, was bisher in der Kirchenverſammlung abgehandelt und entſchieden worden, welches er dann auch guthieß, beſtättigte, und im Namen des Patriarchalſitzes von Alexandrien unterſchrieb. Hierauf wurden viele anſehnliche Männer eingeführet, welche theils durch Liſt und betrügeriſche Vorſtellungen des Photius hintergangen, theils durch Drohungen und angewandte Gewalt des Kaiſers Michael in Furcht gebracht, falſche Zeugniſſe wider den heiligen Ignaz abgelegt hatten. Nachdem dieſe ihr gewiſſenloſes Betragen reumüthig bekenneten, ward ihnen von dem heiligen Kirchenrathe eine in Faſten,

Gebethen, Almoſen und andern verdienſtlichen Werken beſtehende Buße auferlegt, dem heiligen Ignaz jedoch die Erlaubniß ertheilet, in der Zeitdauer, wie lange ſolche Buße zu verrichten ſey, mit den Gläubigen ſeiner eigenen Heerde nach Gutbefinden und erheiſchender Urſache eine Ausnahme zu machen, oder dieſelbe zu mäßigen. Das nämliche geſchah mit jenen Spöttern, welche, ob ſie ſchon bloße Layen waren, dennoch, um nur der heiligſten Religionsübungen und Kirchengebräuche zu ſpotten, unter der zuchtloſen Regierung des Kaiſers Michael in prieſterlicher Kleidung in den Gaſſen der Stadt Konſtantinopel herumzuſchwärmen, und die heiligſten Geheimniſſe der chriſtkatholiſchen Religion ſpottweiſe nachzuäffen, ſich erkühneten.

Den 28ſten des Hornungs war endlich die zehnte und letzte Zuſammenkunft der Väter. Bey dieſer erſchienen, nebſt dem Kaiſer Baſil und ſeinem Sohne Konſtantin, die unterdeſſen zu Konſtantinopel angekommenen drey Geſandten des abendländiſchen Kaiſers und Königs in Frankreich, Ludwigs, Anaſtas der berühmte Bibliothekar der römiſchen Kirche, von dem wir unter dem Artikel: Kirchenſchriftſteller des neunten Jahrhunderts, noch etwas melden werden; Suppo, ein Graf und Vetter der Kaiſerin, und Eberhard, des Kaiſers Ludwig Oberſthofmeiſter. Und da zu eben dieſer Zeit Michael, der König der Bulgaren, Geſandten nach Konſtantinopel abgefertiget hatte, wurde auch dieſen erlaubt, mit jenen des Kaiſers Ludwigs der letzten Sitzung des Kirchenrathes beyzuwohnen. In Gegenwart aller dieſer hohen und anſehnlichen Perſonen wurden

nun

nun forderſamſt jene 27 von den verſammelten Vätern abgefaßten Kanonen oder Kirchenſatzungen abgeleſen, welche hauptſächlich die Verdammung des **Photius**, die Beſtättigung und genaue Beobachtung der alten auf den vorigen ſieben allgemeinen Kirchenverſammlungen gemachten Dekrete, und insbeſondere die Verbeſſerung der durch die bisherigen Unruhen in der Kirche von **Konſtantinopel** vernachläßigte Kirchenzucht zum Gegenſtande hatten. Nachdem hierauf eine Glaubensformel, welche neben der ächten katholiſchen Glaubenslehre auch namentlich die Verdammung der Ketzerey der **Monotheliten** und jener der **Bilderſtürmer** enthielt, öffentlich abgeleſen worden, wurde endlich der heilige Kirchenrath durch eine von dem Kaiſer **Baſil** an die Biſchöfe ſowohl als an die gegenwärtigen Layen gerichtete Ermahnungsrede beſchloſſen. Dieſe war bündig und ernſthaft, und eines für das Beſte der Kirche damals ſo eifrigen Fürſten, als **Baſil** war, ganz würdig; jene erinnerte er ihrer großen Amtspflichten, und bat ſie, der ihnen anvertrauten Heerde Chriſti auf dem Wege des Heils mit nachahmungswürdigen Beyſpielen vorzugehen, und dieſelbe, wenigſtens an Sonntagen durch eifrige Predigten mit der heilſamen Lehre des göttlichen Wortes zu nähren: den Layen gebot er den auf Kirchenverſammlungen abgefaßten Geſetzen ſich im mindeſten nicht zu widerſetzen, und in die Kirchengeſchäfte ſich keineswegs einzumiſchen.

Als nun die Akten dieſes Kirchenrathes von allen, die dabey gegenwärtig geweſen, ſollten unterſchrieben werden, trugen die Legaten des apoſtoliſchen Stuhles dem Kaiſer und ſeinen bey=

beyden Söhnen Konſtantin und Leo an, dieſelben zuerſt, und vor allen andern, zu unterſchreiben: Allein, der beſcheidene Fürſt nahm dieſe Ehre nicht an. Erſt nachdem die römiſchen Legaten und alle andere Abgeordneten der Patriarchalſitze dieſelben unterzeichnet hatten; ſetzte der Kaiſer ſeine Unterſchrift, welcher er, nach dem damaligen Gebrauche, ein Kreuzzeichen beyfügte. Die Zahl der unterſchriebenen Biſchöfe belief ſich nur auf hundert und zwey, weil, wie der daſelbſt gegenwärtig geweſene Bibliothekar Anaſtas bemerket, nur jene Biſchöfe mit Sitz und Stimme in dieſen Kirchenrath aufgenommen worden, welche von den beyden Patriarchen der Kirche von Konſtantinopel, Methodius und Ignaz, ihre heiligen Weihen empfangen hatten; da hingegen die, welche von Photius oder einem ſeiner Anhänger zu Biſchöfen waren eingeweihet worden, ausgeſchloſſen wurden, weil man an der Gültigkeit der Weihen zweifelte, welche von jenen mit Gewalt auf die biſchöflichen Stühle eingedrungenen, und gegen die Kirchengeſetze eingeweihten Biſchöfen ertheilet worden.

Nachdem alle Biſchöfe, welche die Verſammlung ausmachten, die Dekrete und Entſcheidungen des heiligen Kirchenrathes mit eigener Hand unterzeichnet hatten, wurden den Stellvertretern oder Abgeordneten der Patriarchalſitze Abſchriften der Akten dieſer Synode zugeſtellet, zugleich aber ein Umlaufſchreiben, welches einen ausführlichen Bericht alles deſſen enthielt, was Photius wider den heiligen Ignaz, und was der heilige Kirchenrath wider jenen Schwärmer beſchloſſen hatte, an alle

Gläu-

Gläubigen ausgefertiget. Endlich war den Legaten des apoſtoliſchen Stuhles ein an den Papſt Hadrian gerichtetes Schreiben übergeben, in welchem der Kirchenrath um die Beſtättigung alles deſſen, was darauf entſchieden und beſchloſſen worden, anhielt.

Neue Unternehmungen des Photius nach ſeiner Verdammung im Jahre Chriſti 877.

Der Stolz des Photius war durch deſſen aller Orten bekannt gewordene Verdammung zwar ziemlich herabgeſetzet; aber Photius andurch noch nicht demüthig gemacht. Der Kaiſer Baſil ſchickte ihn gleich nach ganz geendigtem Kirchenrathe in eine weit entfernte Gegend ins Elend: allein, dieſer gewiſſenloſe Betrüger goß in den Briefen, welche er aus ſeinem Verdammungsorte an ſeine Freunde ſchrieb, die ſchmähſüchtigſten Läſterungen wider den achten allgemeinen Kirchenrath aus, und man hat Urſache zu glauben, daß er die ganze Zeit eines achtjährigen Elendes nur verwendet, Mittel auszudenken, wodurch er ſich wieder auf den Patriarchalthron von Konſtantinopel hinaufſchwingen könnte. Das tauglichſte und auch kräftigſte hiezu ſchien ihm, wenn er die Gunſt des Kaiſers Baſil gewänne: um aber ſich den Weg nach Hof zu bahnen, erſann der verſchmitzte Kopf einen beſondern Kunſtgriff. Da er kühn genug war, die unverſchämteſten Lügen für ſichere Wahrheiten anzugeben, und die offenbareſten Falſchheiten für erprobte Dinge gelten zu machen, ſo ſchmiedete er ein falſches Stammregiſter, kraft deſſen er den

Kaiſer

Kaiſer Baſil von dem berühmten Tyridates, dem Könige der Armenier, abſtammen ließ: dieſer erdichteten Geſchlechtstafel fügte er noch eine Weiſſagung bey, nach welcher die Regierung des Kaiſers Baſil weit glücklicher, als aller ſeiner Vorfahrer ſeyn würde. Alle dieſe Träumereyen ſchrieb er auf ſehr altes Papier, welches er in die Decke eines alten Buchs alſo geſchickt einwickelte, daß man den Betrug nicht leicht merkte, und ſchickte es an den Theophanes, den Hofkaplan des Kaiſers, welcher mit dem Photius heimlich unter der Decke lag, und bey dem Fürſten in großer Achtung ſtund. Theophanes zeigte das Buch dem Kaiſer, und rühmete es als das ſeltenſte und koſtbareſte Werk ſeiner Bibliothek an; mit dem Beyſatze, daß niemand als Photius daſſelbe verſtehen, und eine ächte Erklärung der darinn enthaltenen Geheimniſſe und dunkeln Ausdrücke geben könnte. Baſil, der ſeine niedere Herkunft wohl kannte, war ſehr froh, ein Mittel gefunden zu haben, wodurch er ſich von einem edlern Geſchlechte herzuſchreiben in Stand geſetzt würde: und da dieſes ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte, ward er durch ſolchen Kunſtgriff ins Garn gebracht. Er ließ den Photius aus dem Elende nach Konſtantinopel zurückrufen, verſicherte ihn ſeiner Gunſt und Gewogenheit, und erlaubte ihm nicht nur bey Hofe zu erſcheinen, ſondern auch, wenn er es nöthig fände, ſich mit ihm zu unterreden.

Photius merkte zwar wohl, daß es ihm dermalen nicht gelingen würde, durch offenbare Gewalt den heiligen Ignaz von dem biſchöflichen Stuhl zu verdrängen, er dachte alſo auf gelindere Mittel, den heiligen Patriarch zu ſtürzen.

zen, und bat dieſen um ſeine Gemeinſchaft und um die Wiedereinſetzung in das prieſterliche Amt. Allein, Ignaz verweigerte ihm eines wie das andere mit apoſtoliſcher Standhaftigkeit, und gab dem bekannten Gleiſner zur Antwort, es ſtünde nicht bey ihm, einen, der von einem allgemeinen Kirchenrathe wäre verurtheilt worden, wieder in ſeine Würde einzuſetzen, als welches nur von einer eben ſo anſehnlichen Synode könnte bewerkſtelliget werden.

Photius, deſſen Hochmuth hiedurch beleidigt war, beſchloß nun ſeine Rache neuerdings ausbrechen zu laſſen. Er ſtreuete Samen der Uneinigkeit unter den Gläubigen von Konſtantinopel aus; und da er eben ſo viel Bosheit als Argliſt beſaß, wußte er auch die daſelbſt entſtandene Spaltung zu ſeinen gottesräuberiſchen Abſichten ſehr wohl zu benutzen.

Unterdeſſen, da Photius vor Ehrgeiz faſt berſtete, und ſich auf den Patriarchalſitz von Konſtantinopel zu ſchwingen allerhand Liſt, Betrug und boshafte Ränke anwand, bahnete ihm der Tod des heiligen Ignaz einen offenen Weg dahin. Der fromme Patriarch ſtarb den 23ſten des Weinm. im Jahre 877, doch nicht ohne gegründete Muthmaßung, Photius und der nichtswürdige Theodor Santabaren, welcher am kaiſerlichen Hofe unter der Mönchskutte einen eben ſo verſchmitzten Staatsmann als gottloſen Zauberer verdeckte, und deſſen ſich Photius zu Ausführung ſeiner liederlichen Streiche bediente, hätten den Tod des Heiligen durch Gift, das ſie ihm heimlich beybrachten, beſchleunigt, weil Ehrgeiz und Rachſucht jenen

ſtolzen Schwärmer auch auf den nahen Hintritt, welchen das hohe Alter von beynahe 80 Jahren dem heiligen Patriarchen ſchon anzukündigen ſchien, nicht länger mehr warten ließen. Dieſem ſey nun, wie ihm wolle, ſo wird doch ein ſolcher Verdacht ſowohl durch die Umſtände des geſchwinden und ganz unvermutheten Abſterbens des heiligen Ignaz, als durch die ſo ſchleunig darauf erfolgte Erhebung des Photius auf den biſchöflichen Sitz von Konſtantinopel ſehr beſtärket. Ignaz erkrankete plötzlich, als er noch gar keine Entkräftung von ſeinem obgleich ſchon hohen Alter bey ſich fühlte; und ſah ſich an dem Ende ſeines Lebens, ehe er noch eine Krankheit vermerkte. Wir wollen es eben nicht als eine ausgemachte Wahrheit behaupten, weil wir nicht Grund genug dazu haben, daß Ignaz in der Kirche von ſeinem tödtlichen Uebel ergriffen worden: doch verſichert uns die Geſchichte, daß er unter Abbethung der Tagzeiten, da der Leſer nach Gewohnheit den Segen von ihm verlangte, ſich plötzlich an dem Rande der Ewigkeit befunden, und nachdem er nur das Kreuzzeichen auf ſeinen Mund gemacht, ſchon mit ſterbender Stimme gefragt habe: weſſen Heiligen Andenken an dieſem Tage gefeyert werde? Als man ihm nun geantwortet: daß das Feſt des heiligen Jakobs, eines Bruders unſers Herrn, begangen werde; ſagte er in tiefeſter Demuth: dieſer iſt mein Meiſter und Lehrer: und nachdem er von den Umſtehenden Abſchied genommen hatte, ſprach er nach Gewohnheit die Worte des Segens, und gab ſeinen Geiſt auf. Sein entſeelter Leichnam ward unter den Thränen des rechtgläubigen Volkes mit einer ſeinen Verdienſten angemeſſenen Pracht zur Erde beſtattet. Und

da

da Gott die Heiligkeit des Verſtorbenen von dem Augenblicke ſeines Todes gleich mit herrlichen Wundern an Tag gab, ſo fieng auch ſowohl die griechiſche als lateiniſche Kirche gleich von dem Tage ſeines Hinſcheidens an, deſſen Gedächtniß alljährlich auf eben den Tag, an welchem er dieſes Zeitliche verließ, das iſt, auf den 23ſten des Weinm. feyerlich zu begehen.

Daß aber auch **Photius** ſelbſt zu jenem Verdachte den ſtärkſten Anlaß gegeben habe, läßt ſich aus ſeiner ganzen Aufführung unſchwer abnehmen. Das Leben des heiligen Patriarchen war immer das größte und von ſeiner Zurückrufung aus dem Elende die einzige Hinderniß, daß er ſeinen Ehrgeiz nicht ſo geſchwind, als er es wünſchte, begnügen konnte: und ehe noch die Leichenfeyer für den verſtorbenen rechtmäßigen Hirten vollendet war, das iſt, wie **Nizetas** es bezeuget, den 27ſten des Weinmonats, hatte ſich **Photius** mit Einwilligung des Kaiſers Baſil, und mit Hilfe ſowohl der Großen des Hofs, als auch der ihm neuerdings anhangenden ſchismatiſchen Geiſtlichkeit, welche ſämmtlich der loſe Betrüger auf ſeine Seite zu bringen gewußt, ſchon wieder auf den erledigten Patriarchalſtuhl eingedrungen; da er dann die Freunde des heiligen Ignaz und alle diejenigen, welche dieſem als ihrem rechtmäßigen Hirten immer treu verblieben waren, wie nicht minder jene, welche in ſeine Wiedereinſetzung nicht hatten einwilligen wollen, auf das grauſamſte zu verfolgen anfieng. Lauter offenbare Proben, wie ſehnlich er den Tod des heiligen Patriarchen gewunſchen, und wie leicht zu erachten, auch befördert habe, um den in ſeinem verdammten

Buſen ſchon lange herumgetragenen Haß, nachdem er ihn an dem Heiligen ſelbſt würde gekühlet haben, auch an deſſen getreuen Schafen und Anhängern ausgießen zu können.

Photius, um auf dem nun zum zweytenmale auf die gottloſeſte Art geraubten Patriarchalſtuhl deſto ſicherer zu ſitzen, wagte es, bey dem Papſte Johannes dem Achten, welcher im Jahre 872 Hadrian dem Zweyten auf dem apoſtoliſchen Stuhle nachgefolgt war, um die Beſtättigung ſeiner Wiedereinſetzung anzuhalten. Und zwar hoffete er dieſe um ſo ehender zu erlangen, da ſein Anſuchen mit einem Empfehlungsſchreiben von dem Kaiſer ſelbſt begleitet war. Er betrog ſich auch nicht in ſeiner Hoffnung, der boshafte Heuchler: denn als Baſil im Anfange des Jahres 879 eine Geſandſchaft nach Rom abſchickte, und bey dem Papſte anhalten ließ, er möchte ſein apoſtoliſches Anſehen und ſeine Gewalt anwenden, damit der Friede in der Kirche von Konſtantinopel wieder hergeſtellet würde: ſchlug er dieſes ſo erwünſchte Ziel zu erreichen, in ſeinem an den Papſt erlaſſenen Schreiben als das ſicherſte Mittel vor, daß Photius von der römiſchen Kirche wieder in die Gemeinſchaft aufgenommen, und auf dem Patriarchalſitze von Konſtantinopel, den er nach dem zeitlichen Hintritte des heiligen Ignaz, nur auf Anſuchen der Erzbiſchöfe und übrigen Geiſtlichkeit neuerdings beſtiegen hatte, möchte beſtättiget werden. Photius, welcher in der Verſtellungskunſt ohnehin ein Meiſter war, ſchickte auf Anrathen des Kaiſers auch ſeiner Seits einen Geſandten, den berüchtigten Theodor Santabaren mit nach Rom, und wußte

ſein

ſein Schreiben an den Papſt mit ſo ſcheinbaren Gründen und heuchleriſchen Ausdrücken dergeſtalt zu verkleiſtern, daß der Papſt, der eben nicht ſo klug, und mit weniger Vorſicht, als ſein Vorfahrer Hadrian der Zweyte in dieſe Sache gieng, ihm nicht allein ſeine Gemeinſchaft zugeſtund, ſondern ihn auch auf dem Patriarchalſtuhl von Konſtantinopel beſtättigte, (*) unter der Bedingung jedoch, daß er wegen ſeinen vorigen Vergehungen auf einem zuſammen zuberufenden Kirchenrathe vor den Legaten des apoſtoliſchen Stuhles um Verzeihung bitte; in Zukunft aber (nämlich nach dem Tode des Photius) kein Laye, oder eine andere Perſon vom Hofe, ſondern, nach Vorſchrift der heiligen Kirchenſatzungen, entweder ein Prieſter oder Diakon der Kirche von Konſtantinopel zum Patriarchen daſelbſt ſolle erwählt werden.

Dieſen Befehl des Papſtes, wenigſtens dem äußerlichen Scheine nach, zu befolgen, aber beſſer zu ſagen, ſeinen bisherigen Betrügereyen einen Glanz der Wahrheit zu geben, und ſeinen tyranniſchen Ausſchweifungen eine Farbe der Billigkeit anzuſtreichen, hielt Photius eine Synode zu Konſtantinopel, welche er wegen der großen Anzahl der Biſchöfe, die darauf erſchienen (einige geben deren 380, andere bis 383 an), die achte allgemeine Kirchenverſammlung zu nennen ſich erdreiſtete. Photius nahm dabey den Vorſitz, ohne daß ſich die päpſtlichen Ge-

(*) In der zu Ende dieſes Jahrhunderts folgenden Biographie des Papſtes Johannes VIII. ſoll noch etwas weniges von dieſer Beſtättigung gemeldet werden.

Geſandten **Paul**, Biſchof von Ankona, und Eugen, Biſchof von Oſtia, welche ſich eben damals am kaiſerlichen Hofe, die Geſchäfte der römiſchen Kirche zu beſorgen, aufhielten, im mindeſten dagegen ſetzten; weil er dieſe theils durch reiche Geſchenke, theils durch Androhung der kaiſerlichen Ungnade, wenn ſie nicht mit ihm in ein Horn blieſen, ſchon auf ſeine Seite gebracht hatte: gleichwie er es auch dem Kardinalprieſter **Peter** machte, welchen der Papſt mit den kaiſerlichen Abgeordneten eigends zu dem Ende von Rom nach Konſtantinopel abſchickte, damit er mit jenen zwey oben benennten römiſchen Legaten auf dem daſelbſt anzuſtellenden Kirchenrathe in ſeinem Namen den Vorſitz nehmen ſollte.

Nach einer ſo pflichtvergeſſenen Aufführung der päpſtlichen Geſandten, und ſo vielen andern geſetzwidrigen Vorgängen, läßt ſich unſchwer auf das ſchließen, was auf dieſer Afterſynode, welche in den erſten Tagen des Wintermonats im Jahre 879 wirklich eröffnet wurde, unter dem Vorſitze eines ſo witzigen Betrügers, als **Photius** war, abgehandelt worden. Die römiſchen Legaten mußten öffentlich ausſagen, der Papſt erkennete den **Photius** als rechtmäßigen Patriarch der Kirche von Konſtantinopel, und nehme ihn als einen Bruder in ſeine Gemeinſchaft auf. Die ganze Verſammlung rief ihm Lob und Ehrentitel zu: man nennete ihn einen göttlichen Menſchen; einen Mann, deſſen erhabene Vernunft, tiefe Gelehrſamkeit, gründliche Wiſſenſchaft und bewundernswürdige Mäßigung nur höchſtes Lob und Verehrung verdienten.

In der ſechsten Sitzung, welche den 10ten März im Jahre 880 nicht in der Kirche, wie die vorigen, ſondern in dem kaiſerlichen Pallaſte gehalten wurde, und welcher der Kaiſer ſelbſt beywohnete, war die in den ſieben vorhergehenden allgemeinen Kirchenverſammlungen abgefaßte Glaubensformel zur Regel der wahren katholiſchen Glaubenslehre geſetzt und beſtättiget; beynebens aber auch das in dem allgemeinen Kirchenrathe von Nizäen gemachte Verbot: daß dem daſelbſt verfertigten Glaubensbekenntniſſe nichts ſolle beygeſetzt werden, erneuert. (*)

Nachdem alles, was bisher nach dem Sinne des Photius abgehandelt worden, ſo, wie es dieſer Schwärmer haben wollte, von der ganzen Verſammlung genehmiget war, unterſchrieb der nunmehr für die ſchismatiſche Parthey ganz thöricht eingenommene Kaiſer Baſil alle Entſcheidungen und Aufſätze derſelben; widerrief dabey, und verwarf ausdrücklich alle das, was er vormals auf der rechtmäßigen achten allgemeinen Kirchenverſammlung gutgeheißen, und mit ſeinen Söhnen eigenhändig unterſchrieben hatte. Alſo machen es Fürſten, die entweder nur ihre Leidenſchaften, oder Böſewichte zu Räthen haben. Bald heißen ſie gut, was ſie vormals wohlbedacht und mit geſunder Vernunft verwarfen, und verwerfen wieder blindlings das, was gut zu heißen, ihnen Religion und Menſchen-

(*) Mit Beſtättigung dieſes Verbots zielet die photianiſche Afterſynode nur dahin, die erſagtem Glaubensbekenntniſſe nachher gemachte Beyfügung des Wortes *filioque* zu verdammen.

vernunft bey hellerm Lichte ſo nachdrücklich angerathen haben. Allein, dergleichen haben Urſache das Wehe zu fürchten, welches der Prophet (*) jenen androhet, welche das Böſe gut, und das Gute böſe heißen.

Unterdeſſen triumphirte die Bosheit doch nicht bis ans Ende. Als Papſt Johann der Achte von der ſchändlichen Feigheit ſeiner Legaten an dem kaiſerlichen Hofe, und daß nichts von allem dem, was er vorgeſchrieben, auf dem zu Konſtantinopel gehaltenen Kirchenrathe erfüllet worden, endlich eine ächte Nachricht erhalten hatte, verwarf er jene Synode als eine Winkelverſammlung, erklärte alles, was die römiſchen Abgeſandten gegen ſeine aufgegebene Vorſchrift daſelbſt gethan hatten, für null und nichtig, und ſprach wider den Photius, von welchem er ſich anfangs durch heuchleriſche Briefe ſo ſchändlich hintergehen ließ, den Bannfluch aus. Eben dieſes thaten auch deſſen unmittelbare Nachfolger auf dem apoſtoliſchen Stuhle, Marin, Hadrian der Dritte und Stephan der Fünfte, als welche auch auf ſo dringendes und oft wiederholtes Anhalten des Kaiſers Baſil ſich niemal bereden ließen, den Photius in ihre Gemeinſchaft aufzunehmen; ſondern denſelben immer nicht nur als einen von der Kirche rechtmäßig verdammten Schwärmer und treuloſen Schismatiker verabſcheuten, ſondern auch das wider ihn ausgeſprochene Verdammungsurtheil mit einem neuen feyerlichen Spruche und wiederholten Bannfluche beſtättigten.

Als

(*) Iſ. Cap. 5. v. 20.

Als endlich der Kaiſer Baſil im Jahre 886 mit Tode abgieng, und deſſen Sohn Leo, mit dem Beynamen der Weiſe oder der Philoſoph, den orientaliſchen Kaiſerthron beſtieg, bekamen die Kirchenangelegenheiten im Orient eine ganz andere Wendung. Leo, welcher aus eigener Erfahrniß gar wohl wußte, was für eine ſchändliche Rolle Santabaren, der nichtswürdige Sachwalter des Photius, an dem Hofe ſeines Vaters Baſil geſpielet hatte, und die gottloſen Betrügereyen des Afterpatriarchen ſchon lange kannte; fieng ſeine Regierung damit an, daß er jenen, nachdem er ihm beyde Augen hatte ausſtechen laſſen, ins Elend verwies, den gottloſen Photius aber in ein Kloſter der Armenianermönche einſperren ließ, wo endlich dieſer loſe Betrüger und verſchreyte Trennungsſtifter in dem Kirchenbanne, darinn er ſchon ſo lange unbusfertig gelebt, auch unbusfertig ſtarb im Jahre Chriſti 891. Wenn Photius ſeine ſchönen Eigenſchaften und Geiſtesgaben zum Guten verwendet hätte, wie er ſie nur zu Begehung abſcheulicher Bosheiten, und zu Ausübung der ruchloſeſten Ungerechtigkeiten misbraucht hatte, würde er verdienen unter große Männer gezählt zu werden: denn er war wirklich ein einſichtsvoller Geiſt, ein großer Staatsmann, ein gelehrter und witziger Kopf; aber dabey auch ein ſtolzer, ein hochmüthiger, ein ehrgeiziger, ein allzeit unruhiger, mit niemanden als mit ſich ſelbſt zufriedener Schwärmer, der ſich von ſeinen zwey herrſchenden Leidenſchaften, einem unerträglichen Stolz und unerſättlichem Ehrgeiz ganz hinreißen, und zu den ſchwärzeſten Bosheiten verleiten ließ. Durch ſeine in der Kirche von Konſtantinopel angezettelten Uneinigkeiten legte er

den Grund zu jener unſeligen großen Kirchenſpaltung, welche nachmals die ſchismatiſchen Griechen von der Gemeinſchaft der römiſchen Kirche ganz abgeriſſen hat, und die unglückſeliger Weiſe noch bis auf den heutigen Tag fortdauert. Von dieſer aber werden wir in dem eilften Jahrhunderte, wo ſie von dem Patriarchen Michael Zärularius geſtiftet, und von ſeinen Nachfolgern auf dem Patriarchalſitze zu Konſtantinopel bis auf die heutigen Zeiten fortgeführt worden, das merkwürdigſte anzeigen.

Obgleich übrigens des Photius Name und Gedächtniß im Grunde nur Fluch- und Abſcheuenswürdig iſt, ſo haben doch einige ſeiner hinterlaſſenen Schriften ſich bey der gelehrten Nachwelt Ruhm und Hochachtung erworben. Die berühmteſten davon ſind ſeine Bibliothek, in welcher er 280 Bücher, die er ſelbſt geleſen, anführt, wodurch er viele merkwürdige Stücke des gelehrten Alterthums, welche verlohren gegangen wären, noch von dem gänzlichen Untergang gerettet, und der wißbegierigen Nachkommenſchaft aufbehalten hat: ſein Nomokanon, welcher in 14 Titel abgetheilt iſt, und die ſogenannten apoſtoliſchen Kanonen, wie auch die auf den alten Kirchenverſammlungen abgefaßten und in der griechiſchen Kirche angenommenen Kirchenſatzungen, mit den von den orientaliſchen Kaiſern gemachten bürgerlichen Geſetzen enthält. Die andern Werke, für deren Verfaſſer Photius angegeben wird, und unter welchen ſich ſehr viele Briefe befinden, enthalten meiſtentheils nichts als ſchamloſe Schmäh- und Läſterungen, die er insbeſondere wider die römiſche, und überhaupt wider die lateiniſche Kirche ausgeſpieen,

und,

und, um dieſe in dem ganzen Orient recht verhaßt zu machen, in ſeiner raſenden Tollſucht niedergeſchrieben hat.

Kirchenräthe Deutſchlandes im neunten Jahrhunderte.

Viele merkwürdige Vorfälle, die ſich in dieſem Jahrhunderte in Deutſchland hervorthaten, und theils unmittelbare Angelegenheiten der Kirche waren, theils auch nur in das weltliche Fach gehörten, gaben Stoff und Anlaß zu Haltung verſchiedener Kirchenräthe. Wir berühren aber hier nur jene, die unſere Aufmerkſamkeit verdienen, und in die Kirchengeſchichte Deutſchlandes einen beſondern Einfluß haben. Dergleichen ſind folgende:

1ſtens. Jener zu Salzburg im Jahre 807 unter Arnon, dem erſten Erzbiſchofe daſelbſt, worauf unter andern heilſamen Geſetzen verordnet wurde, daß, da nach Vorſchrift der heiligen Kanonen die Zehndopferungen (*) der Gläu-

(*) Zehndopferungen (Oblationes Decimales) waren jene Feldfrüchten und Erdgewächſe, welche die Gläubigen von allem dem, was ſie auf ihren Gütern und Feldern angepflanzet hatten, zum Unterhalt der Geiſtlichkeit, und zu Verrichtung des heiligen Opfers hergaben; wovon ſie die letztern in die Kirche brachten; jene aber den von den Biſchöfen oder Kirchenvorſtehern ernennten Schaffnern und Verwaltern der Kircheneinkünfte einhändigten, damit ſie nach der oben berührten Verordnung verwendet und ausgetheilt würden.

Gläubigen in vier Theile ſollen abgetheilt werden, wovon der erſte dem Biſchofe, der zweyte den Geiſtlichen und Kirchendienern, der dritte den Armen, und der vierte zu Unterhaltung des Kirchengebäuds gewidmet ſeyn ſolle, dieſe Verordnung inskünftige genau ſolle beobachtet werden. Woraus erhellet, daß im Anfange des neunten Jahrhunderts die geiſtlichen Güter und Kircheneinkünfte noch nicht in beſondere Pfründen eingetheilt geweſen, ſondern in eine allgemeine Kaſſe geſammelt, von eigends dazu beſtellten Schaffnern verwaltet, und nach der hier bemerkten, und ſchon gegen Ende des fünften Jahrhunderts von dem Papſte Simplicius gemachten, kurz hernach aber von ſeinem zweyten Nachfolger Gelaſius beſtättigten Verordnung ausgetheilt worden.

2tens. Um eben dieſe Zeit ſoll, nach dem Berichte einiger Schriftſteller, zu Regensburg eine Verſammlung vieler Biſchöfe geweſen ſeyn, in welcher die Gewalt, und die den Chorbiſchöfen (*) eigentlich zuſtehende Amtsverrichtungen

(*) Chorbiſchöfe, von welchen in der Kirchengeſchichte oft Meldung geſchieht, waren dem eigentlichen Verſtande nach gewiſſe Prieſter, welche auf dem Lande und in kleinern Orten als Gehilfen der ordentlichen Biſchöfe, nach Art der heutigen Pfarrer, die Seelſorge vertraten, da die Biſchöfe meiſtentheils in großen und bevölkerten Städten dieſes Amt und andere ihnen eigends zuſtehende Verrichtungen ausübten, welche aber beynebens in Kirchenſachen eine größere Gewalt beſaßen, als heutzutage die bloßen Prieſter und Landpfarrer zu haben

tungen beſtimmet und beſchloſſen worden. Erſtens, daß die Chorbiſchöfe nichts von dem biſchöflichen Amte auszuüben ſich unterfangen ſollen. Zweytens, daß in Zukunft keine Chorbiſchöfe mehr aufgeſtellet werden ſollen. Drittens, daß das, was die Chorbiſchöfe ohne Vorwiſſen und Erlaubniß der Biſchöfe in Kirchenſachen angeordnet und gethan hätten, für ungültig ſolle gehalten werden.

3tens. In keiner Stadt Deutſchlandes wurden in dieſem Jahrhunderte mehrere Konzilien gehalten, als zu Aachen. Die berühmteſten davon

---

haben pflegen. Ja einige derſelben waren wirklich zu Biſchöfen eingeweihet, und konnten folglich in allen Stücken das biſchöfliche Amt ausüben; wurden aber dennoch nur Chorbiſchöfe genennt, weil ſie keinen biſchöflichen Sitz, und keine eigene Kirche zu verwalten hatten, ſondern unter der Gerichtsbarkeit jenes Biſchofes ſtunden, in deſſen Kirchenſprengel ſie ihre geiſtlichen Verrichtungen, das iſt, ſowohl das biſchöfliche als prieſterliche Amt ausübten, faſt auf eben jene Weiſe, wie die heutigen Titularbiſchöfe, oder die Biſchöfe in partibus, welche Suffraganen genennet werden, zu thun pflegen. Dieſe Chorbiſchöfe misbrauchten zuweilen die ihnen von den Oberhirten eingeräumte Gewalt, und wollten in den Kirchenſprengeln der Biſchöfe jene Verrichtungen ausüben, die von der nur den Biſchöfen zukommenden Gerichtsbarkeit abhiengen, oder welche ſich die eigentlichen Biſchöfe vorbehalten hatten. Dieß war die Urſache, warum der im Anfange des neunten Jahrhunderts zu Regensburg gehaltene Kirchenrath die oberwähnten Verordnungen machte.

davon ſind, jenes im Jahre 809, wo hauptſächlich die Frage war, ob der heilige Geiſt von dem Vater und zugleich auch von dem Sohne ausgehe? ob folglich das Wörtlein *filioque* dem nizäniſchen Symbolo ſollte beygefügt werden, welchen Zuſatz die Griechen immer beſtritten.

Im Jahre 816 war abermal zu **Aachen** eine zahlreiche Verſammlung nicht nur aller deutſchen, ſondern auch der italieniſchen und franzöſiſchen Biſchöfe, welche Kaiſer **Ludwig** der **Fromme** dahin berufen, damit ſie mit vereinigten Kräften eine allgemeine Regel, ſowohl für die Chorherren als Kloſterjungfrauen, nach Vorſchrift der heiligen Kanonen, und nach der Lehre der heiligen Väter entwerfen und verfaſſen ſollten, welches dann auch mit Verfertigung zweyer Bücher, deren das erſte von der Lebensordnung der Chorherren, das andere von jener der Kloſterjungfrauen handelte, vollzogen wurde. Hier wurde auch jener berühmte Aufſatz vieler ſchönen und heilſamer Verordnungen für die Biſchöfe, Prieſter und andere Kirchendiener gemacht, welcher unter dem Namen *Capitulare aquisgranenſe* bekannt iſt, auch zuweilen blos unter dem Namen *Concilium aquisgranenſe* in gelehrten Schriften angezogen wird.

Im folgenden Jahre 817 berief **Ludwig** der **Fromme** wieder viele Biſchöfe, Aebte und die angeſehenſten der deutſchen Geiſtlichkeit nach Aachen, wo er nun ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hatte, um ſich über die Handhabung der damals ziemlich in Abgang gerathenen mönchiſchen Diſziplin zu berathſchlagen; da dann beſchloſſen wurde, daß die Regel des heiligen Be-

nedikts

nedikts in alle Klöſter ſolle eingeführt und genau beobachtet werden. Dieſe in der Stadt Aachen angeſtellte Zuſammenkunſt der deutſchen Biſchöfe und Aebte wird bey den alten durchgehends, aber nur von den richtigern heutigen Schriftſtellern von der obigen unterſchieden, und unter dem Namen *Conventus aquisgranenſis* angeführt: denn **Baronius**, **Natalis Alexander** und noch einige vermiſchen ſie irrig mit der obigen im Jahre 816 zu Aachen gehaltenen Kirchenverſammlung. Noch einige dergleichen Verſammlungen der deutſchen Geiſtlichkeit und der Großen des Reichs wurden in dieſem Jahrhunderte daſelbſt gehalten, auf welchen theils neue Geſetze, die ſich auf das Kirchenregiment bezogen, gemacht; theils die in den vorigen Kirchenräthen ſchon ergangenen Verordnungen beſtättiget, und da einige davon in verſchiedenen Kirchen vernachläßigt worden, zu einer genauern Befolgung empfohlen und neuerdings wieder in Gang gebracht wurden.

4tens. Das im Jahre 813 zu **Mainz** unter der Regierung Karl des Großen gehaltene Konzilium verdienet unter den Kirchenräthen Deutſchlandes einen vorzüglichen Rang. Biſchöfe und Prieſter, Aebte und Mönche von bewährter Tugend, weltliche Grafen und die Richter des Volks kamen auf Befehl des Kaiſers allda zuſammen. Die erſten berathſchlagten ſich einzig über die Mittel, wodurch die in der römiſchen Kirche übliche Kirchenzucht in alle Kirchen des deutſchen Reichs einzuführen wäre, und die Biſchöfe, Prieſter, Chorherren und alle übrigen, die ſich dem geiſtlichen Stande oder dem Kirchendienſte gewidmet hätten, zu einer

ihrem geheiligten Stande angemeſſenen Aufführung könnten angehalten werden. Die zweyten hatten zum Gegenſtande ihrer Berathſchlagungen die Regel des heiligen Benedikts, deren Geſetze ſie prüften, und deren Sinn und Abſichten ſie unterſuchten, um nach derſelben Vorſchrift die neugeſtifteten Klöſter einzurichten, und die in den ſchon lange beſtehenden geiſtlichen Gemeinden zerfallene klöſterliche Zucht wieder herzuſtellen. Die weltlichen Großen des Reichs und Volksvorſteher endlich beſchäftigten ſich allein mit ſolchen Dingen, die in das politiſche Fach einſchlugen, als mit Einrichtung der Gerichtshöfe, mit Abfaſſung bürgerlicher Geſetze ꝛc. damit die Gerechtigkeit gehandhabet, Ruhe und Ordnung erhalten würden.

Im Jahre 847 berief der Erzbiſchof Rabanus, (von dem wir unter dem Artikel: Schriftſteller des neunten Jahrhunderts noch etwas ſagen werden) die Provinzialbiſchöfe nach Mainz, um mit ihnen über die Beobachtung der vorgeſchriebenen Kirchenzucht eine genaue Unterſuchung anzuſtellen, dieſelbe, wo es nöthig befunden würde, zu verbeſſern, die eingeſchlichenen Misbräuche abzuſchaffen ꝛc.

Als um dieſe Zeit Gotheſchalkus, ein Benediktinermönch der Abtey Orbay, in dem Bißthume Soiſſons, ſeine Irrthümer von der Gnadenwahl ꝛc. welche er, durch Verdrehung und eine falſche Auslegung der ächten Lehre des heiligen Auguſtin von dieſer Materie, aus den Büchern dieſes heiligen Vaters geſogen, und ſchon an verſchiedenen Orten Italiens ausgekramet hatte, nun auch in Deutſchland aus-

zubreiten im Jahre 848 nach Mainz kam, hielt Rabanus abermal einen Kirchenrath, wozu er nebſt den benachbarten Biſchöfen ſeine ſämmtliche Geiſtlichkeit einlud. Ludwig, König von Germanien, der zweyte Sohn Kaiſers Ludwig des Frommen, erſchien ſelbſt auch dabey. Ob nun ſchon der tiefgelehrte Erzbiſchof Rabanus, gleich als er etwas von der ketzeriſchen Lehre des Gotheſchalkus erfahren, dieſelbe durch ein eigends dagegen geſchriebenes Buch ſehr bündig widerlegt hatte, ſo war doch dieſer auf ſeinen Witz pochende Schwärmer dreiſt genug, ein Buch, welches ſeine ketzeriſchen Meynungen von der Freyheit des Menſchen, von der göttlichen Gnadenwahl von dem aufrichtigen Willen Gottes alle Menſchen ſelig zu machen ꝛc. und die Vertheidigung derſelben enthielt, nebſt einer Schrift, darinn er den Erzbiſchof Raban der Semipelagianiſchen Ketzerey beſchuldigte, den zu Mainz verſammelten Biſchöfen zu übergeben, in voller Zuverſicht, dieſer Kirchenrath würde deſſen ſchimpfliches Betragen gegen ihren eben ſo frommen als gelehrten Erzbiſchof rechtfertigen, und ſeine irrigen, von der ächten Lehre des heiligen Auguſtin himmelweit abweichenden Meynungen gutheißen und beſtättigen. Aber auch himmelweit betrog ſich der ſtolze Neuerer. Gotheſchalkus wurde mit ſammt ſeiner Lehre durch ein feyerliches Urtheil des Kirchenrathes als ein Ketzer verdammet, und gefänglich an Hinkmar, den Erzbiſchof von Rheims, in deſſen Kirchenſprengel er, ſeinem Vorgeben nach, zum Prieſter geweihet worden, abgeſchickt, damit er allda in einen Kerker eingeſperrt, außer Stande geſetzt würde, ſeine irrigen Sätze weiter auszu-

breiten, und noch andere mit dem Gift ſeiner neuen Ketzerey anzuſtecken.

Die übrigen in dieſem Jahrhunderte zu Mainz und an einigen andern Orten Deutſchlandes gehaltenen Zuſammenkünfte der Provinzialgeiſtlichkeit hatten entweder einzelne Dinge von keiner beſondern Wichtigkeit, oder die Verbeſſerung der Kirchenzucht, die ſchon in vorhergehenden Kirchenverſammlungen veſtgeſetzt worden, oder blos politiſche Staatsſachen zum Gegenſtande ihrer Berathſchlagungen, deßwegen halten wir es für überflüſſig von denſelben hier weitläuftiger zu handeln. Von Gotheſchalk aber wollen wir noch anmerken, daß, als er ſeinem Erzbiſchofe Hinkmar zugeführt worden, dieſer die Sache für allzuwichtig angeſehen habe, als daß er es auf ſich allein genommen hätte, ein feyerliches und entſcheidendes Urtheil darüber zu ſprechen. Er berief in folgendem Jahre 849 die Biſchöfe ſeiner Provinz nach Creſſi, einem in der Pikardie an dem Ufer der Seine liegenden Flecken, und legte ihnen die von Gotheſchalk aufgeſetzten und hartnäckig vertheidigten Lehrſätze von der Gnadenwahl ꝛc. vor. Dieſe nun wurden, eben wie in dem Mainzer Kirchenrathe, nicht nur als ketzeriſch mit ihrem Verfaſſer verdammet, ſondern da dieſer von ſeinen irrigen Meynungen auf keine Art abzubringen war, und dieſelben nur hartnäckiger behauptete, ward er des Prieſterthums entſetzt, nach Vorſchrift der Kanonen und der Regel des heiligen Benedikt als ein Unverbeſſerlicher mit Ruthen geſtrichen, und nachdem man ſeine Schriften in Gegenwart der ganzen Verſammlung ins Feuer geworfen hatte, zu einer lebenslänglichen Gefan-

fangenſchaft verurtheilet, darinn er auch im Jahre 868 als ein halsſtarriger Glaubensneuerer elendig zu Grunde gieng. Vergebens bemühen ſich einige, Gotheſchalk von der Schande der Ketzerey loszuſprechen, denn das Zeugniß ſo großer Männer, als jene zween Erzbiſchöfe Raban und Hinkmar waren, von welchen er nach genauer Prüfung ſeiner mit ſo vieler Halsſtarrigkeit verfochtenen Lehrſätze als ein Ketzer verdammet worden, läßt uns an der Billigkeit des über ihn geſprochenen Urtheiles nicht einen Augenblick zweifeln. Wer eine vollſtändigere Nachricht von Gotheſchalkens Lebens- und Lehrgeſchichte verlangt, den verweiſen wir an *Natalis Alex*. Hiſt. Eccl. Tom. 6. ſæc. IX. & X. Diſſert. V. An Herrn Godeau Kircheng. Tom. 24. und andere, ſowohl alte als neuere Schriftſteller, welche von dieſen beyden citirt werden.

Frömmigkeit Alfred des Großen, Königs in Engelland.

Gegen Ende des neunten Jahrhunderts, das iſt, ungefähr um das Jahr Chriſti 881 bekam Engelland, welches ſchon eine geraume Zeit der traurige Schauplatz blutiger Kriege war, unter der Regierung Königs Alfred eine ganz andere Geſtalt. Dieſer Prinz war ein Sohn Etelvulfs, und kam erſt nach dem Tode ſeines ältern Bruders Aetelfreds, welcher im Jahre 871 ſtarb, auf den engelländiſchen Thron. Neun ganze Jahre hindurch ſah er ſich in der herben Nothwendigkeit, wider die Dänen, welche verſchiedene Provinzen ſeines Königreichs ver-

wüſteten, Krieg zu führen, wobey er aber Weis=heit und Menſchenliebe ſehen ließ, und beyne=bens die ſchönſten Proben eines unerſchrocke=nen Muths ablegte. Nachdem er endlich dieſe Barbaren, welche in verſchiedenen Gegenden ſchon veſten Fuß geſetzt hatten, theils durch die herrlichſten Siege unterjocht, theils wieder in ihr Land zurück gejagt hatte, richtete er ſein gan=zes Augenmerk dahin, die Geſetze, welche durch ſo lange und verderbliche Kriege ganz außer acht geſetzt worden, wieder aufleben zu machen. Zu dem Ende ſchrieb er ein Geſetzbuch, in welchem er, wie er ſich ausdrückt, dasjenige verfaſſet, was er aus den Verordnungen ſeiner Vorfahren für das Wohl ſeiner Unterthanen am tauglichſten und nützlichſten zu ſeyn erachtet hätte. Die Sammlung dieſer Geſetze, welche noch in den Werken einiger engelländiſchen Schriftſteller zu leſen iſt, fängt ſich durch die zehn Gebothe Got=tes und mehrere andere Geſetze an, welche Gott ehemals ſeinem Volke gegeben hat. **Alfred** aber fügte dieſen noch andere hinzu, die er den damaligen Umſtänden ſeiner Unterthanen ange=meſſen und nothwendig glaubte. Man bemer=ket darinn, daß ſie hauptſächlich einen brennen=den Eifer für die Gerechtigkeit, und eine auf=richtige Begierde die Unterdrückung der Armen zu verhindern, und allen gegen Mitbürger aus=zuübenden Gewaltthätigkeiten vorzubeugen zum Grunde haben. Er machte auch einige Geſetze wider jene Richter, die ſich beſtechen ließen, und war in Anſehung der Strafbaren von dieſer Art ganz unerbittlich. Seine Lebensgeſchichte mer=ket an, daß er in einem einzigen Jahre 44 Rich=ter habe aufhenken laſſen, weil ſie in Ausübung ihres Amtes treulos und pflichtwidrig gehandelt hatten.

Nach=

Nachdem er die öffentliche Ruhe durch ſeine Geſetze hergeſtellet und beveſtiget hatte, war er auch bedacht, die Wiſſenſchaften empor zu bringen, wohlwiſſend, daß dieſe am meiſten beytrügen, die Religion blühend zu machen, Laſter auszureuten, und Tugend einzupflanzen. Dieſes ſo ſchöne Ziel aber zu erreichen, ſchickte er Abgeordnete nach Frankreich, und ließ von daher die Mönche Grimbald und Johannes, zween eben ſo viel durch ihre Wiſſenſchaft als durch ihre Frömmigkeit berühmten Prieſter, in ſein Königreich einladen. Dieſe kamen wirklich im Jahre 884 mit noch einigen gelehrten Männern in Engelland an. Alfred empfieng ſie mit vorzüglicher Ehre, gab ihnen anſehnliche Güter, und machte ihre heilſamen Unterrichte nicht nur ſich ſelbſten zu nutze, ſondern brachte auch durch ihre emſige Mitwirkung und ihren arbeitſamen Fleiß in Beſorgung der öffentlichen Schulen, die in Engelland gänzlich zerfallenen Wiſſenſchaften wieder in den blühendſten Stand. Da man in dieſem Königreiche nicht eine Fußſtapfe von der klöſterlichen Zucht mehr wahrnahm, ließ er junge Leute aus andern Ländern, und beſonders aus Frankreich dahin kommen, um die ganz entvölkerten Klöſter damit zu beſetzen. Er ließ ſehr viele Kirchenräthe halten: denn man kann jenen allgemeinen Verſammlungen der Nazion, welche aus Biſchöfen und den Großen des Reichs, die er jährlich zweymal zuſammen berief, beſtunden, und wobey die Biſchöfe das größte Anſehen und das meiſte zu ſagen hatten, dieſen Ehrenname mit beſtem Grunde geben.

Alfred, dieſer ſo weiſe und ſo gottesfürchtige König, theilete ſeine Zeit in zwey Theile ab:

die Hälfte des Tages widmete er den Religions⸗übungen; den andern Theil aber den Reichsge⸗ſchäften und der leiblichen Nothdurft. Täglich hörete er die heilige Meſſe an, wohnete dem Got⸗tesdienſte und der Abbethung der Tagzeiten bey, und beſuchte nächtlicher Weile noch heimlich die Kirchen. Keinen Tag ließ er ohne geiſtliche Le⸗ſung hinſtreichen: er trug auch immer ein Pſal⸗menbuch und ein weiß Papier bey ſich, die Sprüche, von welchen er am meiſten gerührt worden, aufzuzeichnen, und machte ſich davon ein Handbuch, das er faſt unaufhörlich mit Ver⸗gnügen las.

Zum Behufe derjenigen, welche das Latein nicht verſtunden, und deren Zahl ſehr groß war, überſetzte er mit Hilfe einiger Gelehrten, welche er immer an ſeinem Hofe hatte, die Bücher, die ihm am nützlichſten zu ſeyn ſchienen, in die va⸗terländiſche Sprache; unter andern glaubte er vorzüglich das Paſtorale des heiligen Gregors, einer ſolchen Arbeit würdig. „Unſere Voraltern, ſagt er in der an den Biſchof von London ge⸗richteten Vorrede dieſes Paſtorals, „unſere „Voraltern waren nicht darauf bedacht, die gu⸗„ten Bücher in die vaterländiſche Sprache zu „überſetzen, weil ſie ſich nicht einbildeten, man „würde jemals in eine ſo finſtere Unwiſſenheit, „dergleichen heutzutage herrſchet, verfallen kön⸗„nen: ich halte es daher für nöthig, dieſelben „in unſere gemeine Landesſprache zu überſetzen, „damit die engelländiſche Jugend, da ſie leſen „lernt, auch aus demjenigen, was in engliſcher „Sprache geſchrieben iſt, Nutzen ſchöpfet. Als⸗„dann ſollen diejenigen, welche man in den Wiſ⸗„ſenſchaften weiter zu bringen fähig befinden

wird,

„wird, im Lateiniſchen unterrichtet werden. Nur „in dieſer heilſamen Abſicht habe ich mitten unter „den vielen weltlichen Sorgen und beſchwerlichen „Reichsgeſchäften eine engliſche Ueberſetzung „dieſes Paſtorals unternommen. Einer jeden „Kathedralkirche habe ich eine Abſchrift derſelben „zugeſchickt; und ich verbiete im Namen Got„tes, dieſes Buch von der Kirche wegzunehmen; „denn wir wiſſen nicht, wie lange wir in denſel„ben wohl unterrichtete Biſchöfe haben werden.“

Dieß war die Sprache, die dieſer würdige Fürſt in ſeinem Munde führte, in welchem ſich die glückſelige Vereinigung chriſtlicher Tugend und eines brennenden Eifers für die Religion mit allen Eigenſchaften, die einen großen Prinzen geſtalten, antreffen ließ.

Seine Einkünfte theilete Alfred in zween Theile ab: den einen beſtimmte er zu chriſtlichen Liebeswerken von verſchiedener Gattung: das iſt, zu Almoſen für die Armen und Nothleidenden überhaupt; zum Unterhalte der von ihm geſtifteten Klöſter; zur Bezahlung der Lehrer und Schüler in den von ihm errichteten öffentlichen Schulen ꝛc. den andern widmete er für die Bedürfniſſe ſeines königlichen Hauſes: unter ſeinen Einkünften aber muß man hier nur jene verſtehen, welche ihm aus ſeinem ererbten Eigenthume zufloſſen; nicht jene, die von den Auflagen der Unterthanen herkamen. Noch eine andere milde eines Fürſten würdige Stiftung machte er, indem er eine ziemliche Anzahl Kinder vom Range an ſeinem Hofe oder in den Schulen von Oxfort erziehen ließ, denen man alle nothwendigen und ihrem hohen Stande ange-

meſſenen Unterricht gab, um ſie fähig zu machen, dermaleinſt ihrem Vaterlande mit Ehre und Nutzen zu dienen.

Die Kriege, welche dieſer chriſtliche König in ſeiner Jugend zu führen hatte, und die Geiſteszerſtreuungen, die daraus erfolgten, ließen ihn nichts von ſeiner Frömmigkeit verlieren, und konnten eben ſo wenig ſeinen angewohnten Andachten eine Hinderniß abgeben: er gab zu eben der Zeit die überzeugendſten Proben davon: denn, da er damals ſehr oft von heftigen Verſuchungen gequälet wurde, ſtund er zu Nacht auf, eilete der Kirche zu, und warf ſich zur Erde nieder, bat Gott mit Seufzen und heißen Thränen um die Gnade, davon befreyet zu werden. Er machte ſich jeden Augenblick zu nutze, in welchem die Regierungsgeſchäfte ihm ein wenig auszuruhen erlaubten, um ſich mit ſo etwas zu unterhalten, das ihm auf dem Tugendwege immer vorzuſchreiten verhelfen konnte. Alfred ſtarb endlich, wie er gelebt, fromm und heilig den 25ſten des Weinm. im Jahre Chriſti 900, nachdem er 29 Jahre und 6 Monate regiert, und nicht mehr als 51 Jahre erlebt hatte. Er hinterließ eine beträchtliche Anzahl von ihm geſchriebener Werke; die vornehmſten davon ſind ſeine Ueberſetzungen der Geſchichte des **Oroſius**, jener des ehrwürdigen **Beda**, des Paſtorals von **Gregor dem Großen**, des Buchs **von dem Troſte der Philoſophie**, welches der berühmte **Boezius** in ſeinem Gefängniſſe ſchrieb, und endlich ſeine Ueberſetzung der Pſalmen.

Be=

Berühmte Heilige des neunten Jahrhunderts.

Die Kirche hatte zu allen Zeiten in den Verfolgungen der Religion nicht nur tapfere Helden, welche ſich nicht ſcheuten, die Wahrheit derſelben öffentlich zu vertheidigen, ja ſogar mit ihrem Blute zu verſiegeln, wie wir es oben an jenen geſehen, welche die Ketzerey der Bilderſtürmer in dieſem Jahrhunderte angeſtiftet hat; ſie prangte auch zu allen Zeiten mit hellſchimmernden Lichtern, mit andern Männern, welche Stralen einer ausnehmenden Heiligkeit über die Welt verbreiteten. Aus Hundert dergleichen, welche das neunte Jahrhundert aufweiſen kann, bemerken wir hier der angewohnten Kürze halber nur einige, welche ſich vor andern auszeichneten.

Der heilige Platon, gebohren zu Konſtantinopel, von hochadelichen und ſehr reichen Aeltern. Dieſer erwarb ſich durch ſeine tiefen Kenntniſſe in weltlichen Wiſſenſchaften einen ſolchen Ruhm, daß er auch bey den Großen des Hofs in einem beſondern Anſehen ſtund. Allein, um ſich über alle Hoffnung weltlicher Ehren hinauszuſetzen, verkaufte er ſeine anſehnliche Güter, und begab ſich in dem Alter von 24 Jahren in ein Kloſter, wo er die ſchönſten Beyſpiele einer erhabenen Frömmigkeit und der ſtrengſten Buße ſehen ließ. Leo, der Kaiſer, der ſeinen frommen Wandel und ſeine Gelehrſamkeit kannte, trug ihm nachher das Bißthum von Nikomedien an; allein, Platon, welcher die Welt mit ſammt ihren Ehren und Gütern ſchon großmüthig verlaſſen hatte, war keineswegs zu bereden, dieſe Ehrenſtelle anzunehmen. Als

ein eifriger Verfechter des Bilderdienſts zog er ſich den Haß des Kaiſers zu; und da er nachmals die blutſchänderiſche Ehe Konſtantins des Jüngern mit ſeiner Nichte Theodora, mit größter Freymüthigkeit misbilligte, wurde er in einen finſtern Kerker verſtoßen, darinn er Hunger, Durſt, unleidentlichen Geſtank, und anderes hartes Ungemach auszuſtehen hatte. Erſt nachdem die Kaiſerin Jrene wieder zur Regierung kam, ward er ſeines langen und grauſamen Gefängniſſes befreyt; da er dann in das Kloſter zurückkehrte, und ſein voriges Bußleben in größter Strengheit bis an ſein Ende fortſetzte. Nachdem er endlich, ſowohl durch ſeine ſchönen Tugendbeyſpiele, als durch heilſame Geſetze die mönchiſche Zucht in vielen Klöſtern entweder beveſtigt, oder neuerdings hergeſtellet hatte, ſtarb er heilig, wie er gelebet, im Jahre Chriſti 814, und wurde bald nach ſeinem Tode ſowohl in der griechiſchen als lateiniſchen Kirche, als ein Heiliger und ſtarkmüthiger Vertheidiger der katholiſchen Lehre wider die Ketzerey der Bilderſtürmer öffentlich verehret.

Der heilige Theodor, mit dem Beynamen Studita, ein Enkel des heiligen Plato. Dieſer bekannte ſich im 22ſten Jahre ſeines Alters zum mönchiſchen Leben. Die Freymüthigkeit, mit welcher er ſich der blutſchänderiſchen Ehe des Kaiſers Konſtantin, von der wir eben geredet haben, widerſetzte, zog ihm die grauſamſte Verfolgung über den Hals: denn nachdem man ihn mit Ruthen auf das erbärmlichſte zerfleiſchet hatte, ward er ins Elend verwieſen. Als er nach ſeiner Zurückberufung aus dem Elende ſich mit ſeiner ganzen Gemeinde nach

Kon=

Konſtantinopel begeben, und die Verwaltung des Kloſters der Studiten daſelbſt übernommen hatte, verurſachte ihm der Ruf ſeines frommen Wandels einen ſolchen Zulauf von Schülern und Lehrjüngern, welche unter ſeiner Anführung ſich dem klöſterlichen Leben zu widmen verlangten, daß man in kurzer Zeit daſelbſt bis tauſend Mönche zählete. Weil er aber aus dem irrigen Wahne, daß kein weltlicher rechtmäßig zu einem Biſchofe könne geweihet werden, ſich der Erhebung des Nizephorus auf den Patriarchalſtuhl von Konſtantinopel nicht allein hartnäckig widerſetzte, ſondern auch mit ſeinen unterhabenden Mönchen ſich von deſſen Gemeinſchaft abſonderte, wurde er auf Befehl des Kaiſers Nizephorus abermal aus Konſtantinopel fortgejagt, und ins Elend verſchickt im Jahre Chriſti 808. Theodor war jedoch gleich nach dem Tode des Kaiſers mit dem Patriarchen wieder ausgeſöhnet, und bereuete es ſchmerzlich, daß er ſich von ſeinem Eifer für die Handhabung der Kirchengeſetze, deren Sinn er doch nicht hinlänglich verſtunde, allzuweit hatte hinreißen laſſen.

Unter dem Kaiſer Leo, dem Armenier, bekam Theodor neue Gelegenheiten, Proben ſeiner Heiligkeit ſehen zu laſſen, und ſich als einen Glaubenshelden auszuzeichnen: denn als dieſer Kaiſer im Jahre 815 den heiligen Bildern neuerdings den Krieg ankündigte, und diejenigen, welche derſelben Verehrung vertheidigten, auf das grauſamſte zu verfolgen anfieng, ließ Theodor nicht nach, für die Ehre der heiligen Bilder und für die Wahrheit der katholiſchen Lehre ſich mit Mund und Feder zu verwenden.

Er wurde daher in ein enges Gefängniß einge=ſperrt, wo man ihm nur alle zwey Tage ein klei=nes Stück Brod zur Nahrung hinwarf, um ihn beym Leben zwar zu erhalten, aber vielmehr um ihn eines langſamen Todes ſterben zu ma=chen. Als einer der Briefe, welche er aus ſei=nem Kerker den wegen ſolcher Verfolgung hin und wider zerſtreuten Mönchen, um ſie zur Standhaftigkeit im Glauben aufzumuntern, zu=ſchrieb, dem Kaiſer in die Hände gerathen war, befahl dieſer, den Theodor deßwegen auf das ſtrengſte mit Ruthen zu ſtreichen. Dieſer Be=fehl wurde alſogleich und mit einer ſolchen Grau=ſamkeit vollzogen, daß Theodor im Blute ſchwamm, und man ihn für todt liegen ließ: doch erholte er ſich wieder. Kaum aber war er von ſeinen Wunden geheilet, ſo fieng er mit neuem Muthe den vorigen Kampf an, und ſtritt eben ſo tapfer und eben ſo ſtandhaft, als er es bisher gethan hatte, für den Dienſt und die Verehrung der heiligen Bilder; welches dann ihm zum zweytenmal den Zorn des Kaiſers, aber auch die nämliche harte Strafe und grauſame Züchti=gung zuzog. Der im Jahre 820 erfolgte Tod des Kaiſers Leo, verſchaffete den Verfechtern des Bilderdienſts mehrere Freyheit. Theodor kam von Smyrna, wo er auch eine Zeitlang in einem harten Gefängniſſe ſchmachtete, im Jahre 821 nach Konſtantinopel zurück. Al=lein, noch in eben dem Jahre wurde er abermal, weil er die katholiſche Lehre des Bilderdienſts mit ſtandhafter Freymüthigkeit immer verthei=digte, von da vertrieben. Gott wollte endlich die für ſeine und ſeiner Heiligen Ehre unternom=menen Arbeiten und die Geduld dieſes Glaubens=helden krönen. Theodor ſtarb den 11ten des

Win=

Wintermonats im Jahre Chriſti 826, nachdem er durch ſieben ganze Jahre von einem Elende in das andere verſtoßen worden, und verſchiedene Kerker mit ſeiner Gegenwart geheiliget hatte. Er hinterließ ſein geſchriebenes Glaubensbekenntniß und ein Werk, welches die vortrefflichſten Regeln für das klöſterliche Leben enthielt. Papſt Urban der Achte ließ ſeinen Namen dem römiſchen Martyrerbuche einverleiben.

Der geneigte Leſer beliebe von dieſem Heiligen noch jenes nachzuſehen, was wir von demſelben ſchon oben unter dem erſten Artikel dieſes Jahrhunderts: Neue Verfolgung ꝛc. gemeldet haben.

Der heilige Benedikt, Abt des Kloſters Anian. Er entſproß aus dem hochadelichen Geſchlechte der Grafen von Magalon, in der Provinz Languedok. In ſeinen erſten Jahren widmete er ſich dem Hofdienſte unter Karl dem Großen; bald aber verließ er den Hof dieſes Fürſten mit ſammt allem, was die Welt ihm von zeitlichen Ehren und Gütern verſprach, und ſein hoher Adel ihn hoffen ließ, und verbarg ſich in das Kloſter des heiligen Sequan, wo er gleich im Anfange die größten Strengheiten mit dem Eifer eines unter der Regel ſchon ergrauten Mönchs ausübte. Sein auferbäulicher Wandel machte, daß er nach dem Tode des dortigen Kloſtervorſtehers einhellig zum Abte erwählet wurde. Allein, da die mönchiſche Zucht in ſelbigem Kloſter ziemlich tief herab geſunken war, und der fromme Abt wohl ſah, daß er an ſeinen ungeſitteten Mönchen nicht alles, wie er es wünſchte, verbeſſern konnte, verließ er dieſelben, und kehrte in ſein Vaterland zurück, wo er auf einem Gut, das ihm durch väterliche Erbſchaft zu-

zugefallen war, nahe an einem kleinen Fluſſe Namens **Anian**, eine kleine Klauſe erbaute. Der Ruf ſeiner Heiligkeit zog ihm nicht nur aus der Nachbarſchaft, ſondern auch aus fernen Gegenden viele Lehrjünger zu, deren Zahl in kurzer Zeit alſo ſtark anwuchs, daß, um denſelben Wohnung zu verſchaffen, man ſich genöthigt fand, neben ſeiner Klauſe ein weitſchichtiges Kloſter zu erbauen. Dieſes wurde der Frömmigkeit zu einem Zufluchtsorte, wohin ſehr viele Leute von verſchiedenem Alter, Gott und ſeinem heiligen Dienſte allein ſich zu widmen, flohen. **Benedikt** ſtund dieſem Kloſter als Oberer vor; er ſchrieb daher ſeinen Untergebenen eine beſondere Lebensregel, in deren Beobachtung er allen mit ſchönen Beyſpielen vorgieng. Da er aber von vielen andern Klöſtern gebethen wurde, die Stelle und Sorge eines Abts bey ihnen zu übernehmen, ſo war er darauf bedacht, in alle Klöſter **Frankreichs** und **Deutſchlandes** eine ganz gleichförmige mönchiſche Zucht und Lebensordnung unter der Regel des heiligen **Benedikt** einzuführen. Er brachte es daher zuwege, daß Kaiſer **Ludwig der Fromme** alle Aebte und Kloſtervorſteher von **Deutſchland** und **Frankreich** zu **Aachen** verſammelte, um durch derſelben Rath und Mitwirkung ein ſo heilſames Werk zu Stand zu bringen. **Benedikt** von **Anian** ſchrieb ſelbſt zu dieſem Ende ein Buch, welches er *Concordia Regularum* nennete, darinn er neben der Regel des heiligen Ordensſtifters **Benedikt** die auserleſenſten Sprüche aus den Schriften der alten Kirchenväter anführte, um zu zeigen, wie genau die Lehren und Geſinnungen der heiligen Väter mit den Regelſatzungen des heiligen **Benedikt** übereinſtimmten.

Bene-

Benedikt von Anian beſchloß endlich ſein frommes Leben mit einem heiligen Tode im Jahre Chriſti 821, und in dem 70ſten ſeines rühmlichen Alters.

Der heilige Anſcharius oder Ansgarius, erſter Biſchof zu Hamburg, gebürtig in Frankreich, aus einem anſehnlichen Geſchlechte, verließ noch in den Jugendjahren ſein Vaterland, und bekannte ſich in der berühmten Benediktinerabtey Korbe in Sachſen, zum mönchiſchen Leben. Allein, Gott hatte ihn zu einem wichtigern Geſchäfte, zur Bekehrung der Heiden, beſtimmet. Anſcharius, der mit allen Eigenſchaften eines eifrigen Apoſtels ausgeziert war, und ſich durch ſeinen gottesfürchtigen Wandel in dem Kloſter den Ruhm eines heiligen und gelehrten Mannes ſchon erworben hatte, reiſete daher um das Jahr 826 nach Dännemark, wo er das Predigtamt mit einem apoſtoliſchen Eifer anfieng, und drey Jahre mit unermüdetem Fleiße fortſetzte. Im Jahre 829 wand er ſich nach Schweden; weil Biorno, der Gothen und Schweden König, mittlerweile bey dem Kaiſer Ludwig dem Frommen auch um einige Glaubensboten angeſucht hatte. Als nun Anſcharius mit Witmar ſeinem Gehilfen in Verkündigung des Evangeliums bis zu Ende des Jahrs 830 ſich in dem Königreiche Schweden aufgehalten, und allda mit Predigen, Taufen und Ausſpendung der heiligen Sakramente, eine reichliche Seelenärndte eingeſammelt hatte, kehrten beyde, Anſcharius und Witmar im Anfange des Jahrs 831 zu Ludwig dem Kaiſer nach Aachen zurück, um der daſelbſt abzuhaltenden Reichsverſammlung beyzuwohnen. Da

dann

dann die Stadt Hamburg zu einem erzbiſchöfli-
chen Sitze beſtimmet, und Anſcharius zum er-
ſten Erzbiſchofe daſelbſt ernennet, auch noch in
eben dem Jahre 831 durch Drogon, Biſchof
von Metz, und Ebon, Biſchof von Rheims
feyerlich eingeweiht worden. Anſcharius rei-
ſete im folgenden Jahre auf Befehl des Kaiſers
nach Rom, um über die Errichtung des neuen
Erzbißthums und über ſeine Ernennung dazu
von dem Papſte die Beſtättigung zu erhalten.
Gregor der Vierte, welcher damals auf dem
apoſtoliſchen Stuhle ſaß, beſtättigte nicht nur
den neuen Erzbiſchof in ſeiner Würde mit Erthei-
lung des Palliums, ſondern beſtellte noch über-
dieß den heiligen Anſcharius zum apoſtoliſchen
Legaten über alle mitternächtlichen Provinzen
Deutſchlandes, in welchen er das Evangelium
bereits verkündigt hatte, und die er in jenen Ge-
genden durch weitere Fortpflanzung des Glau-
bens Chriſto gewinnen, und der katholiſchen
Kirche einverleiben würde, mit voller Gewalt
Kirchen zu ſtiften, und wo er es für das Heil
der Neubekehrten nützlich erachten würde, Biß-
thümer zu errichten, und dieſelben mit Biſchö-
fen zu beſetzen. Anſcharius that dieſes an ver-
ſchiedenen Orten, und bekehrte mit ſeinen Schü-
lern, das iſt, mit jenen Prieſtern und Biſchö-
fen, die er geweihet, und ſich in jenen Gegenden
als Mitarbeiter in dem Weinberge des Herrn
gewählet hatte, eine unglaubliche Menge der
Heiden zum chriſtlichen Glauben; weßwegen er
auch der Dänen, Schweden und Norwe-
ger Apoſtel genennt zu werden verdiente. Als
im Jahre 849 Leuderich, Biſchof von Bre-
men mit Tode abgieng, wurde Anſcharius auch
zum Biſchofe daſelbſt ernennet: oder beſſer zu
ſagen,

ſagen, das Bißthum von Bremen wurde mit der erzbiſchöflichen Kirche von Hamburg vereinigt. Und weil Anſcharius und deſſen Nachfolger, nachdem Hamburg ſchon im Jahre 845 von den Dänen zerſtört worden, ihren Sitz in Bremen aufſchlugen, nenneten ſie ſich blos Biſchöfe von Bremen, ob ſie gleich die erzbiſchöfliche Rechte, welche der Kirche von Hamburg ertheilt waren, ausübten.

Nachdem nun der heilige Anſcharius durch 34 Jahre dieſe beyden Kirchen rühmlich regiert, und alle Pflichten eines unermüdeten Seelenhirten erfüllet hatte, ſtarb er mit dem Ruhme eines eifrigen Apoſtels der nördlichen Provinzen Deutſchlandes, und in dem Rufe eines großen Heiligen im Jahre 865.

Der heilige Rembertus, der berühmteſte Schüler des heiligen Anſcharius, ein getreuer Erbe ſeines apoſtoliſchen Eifers in Fortpflanzung des in den mitternächtlichen Gegenden Deutſchlandes angelegten chriſtlichen Weinberges, und deſſen in der Würde eines Erzbiſchofs von Hamburg würdigſter Nachfolger. Von dieſem heiligen Rembert, den einige auch Rimbert oder Reimbert nennen, erzählen die Geſchichtſchreiber folgendes merkwürdige Wunder: Als im Jahre 876 die Normannen, ein barbariſches und abgöttiſches Volk, verſchiedene Provinzen des fränkiſchen Reichs mit einem ungeheuren Heere überſchwemmten, und aller Orten, wo ſie hinkamen, die erſchrecklichſten Verwüſtungen anrichteten, geſchah es, daß ſie auch in eben jener Gegend, wo der heilige Rembert das Evangelium predigte, einen gewiſſen, nahe an dem

Meere gelegenen Ort, Namens Nordwide, überfielen, und ihm eine gänzliche Verheerung androhten. Die chriſtlichen Inwohner, welche gegen die Barbaren gerechnet nur ein kleines Häuflein ausmachten, durch die ungeheure Menge der wüthenden Heiden erſchreckt, glaubten ſich ihrem Untergange ſchon nahe. Doch durch die kräftigen Zuſprüche ihres heiligen Seelenhirten Rembert zum Streite aufgemuntert, griffen ſie die Ungläubigen mit unerſchrockenem Muthe an, und richteten eine ſo blutige Niederlage unter ihnen an, daß nur wenige dem Schwerte der Sieger entkamen, und die meiſten derjenigen, welche ſich mit der Flucht und durch Schwimmen zu retten ſuchten, in dem Waſſer ihren Tod fanden.

Einen ſo herrlichen und wunderbaren Sieg, ſagen bewährte und gleichzeitige Geſchichtſchreiber, ſchrieben die Gläubigen weder der Stärke ihrer Waffen, noch ihrer eigenen Kraft, ſondern allein dem Gebethe und den Verdienſten ihres heiligen Biſchofes zu, welcher ihnen Muth eingeſprochen, und während ſie mit dem Feinde fochten, auf einem dem Schlachtfelde nahe gelegenem Berge ihnen durch ſein Gebeth den göttlichen Beyſtand erwarb. Wir hätten uns nicht getraut, dieſe Erzählung herzuſetzen, wenn nicht, wie wir eben gemeldet, gleichzeitige und ſehr bewährte Geſchichtſchreiber uns die Wahrheit derſelben verbürgten. Rembert ſtarb reich an Verdienſten, die er ſich in einer 22jährigen Regierung der beyden biſchöflichen Kirchen von Hamburg und Bremen durch ſeine apoſtoliſchen Arbeiten geſammelt hatte, und wurde faſt von ſeinem Tode an, welcher ſich den 4ten des

Hor-

Hornungs im Jahre 888 zutrug, als ein Heiliger, der ſowohl in ſeinem Leben, als nach ſeinem Hinſcheiden mit vielen Wundern geleuchtet, verehret.

Kirchenſchriftſteller des neunten Jahrhunderts.

Amalarius Fortunatus, ein Schüler des berühmten Alkuin, und nachmals Erzbiſchof von Trier. Um das Jahr 812 ſchrieb er das Buch *de ſacro baptismate* (von der heiligen Taufe), welches bisher aus einem Irrthume dem Alkuin zugeſchrieben wurde, und widmete es dem Kaiſer Karl dem Großen; weil dieſer Fürſt verlangt hatte, daß die Erzbiſchöfe und ihre Suffraganen allen Prieſtern ſeines weitſchichtigen Reiches eine gleiche Taufordnung zu beobachten vorſchrieben, und dem Volke durchgehends eine gleiche Lehre von dieſem heiligen Sakramente ertheilen ſollten. Im Anfange des folgenden Jahrs 813 ſchickte Karl dieſen Amalarius als Geſandten nach Konſtantinopel, den mit dem griechiſchen Kaiſer Michael ſchon geſchloſſenen Frieden zu beſtättigen. Kurz nach ſeiner Zurückkunft, das iſt, im Jahre 814 ſtarb Amalarius, wie die richtigen Jahrbücher der Kirche von Trier es bezeugen. Woraus der gelehrte Pagius ſchließet, dieſer Amalarius könne nicht für den Verfaſſer jener zwey bekannten Bücher *de eccleſiaſtico officio* und *de ordine antiphonary* gehalten werden, als welche erſt nach dem Tode deſſelben, das iſt, um das Jahr 827, und zwar von einem andern Amalarius, welcher zuerſt Diakon der Kirche zu Metz, nach-

mals aber Chorbiſchof von Lyon war, verfer-
tiget worden.

Florus, Diakon oder Subdiakon der Kirche von Lyon, war um das Jahr 813 berühmt. Er wurde Magiſter oder Lehrer genannt, entweder weil er der Schule der Kirche von Lyon vorſtund, und öffentlichen Unterricht gab, wie einige dafür halten, oder, welches faſt glaubwürdiger, weil er ſich durch ſeine tiefe Kenntniſſe in der heiligen Schrift, und durch ſeine gelehrten Werke dieſen Ehrennamen erwarb. Er ſchrieb ein Buch wider die Irrthümer des Johannes Scotus; einen Kommentar oder eine Auslegung der heiligen Meſſe; einen Traktat von den Wahlen der Biſchöfe; ein beſonders Werk, in welchem er die von verſchiedenen heiligen Vätern aus den Briefen des heiligen Apoſtels Paulus gezogenen Sprüche und andere Schriftſtellen ſammelt, und mit Anmerkungen beleuchtet; dieſes leztere Werk, welches den Titel *Collectanea in omnes S. Pauli Epiſtolas* führet, und unter den Werken des ehrwürdigen Beda mehrmalen ans Licht gegeben worden, will Tritheim einem andern Florus, der ſich im Kloſter des heiligen Trudon zur Regel des heiligen Benedikt bekannte, zuſchreiben: allein, der gelehrte Mabillon erweißt es Tom. 1. Vet. Analect. ſehr gründlich, daß Florus, der Kirche von Lyon Diakon, für den eigentlichen Verfaſſer deſſelben müſſe gehalten werden.

Rabanus Maurus, von Mainz gebürtig. In der berühmten Benediktinerabtey Fuld bekannte er ſich zum mönchiſchen Leben. Da aber Radgar ſein Abt große Eigenſchaften bey die-

dieſem jungen Zöglinge wahrnahm, ſchickte er ihn zu dem berühmten Alkuin, um von dieſem in den freyen Künſten unterwieſen zu werden. Raban wurde bald hernach ſelbſt als Lehrer zu Fuld aufgeſtellt, und hatte viele Schüler, die ihm Ehre machten. Doch die größte wuchs ihm dadurch zu, daß er ſeine tiefe Gelehrſamkeit mit einem ungeheuchelten Tugendwandel vergeſellſchaftete. Beyde, ſeine Frömmigkeit und ſeine Wiſſenſchaft, bahnten ihm im Jahre 822 den Weg zur abteylichen, und nachmals im Jahre 847 zur Würde eines Erzbiſchofs von Mainz. Keine Wiſſenſchaft war, von welcher er nicht das vollkommenſte Kenntniß beſaß, denn nach dem Zeugniſſe des Sixtus von Siena war er ein Redner, ein Dichter, ein Sternkundiger, ein Philoſoph und ein Theolog, dem in jenem Jahrhunderte ganz Deutſchland keinen gleichen an die Seite ſetzen konnte. Die gelehrten Werke dieſes großen Mannes beſtehen meiſtentheils in Kommentarien über alle Bücher der heiligen Schrift, ſowohl des alten als neuen Teſtaments. Nebſt dieſen aber ſchrieb er noch viele Bücher über verſchiedene theils gelehrte, theils geiſtliche und ſittliche Materien. Da er ſeine Kommentarien über die heilige Schrift herausgab, ſuchten einige Neider derſelben Werth dadurch herabzuſetzen, daß er den größten Theil davon den Schriften der heiligen Väter abgeborget, und nur, wo er bey dieſen über gewiſſe Schriftſtellen keine Auslegung antraf, eine eigene von ſeiner Erfindung beyfügte. Allein, dergleichen Kunſtrichtern begegnete der beſcheidene Raban ſchon in ſeiner Vorrede über den Prophet Ezechiel, da er ſagt, er habe es für heilſam erachtet, daß er, um ſich in der Demuth zu erhalten, ſeine

Schriften vielmehr auf die Lehre der heiligen Väter gründete, als daß er aus Stolz, und gleichſam ſein eigenes Lob zu ſuchen, ſeine eigene Ausſage jener der Väter vorzöge. Dieſer eben ſo gottesfürchtige als gelehrte Erzbiſchof ſtarb den 4ten des Hornungs im Jahre Chriſti 856.

Walafridus Strabo, ein Benediktinermönch des ſehr berühmten Kloſters Reichenau, und nachmals Abt daſelbſt; ein würdiger Schüler des Rabanus Maurus, und ein faſt eben ſo geſchickter Lehrer der heiligen Schrift, als ſein Meiſter; ſchon in dem 19 Jahre ſeines Alters verfertigte er verſchiedene und zierliche Gedichte. Er gab auch ein Buch heraus von dem Anfange und Zuwachſe der Kirchenſachen, welches er dem Regimbert, auf deſſen Befehl er daſſelbe ſchrieb, widmete. Dieſer Strabo iſt auch der ungezweifelte Verfaſſer der ſogenannten *Gloſſa ordinaria* über die heilige Schrift, welche er aus den Werken verſchiedener Schriftausleger und beſonders aus den Kommentarien des Raban Maurus, ſeines ehmaligen Lehrmeiſters zuſammen getragen hat, die aber nachher von andern mit Beyfügung vieler aus den Kirchenvätern gezogenen Sprüchen und Auslegungen vermehret und bereichert worden. Es irren demnach diejenigen, welche mit Tritheim Walafried den Abt zu Reichenau von Strabo dem Mönche zu Fuld unterſcheiden, und dieſen letztern für den Verfaſſer der *Gloſſa ordinaria* angeben: denn es iſt einer und eben der nämliche Strabo, welcher ſich in der Abtey Reichenau zum mönchiſchen Leben bekannte, nachmals aber nach Fuld verſchickt worden, und unter Raban die Wiſſenſchaften erlernt hat. Alle Werke des Walafried

fried Strabo ſind zu finden in dem 15ten Bande Biblioth. Max. Pat. Edit. Lugd. Er ſtarb den 18ten Auguſt im Jahre 849.

Haymo, ein gebohrner Deutſcher, Benediktinermönch des mehrmal erwähnten Kloſters Fuld, ein Schüler des gelehrten Alkuin, nachmals Abt zu Hirſchfeld oder Hersfeld, einer ehedeſſen ſehr berühmten von Pipin geſtifteten Benediktinerabtey in Niederheſſen, endlich Biſchof zu Halberſtadt in Sachſen. Er ſchrieb Kommentarien über die Pſalmen, über die Propheten, über die Evangelien, über die Briefe des heiligen Apoſtels Paulus, über die heimliche Offenbarung des heiligen Johannes: ſeine Auslegungen ſind in offener und ganz gemeiner Schreibart abgefaßt, und beziehen ſich meiſtentheils auf den buchſtäblichen Verſtand des Schrifttextes. Er verließ dieſes Zeitliche den 20ſten März im Jahre 853.

Anaſtas, Abt eines Kloſters zu Rom, insgemein der Bibliothekar genannt, weil er das Amt eines Vorſtehers der päpſtlichen Bibliothek zu Rom von dem Jahre 868, in welchem Hadrian der Zweyte ihm daſſelbe auftrug, bis ungefähr auf das Jahr 882, wo er von dieſer Welt ſchied, mit eben ſo unermüdetem Fleiße als großem Ruhme vertrat. Er ſchrieb die Lebensgeſchichte der römiſchen Päpſte, von dem heiligen Petrus an bis auf Nikolaus den Erſten einſchließlich. Die Lebensbeſchreibungen der Päpſte aber, welche in dem ſogenannten, unter dem Namen des Damaſus bekannten, obſchon von Anaſtas dem Bibliothekar verfaßten Pontifikalbuche nach Nikolaus dem Erſten

weiter folgen, ſind von Guillelm, einem andern Bibliothekar, verfertigt und beygeſetzt worden. Uebrigens verfertigte Anaſtas, von dem wir hier reden, noch einige Lebensbeſchreibungen der Heiligen und andere gelehrten Werke; gleichwie er auch die Akten des 6ten, 7ten und 8ten allgemeinen Kirchenrathes, welchem letztern er perſönlich beywohnte, aus dem griechiſchen in die lateiniſche Sprache überſetzt hatte.

Remigius, ein Benediktinermönch und nachmals Biſchof zu Auxerres in **Frankreich**, lateiniſch *Antiſiodorum*, hatte in göttlichen und weltlichen Wiſſenſchaften die tiefeſten Kenntniſſe, und war um das Jahr 880 unter Kaiſer **Karl dem Kahlen**, ſowohl an Lehre als Heiligkeit ein ſehr berühmter Mann. Er ſchrieb einen Kommentar über die Pſalmen, in welchem er alles kurz zuſammengefaßt, was die heiligen **Ambroſius**, **Auguſtin** und **Kaſſiodor** über die Pſalmen vormals geſchrieben haben, dem er aber noch kleine und wohl gerathene Erläuterungen von ſeiner eigenen Geburt untermengete. Mit gleichem Fleiße verfertigte er noch mehrere dergleichen Werke über die fünf Bücher **Moſes**, über das hohe Lied **Salomons**, über die zwölf **Propheten**, über das Evangelium des heiligen **Matthäus**, und über alle Briefe des heiligen Apoſtel **Paulus**.

Hinkmar, Erzbiſchof von **Rheims**, aus einem hochadelichen Geſchlechte entſproſſen, er wurde in dem berühmten Kloſter St. **Denis** nächſt **Paris** erzogen, und unter dem Abte **Hildmin** daſelbſt in den Wiſſenſchaften unterrichtet. Nachdem er ſich hier durch ſeine Gelehrſam=

ſamkeit ſowohl, als durch ſeinen rechtſchaffenen Wandel den Ruhm eines großen Mannes erworben hatte, berief ihn Kaiſer **Ludwig** an ſeinen Hof, und ſchenkte ihm ein beſonderes Zutrauen. Durch das Anſehen dieſes Fürſten unterſtützt, bemühete er ſich die in erwähntem Kloſter zerfallene mönchiſche Zucht wieder herzuſtellen; und damit er dieſes deſto nachdrücklicher bewirkte, bekannte er ſich ſelbſt zum mönchiſchen Leben. Nachdem **Ebbo**, Erzbiſchof zu **Rheims**, im Jahre 835 ſeiner Würde entſetzet worden, und der erzbiſchöfliche Stuhl daſelbſt durch zehn ganze Jahre leer geſtanden, ward endlich **Hinkmar** im Jahre 845 auf einer zu **Beauvais** gehaltenen Synode an des abgeſetzten **Ebbo** Stelle erwählet, und den 3ten May des eben gemeldten Jahres zum Erzbiſchofe von **Rheims** feyerlich eingeweihet. **Hinkmar**, der ſowohl bey der Geiſtlichkeit als bey den Großen des Reichs in ſehr großem Anſehen ſtund, wohnete allen Kirchenverſammlungen bey, welche zu ſeiner Zeit, das iſt, von dem Jahre 845 bis auf das Jahr 882, in welchem er von dieſer Welt ſchied, an verſchiedenen Orten des fränkiſchen Reichs, und in verſchiedenen Angelegenheiten der Kirche und des Staates gehalten worden. Auf einigen derſelben hatte er den Vorſitz, und beſaß Geſchicklichkeit genug, ſeine Geſinnungen, die eben nicht allzeit die reinſten waren, und, wie die Geſchichte es verräth, zuweilen auf Rache und Herrſchſucht hinausliefen, jederzeit durchzutreiben, und ſeine Abſichten zu erreichen. Wer hievon nähere und weitläuftigere Nachrichten verlangt, den verweiſen wir an des gelehrten **Pagi** Crit. Hiſt. Chronol. Tom. 3. Sæc. IX. und an Natal. Alex. Hiſt. Eccl. Tom. 6. Sæc. IX.

Cap. 3. Art. 23. Hinkmar hinterließ verſchiedene gelehrten Werke, unter welchen jene hauptſächlich einige Achtung verdienen, die er wider den Gottſchalk und deſſen Irrthümer geſchrieben hat. Er hielt ſtreng auf die Erfüllung und Beobachtung der Kanonen, und machte ſelbſt einige heilſame Verordnungen und Geſetze, die ſich theils auf die Kirchenzucht, theils auf die Amtsverrichtungen der Prieſter und anderer Kirchendiener bezogen, und welche er von ſeiner ſämmlichen unterhabenden Geiſtlichkeit genau befolgt wiſſen wollte. Er ſtarb den 7ten des Chriſtm. zu Espernay, einer Stadt in Champagne. Dieſer Hinkmar muß unterſchieden werden, von Hinkmar dem Biſchofe von Laon, der ein Neffe des vorigen, und auf ſeines Vetters Empfehlung das Bißthum Laon erhalten hatte, zuletzt aber wegen einigen groben Vergehungen von ſeinem eigenen Oheime, dem Erzbiſchof von Rheims, unter deſſen geiſtliche Gerichtsbarkeit das Bißthum Laon gehörte, mit dem Kirchenbanne belegt worden, welches zwiſchen beyden ein Zunder zu langwierigen und ärgerlichen Streitigkeiten abgegeben hat.

Kurze

Kurze Einleitung zu einem faßlichern Begriffe der Papſtgeſchichte folgender Jahrhunderte.

Wir haben ſchon in dem vorigen Theile unſers Abriſſes der allgemeinen Kirchengeſchichte, unter dem Artikel: **Schenkung des Pipins** angemerkt, daß, wie das Anſehen der orientaliſchen Kaiſer in **Italien** herabſank, alſo jenes der Päpſte geſtiegen ſey. Die **Italiener**, welche die Oberherrſchaft der Kaiſer im **Orient** allgemach als ein unerträgliches Joch anſahen, und wirklich wegen den harten Bedrückungen, welche die kaiſerlichen Exarchen ſchon ſo lange über ſie ausübten, ſolches Joch für unerträglich zu halten, die gerechteſten Urſachen hatten, wünſchten nichts ſo ſehr, als daſſelbe bey guter Gelegenheit abſchütteln zu können: und da die Kaiſer überdieß von geraumer Zeit her ſich noch als Beſchützer der Ketzerey und als Verfolger der Päpſte aufführten, verlohren ſie nicht nur allmählich ihren ganzen Kredit, den ſie bisher bey ihren Unterthanen in **Italien** noch hatten, ſondern zogen ſich auch noch den Haß aller Rechtgläubigen, und vorzüglich jener der occidentaliſchen Kirche zu.

Die Päpſte nahmen ſich es immer zur weſentlichen und erſten Pflicht, den Fortgang der Ketzerey zu hemmen, und jenen, welche dieſelbe auszubreiten ſich beſtrebten, nicht nur mit geiſtlichen, ſondern, wo es in ihrem Vermögen ſtund, auch mit weltlichen Waffen ſich entgegen zu ſtellen. Gleichermaßen glaubten ſie ſich verbunden, in allen Vorfallenheiten ſich für das

Beſte

Beſte der Römer nachdrücklich zu verwenden, und, ſo viel ſie nur konnten, dieſelben gegen die Plackereyen der kaiſerlichen Exarchen zu ſchützen. Durch ihren Eifer in Vertheidigung der reinen Glaubenslehre machten ſie ſich immer mehr Anſehen; und durch ihr großmüthiges und wohlthätiges Betragen gegen die Römer gewannen ſie die Gemüther. Aber auch bahnten ſie ſich durch eine ſolche Aufführung den Weg zu jener Größe, zu der ſie nachmals gelangten, und zu jener Gewalt in Staatsſachen, die ſie ſich theils durch ihren feinen Witz und ihre Klugheit ſelbſt erwarben; theils ihnen durch das Volk eingeräumt wurde. Es fiel ihnen alſo auch nicht ſchwer, ſich nach und nach von aller Verbindlichkeit los zu machen, welche der römiſche Stuhl bisher mit dem kaiſerlichen Hofe von Konſtantinopel hatte.

Und kann man es dann den Päpſten verdenken, daß ſie ſich von der Gewalt der griechiſchen Kaiſer los zu reiſſen geſuchet? Sie hatten ſich aus dem Orient nicht nur keinen Schutz mehr weder für ſich, noch für das römiſche Volk zu verſprechen; ſondern ſahen ſich oft allem Muthwillen barbariſcher Nazionen, welche in Italien eindrangen, und daſſelbe verwüſteten, ausgeſetzt, ohne daß ſie auf die eindringlichſten Vorſtellungen einige Hilfe erhielten, oder nur eine erwarten konnten, weil die griechiſchen Kaiſer theils in bürgerliche Kriege verwikelt waren, theils alle Hände voll zu ſchaffen hatten, um wider die Einfälle der Sarazenen, die oft bis an Konſtantinopel hinſtreiften, ſich zu vertheidigen.

Die

Die Päpſte handelten demnach ganz klug und vorſichtig, daß ſie ſich in ihren Angelegenheiten dorthin wandten, wo ſie ſich thätige Hilfe für gewiß verſprechen durften, an die Könige der Franken. Pipin hatte ſeine Ergebenheit an die römiſche Kirche durch jene berüchtigte Schenkung, die nachmals ſo oft ein Gegenſtand des Zankes und der Mißgunſt geworden iſt, ſchon ſattſam an den Tag gegeben; und ſeine Nachfolger beredeten ſich auch, den beſten Theil erwählt zu haben, wenn ſie hierinn in ſeine Fußſtapfen träten.

Freylich zogen beyde, die Päpſte und die fränkiſchen Könige, aus ihrer gegenſeitigen Freundſchaft und Verbindlichkeit wichtige Vortheile. Die römiſche Kirche bekam Reichthum, und die Päpſte wurden weltliche Fürſten: aber auch die fränkiſchen Könige hatten nur den Päpſten die abendländiſche Kaiſerkrone zu verdanken.

Wir gedenken hier nichts weniger, als zu behaupten, daß es dem Papſte zukomme, über weltliche Reiche zu erkennen, und Fürſtenkronen nach Willkühr auszutheilen. Doch muß dieſes im Anfange des neunten Jahrhunderts faſt ein allgemeiner und auch vielleicht ganz irriger Wahn geweſen ſeyn; ſonſt hätte Karl der Große, der durch ſeine Waffen Länder und Königreiche zu erobern gewußt, ſich zum Kaiſer im Occident können ausrufen laſſen, ohne daß er es für nöthig erachtet hätte, von dem Papſte die Krönung zu empfangen, um für rechtmäßigen Kaiſer des Occidents erkannt zu werden, und Leo der Dritte, welcher dieſem Fürſten die abendländiſche Kaiſerkrone angeboten und aufgeſetzt

hat, würde ſich ſchon damals dem Tadel der ganzen chriſtlichen Welt ausgeſetzt haben, wenn er ſich eines Rechtes angemaßt hätte, das ihm von den Großen des Reichs wäre ſtreitig gemacht worden, oder doch hätte ſtreitig gemacht werden können. Hieraus aber läßt ſich auf die Begriffe ſchließen, welche zu jener Zeit die Päpſte von ihrer Gewalt, und die weltlichen Fürſten von ihrer Abhängigkeit vom päpſtlichen Stuhle hatten. Jene glaubten nicht nur in der Kirche die höchſte Gewalt zu beſitzen, ſondern auch dieſe über das Weltliche ausdehnen zu dürfen, wo es das Beſte der Kirche oder des Staates zu fodern ſchien; und die weltlichen Fürſten wollten von dem römiſchen Stuhle abhangen, wenn ſie vorſahen, daß es nur auf den Ausſpruch des Papſtes ankam, ihnen gewiſſe Hoheiten einzuräumen, nach welchen ſie ſtrebten, und ſich in dem ruhigen Beſitze jener Länder zu erhalten, die ſie einem ſchwächern, als ſie waren, abgenommen hatten, oder zu denen ſie weder durch die Geburt, noch durch rechtmäßige Erbſchaft ein Recht hatten. Darum wagte es **Leo der Dritte**, die occidentaliſche Kaiſerkrone **Karl dem Großen** anzutragen; und dieſer eilte nach **Rom**, dieſelbe aus den Händen des Papſtes zu empfangen. Beede gewannen dadurch, **Leo** dem römiſchen Stuhle ein anſehnliches Recht, das bis dahin noch kein Papſt auszuüben ſich getraut hatte; und **Karl** die glänzendſte Krone, die er unwürdig und unrechtmäßig zu tragen geglaubt, wenn der Papſt ihm dieſelbe nicht aufgeſetzt hätte.

Alſo wuchs das Anſehen und die Gewalt der Päpſte im achten und neunten Jahrhunderte, und jenes der griechiſchen Kaiſer war in dem

Occi-

Occident ganz erloſchen, nachdem dieſer in der Perſon Karl des Großen wieder einen eigenen Kaiſer bekommen hatte.

Die Sache war freylich auffallend: doch man ließ es ſo gelten, weil niemand es zu hindern im Stande war. Kein ausländiſcher Prinz wollte es wagen, dem Karl die Kaiſerkrone im Occident ſtreitig zu machen, weil dieſer zu viel Macht beſaß, dieſelbe gegen einen jeden zu behaupten: die einheimiſchen aber und die Großen ſeines weitläufigten Reichs hatte er ſchon ſo tief herab geſetzt, daß ſie ſich gerne für ſeine Vaſallen bekannten. Die Päpſte betreffend, ſah man derſelben Ausſprüche als untrügliche Orakelſprüche an, weil man doch durch ganze Jahrhunderte faſt lauter heilige und gelehrte, oder doch immer rechtſchaffene Päpſte auf dem römiſchen Stuhle ſah, derer Lebenswandel von keiner Seite her konnte getadelt werden. Und wenn man ſchon zuweilen in ihren Handlungen gewiſſe Abſichten bemerkte, welche einigen Stolz, eine Herrſchſucht, eine Partheylichkeit, eine Rache, einen niederträchtigen Geiz, oder ſonſt eine böſe Leidenſchaft zu verrathen ſchienen, wußten ſie dieſelbe unter dem Scheine der Tugend ſo klug zu verhüllen, daß das Menſchliche davon wenigſtens nicht ſo grell in die Augen fiel. Und könnte ſich der apoſtoliſche Stuhl rühmen, daß er in den nächſt folgenden Jahrhunderten allzeit von ſo würdigen Subjekten beſtiegen worden, als alle faſt ohne einzige Ausnahme diejenigen waren, welche ihn von dem Apoſtelfürſten Petrus, das iſt, von ſeiner Stiftung an bis gegen das Ende des neunten Jahrhunderts beſeſſen haben; würde man nie ſo große Augen über die päpſtliche Gewalt und über

die Ausdehnung derſelben gemacht haben; und unſere Glaubensgegner und die heutigen Papſtsfeinde würden auch jene Päpſte mit keinen ſo gar ſchwarzen Farben ſchildern, welche entweder ihre Gewalt jezuweilen misbraucht, oder durch ihren loſen Wandel dem heiligen Stuhle einen Schandfleck angeworfen haben.

Allein, eben das Jahrhundert, wovon wir hiernächſt die Papſtliſte anzuſetzen haben, zeichnet uns die unſelige Zeitſtufe, in welcher ſich unwürdige Menſchen der heiligſten Würde anzumaßen, und die niederträchtigſten, die gewiſſenloſeſten Miethlinge in das oberſte Hirtenamt einzudringen angefangen haben.

Zwar zeigt uns der Anfang des neunten Jahrhunderts in der Perſon **Leo des Dritten** einen heiligen, einen gelehrten, einen verdienſtvollen Papſt, und würdige Nachfolger deſſelben. Päpſte, die ſich durch alle dem oberſten Kirchenhaupte angemeſſene Tugenden beſtens auszeichneten, zählen wir faſt bis zum Ende eben dieſes Jahrhunderts; allein, in den zehn letzten Jahren und in den zwey folgenden Jahrhunderten ſehen wir ſchon ein- und andern auf den apoſtoliſchen Thron ſteigen, welche eben darum deſſelben unwürdig waren; weil ſie durch Liſt, durch Gewaltthätigkeit, durch boshafte Ränke und ſchlimme Streiche entweder ſich ſelbſt darauf geſchwungen; oder auf eine unerlaubte und aus ärgerlichen Abſichten von andern, denen es keineswegs zukam, den erledigten römiſchen Stuhl mit einem Nachfolger zu beſetzen, darauf eingedrungen worden: oder endlich, da ſie auch durch eine rechtmäßige Wahl auf denſelben erhoben worden, einen dem

höch-

höchſten Kirchenhaupte nicht allerdings angemeſſenen Wandel geführet; oder die mit dem apoſtoliſchen Stuhle ererbte Kirchengewalt zum Aergerniſſe der Gläubigen misbraucht haben. Jedem, der nur ein kleines Kenntniß in der römiſchen Kirchengeſchichte beſitzet, ſind die ſchändlichen Liebeshändel bekannt, welche die unverſchämte Marozia und ihre nichtswürdige Schweſter Theodora, zwo würdige Töchter jener berüchtigten Buhlerin Roms, Theodora mit Sergius dem dritten, und Johann dem zehnten römiſchen Papſte unterhalten haben. Was greuliche Aergerniſſe aus ſo einer Aufführung dieſer beeden Päpſte gefolgt ſind, iſt wohl beſſer zu denken, als hier ſchriftlich anzurücken. Die ſchauervolle Rache, welche Stephan der ſechste an dem ſchon halb vermoderten Körper des Papſtes Formoſus ausgeübet hat, läßt ſich heute der Welt eben ſo wenig verdecken, als ſich andere grobe Vergehungen gewiſſer Päpſte mit einem Anſtriche beſchönen laſſen. Und kein aufrichtiger, unpartheyiſcher Geſchichtſchreiber wird ſich je beygehen laſſen, laſterhafte Päpſte durch Scheingründe zu entſchuldigen, in der andächtigen Abſicht, dadurch die Hoheit und das Anſehen der geheiligten Papſtwürde zu retten. Nein! die von unwürdigen Päpſten verübten Laſter können auf die heiligſte Würde, die ſie zwar keinesweges verdienten, und eben darum, weil ſie laſterhaſt ſind, nur unwürdig tragen, nicht zurücke fallen: ſo wenig als das ungerechte Urtheil, das von einem beſtochenen Richter ausgeſprochen wird, dem geheiligten Gerichtsſtuhle anklebet, oder der an ſich heiligen Gerechtigkeit Unehre machen kann. Die Päpſte ſind immer Statthalter Jeſu Chriſti, und das Oberhaupt der heiligen Kirche, welche dieſer Gott-

menſch auf Erden geſtiftet hat: ſie ſind auch allzeit Nachfolger des Apoſtelfürſten Petrus, auf welchen Jeſus Chriſtus ſeine Kirche gebauet hat; ſie verdienen folglich Verehrung wegen der Würde, die ſie tragen, und des Amtes wegen, das ſie verwalten, ſo bald ſie zu jener entweder durch rechtmäßige Wahl, oder auch durch unerlaubte Wege gelanget ſind, und dieſes wirklich verwalten; genug, daß ſie für den Statthalter Jeſu Chriſti, und für einen Nachfolger des heiligen Peter allgemein erkannt und gehalten werden; wenn ſie ſchon nachmals ſolche Würde durch einen laſterhaften Wandel entehren, und ihrem erhabenen Amte nicht pflichtmäßig entſprechen. Nicht der Würde und dem Amte, ſondern ihrer Perſon und ihrem Namen hanget der Schandfleck an, den ſie ſich durch eine unwürdige Aufführung, und durch böſe Sitten zuziehen. Nur dem Himmel muß man es klagen, daß jene ruchloſen Buhlſchaften zweener Päpſte, jene unmenſchliche Rache eines Stephans, und die ſchlechten Sitten weniger anderer noch heutzutage ehrenrühriſchen und verleumderiſchen Zungen Stoff und Anlaß geben, viele andere fromme, untadelhafte und rechtſchaffene Päpſte nicht nur für unzüchtig, für rachſüchtig, für laſterhaft, mit einer höllenwürdigen Unverſchämtheit auszuziſchen; ſondern auch die kleinſten Fehler eines jeden Papſtes allzeit mit dem Vergrößerungsglaſe zu beſchauen, und die geringſten Mißtritte deſſelben für grobe Laſterthaten mit ſchreyender Ungerechtigkeit auszurauſchen.

Bey jenen in aller Welt Augen unwürdigen Stuhlerben des heiligen Apoſtelfürſten Petrus bemerken wir doch auch den Finger Gottes, eine

gütige

gütige und weiſeſte Vorſehung des Allerhöchſten. Denn keiner jener laſterhaften Vorſteher der allgemeinen Kirche ſaß lange auf dem römiſchen Stuhle. Gott, der immer für ſeine Kirche wachende Gott, hat gemeiniglich derſelben Regierungstage mit ihren Lebensjahren abgekürzet, und ſie durch einen frühzeitigen Tod von dieſer Welt weggeriſſen, damit der Schandfleck, den ſie durch ihren loſen Wandel der Kirche anzuhängen ſchienen, der unbefleckten und immer reinen Braut Chriſti nicht bis in das Eingeweid dringen, und das Aergerniß, welches ſie gaben, ſich nicht allzuweit in die chriſtliche Heerde ausbreiten könnte. Und wenn er auch, dieſer vorſichtige Gott, die Lebenstage einiger laſterhaften Kirchenhäupter verlängerte; wenn er einen Sergius III. und Johann X. elende Sklaven ſchändlicher Leidenſchaften, niederträchtige Miethlinge, jenen 7, und dieſen 14 Jahre ſeiner Kirche vorſtehen ließ; ſo leuchtet ſeine anbethungswürdige Weisheit, ſeine Güte, ſeine Vorſicht nur deſto heller herfür; nur deſtomehr werden wir überzeugt, daß ſeine Kirche auf einen unüberwindlichen Fels gebauet ſey; daß er, der unſichtbare Steuermann des Schiffleins Petri, ſtets wache, damit es ja nicht an eine Klippe ſtoße, und ſcheitere; daß er, der gute, der ſorgfältige Hirte auch Miethlingen, ob er gleich ihre Lebenstage nach dem ihnen von der gütigen Natur beſtimmten Zeitpunkte ungehindert fortlaufen läßt, dennoch niemal geſtatte, die chriſtliche Heerde auf ſchädliche Weide zu führen.

Der beſcheidene Leſer wird wohl von uns nicht fodern, daß wir in der Biographie jener

Päpſte, welche, auf was für eine Art es ſey, den heiligen Stuhl entehret haben, alle derſelben Fehler, Mißtritte und Vergehungen der Länge nach her erzählen, und das, was Vernunft und Beſcheidenheit, ſo viel man nur kann, zu verdecken anrathen, und Chriſtenliebe zu verdecken gebiethet, aus den Finſterniſſen des Alterthums hervorziehen, und der heutigen argen Welt zur höhniſchen Betrachtung an das helle Licht bringen ſollen. Aber auch ſoll man das ungerechte Urtheil über uns nicht fällen, daß wir die Fehler, die wir nicht berühren, billigen, und das Laſterhafte gutheißen, weil wir es nicht anführen, oder nach Art der bekannten Papſtfeinde darüber nicht ſchmähen. Nicht nur unſere Glaubensfeinde, nicht nur geſchworne Religionsſpötter, ſondern auch eigene ungerathene Kinder der römiſchen Kirche haben ſchon alles Fehlerhafte der Päpſte mit beißender Feder, die ſie noch in lauter Galle eingetaucht zu haben ſcheinen, in großen Folianten und kleinern Schmähſchriften aufgezeichnet herausgegeben: ja, gewiſſe Brochürenſchreiber und ſogenannte aufgeklärte, oder feine und ſchöne Geiſter unter den Katholiken machen ſichs noch heute zur Ehre und zum Verdienſte, alles, was ſie in verlogenen oder proteſtantiſchen Schriftſtellern, welche zu **Luthers** und **Kalvins** Zeiten ſich es noch zur Schuldigkeit machten, wider die römiſche Kirche und ihr Oberhaupt mit zügelloſer Unverſchämtheit zu läſtern, ſchmähſüchtiges aufſtechen, mit unverdroßener Mühe auszuklauben, ohne Prüfung niederzuſchreiben, mit niederträchtigen Anekdoten zu beleuchten, mit ſchändlichen Lügen zu vermengen, mit falſchen Zeugniſſen zu behärten,

und

und ſo durch den Druck in die ganze weite Welt zu verbreiten.

So weit wir uns von ſo einem gewiſſenloſen Vergehen zu entfernen ſuchen, ſo werden doch auch katholiſche Leſer uns zu gut halten, wenn wir in der Lebens- und Regierungsbeſchreibung einiger Päpſte, das Schlimme eben wie das Gute, und das Scheltenswürdige eben wie das Lobſame anmerken. Lüge und Wahrheit, Gewiſſes und Zweifelhaftes werden wir mit genauer Sorgfalt von einander zu unterſcheiden uns angelegen ſeyn laſſen. Und gleichwie nur ächte Tugend mit hellen Farben geſchildert zu werden verdienet; a ſo wird man es uns auch nicht verargen, wenn wir der unächten, oder der Scheintugend keinen Werth beylegen, und das Laſter mit jener ſchwarzen Farbe malen, die es ſchon von Natur an ſich trägt. Alles dieſes vorausgeſetzt, gehen wir zur Lebensgeſchichte der

Päpſte
des
Neunten Jahrhunderts.

795 XCVI. Leo III. von Geburt ein edler Römer, der in einem Benediktinerkloſter zu Rom erzogen, und daſelbſt ſich in ſeiner Jugend zum mönchiſchen Leben bekannte. Von der Wahl und Einweihung dieſes vortreflichen Papſtes ſagt Anaſtas der Bibliothekar: „Durch göttliche Einſprechung mit einmü„thiger Stimme und einhelligem Willen iſt „er von allen Prieſtern, das iſt, von der „ſämmtlichen Geiſtlichkeit, wie auch von al„len Großen und dem ganzen römiſchen Vol„ke, aus Gottes Schickung, an dem Geburts„tage des heiligen Erzmartyrers Stephan, „das iſt, am Begräbnißtage Hadrians I. „ſeines Vorfahrers, welcher den 25ſten De„cember im Jahre 795 geſtorben, erwählet, „und am folgenden Tage, nämlich am Feſt„tage des heiligen Apoſtels und Evangeliſten „Johannes, zur Ehre und zum Lobe des „allmächtigen Gottes, eingeweihet, und auf „den apoſtoliſchen Stuhl erhoben worden.“ Ein unverwerfliches und offenbares Zeugniß, wie würdig Leo geweſen, zur höchſten Kirchenwürde erhoben zu werden, da ihn Gott und die allgemeine Stimme der Menſchen dazu berufen hat. Er widmete ſich gleich nach ſeiner Erhebung mit apoſtoliſchem Eifer den

den Kirchengeſchäften, und alles ſchien anfangs dem rechtſchaffenen Papſte zu gelingen, was er zum Beſten der Kirche und des Volkes unternommen und angeordnet hatte, als im Jahre 799 einige dem Glücke des heiligen Papſtes misgünſtige Römer eine Meuterey wider ihn anſponnen, bey welcher **Paskal** und **Kampulus**, zween Neffen des verſtorbenen Papſtes **Hadrian**, die Stifter derſelben, den heiligen **Leo**, eben da er der am Feſte des H. Evangeliſten **Markus** gewöhnlichen Abſingung der Litaneyen öffentlich beywohnete, ergriffen, ihm die Zunge abſchnitten, und die Augen auszureiſſen ſchon bereit waren; da ſie aber dieſes letztere, weil man dem frommen Papſte zu Hilfe eilete, nicht vollends zuwege brachten, denſelben voller Wunden und halb todt in das nächſt gelegene Kloſter des heiligen **Eraſmus** fortſchleppeten, und gleichſam in einem Kerker gefangen hielten; wo jedoch **Leo** durch ein augenſcheinliches Wunder gleich den folgenden Tag von ſeinen Wunden geheilet war, und Gott, der für ſeinen treuen Diener wachte, ihm Zunge und Augen wieder hergeſtellet hatte.

Die That war zu greulich, als daß Gott ſie hätte ungerochen laſſen ſollen, und zu offenbar begangen, daß nicht der unſelige Ruf davon, ſo zu reden, augenblicklich faſt ganz Italien durchſtrichen hätte. **Winigis**, Herzog von **Spoleto**, zog daher mit einem Kriegsheere eilfertig nach Rom, und rettete den heiligen Papſt, welcher, nachdem ihn **Albin**, ſein getreuer Kämmerling den

Händen der Verſchwornen entriſſen hatte, ſich unterdeſſen in der St. Peterskirche verborgen hielte.

Leo reiſete noch in eben dem Jahre von Rom nach Spoleto, und von da nach Frankreich zu Karl dem Großen, von dieſem der römiſchen Kirche ſo geneigten Fürſten Hilfe wider die aufrühriſchen Römer zu ſuchen; doch bat der ſanftmüthige Papſt nicht um Rache, ſondern nur um Gnade und Verzeihung für jene, welche, da ſie ſich an ſeiner geheiligten Perſon auf eine unerhörte und unmenſchliche Art vergriffen, ſich der grauſamſten Todesſtrafe ſchuldig gemacht hatten.

Karl empfieng den Papſt zu Paderborn mit allen den Ehrenbezeigungen, welche er dem oberſten Kirchenhaupte ſchuldig zu ſeyn glaubte. Leo weihete die Hauptkirche von Paderborn mit großem Gepränge, und kehrete ſodann noch in eben dem Jahre 799 unter Begleitung eines ſehr anſehnlichen Gefolges, das ihm Karl ſowohl zur Sicherheit als auch zur Ehrbezeigung mitgab, nach Rom zurück, wo er am Vorabend des heiligen Andreasfeſtes von ſeiner Geiſtlichkeit unter freudigen Zurufen des römiſchen Volkes, welches unterdeſſen mehrere Neigung und größere Ehrfurcht gegen ſeinen Oberhirten gewann, empfangen wurde.

Als Karl der Große, ſeinem dem Papſte gethanen Verſprechen gemäß, im folgenden Jahre ſelbſt nach Rom kam, ließ er ſogleich die

die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte, welche ſich damals in Rom befanden, zuſammen rufen, damit dieſe über die wider den Papſt eingegebenen Klagen und ausgeſprengten Beſchuldigungen eine Unterſuchung anſtellen, und ein Urtheil darüber fällen ſollten. Allein, niemand wollte ſich einem ſolchen Geſchäfte unterziehen; indem alle bezeugten, es käme ihnen nicht zu, den apoſtoliſchen Stuhl, welcher das Haupt aller Kirchen wäre, zu richten. Daher Leo ſelbſt aus eigenem Triebe den Kanzelſtuhl beſtieg, und vor der ganzen Verſammlung in Gegenwart des Königs Karl und der Großen, die ihn begleiteten, mit einem auf die heiligen Evangelien abgelegten Eidſchwure betheurte, er wäre frey von allen jenen Laſtern, deren man ihn fälſchlich beſchuldigt hätte. Alſo reinigte ſich der ganz unſchuldige Papſt von jenen Verleumdungen, die nur boshafte Köpfe ausgedacht, und neidige Friedensſtörer bey Karl vermeſſentlich angebracht hatten.

Am heiligen Weihnachtsfeſte eben des Jahres 800 krönete ſodann Leo Karl den Großen mit vieler Feyerlichkeit zum Kaiſer des Occidents, wie es die Geiſtlichkeit, die Großen Roms, und ſelbſt das römiſche Volk von dem Papſte begehret hatten. Hiedurch wurde die kaiſerliche Würde in dem Occident wieder erneuert, nachdem ſie über 300 Jahre daſelbſt erloſchen war; auf daß, wie Sigonius L. 4. de regn. Ital. dieſe merkwürdige Begebenheit erkläret, die römi-

ſche Kirche gegen die Ungläubigen, gegen die Ketzer und Aufrührer einen Beſchützer hätte, deſſen Amt die Kaiſer im Orient ſchon lange abgelegt und verſchmähet zu haben geſchienen hatten.

Da zu dieſer Zeit die innerliche Kirchenverfaſſung durch den Eifer und die Wachbarkeit der Vorfahrer Leo des Vierten in dem Occident ziemlich in Ordnung gebracht war, und nun unter dem mächtigen Schutze Karl des Großen keinen Anſtoß zu befürchten hatte, ſo richtete Papſt Leo ſein Augenmerk auf die öffentlichen Angelegenheiten, auf die Errichtung und Auszierung der Kirchen, auf Erbauung der Spitäler, Kranhenhäuſer, und anderer theils zur Zierde der Stadt, theils zur Bequemlichkeit der Bürger, zu Verpflegung der Armen, zu Beherbergung der Pilgrime gewidmeter Häuſer, auf die Handhabung und richtige Verwaltung der Gerechtigkeit, auf das allgemeine Beſte ſeines Volks. Und da im Jahre 801 am letzten Tage des Aprils in der Nacht faſt ganz Italien durch ein fürchterliches Erdbeben alſo heftig erſchüttert wurde, daß nicht nur zu Rom viele anſehnliche Gebäude, worunter das ganze Dachwerk der berühmten Hauptkirche des heiligen Apoſtels Paul war, ſondern auch ganze Städte und Berge übern Haufen fielen, ſo ließ Leo eben erwähnte Kirche ſogleich wieder auf das prächtigſte herſtellen. Um aber auch in Zukunft dergleichen ſchrecklichen Uebeln vorzubeugen, verordnete der fromme und gottesfürch-

fürchtige Papſt, daß an den drey dem Feſte der Auffahrt Chriſti unſers Heilandes vorgehenden Tagen öffentliche Bittgänge zu verſchiedenen Kirchen von allen Gläubigen angeſtellet würden, um durch eifriges und andächtiges Gebeth dem über ſein Volk erzürnten Gott eine ſo ſcharfe Zuchtruthe gleichſam mit Gewalt aus Handen zu reiſſen, und ſeinen Gnadenſegen auf die Erde herabzuziehen.

Bey dergleichen allgemein drückenden Uebeln, eben wie bey beſondern Drangſalen, die er für ſich allein zu koſten hatte, ſuchte der gottſelige Papſt allzeit Hilfe und Beyſtand vom Himmel, und dieſe zu erlangen, verrichtete er zuweilen ſiebenmal des Tags das unblutige Opfer der heiligen Meſſe, wie Strabo Lib. de reb. Eccleſ. Cap. 21. es bezeuget. Worüber jedoch ſich niemand verwundern, oder daraus ſchließen darf, es wäre dieſes ein beſonderes Vorrecht der Päpſte geweſen; indem, nach Zeugniß des gelehrten Kardinals Bona, zu jenen Zeiten es der Frömmigkeit und Andacht der Prieſter überlaſſen war mehrmal des Tages das heiligſte Altarsopfer zu begehen.

Nachdem ſich Leo durch Verſchönerung der Stadt Rom, durch ſeine Freygebigkeit gegen die Kirchen in- und außerhalb der Stadt, durch ſeine Großmuth gegen die Bürger, durch ſeine wohlthätige Liebe gegen die Armen und Nothleidenden, vorzüglich um die Römer, und durch einen gottſeligen Wandel, durch die erhabenſten Tugenden, durch eine

eine ſehr rühmliche Regierung von 20 Jahren, 5 Monaten und 16 Tagen, überhaupt um die ganze chriſtliche Kirche verdient gemacht, ſchied er von dieſer Welt, und gieng zur ewigen Ruhe den 11ten des Brachm. im Jahre 816. Sein entſeelter Leichnam ward 816
den folgenden Tag mit gewöhnlichem Trauergepränge in der Hauptkirche des heiligen Apoſtels Petrus beygeſetzt. In dem römiſchen Martyrer- oder Heiligen-Verzeichniß findet ſich zwar der Name Leo des Dritten nicht; doch wurde er, nach dem Zeugniſſe Alemanns, deſſen Worte wir hier noch anſetzen, ſchon in dem eilften Jahrhunderte von der allgemeinen Kirche als ein Heiliger verehret. „Dieſen Gott werthen Mann, ſagt Alemann in Parietin. Lateran. Cap. 10. da er vom Papſte Leo dem Dritten redet, „haben die Alten ſo hoch verehret, daß „ſie bey ſeiner Grabſtätte in der Vatikankirche des heiligen Peters Gott „einen Altar errichteten, welche Verehrung von Alters her nur denjenigen zu erweiſen erlaubt war, die der „Zahl der Heiligen einverleibet wurden; und da er an Heiligkeit den Päpſten „Leo dem I. II. und IV. gleich war, wollten ſie, daß er an eben dem Orte begraben, „und eben ſo, wie dieſe, verehret wurde. „Welches die von Paskal dem Zweyten „auf den Grabſtein geſetzte Schrift erweiſet: „Unter dieſem Altare ruhen die Leiber „der heiligen Leonen I, II, III und IV. „der Päpſte und Beichtiger.“

Nach-

Nach dem Tode Leo des Dritten ſtund der apoſtoliſche Stuhl nur zehn Tage leer; denn deſſen Nachfolger

816 XCVII. Stephan IV. wurde ſchon den 22ſten des obengeſetzten Monates und Jahres durch feyerliche Einweihung auf den päpſtlichen Thron erhoben. Seine Wahl geſchah mit einmüthiger Stimme der Wählenden und mit allgemeiner Freude des Volks, weil er aus einem hochadelichen römiſchen Geſchlechte entſproſſen, ausnehmende Tugenden, und eine nicht gemeine Gelehrſamkeit beſaß. Dieſe ſchönen Eigenſchaften, ein tiefes Kenntniß in göttlichen und weltlichen Wiſſenſchaften, und die glänzendſten Tugendbeyſpiele, die er von ſich gab, hatten ſeinen Vorfahrer im Papſtthume Leo den Dritten bewogen, ihn zum Diakon der römiſchen Kirche einzuweihen, und ihm das Predigtamt in einer Kirche Roms aufzutragen. Gleichwie er die Stelle eines Diakons mit Ruhm und Erbauung der ſämmtlichen Geiſtlichkeit vertrat, alſo erfüllete er auch das letztere mit brennendem Eifer und einem ſehr großen Seelengewinne ſeiner Zuhörer. So kurz ſeine päpſtliche Regierung war (ſie dauerte nur ſieben Monate), ſo machte er ſie doch durch ſeine Reiſe nach Frankreich, zu dem König Ludwig dem Frommen, dem Sohne und Nachfolger Karls des Großen, merkwürdig. Um ſich die Zuneigung und der römiſchen Kirche den Schutz dieſes mächtigen Fürſten zu erwerben, ſchickte er gleich nach ſeiner Einweihung Geſandten nach

nach Frankreich, welche dem König die äußerſte Begierde des Papſtes bey ihm einen Beſuch abzuſtatten, und ihm die Kaiſerkrone aufzuſetzen, andeuten mußten. Dieſem zufolge trat Stephan ſchon im zweyten Monate ſelbſt die Reiſe dahin an, und wurde zu Rheims, wo Ludwig ihn erwartete, mit aller Pracht eines großen Königs empfangen, und auf das herrlichſte bewirthet. Hiernächſt nahm der Papſt bey gewöhnlicher Abſingung der heiligen Meſſe die feyerliche Krönung mit großem Gepränge vor, indem er den König in Gegenwart der geſammten Geiſtlichkeit, der Großen des Reichs, und des ganzen Volks, mit dem heiligen Oele ſalbete, und ihm eine goldene mit ſehr koſtbaren Steinen gezierte Krone, welche er von Rom mitgebracht hatte, auf das Haupt ſetzte, deſſen Gemahlin aber, der Königin Irmingard, den Titel Auguſta beylegte.

Nach geendigter dieſer Feyerlichkeit ſchwuren ſich der Papſt und König Ludwig gegenſeitig eine unverletzliche Freundſchaft und Ergebenheit; der Papſt erhielt königliche Geſchenke, und überreichte hinwieder diejenigen, welche er für den König und die Königin mit ſich von Rom gebracht hatte. Und nachdem ſie das nöthige für die Angelegenheiten und das allgemeine Beſte der Kirche unter ſich verabredet hatten, trat der Papſt im Anfange des Weinmonates ſeine Rückreiſe nach Rom an, und der Kaiſer Ludwig kehrete in ſeinen Pallaſt nach Kompiegne zurück.

Papſt Stephan langte in den erſten Tagen des Wintermonates unter dem Frohlocken ſeines Volks zu Rom an; kaum aber glaubte er mit Ruhe ſich den Kirchengeſchäften widmen zu können, ſo mußte er ſich abermal zu einer weit längern Reiſe anſchicken, zu jener in die Ewigkeit, weil die Verdienſte, die er ſich vor ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl geſammelt, ihn ſchon zum Himmel reiſe, und ſein Haupt der Krone würdig gemacht hatten, die ihm Gott aufſetzen wollte. Er ſtarb den dritten Monat nach ſeiner Abreiſe aus Frankreich, das iſt, den 24ſten Jänner im Jahre 817, und war 817
am folgenden Tage in der St. Peterskirche begraben.

Noch an eben dem Tage wurde mit ſo einmüthigen Stimmen der Kleriſey, als allgemeinen Zufriedenheit des Volkes, zu deſſen Nachfolger erwählet

XCVIII. Paſchal I. ebenmäßig von Rom gebürtig; und da dieſer Wahltag ein Sonntag war, auch am nämlichen Tage,
817 das iſt, den 25ſten des Jänners zum Papſte feyerlich eingeweihet. Von Kindesjahren an hatte ſich Paſchal dem göttlichen Dienſte gewidmet, und eben darum ward er von Leo dem Dritten dem Kloſter des heiligen Stephan zum Abte und Obern gegeben. Die klöſterliche Einſamkeit aber wurde ihm zur Tugendſchule, in welcher er ſich zum würdigſten Vorſteher der allgemeinen Kirche bildete. Erfahren in der heiligen Schrift,

wegen ſorgfältigen Bewahrung der jungfräulichen Reinigkeit und ſeines gottesfürchtigen Wandels halber berühmt, wegen Milde und Wohlthätigkeit gegen die Armen von jedermann geliebt und hochgeſchätzt; eifrig und emſig im Gebethe, durch Wachen, Faſten und andern ſtrengen Bußwerke ſich abtödtend, war Paſchal vor ſeiner Erhöhung ein vollkommenes Muſter des mönchiſchen Lebens, ein ſchönes und nachahmungswürdiges Vorbild der Tugend und Heiligkeit. Auf den päpſtlichen Stuhl erhoben, ſchickte er unverzüglich Geſandte an Ludwig den Frommen, um mit dieſem Fürſten die gegenſeitige Einigkeit und Freundſchaft zu erneuern, welche ſeine Vorfahrer die Päpſte mit den fränkiſchen Königen geſchloſſen hatten; zugleich aber auch den Kaiſer Ludwig zu bitten, daß er die von ſeinem Vater und Großvater der römiſchen Kirche gethane Schenkungen mit einem neuen Dekrete beſtättigen möchte; welches alles der gegen die Kirche beſtgeſinnte Fürſt mit größter Willfährigkeit that. In der Kirchenregierung war Papſt Paſchal forderſamſt darauf bedacht, daß bey allen Angelegenheiten der Kirche die von ſeinen Vorfahrern veſtgeſetzten Verordnungen und Kirchengeſetze auf das genaueſte beobachtet, und die in den Schriften der heiligen Väter aufbewahrte Erblehre auf das ſorgfältigſte beybehalten würde. So langſam er im zürnen, ſagt von ihm Anaſtas der Bibliothekar, ſo behend war er im vergeben, wenn man ihn beleidiget, ſo eilfertig im verzeihen, wenn man ihm Unbil-

den angethan hatte, und ſo bereitwillig ſeinen Beleidigern ſowohl als jedem andern Gutes zu thun, und Wohlthaten zu erweiſen, ſo oft ſich hierzu eine Gelegenheit zeigte. Eine ſolche gab ihm vorzüglich an die Hand jene grauſame Verfolgung, welche Leo, der Armenier, wider die heiligen Bilder und derſelben Verehrer im Orient angerichtet hatte. Denn ſehr viele, welche ſich dieſer gottloſen Ketzerey widerſetzten, und die katholiſche Lehre mit Mund und Feder vertheidigten, mußten entweder in einem harten Elende ſchmachten, oder ſahen ſich genöthigt, da ſie aus ihrem Vaterlande verjagt wurden, anderswo Schutz und Hilfe zu ſuchen, uud dieſe glaubten ſie nirgends beſſer als zu Rom bey dem allgemeinen Vater der Gläubigen, bey dem Papſte, anzutreffen. Paſchal nahm nicht nur alle, die ſich ihm darboten, mit der zärtlichſten Vaterliebe auf, ſondern, da die meiſten dieſer des Glaubens halber vertriebenen Flüchtlinge ſich zum mönchiſchen Leben bekannt hatten, erbauete er zu Rom für dieſelben ein anſehnliches Kloſter, welches er der Ehre der heiligen Jungfrau Praxedes, deren zerfallene Kirche er ebenmäßig aus dem Grunde neu aufgebauet, widmete, wieß den darinn untergebrachten griechiſchen Mönchen Einkünfte an, und verſah ſie mit allem, was zu derſelben Unterhalte nothwendig war, auf das reichlichſte und freygebigſte. Noch mehrere Kirchen ſowohl inals außerhalb der Stadt Rom verſchönerte, zierte und bereicherte dieſer andächtige Papſt, indem er dieſelben mit allen zum Altardienſte

nothwendigen heiligen Gefäßen und anderm Kirchengeräthe verſah, und vorzüglich die Andacht der Gläubigen darinn anzufachen, und die Chriſten zur Nachfolge der Heiligen aufzumuntern, die Gebeine und koſtbaren Ueberbleibſel vieler heiligen Martyrer, deren Leiber er aus ihren vorigen theils zerfallenen, theils zerſtörten Begräbniſſen erhob, in denſelben zur öffentlichen Verehrung ausſetzte. Um aber ſeinen apoſtoliſchen Eifer für die Ehre der heiligen Bilder noch klärer an Tag zu legen, ſchrieb Paſchal an die im Orient wider die Heiligen und die Verehrung ihrer Bildniſſe ſo hitzig tobenden Schwärmer die nachdrücklichſten Hirtenbriefe, um dieſe gottloſen Ketzer in Anſehung jenes in den Schriften der heiligen Väter ſattſam erwieſenen und auf allgemeinen Kirchenräthen entſchiedenen Glaubensartikels zur katholiſchen Glaubenslehre zurückzuführen.

Nachdem nun Papſt Paſchal durch 7 Jahre und 16 oder 17 Tage, denn ſo lange dauerte ſeine Kirchenregierung, alle Pflichten eines frommen, eines eifrigen, eines für das Wohl der Kirche und der ganzen chriſtlichen Heerde ſorgfältigen, eines wachbaren und apoſtoliſchen Oberhirten auf das genaueſte erfüllet hatte, ſtarb er den 10ten des Hornungs im Jahre 824, und wurde erſt am 824
4ten Tage nach ſeinem Abſterben auf Befehl ſeines Nachfolgers Eugens des Zweyten in der von ihm neuerbauten Kirche der heiligen Praxedes beygeſetzt, weil das römiſche Volk, welches noch kurz vor ſeinem Tode

wider ihn aufgebracht war, nicht zugeben wollte, daß ſein Leichnam in der St. Peterskirche begraben würde.

XCIX. Eugen II. abermal ein Römer von Geburt. Obgleich die Wahl dieſes Papſtes nicht ſo ruhig und einmüthig vor ſich gieng, als jene ſeiner zween unmittelbaren Vorfahrer, indem eine Parthey aufrühriſcher Römer einen gewiſſen Zinzinus, einen römiſchen Prieſter, zum Papſte haben wollte, ſo war doch dieſer Zwieſpalt, der zwar im erſten Anfange den Grund zu einer förmlichen Kirchenſpaltung zu legen ſchien, von keiner Dauer. Der größte Theil des Adels hieng mit der römiſchen Geiſtlichkeit dem Eugen an, und unterſtützte deſſen Wahl, daher ward auch dieſer gleich am 4ten Tage nach des Paſchals Tode, das iſt, den
824 14ten Hornung, welcher eben ein Sonntag war, durch feyerliche Einweihung auf den apoſtoliſchen Stuhl eingeſetzt, und da Zinzinus nachzugeben ſich gezwungen ſah, auch von jedermann als rechtmäßiger Papſt erkannt. Eugen war vor ſeiner Erhebung Erzprieſter an der heiligen Suſannakirche. Sein ſanftmüthiger Karakter und ſeine warme, ſeine thätige Liebe gegen jedermann, der einer Hilfe bedürftig war, machten ihn vorzüglich des Papſtthumes würdig.

Um allen Spaltungen und andern Unordnungen, welche ſich ſchon ſo oft bey den Papſteswahlen vorgethan hatten, inskünftige vorzubeugen, machte es Eugen der

Zweyte gleich nach ſeiner Einweihung zu einem Geſetze, daß die Wahl eines Papſtes ganz nach dem alten Gebrauche und nach der Vorſchrift der heiligen Väter ſollte vorgenommen, der neuerwählte Papſt aber in Gegenwart der kaiſerlichen Geſandten eingeweihet werden. Vermöge jener Worten nach dem alten Gebrauche ꝛc. war das Wahlrecht blos gebohrnen Römern, das iſt, der römiſchen Geiſtlichkeit, dem Adel und den Volkesvorgeſetzten eingeräumt, und durch dieſe von dem Papſte Eugen neuerdings gemachte Verordnung beſtättiget. Durch jenes aber, daß der neue Papſt in Gegenwart der kaiſerlichen Geſandten ſolle eingeweihet werden, ſuchte Papſt Eugen auch den etwa bey der Wahl unterloffenen Ränken und andern Schwierigkeiten abzuhelſen, indem die kaiſerlichen Geſandten durch ihr Anſehen ſowohl als durch ihre weltliche Gewalt dem rechtmäßig erwählten Papſte zum Beſitze des apoſtoliſchen Stuhles verhelfen, und ihn darauf wider deſſen Feinde ſchützen ſollten.

Auch in eben dem erſten Jahre ſeiner Regierung erhielt Eugen eine anſehnliche Geſandtſchaft von dem griechiſchen Kaiſer Michael dem Stammler. Dieſer gottloſe Fürſt, welcher ſchon in vorigem Jahre 823 ſein Ketzergift wider die Verehrung der heiligen Bilder in dem Orient auszuſpeien angefangen hatte, ſuchte den rechtſchaffenen Papſt durch Briefe zu täuſchen, und durch Geſchenke, welche er aus einem vermummten

ten Religionseifer, oder beſſer zu ſagen, aus Heucheley, dem Apoſtelfürſt Petrus über- reichen ließ, und in einem goldenen mit koſt- baren Steinen beſetzten Kelche und einem der- gleichen Evangelienbuche beſtunden, einzu- ſchläfern, damit ſich Eugen der Bilder- ſtürmerey, welche Michael durch das An- ſehen und die Verwendung des Kaiſers Lud- wig auch in dem Occident in Gang zu bringen wünſchte, nicht widerſetzen möchte; denn nur aus dieſer gottloſen Abſicht ſchickte jener ketzeriſche Fürſt zu gleicher Zeit auch eine Geſandtſchaft an Ludwig den From- men mit Bitte, ſich bey dem Papſte dahin zu verwenden, daß dieſe abergläubiſche Verehrung (alſo nennete er jene der Heiligen und ihrer Bildniſſe) aufgehoben würde. Allein, Papſt Eugen war viel zu klug, als daß er ſich durch verſchraufte Briefe hinter- gehen ließ, und beſaß zu viel Rechtſchaffen- heit, als daß er durch heuchleriſche Geſchenke könnte geblendet werden. Der griechiſche Kaiſer Michael bekam durch ſeinen Geſand- ten keine andere Antwort von Rom, als daß der ſiebente allgemeine Kirchenrath alles, was die heiligen Bilder und derſelben Verehrung beträfe, ſchon entſchieden hätte, und daß es bey ſolcher Entſcheidung ſein Verbleiben habe.

Ludwig, der nichts ſo ſehr als die Vereinigung der griechiſchen mit der lateini- ſchen Kirche, und in beyden einen vollkom- menen Frieden hergeſtellt zu ſehen wünſchte, ſchrieb gleich von Rouen aus, wo er die

Geſandten von Konſtantinopel empfangen hatte, nach Rom an den Papſt Eugen, und hielt bey dieſem um die Erlaubniß an, daß er einige Gelehrte ſeines Reichs verſammeln dürfte, welche neuerdings die Frage von Verehrung der heiligen Bilder nach der Lehre der Väter unterſuchen, und dann ihre Meynung darüber eröffnen dürften, damit ſolchergeſtalt dem Verlangen des Kaiſers Michael ein Genügen geleiſtet, und, wo möglich, die in dieſem Lehrpunkte getrennten Gemüther zu einerley Geſinnungen könnten gebracht werden.

Eugen geſtattete zwar dem Kaiſer Ludwig ſeine Bitte, doch noch unter dem Bedinge, daß die Entſcheidungen der anzuſtellenden gelehrten Zuſammenkunft ſchriftlich nach Rom geſchickt, und dem Urtheile des apoſtoliſchen Stuhles unterworfen würden: welches dann auch geſchah. Da aber Eugen aus dem von Ludwig und Lothar ihm zugeſchickten Briefen erſah, daß die im Jahre 825 zu Paris zuſammengekommene Biſchöfe Frankreichs mehrere aus den Schriften der Väter gezogenen Stellen nicht nach derſelben ächten Sinne verſtanden hätten, folglich auch ihre von der Verehrung der heiligen Bilder geäußerte Meynungen mit der Lehre der allgemeinen Kirche nicht allerdings übereinſtimmten, ſo hielt er auch die Briefe, welche die Geſandten des Ludwigs an den Kaiſer Michael nach Konſtantinopel überbringen ſollten, zurück, und gab den ſtandhaften Beſcheid, man

müſſe

müſſe in Anſehung des Bilderdienſtes ſich blos an die apoſtoliſche Erblehre halten, und die Heiligen und ihre Bildniſſe auf jene Art verehren, wie es in dem ſiebenten allgemeinen Kirchenrathe veſtgeſetzt worden.

Die bey Ausſpendung der heiligen Sakramente in einige Kirchen eingeſchlichenen Mißbräuche abzuſtellen, und die theils von Konzilien, theils von ſeinen Vorfahrern, den römiſchen Päpſten, eingeführte alte Kirchenzucht zu handhaben, und wo man davon abgewichen war, wieder in ihre volle Reinigkeit zu bringen, hielt Papſt Eugen gegen das Ende des Jahres 826 zu Rom eine Synode, welche aus 63 Biſchöfen, 17 Prieſtern und einigen Diakonen beſtund. 38 Kanonen wurden da abgefaßt, wovon jedoch nach Meynung einiger Gelehrten nur zwo in ihrem weſentlichen Inhalt bis auf uns ſollen gekommen ſeyn, da die übrigen, wie ſie in den großen Sammlungen der Konzilien und bey einigen Schriftſtellern, als den Natalis Alex. Tom. 6. Hiſt Eccleſ. Part. I. Art. 4. Dominikus Schramm Summ. Concil. Tom. 2. fol 359 & ſeq. geleſen werden, nur aus den Verordnungen des nämlichen Papſtes Eugen als ein Erſatz, oder Nachtrag deſſen, was bey oberwähnten Kirchenrathe abgehet, gezogen worden.

Daß aber Eugen um die ſogenannten Reinigungseide (*) abzubringen, anſtatt

 der-

(*) Reinigungseid, lateiniſch Sacramentum purgatorium, heißt in dem eigentlichen Ver-

derſelben die Probe des kalten Waſſers eingeführt habe, wie einige zwar aus alten, beynebens aber in vielen Stücken ziemlich verdächtigen Urkunden es behaupten wollen, läßt

---

Verſtande, wie er in den vorigen Jahrhunderten vorgeſchrieben und zugelaſſen war, ein Eidſchwur, den jener, welcher eines Laſters beſchuldigt wurde, deſſen er aber wegen Abgang der Zeugen nicht konnte überwieſen werden, in einem deswegen angeſtellten geiſtlichen oder weltlichen Gerichte öffentlich ablegte. Zwo Gattungen dergleichen Reinigungseide finden wir bey den alten Schriftſtellern: die eine hieß Purgatio canonica, die kanoniſche Reinigung, weil ſie von den Kanonen und Kirchenräthen gebilliget; die andere nennet man Vulgaris, die gemeine, weil ſie von dem Volke eingeführt war, und bey weltlichen Gerichten geſtattet wurde, wenn ein Beſchuldigter zu Beweiſung ſeiner Unſchuld ſich freywillig dazu anbot. Beyde wurden auch das Gericht Gottes genannt, weil man dafür hielt, Gott würde die Wahrheit der Sache, welche man vermittelſt eines Reinigungseides, das iſt, durch die kanoniſche oder gemeine Reinigung unterſuchen wollte, durch ein ſcheinbares Wunder an Tag geben. Jene geſchah durch einen förmlichen Eid, den der Beſchuldigte in der Kirche mit Berührung des Altars, mit Auflegung ſeiner Hand auf die Gebeine der Heiligen, oder auf das Evangelienbuch in Gegenwart der Biſchöfe, oder der von dieſen eigends dazu ernennten Prieſtern ablegte, und unter Anrufung des Namens

läßt ſich von einem ſo frommen, ſo klugen und ſo vorſichtigen Papſte um ſo weniger auch nur muthmaßen, da er, anſtatt ein Uebel abzuthun, dafür gewiß, und wie jeder

---

mens Gottes oder der Heiligen, deren Gebeine er berührete, öffentlich betheuerte, daß er jenes Laſter, deſſen man ihn beſchuldigte, nicht begangen habe. Die gemeine **Reinigung** geſchah durch einen Zweykampf, durch Berührung eines glühenden Eiſens 2c. und dann durch Eintauchung in **kaltes Waſſer**, von welcher oben die Rede iſt. Dieſe hieß auch Probatio per aquam frigidam, die Prüfung durch kaltes Waſſer, und aquæ frigidæ Judicium, das Gericht des kalten Waſſers. Wer in dem Zweykampfe ſiegete, ward für unſchuldig gehalten, und losgeſprochen; gleichwie man es, und zwar mit weit beſſerm Grunde für eine überzeugende Probe der Unſchuld anſah, wenn ein Beſchuldigter ein glühendes Eiſen ohne Verletzung berühren, oder mit bloßen Füßen auf glühenden Pflugſcharen unbeſchädigt einhergehen konnte.

Endlich die **Reinigung des kalten Waſſers** beſtund darinn, daß man den oder die eines groben Laſters verdächtigen oder angeklagten zur Kirche führte, der heiligen Meſſe, welche feyerlich abgeſungen wurde, beyzuwohnen. Wenn der Prieſter zur Kommunion kam, ehe er demjenigen oder denjenigen, welche ſich der Prüfung unterwerfen wollten, das heilige Abendmahl reichte, ſagte er zu ihnen: Ich beſchwöre euch **durch den Vater, Sohn und heil. Geiſt**...

aufmerkſame Kopf von ſelbſt ſich denken kann, ein weit ärgeres, gefährlicheres, ja offenbar ſündhaftes eingeführt haben würde. Denn von Gott fodern, daß er ohne Noth, oder auch

---

und durch dieſe heiligen Reliquien ... daß ihr euch nicht erkühnet, euch dieſem heiligen Altare zu nähern, weder dieſes heilige Sakrament zu empfangen, wenn ihr dieſes Laſter begangen, darein gewilliget, dazu geholfen, oder davon einige Kenntniß habet. Wenn ſie nun darauf beſtunden, durch die Waſſerprüfung ſich zu rechtfertigen, reichte ihnen der Prieſter die heilige Kommunion unter den Worten, dieſer Leib und das Blut unſers Herrn Jeſu Chriſti ſey euch heute zur Prüfung. Nach geendigter Meſſe wurden ſie unter Vortragung des Kreuzes zur Waſſerbutte geführt, und dann je einer nach dem andern an einem Stricke gebunden in das durch viele Gebethe und Beſchwörungen geſegnete und eingeweihte Waſſer ein- und zuweilen auch mehrmalen, wenn einer verſchiedener Laſter beſchuldigt wurde, eingetaucht. Wenn nun der Beſchuldigte in die Tiefe ſank, wurde er für unſchuldig gehalten, und augenblicklich an dem Stricke wieder herausgezogen; da hingegen jener, der ober dem Waſſer ſchwamm, für ſchuldig, und des Laſters, das man ihm zudachte, überwieſen gehalten wurde; weil man dafür hielt, das durch viele Gebethe geheiligte Waſſer hätte ihn nicht annehmen können, und zum Zeugniſſe, daß er des verübten Laſters halber ſchuldig, und deswegen verdiene geſtraft zu werden, ihn wieder ausgeworfen. Daß

auch zu Steuer der Wahrheit ein Wunder wirke, wo dieſe noch durch andere Wege kann erhoben werden, heißt Gott verſuchen; und wer getraut ſich eine ſolche Vermeſſenheit ſündenfrey zu ſprechen?

Gleichwie ſich übrigens Papſt Eugen der Zweyte durch eine kluge Kirchenregierung um die ganze chriſtliche Heerde verdient gemacht, alſo hatten es die Römer ſeiner beſondern Vorſicht zu verdanken, daß auch bey entſtandener Theurung die zum Unterhalte nothwendigen Lebensmittel nirgends wohlfeiler als in Rom verkauft wurden; deswegen erhielt er auch die ſchönen Namen eines

---

Daß das Wunder, welches man in derley durch das kalte Waſſer angeſtellten Prüfungen oder Reinigungen von Gott erwartete, eigentlich hierinn beſtanden, erhellet aus den Beſchwörungen und Gebethen, mit welchen das Waſſer vorher von einem Prieſter eingeſegnet worden: **Wir bitten dich demüthig Herr Jeſu Chriſte,** heißt es in einem derſelben, **würdige dich gegenwärtig ein ſolches Zeichen zu thun, auf daß, wenn dieſer des Laſters, das ihm vorgeworfen wird, einigermaßen ſchuldig iſt, derſelbe von dem Waſſer keineswegs angenommen werde** ꝛc. Wer hievon noch mehr zu wiſſen verlangt, beliebe Herrn **Dufresne** nachzuſchlagen Tom. 1. Gloſſar. unter dem Worte: aquæ frigidæ Judicium pag. 275. und Tom. 2. unter dem Worte: Judicium Dei pag. 134. Item. *Natal. Alex.* Hiſt. Eccleſ. Tom. 6. Sæc. IX. & X. Art. IV.

eines Vaters der Armen, und eines Beſchützers der Wittwen und Waiſen. Dieſe beweineten ſeinen Tod, welcher im Auguſtmonate des Jahres 827 erfolgte, mit 827
ſo heißern Thränen, da Eugen ganz unvermuthet, und zu eben jener Zeit von dieſer Welt ſchied, wo ſie ſeine Vaterliebe zu Unterſtützung ihrer Dürftigkeit ſich noch ſehr nothwendig glaubten. Die Regierung dieſes vortreflichen Papſtes dauerte demnach nur etwas über drey Jahre; wie viel Monate aber und Tage er über dieſe 3 Jahre der Kirche vorgeſtanden ſey, läßt ſich aus keinen richtigen Urkunden mit Gewißheit und eben ſo wenig beſtimmen, als ſein eigentlicher Sterbtag; wenn ſchon Baronius, Papebroch, Natalis Alex. und noch einige den erwähnten drey Regierungsjahren noch zween Monate und 23 Tage mit ganzer Zuverläßigkeit beylegen wollen.

827 C. Valentin, aus Rom gebürtig, und Erzdiakon an der St. Peterskirche. Die Ungewißheit des Sterbtages des vorigen Papſtes macht auch die Zeit, wie lange der heilige Stuhl leer geſtanden, eben wie den Wahl- und Einweihungstag des Papſtes Valentin unbeſtimmt. Und wenn die eben angezogenen unſerer ganzen Verehrung würdigen Schriftſteller allen dieſen Begebenheiten ſichere Tage anberaumen, ſo ſind es doch nur bloße Muthmaßungen, die ſie entweder unrichtigen Schriftſtellern abgeborgt, oder aus unächten Urkunden geſchöpfet haben. Wir dürfen alſo, ohne ihrer Ehre zu nahe zu

zu treten, wohl ſagen, daß ſie das, was ihnen wahrſcheinlich geſchienen, ohne genugſame Prüfung als eine volle Wahrheit angeſetzt haben. Doch auch die genaueſte Zeitrechnung dieſer Dinge iſt um ſo unbedeutender, da man von dem Papſte Valentin weiters nichts mit Zuverläßigkeit ſagen kann, als daß er wegen ſeinen vortreflichen Tugenden und großen Eigenſchaften bey ſeinen beyden Vorfahrern Paſchal und Eugen in beſonderer Achtung geſtanden: daß er mit unausſprechlicher Freude der Geiſtlichkeit, des Adels und des Volkes zur höchſten Kirchenwürde gelangt ſey: daß aber dieſe Freude gar bald in eine allgemeine Trauer ſich verwechſelt habe; indem Valentin am vierzigſten Tage nach ſeiner Einweihung, wie der Verfaſſer des bekannten Pontifikalbuches 827 angiebt, durch einen frühzeitigen Tod dieſer Zeitlichkeit entriſſen worden, um den Lohn ſeiner Verdienſte, die er ſich ſchon vor ſeiner Erhebung geſammelt hatte, in dem Himmel zu genießen. Sein Nachfolger auf dem apoſtoliſchen Stuhle war

CI. Gregor IV. ein Sohn Johannes eines Römers. Daß deſſen Wahl gleich oder doch gar nicht lange nach dem Tode des Papſtes Valentin geſchehen ſey, läßt ſich gar nicht zweifeln, da zu dieſer Zeit ſowohl der Adel als die römiſche Geiſtlichkeit darauf bedacht waren, den apoſtoliſchen Stuhl gleich nach dem Tode ſeines Beſitzers wieder mit einem würdigen Nachfolger zu verſehen. Zufolge aber des vom Papſte Eugen II. gemachten

machten Dekretes wurde die Einweihung Gregors des IV. bis zur Ankunft der kaiſerlichen Geſandten aus Frankreich verſchoben, ob man gleich bey der Einweihung ſeines Nachfolgers Sergius des II. ſchon keine Achtung mehr auf erwähntes Dekret machte. Herr Fleury ſetzt die Einweihung Gregors des IV. gleichſam zuverläßig auf den Vorabend des Feſtes der Erſcheinung des Herrn, welcher ein Sonntag geweſen, das iſt, auf den 5ten Jänner des Jahres 828. Doch wir verbürgen uns um ſo weniger für dieſe Zeitrechnung, da wir bey andern Schriftſtellern keinen ſichern Grund davon finden, und getrauen uns mit Pagi für richtiger anzugeben, daß Gregor der IV. um das Ende
827 des Jahres 827 feyerlich zum Papſte eingeweihet worden. Anaſtas der Bibliothekar macht von ihm die vortheilhafteſte Schilderung; denn er malet ſein Bildniß mit den erhabenſten Farben der Gütigkeit, der Frömmigkeit, der Beredſamkeit, der Gelehrtheit, Sanftmuth, einer eben ſo feurigen Liebe Gottes, als wohlthätigen Nächſtenliebe. Er nennet ihn überdieß einen Mann eines ſcharfſinnigen Verſtandes, einen ſtandhaften Vertheidiger des katholiſchen Glaubens; einen milden Vater der Armen, einen ſorgfältigen Nährvater der Wittwen und Waiſen; einen Mann, der ſchon in ſeinen Jugendjahren ſein Herz von allem Zeitlichen abgeſchälet, und damit er daſſelbe ganz allein an die himmliſchen Dinge anheften könnte, ſich in dem ungefähr 30 Meilen von Rom entlegenen Kloſter *Foſſa nova* zur Regel des heiligen Bene-

dikt bekannt hatte. Papſt Paſchal I. zog ihn heraus, und erhob ihn zur Prieſterwürde. Dieſe gab ſeinen Tugenden einen neuen Glanz: alle aber krönete er mit einer ungeheuchelten Demuth; und dieſe legte er vorzüglich an ſeinem Wahltage zur höchſten Kirchenwürde an Tag; indem er, um derſelben auszuweichen, ſich in der Kirche der heiligen Martyrer Koſmas und Damian ſo lange verborgen hielt, bis er endlich, von der Geiſtlichkeit und dem Volke entdeckt, mit Gewalt auf den heiligen Stuhl geſetzt worden.

Seine Kirchenregierung fieng Gregor der IV. mit lauter heiligen Werken an. Als ein beſonderer Verehrer des heiligen Papſtes Gregor des Großen, erbauete er dieſem Heiligen eine prächtige Kapelle in der St. Peterskirche, und überſetzte darein deſſen heilige Reliquien aus ihrer vorigen Grabſtätte, welche durch die Länge der Zeit faſt ganz zerfallen war. Eben dieſe Kapelle zu verherrlichen, ließ er auch die Leiber der heiligen Blutzeugen Sebaſtian und Tiburtius in dieſelbe übertragen, und wollte, daß die Tagzeiten, welche bisher in der St. Peters-Hauptkirche gehalten worden, künftighin in erwähnter Kapelle ſollten abgeſungen werden. Noch einige Kirchen richtete dieſer fromme Papſt vom Grunde auf; andere erneuerte, zierte, verſchönerte er, und verſah dieſelben mit koſtbaren theils zum Altardienſte nothwendigen, theils zum Prachte der Kirche und Erbauung der Gläubigen beytragenden Geräthſchaften.

Bey

Bey derley gottſeligen Werken vergaß jedoch Gregor die anderen Angelegenheiten der Kirche und des Staates nicht. Gleich in den erſten Monaten ſeines Papſtthumes ſchickte er eine Geſandtſchaft an den Kaiſer Ludwig, dieſen Fürſten zu bitten, daß er ſich das allgemeine Beſte der Kirche in ſeinen weitläufigen Staaten angelegen ſeyn laſſen, und ſein Anſehen und ſeine Gewalt zu Ausbreitung der chriſtlichen Religion und zu Erhaltung der Reinigkeit des Glaubens anwenden möchte.

Nachdem die Sarazenen im Jahre 829 nicht allein Sizilien unter ihr Joch gebracht hatten, ſondern die am Meere gelegenen Provinzen Italiens zu durchſtreifen und auszuplündern anfiengen, richtete der ſorgfältige Papſt ſein ganzes Augenmerk und alle Kräfte dahin, ſolchen Gewaltthätigkeiten einen Damm zu ſetzen. Er ließ daher die zerfallene Mauer der Stadt Oſtia, wo die Tyber ſich in das Meer ſtürzet, in höchſter Eile herſtellen, und zu Beſchützung der alten halbzerſtörten Stadt Oſtia noch eine neue aufbauen, welche er Gregoriopel, das iſt, die Stadt Gregors zu nennen befahl. Um auch die nahe an der St. Peters-Kirche von Rom liegende Vorſtadt, welche ſchon mehrmalen von den Sarazenen überfallen und ausgeplündert worden, gegen ſolche Streifereyen zu ſchützen, ließ Gregor IV. daſelbſt eine neue Stadt anlegen, welche jedoch erſt ſein zweyter Nachfolger Leo IV. zu Stande gebracht und vollendet hat; deßwegen ſie auch

auch Leonina genannt wurde: heute aber heißt ſie die Stadt des heiligen Peter.

Wie eifrig Gregor theils durch ſich ſelbſt, theils durch Ausſendung apoſtoliſcher Männer an Ausbreitung des Glaubens gearbeitet, haben wir ſchon oben unter dem Artikel: Berühmte Heilige des neunten Jahrhunderts, bey dem heiligen Anſcharius angemerkt.

Als im Jahre 830 zwiſchen dem Kaiſer Ludwig und ſeinen Söhnen ſich Mißhelligkeiten angeſponnen hatten, welche in eine tödtliche Feindſchaft und einen unverſöhnlichen Haß erwuchſen, wagte es der friedfertige Papſt einen Mittler zwiſchen beyden abzugeben, und den Vater mit ſeinen Söhnen wieder auszuſöhnen. Zu dieſem Ende ſtellte er im Jahre 833 eine Reiſe nach Frankreich an. Allein, der Geiſt des Zwietrachts, welcher die Gemüther getrennet hatte, wußte auch die angezettelten Uneinigkeiten noch eine Zeitlang unter ihnen zu erhalten. Weil ſich Gregor in dem Lager der Söhne einige Tage aufhielt, ehe er zu dem Kaiſer gieng, warf dieſer anfangs den Verdacht auf ihn, daß er es mit ſeinen Söhnen hielte; und als ſich nachher der Papſt auch in Geheim und ganz allein mit dem Kaiſer unterredete, und noch mit Geſchenken von ihm überhäufet wurde, ſetzten hinwieder auch jene ein Mißtrauen in die friedfertigen Geſinnungen des heiligen Vaters. Gregor richtete daher, als er von dem Kaiſer zu deſſen Söhnen ins La-

ger zurückkam, um ihnen die friedfertigen Geſinnungen ihres Vaters zu eröffnen, auch mit ſeiner heiligen Beredſamkeit nichts mehr aus, und ſah ſeine guten Abſichten durch den böſen Argwohn, den dieſe zänkiſchen und ohnehin ſchon bösgeſinnten Prinzen auf ihn ſowohl, als auf ihren Vater geworfen hatten, ganz vereitelt: er kehrete alſo voller Unmuth und Traurigkeit, daß alle ſeine Bemühungen, den Frieden zwiſchen Vater und Söhnen herzuſtellen, fruchtlos geweſen, noch in eben dem Jahre nach Italien zurück.

Wir wiſſen weiter gar nichts, was Papſt **Gregor der Vierte** bey dem Kaiſer Ludwig, auch da dieſer, nach allen mit ſeinen undankbaren Söhnen geendigten Streitigkeiten, in der kaiſerlichen Würde wieder beſtättiget war, ausgerichtet hat, als daß er es bey dieſem Fürſten zuwege gebracht, daß er das Feſt aller Heiligen Gottes, welches, wie wir ſchon anderwärts angemerkt haben, ſchon von der Zeit **Bonifaz des Vierten** zu Rom den 13ten May gehalten wurde, nunmehr aber von **Gregor dem Vierten** auf den 1ſten Tag des Wintermonats verlegt worden, auch in Frankreich und Deutſchland, und überhaupt in allen ſeinen Staaten zu halten befohlen hat, welches um das Jahr 835 geſchah.

Nachdem **Gregor** von ſeiner Reiſe nach Frankreich zu Rom wieder angelangt war, widmete er ſich wie vorher mit apoſtoliſchem Eifer den Kirchengeſchäften, und war vorzüg-

züglich darauf bedacht, wegen den ſo oft wiederholten Einfällen und Verheerungen der Sarazenen in Italien, ſowohl die zu Oſtia neu angelegten Feſtungswerker, als auch den zu Rom ſelbſt angefangenen Bau einer ganz neuen Stadt zu vollenden. Allein, er wurde vom Tode übereilet, ehe er dieſe großen Unternehmungen völlig zu Stande brachte. Doch erſtreckte er ſeine ſehr rühmliche Kirchenregierung auf 16 volle Jahre: denn er ſtarb den 25ſten Jänner im Jahre
844, und wurde unter herrlichem Trauer- 844
gepränge in der Hauptkirche des Vatikans beygeſetzt, wo ihm nachher Bonifaz der Achte ein prächtiges Grabmaal mit einer zierlichen Schrift, die man noch daſelbſt ſieht, errichten ließ. Daß ſeine Regierung ſich noch etwas über 16 Jahre erſtreckt habe, erhellet aus derſelben Anfange; wie viele Tage aber es eigentlich austrägt, läßt ſich mit keiner Gewißheit beſtimmen.

Nur 15 Tage ſtund der heilige Stuhl ledig: denn

CII. Sergius II. deſſen Vater ſich auch Sergius nennete, und ein Mann, der ſeines hohen Adels wegen ſehr angeſehen war, wurde den 10ten des Hornungs im Jahre
844 844 als Nachfolger Gregors des Vierten durch feyerliche Einweihung auf den päpſtlichen Thron erhoben. Ein gewiſſer Johann, der römiſchen Kirche Diakon, drang zwar zu gleicher Zeit mit einer aufrühriſchen Rotte in den Patriarchalpallaſt, und ließ ſich daſelbſt zum Papſte aufwerfen. Allein, nur

einen kurzen Augenblick lange hatte er das ehrgeizige Vergnügen dafür angeſehen zu werden. Kaum war dieſe Meuterey ruchbar, ſo wurde Johann mit Schande aus dem Patriarchalpallaſt verjagt, und zur Strafe ſeines kühnen Unternehmens in einen ſchimpflichen Kerker geworfen, woraus ihn ſodann nur der rechtmäßige Papſt, der ſanftmüthige Sergius, ohne weitere Strafe, die jener nach der Strenge der Gerechtigkeit hätte ausſtehen ſollen, wieder befreyet hatte.

Daß Sergius der Zweyte, von dem wir hier zu reden haben, ehe er Papſt geworden, *Bocca di porco* (*os porci*), das iſt, Schweinrüſſel geheißen habe, und dieſes unflätigen Namens wegen, den er für die höchſte Kirchenwürde unanſtändig hielt, der erſte geweſen, welcher nach ſeiner Wahl den vorher getragenen Namen abgeändert habe, iſt ein ungegründetes Vorgeben des Platina: denn erſtens verſichern uns andere Schriftſteller mit beſſerm Grunde, daß nicht dieſer, ſondern Sergius der Vierte dieſes Namens, vor ſeiner Erhebung zum Papſtthume ſo einen Namen getragen habe. Zweytens hat es auch ſeine gute Richtigkeit, daß Johann der Zwölfte, welcher, ehe er zum Papſte gewählet worden, Oktavian hieß, der erſte unter den Päpſten geweſen, welcher ſich einen andern Namen zulegte.

Sergius der Zweyte war bereits von Jugend auf unter der römiſchen Geiſtlichkeit, und ſtieg Stufenweiſe zur Würde des ober-

oberſten Kirchenhaupts: denn ſchon von Leo dem Dritten wurde er der Zahl der Kirchendiener als Akolyth einverleibt; Stephan der Vierte weihete ihn zum Unterdiakon; Paſchal der Erſte, der in dieſem Jünglinge ſchon den Wandel eines geſetzten, und die gründlichen Kenntniſſe eines tief gelehrten Mannes bewunderte, erhob ihn zur Prieſterwürde; Gregor der Vierte ernannte ihn zum Erzprieſter, und durch die lobſame Verwaltung dieſes anſehnlichen Amts machte er ſich würdig auf den apoſtoliſchen Stuhl erhoben zu werden.

Durch eine rühmliche Handlung, welche von ſeiner Standhaftigkeit zeuget, und die ſich auf die Kirche ſowohl als auf den weltlichen Staat bezog, zeichnete Sergius der Zweyte ſeine Kirchenregierung aus. Der Kaiſer Lothar ſchickte ſeinen erſtgebohrnen Sohn Ludwig mit einigen der vornehmſten Biſchöfen Frankreichs, von den angeſehenſten ſeines Hofs begleitet, und mit einem zahlreichen Kriegsheere nach Italien, theils, wie einige Schriftſteller melden, von den franzöſiſchen Biſchöfen die Wahl des Sergius unterſuchen zu laſſen, weil dieſer gegen die Verordnung Eugens des Zweyten ſich zum Papſte hatte einweihen laſſen, ohne vorher dem Kaiſer von ſeiner Wahl Nachricht zu geben, und zur feyerlichen Einweihung die Ankunft der kaiſerlichen Geſandten abzuwarten; theils, wie mehrere andere behaupten, nur um ſeinen Sohn Ludwig, zum Könige von Italien, von dem Papſte

krönen zu laſſen. Als Sergius die Ankunft des franzöſiſchen Heers erfuhr, ſchickte er dem Prinzen Ludwig alle Richter mit den vornehmſten Magiſtratsperſonen der Stadt Rom zum Empfange entgegen; er aber von ſeiner ganzen Geiſtlichkeit umgeben, wartete des jungen Königs oberhalb der Stiege in der St. Peters-Hauptkirche. Als Ludwig daſelbſt angelangt war, machte er dem heiligen Vater eine tiefe Verbeugung: worauf beede einander zärtlich umarmten. Der Papſt führte den Prinzen in den innern Vorhof der Kirche, und befahl ſodann die ſilbernen Eingangsthüren zu ſchließen, hiernächſt wandte er ſich zu Ludwigen, und ſagte: Biſt du, o Fürſt! aus reinen Abſichten, mit aufrichtiger Meynung, und zum Beſten des gemeinen Weſens, wie auch der ganzen Stadt Rom und dieſer Kirche, hieher gekommen, ſo ſollen dir auf meinen Befehl dieſe Thüren ſogleich aufgethan werden, und du kannſt frey hineingehen: iſt aber dieſes nicht; ſo werden dieſelben weder durch mich, noch durch meine Erlaubniß geöffnet werden. Als Ludwig hierauf geantwortet, daß er aus keinem böſen Gemüthe, ſondern vielmehr zum Beſten der Kirche und des römiſchen Volks daher gekommen wäre, befahl der Papſt alſobald die Thüren zu öffnen: beyde giengen unter Begleitung der römiſchen Kleriſey, der Biſchöfe, Aebte und der Großen Frankreichs, welche Ludwig in ſeinem Gefolge hatte, in die Kirche hinein bis an den Ort, welchen man *Confeſſio Principis Apoſtolorum*, das Bekenntniß des Apoſtel-

ſtelfürſten nannte, das iſt, bis zur Grabſtätte des heiligen Peters, daſelbſt ihr Gebeth zu verrichten, und die Gebeine dieſes heiligen Apoſtels zu verehren. Während des Einzugs in das Innere der Hauptkirche aber ſang die Geiſtlichkeit: Benedictus, qui venit in nomine Domini, geſegnet ſey der, welcher im Namen des Herrn daher kömmt. Am nächſtfolgenden Sonntage, welcher der 15te des Brachmonats war, verſammelte der Papſt in eben der St. Peters-Hauptkirche ſeine ganze Geiſtlichkeit, und Ludwig traf zu gleicher Zeit mit ſeinem anſehnlichen Gefolge daſelbſt ein: die vornehmſten der Stadt Rom mit einer unzählbaren Menge Volks erſchienen auch dabey; da dann Papſt Sergius den Prinz Ludwig mit dem heiligen Oele ſalbete, zugleich ihm das königliche Schwert umgürtete, eine koſtbare Krone auf ſein Haupt ſetzte, und dann zum Könige der Longobarden, das iſt, zum Könige von Italien erklärte. Nach vollbrachter heiligen Meſſe aber begaben ſich ſowohl der Papſt mit ſeiner Kleriſey, als auch der neue König mit ſeinem Gefolge freudig nach ihren Wohnungen zurück. Alſo erzählet Anaſtas der Bibliothekar dieſe feyerliche Handlung.

Wir finden unter der Kirchenregierung des Papſtes Sergius des Zweyten weiters nichts wichtiges, das hier angemerkt zu werden verdiente, als daß er nach dem Beyſpiele faſt aller ſeiner Vorfahrer zur Verherrlichung des öffentlichen Gottesdienſts ſehr vieles bey-

getragen, und zu dieſem Ende verſchiedenen Kirchen prächtige und ausnehmend koſtbare Geſchenke gemacht habe. Seine Karakters-Schilderung aber, die wir aus Anaſtas dem Bibliothekar hier noch anſetzen, giebt uns ſeine erhabenen Tugenden, ſeinen frommen Wandel, und eine thätige Sorgfalt des oberſten Kirchenhirten hinlänglich zu erkennen. **Sergius der Zweyte**, ſagt Anaſtas jener unverwerfliche Zeuge der päpſtlichen Handlungen, „war aus einem vornehmen „und hochadelichem Geſchlechte entſproſſen, „in ſeiner Jugend von reinen Sitten, from„mer Gebärde, und eines liebreichen Betra„gens: in ſeinem männlichen Alter von rei„ner Glaubenslehre; eifrig und beredſam „im Predigtamte, demüthig vor Gott; den „Menſchen beliebt und angenehm; von hei„terer Geſichtsbildung, aber von einem noch „muntererm Geiſte; ein kluger und vorſich„tiger Verwalter der Kirche, ein Beſchützer „des Volks; ein großmüthiger Gönner der „Armen, ein Vater der Waiſen, ein ſiche„rer Helfer der Bedürftigen; freygebig und „leutſelig gegen jedermann nahm er Fremd„linge, Pilgrimme und alle Verlaſſenen gütig „auf, und gab ihnen mit der Zärtlichkeit eines „Vaters den nöthigen Unterhalt; denn er „verachtete alle weltlichen Dinge, und alle „ſeine Begierden waren nur auf die Schätze „der Weisheit gerichtet." Dieß iſt das ſchöne Bild, welches Anaſtas von dem Papſte **Sergius dem Zweyten** malet. Nur ſchade, daß dieſer vortrefliche Papſt ſeine glänzenden Eigenſchaften nicht länger

als

als drey Jahre die Welt konnte ſehen laſſen; denn nur ſo lange dauerte ſeine Kirchenregierung. Er ſtarb den 27ſten Jänner im Jahre 847. Wenn man den Sterbtag dieſes Papſtes mit jenem ſeiner Einweihung vergleichet, ſo erträgt die Dauer ſeines Papſtthumes noch etwas über 3 volle Jahre; wie viele Tage aber er eigentlich über 3 Jahre die Kirche regiert habe, getraut ſich kein Schriftſteller mit Gewißheit anzugeben. Nach dem Zeugniſſe der beſten Urkunden und richtigſten Zeitrechner iſt der heilige Stuhl nach dem Tode Sergius des Zweyten zween ganze Monate und 15 Tage erlediget geweſen, und 847

847 CIII. Leo IV. den 11ten April des eben erwähnten Jahres, und zwar am Monntage nach dem Oſterfeſte zum Papſte eingeweihet worden (*) Leo war ein Sohn Radulphs, eines

(*) Wir ſtellen es keineswegs in Abrede, daß die Wahl dieſes Papſtes gleich nach dem Tode ſeines Vorfahrers Sergius, und wie Herr Godeau, Natalis Alex. und noch einige mit dem Baronius dafür halten, ehe der Leichnam des verſtorbenen Papſtes zur Erde beſtattet war, vorgenommen worden: doch überzeugen uns die Urſachen, welche der deutſche Herausgeber des Herrn Godeau in der 19ten Anmerk. des 24ſten Band. B. 31 anführt, nicht hinlänglich, daß wir mit ihm und den angezogenen Schriftſtellern die Einweihung Leo des Vierten auf den 15ten Tag nach des Sergius Abſterben anſetzen: denn nach dem Zeugniſſe des Bibliothekars Anaſtas, auf wel-

eines edlen Römers. Wir behaupten es nicht als eine unzweifelhafte Wahrheit, daß Leo

---

welches die angerühmten Schriftſteller ihre Meynung gründen, iſt es zwar ganz richtig, daß die Römer den mit ſo einmüthiger Stimme gewählten Papſt Leo ohne Erlaubniß des Kaiſers, ſine permiſſu Principis, wie ſich Anaſtas ausdrückt, eingeweihet haben, doch folgt hieraus nicht, daß ſolche Einweihung ſchon den 15ten Tag nach deſſen Vorfahrers Tode geſchehen ſey. Wir halten es mit P. Pagi für richtiger, daß dem Kaiſer die Wahl des Leo einberichtet worden, und die Römer erſt alsdann, nachdem ſie bereits zween ganze Monate vergebens die Ankunft der kaiſerlichen Abgeſandten erwartet hatten, zur Einweihung des neuen Papſtes, und zwar noch mit Furcht, der Kaiſer möchte es ihnen böſe anrechnen, geſchritten ſeyen, weil wegen dem Einfalle der Sarazenen, welche ihre Streifereyen bis in die Gegenden Roms ausdehneten, das Beſte der Kirche und des weltlichen Staates den erwählten Papſt auf dem Throne und an dem Ruder der Geſchäfte zu fodern ſchien. Wer die Stelle des Bibliothekars Anaſtas genau unterſucht, wird ſelbſt bemerken, daß die Römer das Recht, welches die Kaiſer von einiger Zeit her ſich bey den Papſteswahlen wieder eingeräumt hatten, durch die ohne Beyſeyn der kaiſerlichen Geſandten unternommene Einweihung des Papſtes Leo des Vierten keineswegs zu beeinträchtigen geſucht, folglich länger als 15 Tage auf die Ankunft mehr erwähnter Geſandten gewartet haben.

Leo in ſeiner Jugend ſich zur Regel des heiligen Benedikts bekennt habe, wie es einige Schriftſteller vorgeben, doch läßt ſich dieſem Orden die Ehre nicht abſtreiten, daß er zu Rom in dem Benediktinerkloſter des heiligen Martin in Sitten und Wiſſenſchaften unterrichtet worden, und daſelbſt ſich zu jenem an Heiligkeit und Gelehrtheit ſo großen Manne gebildet habe, den er nachher der Welt gezeigt hat. Gregor der Vierte zog ihn aus der Einſamkeit des Kloſters in den lateraniſchen Pallaſt, damit ſich der Glanz ſeiner Tugenden weiter ausbreiten konnte, und weihete ihn zum Unterdiakon an der römiſchen Kirche: Sergius der Zweyte gab ihm die Prieſterwürde, und machte ihn zum Vorſteher der Kirche der heiligen vier Gekrönten. Nach dem Tode dieſes letztern wurde er mit einhelliger Stimme aller, welche nach den kanoniſchen Geſetzen zur Papſteswahl zu reden und beyzutragen hatten, zum Nachfolger des Sergius erwählet. Wahre Frömmigkeit, heilige Gottesfurcht, ungeheuchelte Demuth, Leutſeligkeit, Gerechtigkeitsliebe, zärtliche Neigung gegen das Volk, freygebige Wohlthätigkeit gegen die Armen, brünſtiges Gebeth, gründliches Kenntniß in göttlichen Wiſſenſchaften, eine mit Reinigkeit der Sitten, mit Redlich- und Aufrichtigkeit wunderbar vergeſellſchaftete Klugheit, dieß ſind die Züge, mit welchen die meiſten Schriftſteller die Lebensgeſchichte Papſtes Leo des Vierten entworfen. Den Anfang ſeiner Kirchenregierung wollen einige nicht nur aus den ältern, ſon-

dern auch neuern Kirchenſkribenten damit auszeichnen, daß ſie aus gewiſſen Stellen des Bibliothekars Anaſtas zu erweiſen ſich bemühen, Leo der Vierte habe es bey dem Kaiſer Lothar dahin gebracht, daß dieſer Fürſt für ſich und ſeine Nachfolger dem Rechte die Papſteswahlen zu beſtättigen, oder doch durch ſeine Abgeſandten der Einweihung des neu erwählten Papſtes beyzuwohnen, entſaget habe.

Ob wir gleich nicht gedenken, uns in die Entſcheidung dieſes wichtigen Punkts hier weitläuftig einzulaſſen, und den wißbegierigen Leſer dießfalls unmittelbar an erſagten Bibliothekar Anaſtas in der Lebensbeſchreibung der beyden Päpſte Leo des Vierten und ſeines unmittelbaren Nachfolgers Benedikt des Dritten verweiſen, ſo glauben wir doch mit beſſerm Grunde behaupten zu können: Leo der Vierte habe in Anſehung jenes Rechtes, deſſen ſich die Kaiſer ſchon lange, und beſonders nach jenem von Eugen dem Zweyten ergangenen Dekrete mit noch größerer Heftigkeit angemaßet hatten, gar nichts erneuert, vielweniger mit dem Kaiſer Ludwig, nachdem ihm ſein Vater Lothar den Nämen Auguſtus ertheilet, und ihn zum Reichsgehilfe angenommen hatte, deßwegen einen neuen Vertrag gemacht. Denn in jenem Dekrete, welches Baronius aus dem Anaſtas anführt, und wodurch Leo der Vierte zufolge des mit beyden Kaiſern Lothar und Ludwig gemachten, und von dieſen beſtättigten Vertrages das oberwähnte

Recht

Recht ſolle abgebracht haben, heißt es nur: Quod electio & confirmatio futuri romani Pontificis non niſi juſte & canonice fieri debeat, daß die Wahl und Beſtättigung des römiſchen Papſtes nicht anders als gerecht und kanoniſch, das iſt, nach dem alten Recht und gemäß den kanoniſchen Geſetzen, oder wie ſich Anaſtas in einer andern Stelle ausdrückt, ut conſuetudo priſca expoſcit, wie es die alte Gewohnheit erfodert, geſchehen ſolle. Leo der Vierte gedachte demnach das von den Kaiſern bisher ausgeübte Recht, durch ihre Geſandten der Einweihung des kanoniſch erwählten Papſtes beyzuwohnen, um ſo weniger zu kränken, dem Kaiſer ſtreitig zu machen, oder, wie man, obſchon ſehr unrichtig, folgern will, gar aufzuheben, da er in dem an den Kaiſer Lothar erläſſenen Schreiben, wodurch er um die Beſtättigung des berührten Dekretes wegen künftigen Papſteswahlen anſucht, ausdrücklich verſpricht, die kaiſerlichen Verordnungen und Gebothe unverbrüchlich zu beobachten: Capitula & præcepta imperialia veſtra, veſtrorumque prædeceſſorum irrefragabiliter . . . . conſervaturos profitemur. Und in der That, Leo der Vierte beſaß zu viel Klugheit, als daß er durch Schmälerung oder völlige Abzwackung eines vermeintlichen Rechtes, welches zwar der Kirche eben nicht zur Ehre, doch auch nicht zum beſondern Nachtheile gereichte, das aber die weltlichen Fürſten damals durch die Gewalt der Waffen

ſen und noch durch andere Wege zu behaup-ten im Stande geweſen wären, ſich die Ab-neigung des Kaiſers Lothars, und der römi-ſchen Kirche manche andere Plackereyen hätte zuziehen wollen. Wichtigere und nützlichere Dinge waren der Gegenſtand ſeiner oberhirt-lichen Geſchäfte. Die Sarazenen hatten ſchon die greulichſten Verwüſtungen in eini-gen Provinzen Italiens angerichtet, und nicht nur einmal die Stadt Rom ſelbſt mit Plündern und Morden, mit Sengen und Brennen in Schrecken geſeʒt, ſondern ſogar kurz, ehe Leo zum Papſte erwählet worden, die St. Peterskirche rein ausgeplündert. Der gottesfürchtige Papſt wandte daher ſeine erſte Sorge dahin, dieſen Tempel mit allen zum Altardienſte nothwendigen Geräthſchaf-ten wieder zu verſehen, damit das heilige Opfer und andere gottesdienſtliche Verrich-tungen allda mit gehörigem Prachte konnten begangen werden. Dem Muthwillen der Barbaren aber einen Damm zu ſeʒen, ließ er gleich in dem erſten Jahre ſeines Papſt-thumes den Vatikan mit Mauern umgeben, und bald darauf an der zunächſt der Vatikan-kirche von Gregor dem Vierten ſchon an-gefangenen neuen Stadt mit verdoppeltem Eifer fortarbeiten. Nachdem er nun dieſe in dem ſechsten Jahre ſeiner Kirchenregie-rung glücklich zu Stand gebracht hatte, wei-hete er dieſelbe den 27ſten des Brachmonats im Jahre 852 unter heiligem Gebethe mit großer Feyerlichkeit ein, indem er drey beſon-dern Kollekten oder Gebethe über die Mauern derſelben mit brünſtiger Andacht herſagte,

und überdieß von allen Seiten in die Mauer der neu erbauten Stadt ein gewiſſes Gebeth, wodurch er dieſelbe vermittelſt der Vorbitte des heiligen Apoſtels Peter dem Schutze Gottes anbefahl, auf Marmor einhauen ließ. Noch viele andere von den Sarazenen zerſtörte, niedergeriſſene, ausgeraubte Städte ließ der wohlthätige Papſt auf eigene Koſten wieder herſtellen, ausbeſſern, mit neuen Feſtungswerken verſehen, damit die beängſtigten Bürger, denen er noch Lebensmittel und andere Nothdurften zuzuführen befahl, vor dergleichen feindlichen Anfällen und Ausplünderungen inskünftige beſſer geſchützt und geſichert wären.

Unter dieſen großmüthigen Veranſtaltungen und wohlthätigen Bemühungen für das allgemeine Beſte des Volks, hatte der weiſe und vorſichtige Papſt ſein Augenmerk immer auf die Erforderniſſe der Kirchen und auf die Erfüllung der oberhirtlichen Pflichten gerichtet: jene machten ihn zu einem milden Stifter vieler geiſtlichen Häuſer, und dieſe zu einem eifrigen Apoſtel. Nebſt prächtiger Auszierung verſchiedener Kirchen, die er alle mit koſtbaren Gefäßen, Prieſterkleidungen und anderm Geräthe auf das reichlichſte verſah, und unter denen jene der vier heiligen Gekrönten den Vorzug verdienet, als welche er aus dem Grunde auf das herrlichſte ganz neu erbauet hat, erneuerte, zierte und bereicherte der fromme Leo das Kloſter der heiligen Stephan und Kaſſian mit ſo einer ausnehmenden Freygebigkeit, daß er billig

billig für den Stifter deſſelben angeſehen zu werden verdienet hat.

Ob ihn gleich die Angelegenheiten der allgemeinen chriſtlichen Kirche unaufhörlich beſchäftigten, ſo lag ihm doch das Heil ſeiner beſondern Heerde ſo nahe an dem Herzen, daß er es ſich zur weſentlichen Pflicht nahm, ſehr oft die eindringlichſten Predigten und Ermahnungsreden zu dem römiſchen Volke zu halten, und das Brod des göttlichen Worts den ſeiner beſondern Hirtenſorge anvertrauten Schafen ſelbſt auszutheilen, damit er als Stuhlerbe des Apoſtelfürſten dieſem nicht nur in Verwaltung der Kirche, ſondern auch in dem Predigtamte ſich gleichförmig machte.

Nebſt dieſen ſchönen eines Papſtes ganz würdigen Beſchäftigungen machte Leo der Vierte ſeine Kirchenregierung noch durch andere rühmliche Thaten merkwürdig. Kaiſer Lothar ſchickte im Jahre 850 ſeinen Sohn Ludwig nach Rom, um ſich mit dem ſo klugen und einſichtsvollen Papſte über verſchiedene Angelegenheiten der Kirche und des Staates zu unterreden. Leo empfieng dieſen Prinz mit aller der Pracht, die er einem großen und der römiſchen Kirche ſo ergebenen Fürſten zu erweiſen ſich verbunden hielt: ſetzte ſodann den 2ten Tag des Chriſtmonats in eben gemeldtem Jahre Ludwigen, als ſchon von ſeinem Vater angenommenen Reichsgehilfe, die Kaiſerkrone mit großem Gepränge in der Vatikankirche auf das

Haupt,

Haupt, und rief ihn, wie Lothar es verlangt hatte, in Gegenwart des römiſchen Senats und der vornehmſten des Volks feyerlich zum Kaiſer aus (*).

Im Jahre 853 hielt Papſt Leo zu Rom einen Kirchenrath von 67 Biſchöfen; unter dieſen befanden ſich vier Abgeſandten des Kaiſers Lothar, nämlich Joſeph, Biſchof von Iverea; Nothing, Biſchof von Breſcia, oder, wie einige ſchreiben, von Verona, Peter, Biſchof zu Spoleto, und Peter, Biſchof von Arezo. Auf dieſer Synode, welche der Papſt den 8ten Tag des Chriſtmonats in der St. Peters-Haupt-

(*) Dieſe iſt die zwote Krönung, welche Ludwig zu Rom empfieng: denn Sergius der Zweyte krönete ihn nur zum Könige von Italien, wie wir bereits oben in der Biographie dieſes Papſtes gemeldet haben. Der gelehrte Baronius, welcher dieſe beyden Krönungen nur für eine nimmt, und in ſeinen Kirchenjahrbüchern ſagt, Ludwig ſey von dem Papſte Sergius dem Zweyten zum Kaiſer gekrönt worden, muß demnach allem Vermuthen nach die Bertinianiſchen Jahrbücher nicht zu Geſicht bekommen haben, als welche dieſer zwoten Krönung mit folgenden Worten gedenken: Lotharius filium ſuum Ludovicum Romam mittit, qui à Leone Papa honorifice ſuſceptus, & in Imperatorem unctus eſt. Lothar ſchickte ſeinen Sohn Ludwig nach Rom, der vom Papſt Leo mit Ehren aufgenommen, und zum Kaiſer geſalbet wurde.

Hauptkirche mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten eröffnete, wurde Anaſtas, Kardinalprieſter (*) der Kirche des heiligen Marzell, durch einhellige Stimmen aller Biſchöfe ſeines Amts und ſeiner Würde entſetzt, weil er gegen das ausdrückliche Verbot der Kirchenſatzungen fünf ganze Jahre von ſeiner Kirche abweſend geweſen, und überdieß auch die wiederholten Ermahnungen und Befehle des Papſtes ſelbſt, daß er unverzüglich zu derſelben zurückkehren ſolle, dem oberſten Kirchenhaupte hierinn keinen Gehorſam geleiſtet hatte. 42 Kanonen wurden hiernächſt auf dieſem Kirchenrathe abgefaßt, wovon die erſten 38 weiter nichts enthielten, als was ſchon auf der unter Papſt **Eugen dem Zweyten** im Jahre 826 zu **Rom** gehaltenen Synode verordnet worden. Nur machte **Leo** noch einige Zuſätze, wodurch

(*) **Kardinäle** waren damals zu **Rom** die eigentlichen Pfarrer oder die Vorſteher einer Pfarrkirche oder Diakonei, welche vermöge ihres Amtes und Würde verbunden waren, bey ihren Kirchen oder in den ihnen übergebenen Diakoneien zu wohnen; oder wenigſtens ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papſtes ſich nicht lange davon entfernen durften. Daß die Kardinäle ſchon zu jenen Zeiten in hohem Anſehen geſtanden, läßt ſich wohl daraus ſchließen, daß, wie die Geſchichte es genau bemerkt, drey Biſchöfe abgeſchickt worden, den erwähnten Anaſtas zu der obigen Synode einzuladen, und derſelbe erſt, da er dabey zu erſcheinen ſich geweigert hatte, ſeines Amtes und ſeiner Würde verluſtigt erklärt worden.

durch jene von dem Papſte Eugen abgefaß-
ten Kanonen näher beſtimmt und erklärt
wurden. Die vier übrigen, welche der Papſt
Leo noch hinzufügte, bezogen ſich eben wie
jene 38 auf die Kirchenzucht und auf einen
frommen Wandel der Chriſten, welcher ins-
beſondere den Biſchöfen und Prieſtern,
nebſt genauer Erfüllung ihrer Standes-
pflichten anbefohlen wurde.

Leo, dieſer vortrefliche Papſt vollendete
ſeine rühmliche Laufbahn den 17ten des Heu-
monats im Jahre 855: er regierte die Kirche 855
8 Jahre, 3 Monate und 6 Tage. Sein
entſeelter Leichnam wurde unter den Thränen
des Volkes ſowohl als unter der ungeheu-
chelten Trauer der geſammten Geiſtlichkeit in
der St. Peterskirche beygeſetzt, ſein Name
aber dem römiſchen Martyrerbuche einver-
leibt; und er verdiente es auch auf die vor-
züglichſte Art, indem er nicht nur durch ei-
nen außerordentlichen frommen Wandel, den
er geführt, ſondern auch durch die herrlich-
ſten Wunder, die er in ſeinem Leben gewirkt,
die überzeugendſten Proben der Heiligkeit
abgelegt hatte. Sein Gedächtniß wird auf
ſeinen Sterbtag, das iſt, auf den 17ten des
Heumonats in der römiſchen Kirche gefeyert.
Nebſt einigen Hirtenbriefen, die mit apoſto-
liſcher Salbung geſchrieben ſind, und welche
Labbe Tom. 8. Concil. pag 30 & ſeq.
anführt, haben wir auch von dieſem gelehr-
ten Papſte eine Homilie oder Kirchenrede,
welche Leo der Vierte den Biſchöfen zu-
ſchickte mit dem Befehle, dieſelbe in ihren

alle Jahre anzuſtellenden Kirchenverſammlungen den Prieſtern öffentlich vorzuleſen, und ſie iſt deſſen ihrem ganzen Inhalte nach auch ſehr würdig: denn ſie enthält in kurzem den vollkommenſten Unterricht, wie ſich ein Prieſter nach ſeinem erhabenen Stande bey Verrichtung ſeiner Amtspflichten ſowohl in geiſtlich als weltlichen Dingen, in der Kirche, an dem Altare ꝛc. und außer derſelben das Jahr hindurch aufzuführen und zu verhalten habe. Dieſe vortrefliche Rede, welche von jedem Geiſtlichen geleſen zu werden wohl verdient, iſt zu finden bey **Labbe**, loc. cit. pag. 33. und führt den Titel: *de Cura paſtorali.* Der wißbegierige Leſer findet auch einen Auszug davon in des Herrn **Godeau** Kirchengeſch. Tom. 24. Bl. 116. in der 74 Anmerk. des deutſchen Herausgebers.

Hier ſtehen wir nun an jener Zeitſtufe, wo auch eine Päpſtin der römiſchen Kirche ſolle vorgeſtanden haben. Allein, wie oft geht die Bosheit mit Liſt und Lüge zu Rathe, um, wenn es ihr je glücken ſollte, mit deſto ſtärkern Kräften das emporgeſchwungene Haupt ihres Gegners verdemüthigen zu können. Es iſt zu viel weltkündig, als daß nicht ein jeder, der ſich auch nur ein wenig mit Geſchichteleſen abgiebt, wiſſen ſollte, daß die Feinde der römiſchen Kirche, beſonders ihre Glaubensgegner, die ſich vor einigen Jahrhunderten von ihr getrennt, zu allen Zeiten ſich äußerſt bemüht haben, ihr und ihrem Oberhaupte, dem römiſchen Papſte, Mängel, Fehler, Ungereimtheiten, Miſſe-

thaten und Laſter aufzudringen, in der geheimen, aber bis itzt bey einer klugern und gerechtern Welt noch nie erreichten Abſicht, ihre Trennung von derſelben zu rechtfertigen, ihren ausgeheckten Irrthümern einen Schein der Wahrheit beyzubringen, und den Namen gewiſſenloſer Verleumder und grober Läſterer von ſich abzuleinen. Doch auch mit Fehlern und Mängeln, welche vielleicht das Haupt der römiſchen Kirche als eine Privatperſon für ſich ſelbſt eigen hat, begnügen ſie ſich nicht; die Ohren der Einfältigen zu kützeln, und in unſchuldigen Gemüthern die Ehrfurcht, wenn je noch eine gegen dem Haupte der römiſchen Kirche in ihnen iſt, gänzlich zu erſticken, ſtechen ſie alte Märchen auf, dichten die abgeſchmackteſten Fabeln, und entblöden ſich nicht derley abgenutzte oder ganz falſche Waaren für lauter ächte, und Falſchheit und Lüge für reine Wahrheit zu verkaufen. Unter die Zahl ſolcher Märchen iſt wohl die Geſchichte des vermeinten Papſtes **Johann des Achten** oder der ſonſt ſogenannten Päpſtin **Johanna** zu ſetzen. Man ſagt: dieſes Weibsbild ſey im neunten Jahrhunderte **Leo dem Vierten** auf dem römiſchen Stuhle nachgefolgt, und habe über 2 Jahre die Kirche regiert: geſchändet alsdann von einem ihrer vertrauten, hätte ſie in päpſtlicher Kleidung dem gewöhnlichen Bittgange beygewohnt, und da ſie der Geburt nahe war, wider ihr Vermuthen auf dem öffentlichen Wege gebohren. Zum ewigen Denkzeichen dieſer Begebenheit ſey alsdann auf dem Geburtsplatze eine Statue

errichtet worden, welche aber bald hernach von den Päpſten wieder ſolle weggeſchafft und zertrümmert worden ſeyn. Von dieſer Zeit an, ſetzt man noch hinzu, ſoll der ſogenannte Rothſeſſel zu Rom noch aufbewahrt werden, worauf jederzeit der neuerwählte Papſt ſitzen muß, um ſein Geſchlecht darauf ausforſchen zu laſſen.

So leſen wir dieſes artige Hiſtörchen bey proteſtantiſchen Schriftſtellern. Doch ihre heutigen Gelehrten, welche als größere Wahrheitsfreunde daſſelbe gründlicher als ihre Vorgänger zu unterſuchen ſich die Mühe geben, halten es durchgehends mit den Katholiken für das, was es iſt, für eine Fabel; und daß es eine ſey, zeigen folgende Gründe:

Erſtens, wenn man hiſtoriſchen Thatſachen mit Vernunft glauben beymeſſen ſoll, müſſen ſie von ſolchen Schriftſtellern niedergeſchrieben ſeyn, die in gleichem Zeitalter, oder doch von jenem nicht weit entfernt lebten, in welchem die vorgegebene Sache ihr wirkliches Daſeyn erhalten hat. Klugen Männern, ob ſie gleich gar keine Logik beſitzen, ſagt die bloße Vernunft, daß das Anſehen jener Schriftſteller, die gleiches Alters mit der von ihnen erzählten Begebenheit ſind, größer ſey, als jenes der Schriftſteller von ſpäterm Alter, folglich auch der erſtern Erzählungen weit mehr Glauben verdienen als jene der letztern. Nun hat es ſeine gute Richtigkeit, daß vor **Marjan** dem **Schottländer** kein einziger Geſchicht-

ſchreiber etwas von der Päpſtin Johanna gemeldet habe; Marjan aber ſchrieb ſeine Geſchichte erſt zweyhundert Jahre nach jener Zeit, in welcher die Geſchichte mit der Päpſtin Johanna ſich ſoll zugetragen haben; er war alſo kein Zeitgenoſſe dieſer ſo wichtigen Begebenheit; und ſo verdient auch ſein Zeugniß davon ſo weniger Glauben, je weiter er von der Zeit der Geſchichte ſelbſt entfernt gelebt hatte. Freylich finden wir eben dieſe fabelhafte Erzählung von einer Päpſtin auch bey andern Schriftſtellern, und hauptſächlich bey Sigebert einem Schismatiker, und verrufenem Feinde des päpſtlichen Stuhles; allein, dieſer und andere ſeines gleichen Hiſtoriker haben ſie aus den Schriften Marjan des Schottländers geborgt: und da aus eben angeführter Urſache das Anſehen des letztern hinwegfällt, ſo verwerfen wir aus zweyfachem Grunde auch das Zeugniß der letztern.

Zweytens, hat dieſe aus dem Marjan entlehnte Geſchichtserzählung von Zeit zu Zeit in der Vollkommenheit zugenommen, indem faſt ein jeder, der ſie in ſeinen Schriften anführt, derſelben noch einige Umſtände beygefügt, wie es nämlich Märchen zu geſchehen pflegt, wenn ſie von einem Munde zum andern übergehen; und eben dieß iſt die richtige Probe ihrer Falſchheit, wie ein jeder ohne viele Kritik ſelbſt ermeſſen kann.

Drittens, ob wir es gleich mit dem deutſchen Herausgeber des Herrn Godeau

Tom. 24. 59 Anmerk. platthin verwerfen könnten, daß Marjan der Schottländer dieſes Märchen erfunden, und Sigebert daſſelbe ſeiner Chronik einverleibt habe, da, wie die von eben gemeldtem deutſchen Herausgeber angezogenen Schriftſteller bezeugen, in den Urſchriften jener zween Geſchichtſchreiber kein Wort davon zu leſen iſt, ſo wollen wir doch zugeben, daß oft erwähntes Märchen in der eigenhändig geſchriebenen Urkunde, wovon die Herausgaben der Marjaniſchen Werke ans Tageslicht gekommen ſind, erzählt werde. Aber nur als ein **Gerüchte, als ein Ruf des Volkes.** Wenigſtens betheuren glaubwürdige Schriftſteller, welche ſich rühmen, die Urſchrift des Marjans geſehen zu haben, es heiße darinn: **Johannes, der, wie man ſagt, ein Weib geweſen iſt.** Nun kann gar wohl ein ſolcher Ruf durch die griechiſchen Schismatiker, als den geſchwornen Feinden der römiſchen Kirche, welche dieſer andichteten, was niederträchtiges ſich in jener zu Konſtantinopel zugetragen hatte, Marjan dem Schottländer zu Ohren gekommen ſeyn, weil eben zu jener Zeit, als Marjan ſeine Geſchichte ſchrieb, ſich der Ruf verbreitet hatte, daß ein Weib auf den Patriarchalſitz von Konſtantinopel erhoben und ordiniert worden: und daß ſolcher Ruf gegründet geweſen, erhellet aus dem Briefe, den Papſt Leo der Neunte an den Patriarch Michael im Jahre 1053 ſchrieb, in welchem Jahre Marjan ſeines Alters 25 ſich der Religion widmete, und im Jahre 1070 ein Schriftſteller wurde.

Oder

Oder hätte dann Leo der Neunte ſich erkühnen dörfen, den Feinden ſeiner Kirche derley Vorwürfe zu machen, wenn in der ſeinigen ſolche Undinge ſich jemals ereignet hätten?

Viertens, die Unrichtigkeit der vorgeblichen Geſchichte zeigt ſich aus den Geſchichtſchreibern, welche Zeitgenoſſen derſelben waren. Anaſtas der Bibliothekar, der zur Zeit dieſer vermeinten Begebenheit in Rom lebte, und die Begebenheiten ſeiner Zeiten, wie auch die Reiche der Päpſte bis auf Niklaus dem Erſten, nach Zeugniſſe aller Schriftſteller, ehrlich und redlich aufzeichnete, ſchreibt ausdrücklich: Leo der Vierte ſey im Jahre 855 verſtorben, und nach wenig Tagen Benedikt der Dritte zu ſeinem Nachfolger erwählt worden. Ado, zur nämlichen Zeit Erzbiſchof zu Wien in Frankreich, und der gelehrte Verfaſſer einer Chronik ſeines Zeitalters, ſetzt ebenmäßig Benedikt den Dritten als den unmittelbaren Nachfolger Leo des Vierten an. Hinkmar, Erzbiſchof zu Rheims ſagt: er hätte an Leo den Vierten Geſandten abgeſchickt, welche aber bey ihrer Ankunft in Rom nicht mehr den Leo, der ſchon mit Tode abgegangen war, ſondern Benedikt den Dritten, welcher nach dem Leo zum Papſte erwählt worden, auf dem apoſtoliſchen Stuhle verehret haben. Endlich konnte und mußte Niklaus der Erſte, der unmittelbare Nachfolger Benedikts des Dritten auf dem päpſtlichen Stuhle am beſten wiſſen, weſſen Nachfolger er und ſein Vorfahrer geweſen;

 nun

nun bezeugt er am Ende ſeines Briefs, den er an die Väter des im Jahre 866 zu Soiſſon verſammelten Kirchenraths ſchrieb, daß die päpſtliche Stühle von Leo dem Vierten auf Benedikt den Dritten, und von Benedikt dem Dritten gerade auf ihn gekommen ſey. Man durchgehe nun die bewährteſten Schriftſteller und die genaueſten Zeitrechner, ſo wird man weder aus den einen noch den andern einen Zeitraum, auch nur von einem Vierteljahre herausbringen oder auszifſern können, welche zwiſchen den Regierungsjahren, Monaten und Tagen dieſer drey Päpſte der Regierungszeit der vorgeblichen Päpſtin Johanna könnte einberaumt werden: ihre angegebene Geſchichte bleibt alſo, was ſie iſt, eine Fabel.

Fünftens, die Vertheidiger dieſer fabelhaften Erzählung widerſprechen ſich in andern weſentlichen Stücken, die man bey einer jeden wahrhaften Geſchichte mit Billigkeit fodert; und zwar erſtens in dem Namen, den ſie dieſem unterſchobenen Papſte, oder der vermeinten Päpſtin, beylegen. Einige nennen ſie Johanna, andere Agnes, einige Iſabelle, andere Margareth, Dorothe ꝛc. Ja, Martin, ein Polack und Dominikanermönch, der nach dem Zeugniſſe vieler proteſtantiſcher Gelehrten, dieſe Fabel als eine wahrhafte Geſchichte angeführt, und als eine ſichere Begebenheit ſolle behauptet haben, ſchrieb um das Jahr 1277 von dem vermeinten Papſte Johannes in aller Einfalt hin: er wäre ein Engelländer aus

Mainz

Mainz geweſen, gleichſam als wenn Mainz in Engelland läge, oder die churfürſtliche Stadt Mainz Engelland ſelbſt wäre. Zweytens die Vertheidiger dieſer Fabel widerſprechen ſich in der Ordnung des Namens, den die angegebene Päpſtin ſolle angenommen haben, gleichwie ſie auch in Beſtimmung ihrer Regierungszeit nicht zuſammen treffen. Denn einige behaupten, Johanna hätte den Namen Johannes des Siebenten geführet, andere des Achten, und noch andere Johannes des Neunten, da doch allen dieſen rechtmäßigen Päpſten der Kirche in den Papſteslisten ihr beſonderer Platz angewieſen iſt, und ihnen ihre beſondere und gewiſſe Regierungszeit von allen Kirchenſkribenten eingeräumt und beſtimmt wird; hingegen die, welche die Johanna in die Papſteliſte einſchalten, dieſer vermeinten Päpſtin bald 1 Jahr, 1 Monat und 4 Tage; bald 2 Jahre, 2 Monate und 4 Tage; bald 2 Jahre, 6 Monate; bald nur 2 volle Jahre; endlich gar nur 4 Monate zur Regierungszeit anraumen. Um aber dieſen ſchon handgreiflichen Widerſpruch recht auffallend zu machen, wird eben dieſe der Päpſtin Johanna von ihren Patronen zugedachte Regierungszeit auch in verſchiedene Jahre, und zwar von einigen in das Jahr 853, von andern in das 857, von einigen in das 904, wieder von andern in das 553 nach Papſt Martin dem Erſten, und endlich auch noch von einigen in das 686ſte nach Johann dem Fünften verſetzt.

Sechs-

Sechstens, die Schwäche und Einfalt der erdichteten Statue, welche auf dem Geburtsorte der Päpſtin Johanna ſolle errichtet worden ſeyn, haben Bellarmin, Chriſtoph Ott und hundert andere zur Genüge dargethan. Der gelehrte Daniel Blondell, ein proteſtantiſcher Schriftſteller hat dieſe Sage ſo unrichtig befunden, daß ſie nicht nur ihm als eine verächtliche Fabel vorkam, ſondern er auch ſeine Leſer ermahnt, dieſelbe ſeinem Beyſpiele nach ſchlechthin als eine ſolche anzuſehen und zu verachten. Und wer ſoll dann ſo alber träumen, daß die Päpſte, welche zu jener Zeit faſt unbeſchränkte Herren der Stadt Rom waren, oder wenn man nicht ſie, ſondern die Kaiſer dafür will gelten laſſen, mit denen ſie damals immer die engſte Freundſchaft unterhielten, wer ſoll ſich einfallen laſſen, daß die Päpſte oder die Kaiſer als damalige Oberherren der Stadt Rom geſtattet haben, eine ſolche Statue aufzurichten, welche unfehlbar ein Stein des Anſtoßes, ein Fels des Aergerniſſes, ein öffentliches Denkmal des immerwährenden Spottes, der ewigen Schande des apoſtoliſchen Stuhles hätte abgeben müſſen. Nein! ſo dumm waren die Päpſte jener Zeiten nicht, und ſo ehrlos und niederträchtig handelten die damaligen Kaiſer nicht.

Siebentens, die verleumderiſche Erdichtung von dem ſogenannten Rothſeſſel (ſedes ſtercorea), der nicht in der römiſchen Kirche, ſondern nur in dem Munde und in den Schriften der Feinde des römiſchen Stuhles

Stuhles ſeinen Platz hat, mit langen Beweiſen zu widerlegen, lohnt der Mühe nicht. Der geneigte Leſer wird ſich damit begnügen, wenn wir ihm in kurzen die heilige Abſicht und den auferbauungsvollen in der römiſchen Kirche ehemals gewöhnlichen Gebrauch dieſes Seſſels beſchreiben. In dem Vatikan wird jener Seſſel, der ehedeſſen ſedes ſtercorea hieß, noch heute aufbehalten, und auch auf Begehren reiſenden Gelehrten vorgezeigt, wie ihn dann der große **Mabillon** mit eigenen Augen geſehen zu haben bezeugt. Der Name aber, den man ihm gab, ward ihm nicht ſeiner Forme oder Geſtalt wegen beygelegt, wie eben dieſer Gelehrte es bemerkt; ſondern auf den Vers anzuſpielen, den man im Chor aus dem 112ten Pſalmen ſang, da der neuerwählte Papſt ſich auf den gedachten Seſſel ſetzte: **er ziehet den Armen aus dem Staube, und erhohet den Dürftigen aus dem Kothe**, um hiedurch ihn die Demuth zu lehren, und ihm zu Gemüthe zu führen, daß er nicht durch eigenes Verdienſt, ſondern durch die göttliche Barmherzigkeit auf den höchſten Ehrenſitz erhoben worden. Dieſer, obgleich ſehr löbliche und aus ſo heiliger Urſache beſtens eingeführte Gebrauch, weil er nach dem Sinne der leichtgläubigen, und beſonders bey den heutigen Glaubensgegnern das berüchtigte Märchen von der Päpſtin Johanna zu beſtättigen ſchien, wurde endlich ganz aufgehoben, welches, wie der angezogene **Mabillon** dafür hält, im 16ten Jahrhunderte nach **Leo dem Zehnten** geſchah. Wir endigen

digen die Widerlegung dieſes aus eben ſo vielen Widerſprüchen als Ungereimtheiten zuſammengeſtoppelten Hiſtörchens mit den Worten des ſchon angerühmten Mabillon, welcher Part. 2. n. 6. Præfationis in ſæc. Benedict. Sextum ſagt, daſſelbe ſey bey den Gelehrten ſo eckelhaft, daß die Schamhaftigkeit es nicht geſtattet, mehreres davon zu reden.

Unſere geneigten Leſer müſſen wir hier um Vergebung bitten, daß wir ſie mit der Erzählung und Entkräftung einer ausgepeitſchten Fabel ſo lange, und vielleicht bis zum Eckel unterhielten, hiedurch aber an Leſung angenehmer und nützlicher Dinge gehindert haben. Auch wir hätten uns gerne der Mühe enthoben, ein ſo übel gerathenes Gedicht zuſammen zu ſchreiben, und den Unfug deſſelben aufzudecken, wenn wir nicht ſelbſt überzeugt wären, daß die Herren Proteſtanten (nicht die Gelehrten, dieſen trauen wir zu viel Einſicht und Beſcheidenheit zu, ſondern die Ungelehrten, die es von jenen, obgleich nur im Scherze, wie wir es vermuthen, gehört haben) ſichs noch heutzutage als eine gründliche Wahrheit erzählen, wenn ſie bey ihren Mahlzeiten, und in Geſellſchaften ſich zuweilen auf Rechnung der katholiſchen Kirche luſtig machen.

CIV. Benedikt III. ein gebohrner Römer. Gregor der Vierte hatte ihm die Weihe eines Unterdiakons an der römiſchen Kirche ertheilet; Leo der Vierte weihete ihn zum Prieſter, und gab ihm die Kirche

des heiligen Kallixt. Eben in dieſer lag Benedikt mit Inbrunſt dem Gebethe ob, als das Volk haufenweiſe daher lief, ihm die Nachricht zu überbringen, daß er an die Stelle des verſtorbenen Leo einmüthig von der Geiſtlichkeit, dem Adel und dem Volke zum Papſte erwählet worden. Benedikt erſchrack über dieſe Nachricht um ſo heftiger, je weniger er ſie erwartet und ſich gewünſchet hatte. Unter heißen Thränen betheuerte er es durch Gott und die Heiligen, daß er einer ſolchen Ehre unwürdig, und die ſchwere Laſt der Kirchenregierung zu tragen unfähig wäre. Allein, das von ſeinen Verdienſten überzeugte Volk ließ ſich weder durch Thränen erweichen, noch durch ſein Bitten ihn zu verſchonen, irre machen: man führte ihn, ſo zu ſagen, mit Gewalt in den Patriarchalpallaſt, und ſetzte ihn mit allgemeiner Freude auf den päpſtlichen Thron. Das Wahldekret wurde verfertigt, und von der Kleriſey, von dem Adel und dem Rathe unterzeichnet, durch zween Abgeordnete, Niklaus, Biſchof von Anagni, und Merkur, einen Soldatenobriſt, den Kaiſern Lothar und Ludwig zugeſchickt, um dieſe Fürſten zu bitten, daß ſie zur Einweihung des neuen Papſtes nach alter Gewohnheit, ut priſca conſuetudo poſcebat, wie Anaſtas der Bibliothekar bey Erzählung dieſer Begebenheit ausdrücklich bemerkt, ihre Abgeſandten nach Rom ſchicken möchten (*). Mitt-

(*) Eine überzeugende Probe, daß Leo der Vierte in dem Rechte, welches die Kaiſer einige Zeit

Mittlerweile, da man die kaiſerlichen Abgeſandten zu der vorhabenden Einweihung des Papſtes Benedikt in Rom erwartete, wußte der von Leo dem Vierten abgeſetzte Kardinalprieſter Anaſtas, welcher, obgleich ſeiner vorigen Würde entſetzt, doch noch Stolz und Ehrgeiz genug beſaß, ſich auf die päpſtliche Würde Rechnung zu machen, die Sache mit einigen ſchlechtdenkenden Biſchöfen und einer aufwiegleriſchen Rotte von der Hefe des Volkes, ſo abzukarten, daß, als die kaiſerlichen Geſandten, welche Arſen, Biſchof zu Gubbio, der ſtärkſte Anhänger des Anaſtas, auch ſchon für dieſen Schwärmer gewonnen hatte, zu Rom anlangten, ſie ihn mit gewaffneter Hand in den Patriarchalpallaſt einführten, und nachdem ſie ihn daſelbſt auf den päpſtlichen Thron geſetzt hatten, öffentlich zum Papſte ausriefen. Der rechtmäßig erwählte Papſt Benedikt wurde auf Befehl des gottloſen Stuhlraubers Anaſtas ſeiner Pontifikalkleidung beraubt, mit Schimpfe bedeckt, und in gefängliche Haft gebracht. Man wollte hierauf die Kleriſey und das römiſche Volk, welches bey Anſehung dieſes Greuels in Thränen zerfloß, unter allerhand Drohungen nöthigen, ſich von dem Papſte Benedikt zu trennen, und den eingedrungenen Afterpapſt für ihren rechtmäßigen Hirten anzunehmen. Allein,

Zeit her wieder ausgeübt hatten, die Papſtswahlen zu beſtättigen, und durch ihre Geſandten der Einweihung des neuen Papſtes beyzuwohnen, nichts abgeändert habe.

lein, Gewalt und Drohungen, Schmeicheln und Bitten vermochten bey der einen eben ſo wenig als bey dem andern. Die ſämmtliche rechtſchaffene Geiſtlichkeit blieb ſtandhaft bey ihrem gefaßten Entſchluſſe, ehender alles zu wagen, als den ſeiner Würde ſchon einmal entſetzten, und von einem Kirchenrathe in Bann gethanen Anaſtas, und einen andern zum Oberhaupte ſich aufdringen zu laſſen, als **Benedikt den Dritten**, welchen ſie bereits rechtmäßig dazu erwählet hatten; und eben ſo allgemein verabſcheute das römiſche Volk jenen boshaften Miethling, der ſich nicht anderſt als mit Gewalt in den Schafſtall eingedrungen, und nur, damit er ſich mäſten, nicht die Schafe weiden könnte, zum Hirten aufgeworfen hatte.

Als die kaiſerlichen Abgeſandten ſahen, daß ſie ihre Abſichten auf keine Art durchſetzen könnten, ſo beſtimmten ſie einen gewiſſen Tag, an welchem die Wahl des Papſtes neuerdings ſollte vorgenommen werden. Die Geiſtlichkeit und das Volk verſammelten ſich auf den angeſetzten Tag in der Hauptkirche bey St. Salvator, und weil nun nach allen bisher angeſtellten Berathſchlagungen ſich keine Hoffnung zeigte, die ſtreitenden Partheyen zu vereinigen; ſo wurde die Entſcheidung der Wahl der römiſchen Prieſterſchaft und dem Volke ganz frey überlaſſen. Augenblicklich ertönete die Luft von einem allgemeinen Freudengeſchrey: Es lebe Benedikt! Benedikt der Papſt ſoll leben!

die Geiſtlichkeit von dem jauchzenden Volke begleitet eilte zur Kirche, darinn **Benedikt** aufbewahrt wurde. Ein anderer Theil gutgeſinnter Römer machte ſich zu gleicher Zeit nach dem Patriarchalpallaſte, drang mit ſtürmender Hand hinein, und ſtieß den widerrechtlichen Beſitznehmer unter tauſend Beſchimpfungen hinaus; da unterdeſſen **Benedikt** auf einem weiſſen Pferde gleichſam im Triumph durch verſchiedene Straßen der Stadt in die Kirche **unſer lieben Frau zur Krippe** geführt, und auf den ihm ſchon daſelbſt zubereiteten Thron geſetzt wurde. Hieher nun kamen auch bald darauf die Biſchöfe, welche es mit dem Afterpapſte **Anaſtas** gehalten hatten, und bekannten mit Bezeugung der aufrichtigſten Reue demüthig ihre Schuld; **Benedikt** aber verzieh ihnen nicht allein großmüthig, ſondern ertheilte auch allen mit väterlicher Zärtlichkeit den liebvolleſten Friedenskuß. Hiemit war die gewünſchte Ruhe in der Kirche wieder hergeſtellt, weil nun alle Partheyen **Benedikt den Dritten** einmüthig für den rechtmäßigen Papſt erkannten. Seine feyerliche Einweihung geſchah in Gegenwart der kaiſerlichen Geſandten den 29ſten des Herbſt-
855 monats, welcher nach dem Kirchenkalender der erſte Sonntag im Weinmonate war: dieſem zufolge ſtund der heilige Stuhl nach der Zeitrechnung, die wir mit **P. Pagi** für die richtigſte halten, zween ganze Monate und 12 Tage ledig.

Benedikt der Dritte hatte weder Zeit noch Gelegenheit ſeine päpſtliche Regierung mit

mit wichtigen Thaten auszuzeichnen: denn da er die Kirche nicht länger als 2 Jahre, 6 Monate und 10 Tage regierte, unter dieſer Zeit aber die römiſche Kirche weder von Glaubensfeinden, noch von auswärtigen oder einheimiſchen Staatsfeinden, angefochten wurde, ſo thaten ſich auch keine beſondere Angelegenheiten hervor, die in das Kirchenregiment einen Einſchluß hatten, und in welchen dieſer Papſt ſeine ſchönen Natur- und Geiſtesgaben zum Beſten der Kirche oder des Staates hätte verwenden und der Welt offenbar machen können. Eine einzige von ihm gemachte Verordnung finden wir, wodurch er einen alten aber ſchon durch einige Jahrhunderte vernachläßigten Kirchengebrauch erneuerte; dieſer beſtund darinn, daß wenn ein Biſchof, Prieſter oder Diakon einer Kirche zu Rom mit Tode abgieng, der Papſt mit allen in der Stadt anweſenden Biſchöfen, Prieſtern und Diakonen des verſtorbenen Leiche zum Grabe begleiten, und dann für des abgeleibten Seelenruhe ihr Gebeth zu Gott verrichten ſollen. **Benedikt der Dritte** ſoll auch der erſte Papſt geweſen ſeyn, welcher bey Ertheilung und Beſtättigung eines Freyheitbriefs oder gewiſſer Vorzüge und Rechte, um die man bey dem römiſchen Stuhle angeſucht hatte, ſich der Formel bedienet habe: Si ita eſt, wenn ſich die Sache ſo, wie man vorgiebt, befindet; welches eben ſo viel heißt, als was in den heutigen Bullen, wodurch die Päpſte Diſpenſe und andere beſondere Gnaden zu ertheilen pflegen, gemeiniglich beygefügt

fügt wird: Si preces veritate nitantur, wenn die Urſachen, die man, um ſolche Gnaden zu erhalten, anführt, gegründet und wahrhaft ſind. Unter dem Beyſatze der angeführten Worten: Si ita eſt, ließ Benedikt der Dritte an den Erzbiſchof von Rheims, Hinkmar, welcher um die Beſtättigung des Kirchenraths von Soiſſons angehalten hatte, das verlangte Beſtättigungsdekret ausfertigen. Eben dieſem Erzbiſchofe beſtättigte er auch die Privilegien ſeines Erzbißthums, doch auch unter dem Vorbehalte: Salvo in omnibus Jure apoſtolicæ ſedis, von welcher beſondern Vorbehaltsformel ſich kein älteres Beyſpiel in der Geſchichte antreffen läßt. Dem Unterdiakon Hubert, dem Sohn eines gewiſſen Grafens Namens Boſo, ließ Benedikt der Dritte den gemeſſenen Befehl zugehen, daß er ſich innerhalb 30 Tagen zu Rom einfinde, um daſelbſt ſich vor dem Gerichte des apoſtoliſchen Stuhles gewiſſer Verbrechen halber, deren er beſchuldigt worden, zu rechtfertigen; oder wenn er ſchuldig befunden würde, dem über ihn zu fällenden Strafurtheile ſich mit Gehorſam und Demuth zu unterwerfen.

Das wenige, ſo wir hier von dieſem Papſte angeführt haben, zeigt ſchon, welche ſeine karakteriſtiſchen Tugenden geweſen. Das Betragen, welches er bey ſeiner Wahl ſehen ließ, zeigt von ſeiner unverſtellten Demuth, eben wie die eilfertige Verzeihung aller ihm angethanen Unbilden und groben

Be-

Beſchimpfungen von ſeiner Sanftmuth, von ſeiner Friedfertigkeit, von ſeiner milden und großmüthigen Nächſtenliebe. Er ſtarb den 8ten April im Jahre 858, und wurde in der St. Peterskirche unter gewöhnlichem Leichengepränge zur Erde beſtattet. 858

Nur 15 Tage blieb der heilige Stuhl ledig; denn gleich nach dem Tode **Benedikt des Dritten** wurde, nach dem Berichte des Bibliothekars **Anaſtas**, an deſſen Stelle mit einhelliger Stimme der Geiſtlichkeit, des Adels und des Volks zum Papſte erwählet

CV. **Niklaus** I. aus einem berühmten adelichen Geſchlechte von **Rom** entſproſſen, dem er aber durch ſeine Tugend einen noch weit hellern Glanz gab, als er von ſeinen Ahnen ererbt hatte. Seine feyerliche Ein-
858 weihung geſchah den 24ſten April, der ein Sonntag war, in der Hauptkirche des heiligen **Peter**, und in Gegenwart des Kaiſers **Ludwig**, welcher, ſobald er den Tod **Benedikt des Dritten**, des ihm ſo werthen Papſtes, vernahm, ſich eilfertig nach **Rom** aufmachte, vermuthlich, um den Ränken und boshaften Streichen vorzubeugen, die ſich erſt bey der letztern Papſteswahl hervorgethan hatten. Allein, alles war dermalen in größter Ruhe vorbeygegangen. **Niklaus** war der einzige, der ſeiner Wahl zum Papſtthume widerſprach, weil er aus Demuth ſich der höchſten Kirchenwürde ganz unwürdig hielt, da ganz **Rom** an ihm den würdigſten dazu gefunden zu haben glaubte. Und er

war es auch in der That. Wohl und heilig in ſeiner Jugend erzogen ſtieg er ſtufenweiſe, wie in den Tugenden, zu einem ſehr hohen Grade der Heiligkeit, alſo durch alle Staffeln der geiſtlichen Weihen zur höchſten Kirchenwürde.

Um in Erzählung ſo vieler wichtigen Begebenheiten, welche die Regierung dieſes vortreſſlichen Papſtes auszeichnen, nicht zu weitläuftig zu werden, und auch hier nicht zu wiederholen, was wir ſchon oben in der Geſchichte dieſes Jahrhunderts in verſchiedenen Artikeln von demſelben angemerkt haben, wollen wir alles, was uns die Geſchichte von dieſem Papſte liefert, mit kurzen Worten herſetzen, woraus der denkende Leſer von ſelbſt erkennen wird, Niklaus der Erſte habe für den Glauben, für die Einigkeit der Kirche, für die Herſtellung und Erhaltung der Kirchenzucht, und endlich für das allgemeine Beſte der Kirche und des Staates lauter große Dinge gethan, und verdiene mit allem Rechte, nach dem Zeugniſſe des Sigonius L. 5. de Reg. Ital ſowohl dem Beynamen als dem Ruhme nach, mit Gregor dem Großen verglichen zu werden. Da dieſer kluge Papſt wohl einſah, wie nützlich und nothwendig ihm die gute Eintracht mit dem Kaiſer Ludwig und der Beyſtand dieſes mächtigen Fürſten in verſchiedenen Angelegenheiten der Kirche ſeyn würde, ſuchte er die enge Freundſchaft, welche Ludwig mit Benedikt dem Dritten gepflogen hatte, auf das beſte zu unterhalten.

ten. Zu dieſem Ende legte er gleich nach ſeiner Einweihung bey dem Kaiſer, der unterdeſſen von Rom abgereiſt war, und ſich unweit davon an einem Orte, den die Römer Quinto nannten, aufhielt, in Begleitung der angeſehenſten aus der Kleriſey und der vornehmſten des römiſchen Adels einen Beſuch ab. Ludwig empfieng den erhabenen Papſt als den Statthalter Chriſti mit eben ſo vielen Merkmalen der Hochachtung als der zärtlichſten Freundſchaft, und nachdem er ihn auf das herrlichſte bewirthet hatte, ſchloſſen ſich beyde ganz allein in ein Zimmer ein, da dann der Papſt, wie man mit beſtem Grunde dafür hielt, in einer langen Unterredung von dem Kaiſer die Verſicherung erhielt, daß dieſer ihn in allem, was er zu Beveſtigung des Glaubens und zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht unternehmen würde, auf das kräftigſte unterſtützen wolle.

Die Kirchengeſchäfte, welche der Papſt nach ſeiner Rückkehre auf Rom ungeſäumt und mit größter Thätigkeit unternahm, beſtunden darinn; daß er die Kirche von Bremen mit jener zu Hamburg vereinigte, und den heiligen Anſcharius, dieſen eifrigen Völkerlehrer, zu ſeinem Legaten über alle nordiſchen Provinzen Deutſchlandes mit einer unumſchränkten Gewalt Kirchen zu ſtiften und Biſchöfe einzuſetzen beſtellte: daß er jene bekannte Streitſache des heiligen Ignaz mit dem berüchtigten Spaltungſtifter Photius nach genauer Unterſuchung

mit einem apoſtoliſchem Urtheilſpruche entſchieden, und jenen als rechtmäßigen Patriarchen von Konſtantinopel in ſeine Kirche wieder eingeſetzt; den gewaltthätigen Stuhlräuber Photius hingegen der angemaßten Würde entſetzt, und als einen gottloſen und hartnäckigen Trennungsſtifter mit dem Kirchenbanne belegt hat: daß er die beyden zu Unterſuchung eben gemeldter Streitſache nach Konſtantinopel abgeſchickten Legaten des apoſtoliſchen Stuhles Zacharias und Rhadoald, weil ſie ihrem Amte untreu geworden, und die widerrechtliche Entſetzung des heiligen Ignaz gebilliget, mit dem unwürdigen Photius aber in Gemeinſchaft getreten, und deſſen gewaltſame Eindringung auf den Patriarchalſitz daſelbſt beſtättiget haben, in einer zu Rom gehaltenen Synode aller prieſterlichen Amtsverrichtungen unfähig erklärt, und vermittelſt der Bannſtralen von der Gemeinſchaft der Gläubigen ausgeſchloſſen hat: daß er das Anſehen des apoſtoliſchen Stuhles durch viele an den griechiſchen Kaiſer Michael mit heiliger Salbung, mit gründlicher Gelehrſamkeit und einem unerſchrockenen Muthe geſchriebene Briefe wider die ungerechten Anmaßungen dieſes hochmüthigen Fürſten vertheidigt und erhalten hat: daß er Johann, den Erzbiſchof von Ravenna, welcher über ſeine Unterthanen eine tyranniſche Gewalt ausübte, die Vorrechte des apoſtoliſchen Stuhles mit einem unerträglichen Stolze zu verachten und zu verletzen ſich erdreiſtete, ja ſogar auf geſetzmäßig geſchehene

Vorladung vor dem römiſchen Papſte zu erſcheinen ſich hartnäckig weigerte, mit dem Kirchenbanne belegt, und ihn nicht eher davon losgeſprochen hat, als nachdem derſelbe in allem den Befehlen ſeines Oberhirten, des römiſchen Papſtes, ſich demüthig unterworfen hatte. Mit gleicher Schärfe verfuhr der unerſchrockene Papſt gegen Balduinen, Grafen von Flandern, und Lotharn, König von Frankreich. Jener hatte Judith, eine Tochter des Königs Karl und Wittwe Ethelwolfs, des Königs von Engelland gewaltſamer Weiſe entführt, und Lothar verſtieß ſeine rechtmäßige Gemahlin Theutberge, und lebte mit Valdrade in einer blutſchänderiſchen Ehe. Beyde dieſe unzüchtigen durch eine ſchändliche Leidenſchaft ganz geblendeten Liebhaber ſchlug der für das Heil derſelben bekümmerte Papſt mit geiſtlichen Waffen, und ſchleuderte wider ſie die Bannſtralen. Dieſe waren auch in der That die heilſame Arzney, welche bey beyden irrenden die gewünſchte Wirkung that. Balduin, durch den Kirchenbann niedergeſchlagen und erſchreckt, eilte nach Rom, warf ſich dem Statthalter Chriſti zu Füßen, und bat um Vergebung. Der ſanftmüthige Papſt, der nichts als die Erkenntniß des Fehlers und das Heil der Fehlenden wünſchte, ſuchte alſogleich durch Abgeordnete, die er an Karl nach Frankreich ſchickte, Balduinen mit dieſem Fürſten auszuſöhnen. Die klugen und eindringlichen Vorſtellungen des Papſtes brachten nicht nur eine vollkommene

Ausſöhnung, ſondern auch die Einwilligung in eine rechtmäßige Heirath des Balduins mit Judithen zuwege; worauf ſodann auch der Papſt dieſen letztern von dem wider ihn gefällten Bannurtheile losſprach.

Eben ſo klug und ſtandhaft gieng Niklaus der Erſte bey Unterſuchung der Urſache, welche dem Könige Lothar zum Vorwand diente, Theutberge ſeine rechtmäßige Gemahlin vom Hofe und Ehebette zu verſtoßen, zu Werke; denn als er den Ungrund der der Königin angedichteten Blutſchande entdeckt hatte, verwarf er alle Akten des dieſer Sache wegen zu Metz von einigen franzöſiſchen durch allerhand Kabalen hintergangenen Biſchöfen gehaltenen Kirchenraths; die beyden Erzbiſchöfe hingegen Theutgod von Trier, und Gunthar von Kölln, deren der erſte ein nächſter Anverwandter, der andere aber ein Bruder der Valdrade, der bisherigen Beyſchläferin des Lothars, waren, und als niederträchtige Schmeichler dieſes Fürſten ſowohl zu der Eheſcheidung deſſelben als auch zu der unrechtmäßigen Verbindung mit Valdrade ihren Rath und ihre Einwilligung gegeben hatten, entſetzte er in einer eigends deßwegen zu Rom gehaltenen Synode des biſchöflichen Amtes, gleichwie er hierauf auch dem Könige Lothar unter Androhung des Kirchenbannes mit apoſtoliſcher Gewalt gebot, zu Aufhebung des bisher ſeinen Unterthanen und allen Gläubigen gegebenen Aergerniſſes die unzüchtige Beyſchläferin Valdrade von

Hofe wegzujagen, und Theutberge, ſeine rechtmäßige Gemahlin, zur ehelichen Gemeinſchaft und Liebe wieder aufzunehmen.

Bey allen dieſen und andern derley Strafurtheilen, eben wie bey allen übrigen Angelegenheiten der Kirche, die ſich unter der Regierung Niklaus des Erſten in großer Anzahl hervorthaten, und welche durch einen Ausſpruch des heiligen Stuhls mußten entſchieden werden, ließ dieſer vortreffliche Papſt eine bewundernswürdige Klugheit, eine einſichtsvolle Weisheit, eine apoſtoliſche Standhaftigkeit, und nebſt der rühmlichſten Gerechtigkeitsliebe Beſcheidenheit, Sanftmuth, Billigkeit und eine väterliche Milde hervorblicken. Seinen brennenden Eifer für die Religion aber legte er vorzüglich in der Bekehrung der Bulgaren an Tag. Michael, der König derſelben, hatte bereits im Jahre 861 nach erkannter Wahrheit der chriſtlichen Religion, die heilige Taufe angenommen, und wollte ſogar nach einiger Zeit durch ein ausdrückliches Geſetz den Adel ſowohl als alle Unterthanen ſeines Königreichs zu Abſchwörung des Götzendienſts und Annehmung der Taufe nöthigen. Allein, eben dieſe heilſame Abſicht des Königs gab zu einer Empörung des Volks und zu einem einheimiſchen Kriege den unſeligen Anlaß. Michael ſiegte endlich über ſeine rebelliſchen Unterthanen, und fand ſie ganz geneigt, ſich mit Mund und Herzen zum Chriſtenthum zu bekennen. Er ſchickte daher eine Geſandtſchaft nach Rom, und hielt

bey dem Papſte um Glaubensprediger an. Mittlerweile aber hatten einige Griechen oder Armenier, die ſich als Glaubensboten ausgaben, allerhand Irrthümer und gottloſe Lehren unter das gemeine Volk in Bulgarien ausgeſtreut. Die Geſandten des Königs der Bulgaren langten im Jahre 866 zu Rom an, und derſelben Anſuchen erweckte dem Papſte Niklaus, dem nichts näher als die Ausbreitung des Chriſtenthumes an dem Herzen lag, Troſt und Freude. Ungeſäumt ſchickte der Papſt Formoſen, Biſchof zu Porto, und Paul, Biſchof zu Populonio in Tuszien, zween anſehnliche, und ihrer Gelehrtheit halber eben ſo viel als ihrer Frömmigkeit wegen berühmte Männer, nach Bulgarien ab, um die bisher von einigen falſchen Apoſteln in ſelbigem Lande ausgeſtreuten Irrlehren gänzlich zu vertilgen, und den daſelbſt ſchon angelegten Acker des Evangeliums mit der ächten Lehre des Glaubens anzupflanzen. Als dieſe zween von Rom abgeſchickten Glaubensboten in dem Lande der Bulgaren ſchon wirklich mit beſtem Erfolge das Evangelium predigten, ließ König Michael abermal durch Abgeſandte bey dem Papſte um Prieſter und Biſchöfe bitten, welche den erſten in Verkündigung des Glaubens als Gehilfe an die Hand gehen ſollten, damit ſich die chriſtliche Religion um ſo geſchwinder in ſeinem weitläufigten Königreiche ausbreiten könnte. Mit väterlicher Zärtlichkeit nahm Niklaus die Geſandten auf, und mit Herzensfreude vernahm er die reiche Seelenärnte,

welche

welche die katholiſche Kirche in dem Lande der Bulgaren einzuſammeln hätte. Mit größter Willfährigkeit leiſtete er daher auch dem Verlangen des Königs ein Genügen, und ſendete noch andere Prieſter und Mönche ab, welche mit den ſchon abgeſchickten Glaubenspredigern in dem neu angepflanzten Weinberge des Herrn gemeinſchäftlich arbeiten ſollten. Bald hierauf aber antwortete er in einem weitläufigten Hirtenbriefe auf die Zweifel und Glaubensfragen, welche die bereits bekehrten Bulgaren an ihn abgeſchickt, und worüber ſie von ihm als dem oberſten Kirchenhirten eine entſcheidende Antwort verlangt hatten. Wir übergehen hier Kürze halber die einen und die andern, und verweiſen den geneigten Leſer, welcher die Fragen der Bulgaren und die darauf ertheilten Antworten des Papſtes zu wiſſen wünſcht, an weitläufigere Schriftſteller. Ein kurzer Inhalt eben jener Fragen und Antworten iſt auch bey P. Natalis Alex. Hiſt. Eccl. Tom. 6. Sæc. IX. und X. Cap. 1. zu leſen.

Noch ſehr viele andere dergleichen apoſtoliſche Hirtenbriefe ſchrieb Niklaus der Erſte an die Biſchöfe verſchiedener Provinzen, und faſt an alle chriſtliche Fürſten. In allen aber verrieth er neben einer tiefen Gelehrſamkeit einen brennenden Eifer für die Ausbreitung und Erhaltung der reinen Glaubens- und Sittenlehre, und für die Aufrechthaltung der von allgemeinen Kirchenräthen eingeführten, von ſeinen Vorfahrern

rern beſtättigten und veſtgeſetzten Kirchenzucht. Gleichwie er nun in allen Kirchenangelegenheiten ſich ausnehmend geſchäftig, wirkſam, ernſthaft, voller Muth und Eifer bezeigte, alſo emſig und raſtlos wachete und ſorgte er für das allgemeine Beſte; nothleidende Bürger, dürftige Wittwen und Waiſen, ſchmachtende Armen, und überhaupt alle, die Hilfe und Unterſtützung nöthig hatten, waren vorzüglich die Gegenſtände ſeiner täglichen Sorgen. Keiner derſelben war, der ſich nicht rühmen durfte, Proben ſeiner Freygebigkeit und ſeines zarten Vaterherzens täglich von ihm zu empfangen. So freygebig aber und mild dieſer fromme Papſt gegen jedermann war; ſo hart verfuhr er mit ſich ſelbſten. Strenges Faſten, langes und beſchwerliches Wachen, hartes Gelieger und andere Abtödtungen waren die tägliche Bußübungen, mit denen er ſein Fleiſch dem Geiſte, und dieſen ſeinem Gott zu unterwerfen ſich beſtrebte, wobey er zugleich unter Tags ſowohl als zu Nachts dem inbrünſtigen Gebethe mehrere Stunden widmete. Alles dieſes, die genaue Erfüllung aller Pflichten des oberſten Hirtenamtes, die ſchönen Werke ſeiner warmen Nächſtenliebe, ſeine erhabene Frömmigkeit, ſeine wahre Andacht, ſein Eifer den Dienſt Gottes zu befördern, den Namen und die Ehre Gottes auszubreiten, zum Heile der Gläubigen beyzutragen, alles dieſes zeuget von jener ausnehmenden Heiligkeit, mit welcher Niklaus der Erſte in ſeinem Leben geleuchtet, und wodurch er in dem Himmel die Krone der

Gerechtigkeit verdienet hat. Gott rief ihn zu dieſer durch einen ſanften Tod den 13ten des Wintermonats im Jahre 867. Gleich 867
von ſeinem Nachfolger Hadrian dem Zweyten wurde er als ein Heiliger angeprieſen. Und er hatte es auch verdienet, indem nicht nur ſeine Kirchenregierung, welche 9 Jahre, 6 Monate und 20 Tage gedauert, ſondern bereits ſein ganzes Leben eine Kette heiliger Werke, auferbaulicher Handlungen und ruhmwürdiger Thaten geweſen iſt.

Wie viel Tage der heilige Stuhl nach dem Tode Niklaus des Erſten ledig geſtanden ſey, läßt ſich eben ſo wenig als der eigentliche Wahltag ſeines Nachfolgers beſtimmen; doch iſt es zuverläßig, daß auf ihn gefolgt ſey

CVI. Hadrian II. ein gebohrner Römer, und Kardinalprieſter der Kirche des heiligen Marx, und daß dieſer am
867 14ten des Chriſtmonats, der ein Sonntag war, durch feyerliche Einweihung zum Papſte ſeine Kirchenregierung angefangen habe. Hadrian war dieſer höchſten Ehrenſtelle um ſo würdiger, da er dieſelbe bereits zum zweytenmale unter allerhand heiligen Vorwänden, beſonders jenen ſeiner Unwürdig- und Unfähigkeit, von ſich abgeleinet hatte, und auch itzt unter dem beſſer gegründeten Vorwande ſeines hohen Alters (er war in dem 75ſten Jahre) nicht würde angenommen haben, wenn er, da er durch ganz einmüthige Stimme der Kleriſey und des römi-

ſchen Volks dazu erwählt worden, der ſo klar an Tage gegebenen Anordnung Gottes zu widerſtreben nicht geglaubt hätte. Die Geſandten des Kaiſers **Ludwig**, welche ſich eben damals zu **Rom** befanden, ſchienen anfangs mit dieſer Wahl unzufrieden zu ſeyn, weil ſie ſo eilfertig, und ohne ihr Vorwiſſen und Einwilligung war vorgenommen worden; doch wurden ſie dadurch befriedigt, daß man ihnen ſagte, ſolches wäre keinesweges aus Verachtung gegen den Kaiſer geſchehen, ſondern nur damit es zu keiner Gewohnheit würde, bey den Papſteswahlen auf die kaiſerlichen Geſandten zu warten, gleichwie es bereits zur Gewohnheit geworden, daß man mit der Einweihung des neu gewählten Papſtes bis zu derſelben Ankunft abwarten müſſe. Der Kaiſer bezeugte daher durch ein Schreiben an die **Römer** ſeine ausnehmende Freude, daß ſie einen des heiligen Stuhles würdigſten Mann zum Papſte gewählt hätten.

Hadrian der Zweyte zeichnete gleich ſeinen Einweihungstag mit einer großmüthigen Handlung aus; indem er an eben demſelben **Theudgod**, den Erzbiſchof von **Trier** und andere, welche, weil ſie ihrem Amte untreu geworden, oder ſich anderer groben Verbrechen ſchuldig gemacht hatten, von ſeinem Vorfahrer **Niklaus dem Erſten** des biſchöflichen Amtes entſetzt, und mit dem Kirchenbanne belegt worden, aus einer beſondern Nachſicht und Milde wieder in die Gemeinſchaft der Kirche aufgenommen hat.

hat. Doch eben ſo eine lobenswürdige Sanftmuth und Milde, wovon Hadrian im Anfange ſeiner Kirchenregierung ſo viele herrliche Beyſpiele gab, und mit welcher er faſt alle ohne Ausnahm wieder zu Gnaden aufnahm, welche ihrer begangenen Fehler oder Laſter halber unter der Regierung ſeines Vorfahrers in eine Kirchenſtrafe verfallen waren, zog ihm bald Feinde und den allgemeinen Tadel zu, als misbilligte er alle die Strafurtheile, welche der unerſchrockene und rechtſchaffene Papſt Niklaus der Erſte, deſſen Gedächtniß noch immer bey allen katholiſchen Biſchöfen ſowohl der lateiniſch- als griechiſchen Kirche in größter Verehrung ſtund, mit ſo reifer Ueberlegung und aus Gerechtigkeitsliebe gefället hatte; ja, als wollte er aus einer blinden Nachſicht und feigen Gütigkeit alles wieder zernichten, was ſein vortrefflicher Vorfahrer mit Klugheit und einem apoſtoliſchen Muthe gutes und nützliches in der Kirche Gottes zuwege gebracht hatte.

So eine ſchimpfliche Meynung, welche viele angeſehene Biſchöfe von Hadrian dem Zweyten ſchöpften, und ſo niederträchtige Urtheile, mit denen man ſeine milden Handlungen herabwürdigte, traten der Ehre des gütigen Papſtes viel zu nahe, als daß er nicht den Ungrund ſolchen Argwohns und die Falſchheit ſolcher Urtheile eben denjenigen öffentlich beweiſen ſollte, welche ihn alſo verleumderiſch beurtheilten. Der 20ſte Hornung des Jahres 868 war es, an welchem

chem er ſein bisheriges Betragen rechtfertigte, und ſeine wahren und hochſchätzungsvollen Geſinnungen gegen den verſtorbenen Papſt Niklaus dem Erſten an Tag legte; denn an eben dieſem Tage ſtellte Hadrian ein prächtiges Gaſtmahl an, zu welchem er nebſt den italieniſchen Biſchöfen auch die orientaliſchen, und die Abgeſandten auswärtiger Fürſten, die ſich damals in Rom aufhielten, den vornehmſten Adel, die Prieſter und andere Angeſehenen aus der römiſchen Geiſtlichkeit einlud. Noch vor der Mahlzeit goß der demüthige Papſt allen ſeinen Gäſten zur Handwaſchung das Waſſer auf: nach Endigung derſelben aber warf er ſich zur Erde auf ſein Angeſicht, um auch den Anweſenden ein erbäuliches Beyſpiel des Gebeths zu geben, und ſagte ausgeſtreckt auf der Erde liegend: „Ich bitte euch, meine „Väter, meine Brüder und Söhne, daß „ihr euer Gebeth vor dem Herrn ausgießen „wollet für ſeine heilige katholiſche Kirche, „für unſern allerchriſtlichſten Sohn den Kaiſer Ludwig, ... und für mich ſchwachen „und gebrechlichen, auf daß er mir Kraft „und Stärke ertheile, ſeine Kirche heilig und „mit Gerechtigkeit zu regieren.“ Hierauf brach er in Thränen aus, und ſagte weiter: „Ich bitte auch euch, Gott zu danken, daß „er der Kirche meinen Herrn, meinen Vater und Vorfahrer, den heiligen und rechtgläubigen Papſt Niklaus gegeben, und „ihn mit dem Schilde ſeines Schutzes bewaffnet hat, dieſelbe wider ihre Feinde „und wider die Anfälle der Welt als ein an-

„derer

„derer Joſue zu vertheidigen.“ Hier dankten nun alle Anweſenden, daß Hadrian ein ſo offenbares Zeugniß ablegte, wie ſehr er das Andenken und die Dekrete Niklaus des heiligſten Papſtes verehrte, und ſchrien dreymal mit lauter Stimme: Hadrian unſer Herr, der von Gott verordnete Papſt und allgemeine Kirchenhirt ſoll leben! Gott ſoll dafür geprieſen ſeyn, daß der Neid aufhöret, und das falſche Gerücht vereitelt wird. Wie veſt und eifrig aber Hadrian in den Angelegenheiten der Kirche auf die von ſeinem Vorfahrer gemachten Verordnungen gehalten habe, zeigte er vorzüglich durch die Standhaftigkeit, mit welcher er dieſelben vertheidigte, und durch die wiederholten Befehle, mit denen er derſelben Beobachtung und genaue Erfüllung unterſtützte. Ein Beyſpiel hievon gab er in jenem zu Rom im Jahre 868 gehaltenen Kirchenrathe, wo er nicht nur den von Niklaus dem Erſten wider den Photius ausgeſprochenen Kirchenbann beſtättigte, ſondern auch das Buch, welches dieſer Schwärmgeiſt gegen jenen großen Papſt zuſammengeſchrieben, und darinn er deſſen Gedächtniß durch die greulichſten Läſterungen bey der Nachwelt anzuſchwärzen ſich erdreiſtet hatte, öffentlich zu verbrennen befohlen; hiernächſt aber auch durch ein Glückwünſchungsſchreiben an den griechiſchen Kaiſer Baſil, welcher den gottloſen Photius von dem geraubten Patriarchalſitz zu Konſtantinopel verjagte, und den vertriebenen Ignaz auf denſelben wider ein-

ſetzte, alles beſtättiget hat, was ſein Vorfahrer Niklaus der Erſte in dieſer wichtigen Sache ſchon beſchloſſen und verordnet hatte.

Wir übergehen hier von dem achten allgemeinen Kirchenrathe, der unter der Regierung Hadrians des Zweyten im Jahre 869 unter dem Vorſitze der päpſtlichen Legaten zu Konſtantinopel gehalten wurde, etwas zu melden, da wir ſchon oben in der Kirchengeſchichte unter einem beſondern Artikel von demſelben gehandelt haben.

Unterdeſſen, da Hadrian als ein wahrer und ſorgfältiger Hirt für die ganze ihm anvertraute chriſtliche Heerde wachete, und in allen Stücken ſich das Beſte der Religion und der Kirche angelegen ſeyn ließ, war er auch darauf bedacht, ſich dem weltlichen Staate nützlich zu machen. Zu dieſem Ende ſchrieb er an verſchiedene Fürſten die eindringlichſten Hirtenbriefe, in welchen er ſie zu Unterhaltung des Friedens unter ſich ſelbſt, zu Handhabung der Gerechtigkeit unter ihren Unterthanen, und dann zu einem ihrem erhabenen Stande angemeſſenen Wandel väterlich ermahnte: beynebens aber diejenigen, welche durch einen ärgerlichen Wandel und laſterhafte Sitten ſich des Namens eines chriſtlichen Fürſten unwürdig machten, mit Androhung ſchwerer Kirchenſtrafen auf beſſere Wege zu leiten befliſſen war. Das wichtigſte Geſchäft von dieſer letztern Art machte ihm Lothar, König in Loth-

rin-

ringen (*), welchem ſchon der verſtorbene Papſt Niklaus der Erſte unter Androhung des Kirchenbanns befohlen hatte, die Beyſchläferin Waldrade von Hofe zu entfernen, und ſich mit Theutbergen, ſeiner rechtmäßigen Gemahlin, ohne längeres Zaudern, auszuſöhnen. Allein, Lothar hatte bis dahin weder das eine noch das andere befolgt, ſondern blos durch eitels Verſprechen, daß er ſeine bisherige Gemeinſchaft mit Waldraden durch eine angemeſſene Kirchenbuße auszuwetzen immer bereit ſey, den Bannſtralen auszuweichen geſucht, welche nun auch Hadrian der Zweyte gegen ihn zu ſchleudern durch ein Drohſchreiben ihm ſchon angekündigt hatte, wenn er den Ermahnungen und Befehlen des apoſtoliſchen Stuhles Folge zu leiſten, noch verzögern würde.

Das Schreiben des Papſtes Hadrian an Lotharn, welches mit Salbung abgefaßt war, dieſen von ſeiner Buhlerin bezauberten Fürſten mit Güte und Sanftmuth zur Buße einlud, zugleich aber auch Züge der Schärfe und einer apoſtoliſchen Unerſchrockenheit enthielt, machte doch bey Lotharn ſo vielen Eindruck, daß ihm eben nicht allerdings wohl bey der Sache war. Weil er ſich noch nicht entſchließen konnte, ſeine Beyſchläferin Waldrade von Hofe

(*) Worinn eigentlich die Staaten dieſes Königs beſtanden, werden wir in der Biographie der deutſchen Kaiſer deutlicher bemerken.

wegzuſchaffen, welches ihm doch unter Strafe des Kirchenbanns ſchon von zween Päpſten geboten war, ſo ſagte ihm ſein eigenes Gewiſſen, daß er wirklich von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen wäre. Um nun ſein Gewiſſen zu beruhigen, entſchloß er ſich ungeſäumt eine Reiſe nach Rom vorzunehmen, und entweder ſeine Eheſcheidung von Theutbergen durch einen richterlichen Ausſpruch des Papſtes beſtättigen zu laſſen; oder, wenn er je dieſes nicht zu Stande bringen könnte, unter dem verſtellten Verſprechen die fernere Gemeinſchaft mit Waldraden aufzugeben, von dem Kirchenbanne losgeſprochen zu werden.

Lothar begab ſich alſo in die berühmte Benediktinerabtey auf dem Berge Kaſſin, wohin auch der Papſt Hadrian auf Anſuchen des Kaiſers Ludwig kam. Hier ſprach er den Lothar, der nun alles zu erfüllen verſprach, was der heilige Vater in Anſehung der Theutberge und der Waldrade von ihm foderte, von den Banden des Kirchenbannes los, indem er ihm und noch vielen andern, welche bisher ſeine ärgerliche Gemeinſchaft mit Waldraden begünſtigt hatten, freudig, daß er, wie er es glaubte, Lotharn von einer faſt unheilbaren Seelenkrankheit geheilet, und der Kirche und ſeinem Heile wieder gewonnen habe, das heilige Abendmahl reichte; wornach Hadrian bey Abſingung der heiligen Meſſe ſogleich nach Rom zurückkehrte. Lothar folgte ihm auf dem Fuße dahin nach, in der Ab-

ſicht,

ſicht, wie ſichs aus der Geſchichte abnehmen läßt, auch allda von dem Papſte die öffentliche Losſprechung von dem Banne zu erhalten, weil es zu **Rom** auch dem gemeinen Volke bekannt war, daß er ſeiner widerrechtlichen Eheſcheidung wegen ſchon von dem verſtorbenen Papſte mit demſelben belegt worden. Allein, der kluge Papſt **Hadrian** ließ ſich hiezu nicht bereden; vermuthlich, weil er den Wankelmuth des **Lothars** ſchon kannte, und vorher die Erfüllung alles deſſen, was er dem **Lothar** bey ſeiner Losbindung von dem Banne auferlegt hatte, nämlich die Wegſchaffung ſeiner Beyſchläferin, und die eheliche Gemeinſchaft mit **Theutbergen** abwarten wollte. **Lothar** gieng alſo gleichſam unverrichteter Sache, und heimlich, wie er dahin gekommen war, von **Rom** weg, und eilte, ungeachtet der wiederholten Eidſchwüre, zu ſeiner unkeuſchen Buhlerin **Waldrade**. Gott aber ließ die Untreu und Unbußfertigkeit dieſes geilen Fürſten nicht lange ungerochen. **Lothar** wurde durch einen plötzlichen Tod von dieſer Welt hingerafft, ehe er ſeine eigenen Staaten erreichen konnte; denn er ſtarb unter Wegs zu **Plazenza** den 6ten Auguſt im Jahre 869; und eben dieſer Todesfall machte dem guten Papſte **Hadrian** wieder ein gar nicht angenehmes Geſchäft. **Karl der Kahle** nahm das Reich **Lothars**, welches nach göttlich- und weltlichem Rechte als eine Erbſchaft auf Kaiſer **Ludwig**, Bruder und einzigen rechtmäßigen Erbe des Verſtorbenen fallen ſollte, mit Gewalt hin-

weg, und ließ ſich zu Metz von einigen Biſchöfen mit großer Feyerlichkeit zum Könige von Lothringen krönen. Ludwig wandte ſich demnach an den Papſt mit der Bitte, daß er durch Zuſprüche und Vorſtellungen, und wenn dieſe nichts ausrichten würden, durch Androhung des Kirchenbannes ſeinen Vetter zur Abtretung der geraubten Staaten nöthigen möchte. Hadrian, der ſichs als ein allgemeiner Vater zur Pflicht nahm, unter den chriſtlichen Fürſten Friede zu ſtiften, ſchrieb daher ſowohl an den Karl als auch an die Biſchöfe und an die Großen von Lothringen viele Hirtenbriefe, und ſuchte dieſe wichtige Streitſache nach den Geſetzen der natürlichen Gerechtigkeit beyzulegen, ohne daß durch einen verderblichen Krieg Länder verwüſtet, und tauſend unſchuldige Unterthanen das unſelige Opfer einer ausſchweifenden Habſucht werden möchten. Doch der redliche und arbeitſame Papſt ſah auch hierinn ſeine guten Abſichten vereitelt, und mußte mit Gelaſſenheit zuſehen, wie die zankenden Fürſten ſich und ihre Unterthanen wechſelweiſe zu Grunde zu richten ihre ganze Macht anwendeten.

Unermüdet bey den wichtigſten Kirchen= und Staatsgeſchäften, aber auch dadurch eben ſo viel als durch ſein hohes Alter entkräftet, kam endlich Hadrian der Zweyte an das Ende ſeines Lebens. Er ſtarb im Jahre 872, und zwar, wie einige Schrift= 872
ſteller es behaupten, den 1ſten des Wintermonats. Obgleich der gelehrte Zeitrechner

Pagi

Pagi ſich nicht getraut den Sterbtag dieſes Papſtes mit völliger Gewißheit anzuſetzen; und eben ſo verhält es ſich mit ſeiner Regierungszeit. Einige geben ihm mit dem Kardinal Baronius 4 Jahre, 10 Monate und 17 Tage: andere laſſen ihn mit Pagi die päpſtliche Würde 5 volle Jahre bekleiden. Wir müſſen beyden Meynungen jenen Werth laſſen, den ihnen der gelehrtere Leſer zu geben beliebet, da wir weder den Wahl- noch den Sterbtag dieſes Papſtes mit gänzlicher Gewißheit anzuſetzen uns getrauen.

Wir können nicht umhin hier noch anzumerken, was der Bibliothekar **Wilhelm**, der Fortſetzer des Bibliothekars Anaſtas, zum Ruhme **Hadrians des Zweyten** bezeuget; nämlich deſſen Liebe gegen die Armen ſey ſo groß geweſen, daß Gott dieſelbe durch Wunder verherrlichet habe. Aber auch können wir es nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen, was einige und beſonders die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber an ihm tadeln; **Hadrian** habe nämlich in ſeinen Briefen an die Fürſten und Biſchöfe ſich zuweilen ſolcher Ausdrücke bedienet, die eine größere Hitze, einen heftigern Eifer, und mehrere Strenge verriethen, als man von der Beſcheidenheit eines gütigen und ſanftmüthigen Papſtes erwartet hätte. Wir wollen dieſe menſchlichen Schwachheiten dem Papſte **Hadrian** keineswegs hinwegnehmen; doch ſind ſie nicht hinlänglich, ſeinen Ruhm zu verdunkeln. Rechtſchaffenheit und Tugend machen immer ſeinen eigentlichen Ka-

rakter aus. Er war demüthig, beſcheiden, mild und ſanftmüthig; aber unerſchrocken und ſtandhaft, wenn es darauf ankam, ſein Anſehen und die Rechte des apoſtoliſchen Stuhles zu vertheidigen.

Wie viele Tage nach dem Tode Hadrians des Zweyten bis zur Wahl ſeines Nachfolgers verfloſſen ſind, läßt ſich mit keiner Zuverläßigkeit beſtimmen. Wohl aber verſichert uns der Fortſetzer des Aimoin eines gleichzeitigen Schriftſtellers L. 5. Cap. 29. daß

CVII. Johannes VIII. dieſes Namens, von Geburt ein Römer, und Erzdiakon der römiſchen Kirche ihm nachgefolget, und
872 den 14ten des Chriſtmonats im Jahre 872 der ein Sonntag war, zum Papſte feyerlich eingeweiht worden.

Aus ſo vielen Kirchen- und Staatsangelegenheiten, die ſich unter der Regierung dieſes Papſtes hervorthaten, und bey welchen Johann der Achte immer eine Hauptperſon vertrat, wollen wir Kürze halber nur jene berühren, die auf die Kirchengeſchichte einen unmittelbaren Bezug haben, und die Regierung dieſes Papſtes beſonders merkwürdig machen. Unter dieſen verdient billig den Vorzug, daß Papſt Johann der Achte während ſeiner Kirchenregierung zweyen Fürſten nach einander die Kaiſerkrone aufgeſetzt, ſie öffentlich als römiſche Kaiſer erkläret, beſtättiget, und nachdem er ihnen ſolchergeſtalt durch feyerliche Krönung und Sal-

Salbung die kaiſerliche Würde ertheilet hatte, dieſelben auch von den Großen des Reichs, wie von dem Volke für römiſche Kaiſer angeſehen und verehret worden. Wir wollen jedoch dieſe zwo wichtigen Begebenheiten nach der Zeitſtufe anführen, in welcher ſich jede derſelben zugetragen hat.

Die erſte geſchah im Jahre 875. Karl, mit dem Beynamen der Kahle, König in Frankreich erhielt kaum Nachricht von dem Tode Ludwigs des Zweyten ſeines Neffen und römiſchen Kaiſers, als er ſich ungeſäumt mit einer zahlreichen Armee aufmachte, und die Staaten, welche Ludwig ſein Neffe in Italien beſeſſen hatte, mit Gewalt wegnahm. Der Papſt, welcher die Abſichten des Königs in Frankreich wohl einſah, und gar zu gut wußte, daß Karl mit den Staaten des verſtorbenen Kaiſers auch zugleich die Kaiſerkrone auf ſein Haupt zu bringen ſuchte, glaubte den beſten Theil zu erwählen, wenn er den ehrgeizigen Fürſten nach Rom einlud, und ihm von freyen Stücken die Kaiſerkrone ſelbſt antrüge; theils, um Italien, welches von den Sarazenen verwüſtet wurde, an Karl dem Könige in Frankreich einen mächtigen Beſchützer zu geben; theils, wie ein gewiſſer Schriftſteller, vielleicht nicht ganz ohne Grund, muthmaßet, um keinen andern größern Landesfürſten ſich auf den Nacken zu ziehen, welcher in Wälſchland den Meiſter ſpielen könnte, und mehr als er ſelbſt in Rom zu ſagen hätte. Beynebens konnte ſich auch

der Papſt ſichere Rechnung machen, Karl der König in Frankreich würde, wenn er ihm die Kaiſerkrone aufſetzte, ſich für ſolchen Dienſt gegen dem heiligen Stuhl dankbar erzeigen, und nebſt den anſehnlichſten Geſchenken, die er bereits angeboten hatte, auch noch die von allen vorigen Kaiſern der römiſchen Kirche gemachten Schenkungen beſtättigen, worinn er ſich auch gar nicht betrog. Am heiligen Weihnachtsfeſte nahm der Papſt die Krönung vor, indem er dem Karl die heilige Salbung ertheilte, und mit ausnehmender Pracht die Kaiſerkrone aufſetzte; hingegen machte auch der neue Kaiſer gleich nach vollbrachter dieſer feyerlichen Handlung dem heiligen Peter die herrlichſten Geſchenke.

Weil aber Ludwig, König von Deutſchland, und deſſen Söhne, gleich nach dem Tode des Kaiſers Ludwigs des Zweyten eben ſo viel Anſpruch auf das Kaiſerthum, als Karl, König in Frankreich, zu machen ſich berechtigt glaubten, und deßwegen ihre Anſprüche durch den Krieg, den ſie wider den neuen Kaiſer führten, ſuchten geltend zu machen, ſo kam Papſt Johann in das Gedräng; dem Karl die Krone, die er ihm ertheilt hatte, auf dem Haupte zu beveſtigen, ſchrieb er eine Menge Paſtoralbriefe: und zwar an Ludwigen, König in Deutſchland und deſſen Söhne, um ſie zu ermahnen von dem Rechte, das ſie auf das Kaiſerthum zu haben vermeinten, abzuſtehen: an die Großen von Deutſchland und Frankreich,

reich, denen er den Bannfluch androhete, wenn ſie ſich dem Kaiſer als ihrem rechtmäßigen Oberherrn nicht unterwürfen: endlich an die Biſchöfe dieſer beyden Reiche, daß ſie ihr Anſehen, ihre Beredſamkeit und ihre geiſtliche Gewalt zu Herſtellung des Friedens, ſowohl unter den Fürſten als unter dem Volke, und beyde zum Gehorſam gegen den wirklichen Kaiſer Karl, als rechtmäßigen Oberhaupt des Reiches aufzumuntern, anwenden ſollten. Die meiſten dieſer Briefe wurden in jener Synode abgefaßt, welche Papſt Johann im Jahre 877 mit den italieniſchen Biſchöfen hielt, um ſich mit dieſen über die Mittel zu berathſchlagen, wie dem Karl das übertragene Kaiſerthum gegen andere Fürſten, die darauf Anſpruch machten, zu verſichern, und den Bedrängniſſen, welche die Italiener unaufhörlich von den Sarazenen zu leiden hatten, abzuhelfen wäre.

Noch in eben dieſem Jahre hielt der Papſt einen Kirchenrath zu Ravenna, welchem auf deſſen ausdrücklichen Befehl alle italieniſchen Biſchöfe beywohnen mußten. Neunzehn Dekrete wurden daſelbſt abgefaßt, deren die meiſten ſich auf die Kirchenzucht, und auf die Herſtellung der den Kirchen, den Geiſtlichen und ihren Gütern ſchon lange eingeräumten Freyheiten bezogen. Daß aber nebſt dieſen unmittelbar auf das Kirchenregiment ſich beziehenden Verordnungen noch andere wichtige Staats- oder Kirchenangelegenheiten daſelbſt abgehandelt worden, will

will der ſcharfſinnige P. Pagi daraus abnehmen, daß alle Biſchöfe Italiens an der Zahl 50 unter dem Vorſitze des Papſtes daſelbſt verſammelt geweſen, und ihre Berathſchlagungen einen ganzen Monat hindurch fortgedauert haben. Doch wir können hievon nichts gewiſſes angeben. Da eben dazumal bürgerliche und auswärtige Feinde den weltlichen Staat beunruhigten, die Päpſte aber in dieſem Jahrhunderte gar oft in die Nothwendigkeit verſetzt waren, faſt eben ſo viel für den Staat als für die Kirche zu ſorgen, ſo läßt ſich mit gutem Grunde muthmaßen, daß die Angelegenheiten des einen und der andern der wichtigſte Gegenſtand jener Berathſchlagungen geweſen, welche Papſt Johann der Achte mit den Biſchöfen Italiens zu Ravenna hielt.

Und in der That, kaum war der Papſt in Rom wieder angelangt, hatte er ſchon alle Hände voll zu thun. Er fand Geſandten und Briefe von dem griechiſchen Kaiſer Baſil, welcher ihn bitten ließ, von Seiten des apoſtoliſchen Stuhles Legaten nach Konſtantinopel abzufertigen, um endlich den Unruhen ein Ende zu machen, welche ſich neuerdings in der Kirche daſelbſt entſponnen hatten. Der Papſt ſäumte gar nicht, dem Anſuchen des Baſils ein Genügen zu leiſten. Er ernannte, wie wir es ſchon anderswo gemeldet haben, Paul, Biſchof von Ankona, und Eugen, Biſchof von Oſtia, zu ſeinen Geſandten. Dieſen gab er Briefe mit an den Kaiſer, an den heiligen

Ignaz,

Ignaz, Patriarch von Konſtantinopel, und an Michael, den König der Bulgaren. Das Schreiben an den heiligen Ignaz enthielt einen ſehr ſcharfen Verweis, daß er die Bulgaren, welche von ihrer Bekehrung an unmittelbar von dem heiligen Stuhle zu Rom abhiengen, ſeiner geiſtlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen ſich erkühnet hätte. Ja, der hitzige Papſt befahl ihm mit einem Eifer, der Eigennutz und Bitterkeit verrieth, die von ihm geweihten Biſchöfe und Prieſter in einer Monatsfriſte aus Bulgarien zurückzurufen, und drohete zugleich ihn ſeines Amts und der Patriarchalwürde zu entſetzen, wenn er innerhalb zwey Monate nach Empfange ſeines Schreibens dieſe Befehle nicht würde vollzogen haben. Allein, der fromme Patriarch war des Verdruſſes, ein ſo empfindſames Schreiben zu leſen, enthoben, indem der Papſt die erwähnten Briefe unter dem 16ten April im Jahre 878 ſeinen Geſandten nach Konſtantinopel übergeben, Ignaz aber den 23ſten des Weinmonats im vorigen Jahre das Zeitliche ſchon geſegnet hatte.

Als mittlerweile Lambert, Herzog von Spoleto, und Adelbert, ein mächtiger Graf in Italien, einige der römiſchen Kirche zugehörigen Städte und Flecken verheerten, und ſogar, um dem Papſte einen recht empfindſamen Streich zu ſpielen, mit den Sarazenen, welche das römiſche Gebiet mit Plündern und Rauben durchſtreiften, gemeine Sache machten, ließ Papſt Johann

ſich

ſich von einem ſo hitzigen Zorn gegen jene zween Räuber und Ruheſtörer hinreiſſen, daß er nicht nur gegen ſie, ſondern auch gegen alle ihre Anhänger, die entſetzlichſten Bannflüche und Verwünſchungen losdonnerte.

Allein, mit dieſem der apoſtoliſchen Sanftmuth nicht allerdings angemeſſenen Verfahren, war dem Uebel nicht abgeholfen. **Lambert** und **Adalbert** zogen mit einem fürchterlichen Heere gen Rom, und kamen dem Papſte ſo nahe auf die Haube, daß er ſich genöthigt fand, Rom zu verlaſſen. Einige Schriftſteller behaupten, ſie hätten ihn gefangen bekommen, und ihm die gröbſten Beſchimpfungen angethan, beynebens aber in dem Patriarchalpallaſte des Laterans allerhand Gewaltthätigkeiten ausgeübt. Dieſem ſey nun, wie ihm wolle, Papſt **Johann** entwiſchte durch Hilfe der Seinigen ihren Händen, und entfloh nach Frankreich. **Ludwig**, mit dem Beynamen der **Stammler**, ſchickte ihm Geſandten entgegen, und ließ ihn mit ausnehmenden Ehrenbezeugungen empfangen. Der Papſt begab ſich alsbald nach Troyes, einer Stadt in **Champagne**, wohin er bereits die Biſchöfe aus Frankreich und den benachbarten deutſchen Provinzen beſchieden hatte, und hielt daſelbſt im Auguſt des Jahres 878 einen Kirchenrath. Weder die **Deutſchen**, noch alle Biſchöfe aus **Frankreich**, welche dazu eingeladen waren, erſchienen aber dabey, und der Kirchenrath beſtund nebſt den drey italieniſchen Biſchöfen,

ſen, die der Papſt mit ſich gebracht hatte, nur aus 30 Biſchöfen. Hier wiederholte nun Papſt Johann auf das feyerlichſte den Bannfluch, den er zu Rom wider den Herzog von Spoleto und die übrigen Aufwiegler ausgeſprochen hatte; welches Bannurtheil er ſodann von allen gegenwärtigen Biſchöfen eigenhändig unterſchreiben ließ. Der Papſt machte hieſelbſt noch einige ſehr merkwürdige Kirchenſatzungen, welche faſt durchgehends die zeitliche Verwaltung der Kirchen- und Kloſtergüter betrafen, ſich übrigens auf jene in vorigem Jahre zu Ravenna gemachten Verordnungen bezogen. Alles aber, was der Papſt hieſelbſt beſchloß und verordnete, wurde von allen anweſenden Biſchöfen einmüthig angenommen, gutgeheißen, und durch eigene Unterſchrift beſtättiget.

Den 7ten des Herbſtmonats in eben dem Jahre 878 nahm der Papſt, da er ſich noch zu Troyes befand, die feyerliche Krönung Ludwigs des Stammlers vor. Doch irren diejenigen Schriftſteller, welche dafür halten, Papſt Johann der Achte habe dieſen Fürſten zum Kaiſer gekrönet. So gern auch dieſer Papſt ein ſolches gethan hätte, wie die Italiener es wohl wußten, und wodurch er ſich den Haß derſelben und die obenerwähnte Verfolgung des Herzogs von Spoleto zuzog, ſo iſt es doch ganz ſicher, daß Ludwig, mit dem Beynamen der Stammler, und wirklicher König von Frankreich, niemals Kaiſer geweſen. Es war folglich die Krönung, welche ihm der

Papſt Johann der Achte ertheilet hatte, weiter nichts anders, als eine glänzende Handlung, wodurch der Papſt ſich den König verbindlich zu machen glaubte, und eine Wiederholung jener Krönung, welche Ludwig der Dritte das Jahr zuvor, das iſt, gleich nach dem Tode ſeines Vaters Karl des Kahlen zu Kompiegne von Hinkmar, dem Erzbiſchofe von Rheims, erhalten hatte.

Der Papſt verweilte hierauf nicht lange mehr in Frankreich, und kam noch vor Ende des obengemeldten Jahres nach Rom zurück. Allem Anſcheine nach erfuhr er nun durch ſeine Legaten, welche er im April nach Konſtantinopel abgeſchickt hatte, den Tod des heiligen Ignaz: aber auch bald darauf durch die Geſandten des Kaiſers Baſil, welche in den erſten Monaten des folgenden Jahrs 879 zu Rom anlangten, die Wiedereinſetzung des gottloſen Photius auf den Patriarchalſitz zu Konſtantinopel. Wir haben ſchon an einem andern Orte gemeldet, daß Papſt Johann der Achte, der eben nicht ſo viel Klugheit als Lebhaftigkeit, und nicht ſo viel Einſicht als ſeine zween unmittelbaren Vorfahrer Hadrian der Zweyte und Niklaus der Erſte beſaß, ſich durch die Briefe des griechiſchen Kaiſers Baſil, wie durch jene des verſchmitzten Photius habe täuſchen, und zur Beſtättigung des letztern, dieſes ſchon ſo oft erprobten Böſewichts und Glaubensfeindes, auf dem Patriarchalſtuhle von Konſtantinopel

tinopel habe verleiten laſſen. Wenn man die Urſachen genau unterſucht, welche den Papſt bewogen, dieſe Beſtättigung zu ertheilen; zugleich auch die Bedingung in Betrachtung ziehet, unter welcher er dieſelbe zugeſtanden; ſo läßt ſich das Betragen des Papſtes Johann in dieſer kitzlichten Sache noch einigermaßen entſchuldigen; denn nur auf das Zeugniß der orientaliſchen Biſchöfe, daß Photius neuerdings durch einhellige Stimme zum Patriarchen erwählt worden; nur auf ſchriftliches und inſtändiges Anſuchen des Kaiſers Baſil ſelbſt; nur in der Abſicht, durch Genehmhaltung ſolcher Wahl den in der Kirche von Konſtantinopel ſchon ſo lange fortwährenden Unruhen auf einmal ein Ende zu machen, und der drohenden, ja faſt gewiß ſchon vorgeſehenen Trennung der griechiſchen von der lateiniſchen Kirche vorzubeugen, und endlich nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Photius auf einem Kirchenrathe in Gegenwart der päpſtlichen Legaten ſeine Irrthümer verdamme, und ſeiner vorigen Verbrechen halber ſich zu einer angemeſſenen Buße verſtehe; nur in Rückſicht aller dieſer dringenden Umſtände und Beweggründe gönnete der Papſt dem Photius ſeine Gemeinſchaft, und beſtättigte ihn auf dem Patriarchalſtuhle von Konſtantinopel. Doch auch alle dieſe Urſachen wollen dem gelehrten Baronius, dem Herrn Godeau und noch andern alten und neuern Schriftſtellern nicht hinreichend ſcheinen, das nachgiebige Betragen des Papſtes Johann des Achten in ſo einer wich-

wichtigen Kirchenſache zu rechtfertigen. Ja, ein heutiger Schriftſteller ſcheut ſich nicht zu ſagen, Papſt Johann habe die durch eine ſo unweiſe That ſeinem Namen eingebrannte Schande kaum dadurch ausgewetzet, daß er nach beſſern der Sachen Erkenntniß den Photius in einem zu Rom gehaltenen Kirchenrathe öffentlich verdammet, und den Bannfluch wider ihn ausgeſprochen hat. Wir wollen dem Urtheile unſerer Leſer nicht vorgreifen, und überlaſſen es ihrer Beſcheidenheit, von dieſer Handlung des Papſtes zu denken, was ihnen eine tiefere Einſicht und eine klugere Ueberlegung anrathen wird. Nur können wir uns nicht entbrechen, hier anzumerken, daß das feige Betragen des Papſtes Johann des Achten, wenn man es doch ſo heißen will, nichts weniger, als den Stoff zu jener ſchon oben widerlegten Fabel der Päpſtin Johanna gegeben habe, wie ein großer Gelehrter es dafür hält. Der Ungrund dieſer ſchiefen Meynung zeigt ſich offenbar genug aus dem, was wir bey jener Widerlegung bereits angeführt haben.

Das Jahr 880 ſetzt uns die Zeitſtufe an, in welcher Johann der Achte zum zweytenmale einem Prinzen die Kaiſerkrone aufgeſetzt, und durch ſo eine herrliche Begebenheit ſeine Kirchenregierung merkwürdig gemacht hat. Karl, mit dem Beynamen der Dicke, ein Sohn Ludwigs, Königs in Deutſchland, wußte ſchon, daß es dem Papſte nicht unangenehm wäre, wenn er ſich um die Kaiſerkrone bewerben würde. Weil

es

es aber damals Sitte war, dieſelbe, um für rechtmäßiger Kaiſer erkannt zu werden, aus den Händen des Papſtes zu empfangen; ſo reiſte er mit einem mächtigen Heere nach Italien, und kam, nachdem er ſich der Lombardey bemächtigt, und in der Stadt Mayland zum Könige von Italien hatte krönen laſſen, in eben bemeldtem Jahre 880 nach Rom: hier wurde er nun mit Beyſtimmung des Papſtes von dem römiſchen Rathe zum Kaiſer erwählet, und empfieng am heiligen Weihnachtsfeſte von den Händen des Papſtes die heilige Salbung, und die kaiſerliche Krone auf das Haupt.

Es geſchah jedoch vermuthlich nicht ohne beſondere Abſicht, daß der Papſt und die Großen Roms mit ſo vieler Willfährigkeit einem auswärtigen Fürſten die römiſche Kaiſerwürde anboten. Die Italiener wünſchten ſich ihre ungebethenen Gäſte, die Sarazenen, einmal ab dem Halſe zu bringen; dieſes aber zu Stande zu bringen, mußten ſie ſich um fremde Hilfe bewerben, weil die italieniſche Fürſten ſich ſelbſt untereinander in den Haaren lagen, und ſogar, um ſich wechſelweiſe aufzureiben, einige derſelben mit den Sarazenen Bündniſſe geſchloſſen hatten. Karl war daher nach empfangener Kaiſerkrone nicht ſobald von Rom in ſeine eigenen Staaten zurückgekehrt, als er ſchon zween Geſandten von dem Papſte, den Bibliothekar Zacharias und Peter, einen Rath des heiligen Stuhles erhielt, welche ihn um Hilfe wider die einen und die andern bit-

bitten ſollten. Der Papſt ſchickte durch ſeine Geſandten dem Kaiſer einen geweihten Palmzweig als ein Zeichen des Sieges, wenn er wider die Ungläubigen, als die geſchwornen Feinde der Kirche, zu Felde ziehen würde. Allein, da der Kaiſer ſelbſt in Kriege verwickelt war, ſo wurden die päpſtlichen Geſandten mit leeren Verheißungen abgeſpeißt, und dem Papſte blieb kein anderes Mittel übrig, als daß er mittlerweile, da er auf die verſprochene Hilfe des Kaiſers vergebens wartete, den mit den Sarazenen in Bündniß ſtehenden chriſtlichen Fürſten und Völkern Ermahnungs- und Drohungsbriefe zuſchickte, nicht nur ſolche Bündniſſe unverzüglich aufzuheben, ſondern auch ſelbſt die Waffen wider die Feinde des chriſtlichen Namens zu kehren. Eben ſo nachdrücklich ſchrieb er auch an verſchiedene Biſchöfe, deren einige zum größten Aergerniſſe der Gläubigen ſich mit den Sarazenen verbunden, andere den Streifereyen und Plünderungen, welche dieſe allgemeinen Feinde in verſchiedenen Gegenden Italiens, beſonders aber in dem römiſchen Gebiete ausübten, noch Vorſchub gethan hatten, und noch andere, welche wegen gewiſſen Streitigkeiten mit dem apoſtoliſchen Stuhle ſich ihm als dem Oberhirten nicht unterwerfen wollten, drohete Papſt Johann die Entſetzung ihres Amts und ihrer Würden; allen dieſen aber kündigte er den Kirchenbann an, wenn ſie ſich nach den Geſinnungen des heiligen Stuhls nicht fügen, und das, was er als oberſter Kirchenhirt ihnen auferlegte, nicht ungeſäumt vollziehen würden.

Lebens-
ende
Jahr
Chriſti.

Mit derley verdrießlichen Staats- und Kirchengeſchäften unaufhörlich beläſtigt, von auswärtigen und einheimiſchen Feinden umgeben, mit Sorgen für das Beſte der ganzen Kirche, und eben ſo ſehr für jenes des weltlichen Staates geplagt, brachte Johann der Achte ſeine zwey letzten Lebens- und
Regierungsjahre hin. Er ſtarb den 15ten 882
des Chriſtmonats im Jahre 882, nachdem er die Kirche 10 volle Jahre und zween Tage regiert hatte. 320 Briefe, die er an Kaiſer, Könige, verſchiedene Fürſten und Biſchöfe eigenhändig ſoll geſchrieben haben, und welche in der allgemeinen Sammlung der Kirchenräthe des P. Labbe Tom IX. pag. 1. & ſeqq. enthalten ſind, geben das unläugbarſte Zeugniß, daß er ein arbeitſamer und thätiger Papſt geweſen. Nur Schade, daß er ſeine Thätigkeit nicht genug zu mäßigen gewußt, und ſein Eifer für das Beſte der Kirche ſowohl als des Staates jezuweilen in eine Hitze ausgeartet, welche ſich mit der Sanftmuth, Beſcheidenheit und Klugheit, weſentlichen Eigenſchaften des oberſten Kirchenhaupts, nicht allezeit zuſammen reimen ließ. Faſt jeder Widerſpruch der Biſchöfe; faſt jede Vergehung weltlicher Fürſten, und faſt jede Eroberung, bey welcher die römiſche Kirche keinen Vortheil gewann, machte bey Johann dem Achten eine Wetterwolke aufſteigen, aus welcher ein Bannſtral hervorbrach. Man muß nichts deſtoweniger auch bekennen, daß er nur aus Noth gedrungen, ſo großen Antheil an jenen zeitlichen Geſchäften nahm, welche er mit An-

drohung des Kirchenbanns zu ſchlichten hoffte, und jene Biſchöfe, gegen welche er denſelben ergehen ließ, ſich meiſtentheils nicht nur auf eine halsſtarrige Art den Befehlen des heiligen Stuhls widerſetzten, ſondern beynebens durch einen laſterhaften Wandel ihre erhabene Würde entehrten, und das chriſtliche Volk ärgerten; und dieſe in das rechte Geleiſe zu führen, konnte ſich der Papſt keiner andern als eben der geiſtlichen Waffen bedienen. Nur mit Formos, Biſchof zu Porto verfuhr er ſtrenger, als dieſer es zu verdienen ſchien; weil die Verbrechen, deren der Papſt ihn beſchuldigte, und welche darinn beſtunden, daß Formos nach der päpſtlichen Würde geſtrebt, und ohne Erlaubniß des Papſtes ſeinen biſchöflichen Sitz verlaſſen habe ꝛc. noch nicht hinlänglich bewieſen waren, und vielmehr Argwohn als Wahrheit zum Grunde hatten. So läßt ſichs auch nicht in Abrede ſtellen, daß Papſt Johann der Achte die übrigen Pflichten eines wachbaren Kirchenhirten zu erfüllen befliſſen geweſen; denn er tilgte die Mißbräuche, welche ſich in die Kirchenzucht eingeſchlichen hatten; that den Ausſchweifungen der Geiſtlichen durch heilſame Strafgeſetze Einhalt, und ſetzte der Raubbegierde geiziger Weltlichen, welche unter allerhand Vorwände verſchiedene Kirchengüter an ſich zu reißen kein Bedenken trugen, Ziel und Schranken.

Daß übrigens Johann der Achte zu den verwirrteſten und bedrängteſten Zeiten die römi-

römiſche Kirche zu regieren gehabt, erhellet ſattſam aus ſeinen Briefen, welche, ob ſie gleich ohne Zierlichkeit und in einer ganz gemeinen Schreibart abgefaßt ſind, dennoch zu einem ächten Kenntniſſe der Geſchichte jener Zeiten vieles Licht geben. Wir verweiſen daher den wißbegierigen Leſer an die oben angeſetzte Stelle der Konzilienſammlung des Labbe.

CVIII. Marinus I. (*), aus einem edeln Geſchlechte aus Hetrurien gebürtig. So richtig es iſt, daß dieſer noch in dem
882 Jahre 882 Johann dem Achten auf dem apoſtoliſchen Stuhle nachgefolgt, und nach alter Gewohnheit an einem Sonntage feyerlich eingeweiht worden ſey, ſo unrichtig iſt es, wenn einige den 13ten Tag nach dem Abſterben des Johannes für deſſen Nachfolgers Wahl- oder Einweihungstag angeben.

(*) Einige der neuern Schriftſteller nennen dieſen Papſt Martin den Zweyten: allein, wir ſehen nicht, was ſie hiezu bewegen konnte, wenn ſie nicht etwa ſich beredeten, jener Schriftſteller, bey welchem ſie in der Papſtliſte den Namen Marin laſen, habe aus Ueberſehung einen Schreibfehler begangen, und da er Martin ſchreiben ſollte, das T in dem Schreiben weggelaſſen. Doch, was wollen wir uns mit nichts bedeutenden Muthmaßungen abgeben? Uns iſt genug, daß die älteſten Verzeichniſſe der Päpſte den gegenwärtigen Papſt nicht Martin den Zweyten, ſondern Marin den Erſten nennen.

ben. Doch dieſe Ungewißheit, wie jede andere von dieſer Art, bey welcher es auf einen oder nur etliche Tage ankömmt, macht in die Zeitrechnung der Päpſte keinen Verſtoß, noch merkliche Lücke. **Marin** war vor ſeiner Erhebung Erzdiakon der römiſchen Kirche. Daß er ein Mann von ausnehmender Tugend, von großem Verſtande, und von einer nicht gemeinen Gelehrſamkeit geweſen, zeigt ſich ſchon daraus, daß ihn jene zween vortrefflichen Päpſte **Niklaus der Erſte** und **Hadrian der Zweyte** als Geſandten nach **Konſtantinopel** abgeſchickt haben, um ſich den gottesräuberiſchen Unternehmungen des berüchtigten **Photius** entgegen zu ſetzen: ja ſein unmittelbarer Vorfahrer **Johann der Achte** fertigte ihn erſt im Jahre 881 zum drittenmale als Geſandten dahin ab, um das, was die treuloſen Legaten des apoſtoliſchen Stuhles aus einer ſträflichen Feigheit gut geheißen hatten, mit apoſtoliſcher Gewalt für nichtig zu erklären, und den boshaften Schwärmer **Photius** als ein faules Glied durch den Bannfluch auf ewig von der Gemeinſchaft der Kirche abzuſchneiden. **Marin** that alles dieſes mit eben ſo vieler Klugheit als Unerſchrockenheit: er that es aber auch, und zwar noch mit größerm Nachdrucke, als er ſich ſelbſt auf den apoſtoliſchen Stuhl erhoben ſah: denn nicht allein wiederholte er in einem zu **Rom** gehaltenen Kirchenrathe, oder vielmehr in einer Verſammlung, welche aus allen damals zu **Rom** anweſenden Biſchöfen und der ganzen römiſchen Geiſtlich-

lichkeit beſtand, durch einen oberrichterlichen Ausſpruch das wider den Photius ſchon ſo oft ergangene Bannurtheil, ſondern zernichtete auch jene Akten ſeines Vorfahrers, vermöge welcher Photius auf dem durch Liſt und Betrug an ſich gebrachten Patriarchalſtuhl von Konſtantinopel beſtättiget wurde. Gleichwie er auch alles, was jener Betrüger (Photius) auf der zu Konſtantinopel gehaltenen Afterſynode abgehandelt, beſchloſſen und verordnet hatte, für ungültig und nichtig erklärt hatte. Ob aber Papſt Marin nicht zu viel Nachſicht gebraucht habe, da er die von ſeinem Vorfahrer Johann dem Achten ihrer Würde entſetzten, und mit dem Kirchenbanne belegten Geiſtlichen in ihre Würde und Aemter eingeſetzt hat, laſſen wir dahin geſtellt. Formos, Biſchof zu Porto fand ſich unter der Zahl jener verbannten Biſchöfe. Dieſer ward nicht allein von dem Papſte Johann in den Bann gethan; ſondern mußte ſich überdieß mit einem theuren Eidſchwure verbinden, weder nach Rom, noch jemals nach ſeinem Bißthume zurückzukehren. Wenn man glauben will, Johann der Achte habe Urſache gehabt mit jenen Geiſtlichen, und beſonders mit Formoſen, alſo ſtrenge zu verfahren; ſo läßt ſichs auch allerdings muthmaßen, Marin habe ſich auch nicht ohne Urſache ſo nachſichtig und beſcheiden gegen Formoſen und andere ihrer Aemter entſetzten Biſchöfe gezeigt. Und in der That, jener Eid, welcher dieſem letztern abgedrungen worden, ſcheint wenigſtens den Ver-

brechen, deren Johann der Achte den Biſchof von Porto beſchuldigte, nicht ganz angemeſſen zu ſeyn, und wird von mehr als einem Schriftſteller misbilligt; aber eben hiedurch das gütige Betragen des Papſtes Marin gerechtfertigt.

Und dieſes iſt alles, was von der Regierung dieſes Papſtes bemerkt zu werden verdient: aber auch alles, was Marin der Erſte währender kurzer Zeit, in welcher er auf dem apoſtoliſchen Stuhle ſaß, merkwürdiges zu thun im Stande war: denn er regierte die Kirche nicht länger als ein Jahr und 5 Monate, ſtarb folglich im Maymonate des Jahres 884; ſein Sterb- 884
tag aber bleibt eben ſo ungewiß, als ſein Wahl- und Einweihungstag. Und gleiche Bewandtniß hat es mit ſeinem Nachfolger

CIX Hadrian III. von dem man ſeine Wahl und Einweihung betreffend, weiter nichts behaupten kann, als daß er gleich nach dem Tode des Papſtes Marin, und folglich noch im Monate May des nämlichen
884 Jahres 884 zu deſſen Nachfolger erwählt und eingeweiht worden. Er war von Geburt ein Römer, und der Sohn eines gewiſſen Prieſters Namens Benedikt, welcher ihn vor Empfangung der prieſterlichen Weihe in einer rechtmäßigen Ehe gezeugt hat. Obgleich die Kirchenregierung dieſes Papſtes eben ſo kurz war, als jene ſeines Vorfahrers (ſie erſtreckte ſich nur auf ein Jahr und 4 Monate), ſo machte er doch

auch

auch dieſelbe merkwürdig ſowohl durch ſein ſtandhaftes Betragen gegen den eingedrungenen **Photius**, als auch durch einige wichtige Dekrete, die er während derſelben nach dem Zeugniſſe bewährter Schriftſteller ergehen ließ.

Der griechiſche Kaiſer **Baſil** beſtürmte ihn, alſo zu reden, mit Bitt- und Drohbriefen, er möchte den **Photius** in ſeine Gemeinſchaft aufnehmen, und auf dem Patriarchalſitze von **Konſtantinopel** beſtättigen. Allein, **Hadrian der Dritte** ließ ſich eben ſo wenig durch Drohungen ſchrecken, als durch Bitten erweichen. Nach dem rühmlichen Beyſpiele ſeiner Vorfahrer verabſcheute er den Afterpatriarchen als einen boshaften Trennungsſtifter, und erneuerte in einer bald nach ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl zu **Rom** gehaltenen Synode den ſchon ſo oft wider ihn ausgeſprochenen Bannfluch.

Da die **Sarazenen**, wie wir ſchon an verſchiedenen Orten angemerkt haben, ihre Verheerungen in **Italien**, und beſonders in dem römiſchen Gebiete, mit Rauben und Plündern gleichſam ungehindert fortſetzten, ſo dachten die **Italiener** nun ernſtlicher als jemals auf Mittel, wodurch ſie von ſo einer harten Plage los werden könnten. Das bequemſte und ſicherſte glaubten ſie darinn zu finden, wenn ſie aus ihrem Volke einen König erwählten, der **Italien** beherrſchte, und ſichs angelegen ſeyn ließ, bey Zeiten allen

len feindlichen Anfällen Einhalt zu thun. „In dieſer Abſicht, ſagt Sigon L. 5. de „Reg. Ital. ad. h. ann. begaben ſie ſich zu „dem Papſte Hadrian, und baten ihn, er „möchte zu dieſem Ende ihrem Staate mit „einer heilſamen Verordnung Vorſehung „thun. Hadrian entweder durch das Bey-„ſpiel des Johannes, ſeines zweyten Vor-„fahrers, abgeſchreckt, wenn er ihnen ihre „Bitte abſchluge, oder durch das Lob, das „er ſich bey den Römern zu erwerben ſuch-„te, angelockt, und durch den Dienſt, den „er ganz Italien leiſten würde, bewogen, „willigte ſehr leicht in derſelben Begehren, „und machte ſogleich zwo vortreffliche Ver-„ordnungen; eine zwar für die Freyheit der „Römer, welche darinn beſtund, daß der „von der römiſchen Geiſtlichkeit und „dem Volke rechtmäßig erwählte „Papſt durfte eingeweiht werden, „ohne daß man die Gegenwart des „(römiſchen) Königs, oder ſeiner „Abgeſandten abzuwarten hätte: die „andere aber für die Ehre Italiens, ver-„möge welcher das Reich (Italien) „auf den Fall, daß der König (Karl „der Dicke) ohne männliche Erben „ſterben ſollte, einem italieniſchen „Fürſten mit dem Kaiſertitel ſollte „aufgetragen werden.“ (*)

Papſt

(*) Wir wollen uns zwar für die Aechtheit dieſer beyden Verordnungen nicht verbürgen. Der gründliche Pagi, und mit ihm noch an-

dere

Papſt Hadrian wurde von Kaiſer Karl nach Frankreich eingeladen; doch vermuthlich unter einem andern Vorwande, als er im Schilde geführt; weil ſich der Papſt kaum zu ſolcher Reiſe entſchloſſen hätte, wenn er ihm ſein wahres Abſehen hätte wiſſen laſſen, als welches, wie man dafür hält, nur darinn beſtund, daß der Kaiſer durch apoſtoliſches Anſehen einige ihm mißfällige Bi-

---

dere bewährte Schriftſteller halten ſie für ganz richtig: hingegen vermeint der deutſche Herausgeber des Herrn Godeau aus verſchiedenen Gründen, welche er in der 116 Anmerk. des 25ſten Theils anführt, ſicherer zu handeln, wenn er denſelben keinen vollkommenen Glauben beymißt. Soll man es aber nicht faſt für Widerſpruch halten, wenn es in eben berührter Anmerkung von der zweyten Verordnung dieſes Papſtes heißt: Man kann ſie frey für eine bloße Einbildung eines Schriftſtellers der neueſten Jahrhunderte halten; ob es gleich wahrſcheinlich iſt, daß die wälſchen Fürſten, als ſie Kaiſer Karl den Dicken ohne männliche Erben ſahen, im ganzen Ernſte auf ihren Vortheil bedacht geweſen ſeyn mögen. Iſt es wahrſcheinlich, daß die Italiener in der damaligen Lage des Reichs auf ihren Vortheil dachten; ſo dachten ſie gewiß auch auf Mittel ihre Abſichten auf das Kaiſerthum zu erreichen. Und ſollte ihnen hiezu eine Verordnung des Papſtes nicht die weſentlichſten Dienſte haben leiſten können, da die Päpſte in jenen Zeiten die Kaiſerkrone faſt nach

Biſchöfe entſetzen, und Bernharden, den er mit einer Beyſchläferin gezeugt hatte, die Erbfolge in ſeinem Reiche wollte verſichern laſſen. Hadrian trat wirklich im Herbſtmonate des Jahres 885 die Reiſe nach Frankreich an; allein er kam nicht weiter, als bis an den Fluß Tanaro: denn eben als er dieſen überſetzte, ward er von einer tödtlichen Krankheit ergriffen, und ſtarb 885
plötzlich. Sein Leichnam wurde in die unweit

---

nach Willkuhr jenem aufſetzten, der ihnen am gefälligſten und der angenehmſte war? zu dem, wird dieſe Verordnung von ſo vielen andern Schriftſtellern, welche der deutſche Herausgeber des Herrn Godeau ſelbſt in ſeiner Anmerkung anzieht, als wahrhaft angegeben, ſo läßt ſich doch dieſelbe unſerm Gedunken nach nicht platthin für eine bloße Einbildung eines Schriftſtellers der neueſten Jahrhunderte halten. Einmal der in dem Kenntniſſe alter und neuer Schriftſteller ſehr gründliche Pagi ſcheint Crit. Hiſt. Chronol. Tom. 3. pag. 738. Num. 2 & 3. und p. 741. Num. 1 & ſeqq. an der Aechtheit beyder obigen Verordnungen gar nicht zu zweifeln, und eben darum glauben wir beſſer zu handeln, wenn wir die eine und andere für etwas mehr als eine bloße Einbildung eines neuern Schriftſtellers anſehen. Wenn endlich auch die belobte Verordnungen in der Folge ſchon nicht allzeit beobachtet worden, ſo ſtunden derſelben Befolgung nur ſolche Hinderniſſe entgegen, welche weder die Päpſte noch die Römer aus dem Wege zu räumen im Stande waren.

weit davon gelegene Abtey Nonantola gebracht, und daselbſt mit einem dem römiſchen Papſte gebührenden Trauergepränge beerdiget.

Kaum hatte ſich der Ruf von dem Tode des Papſtes Hadrian in Rom verbreitet, als ſich die Geiſtlichkeit mit den Vorgeſetzten des Volks zur Wahl eines Nachfolgers auf dem päpſtlichen Stuhl verſammelte; und dieſe fiel einmüthig auf

CX. Stephan V. dieſes Namens. Er war ein edler Römer, unter der Aufſicht des Biſchofes Zacharias, ſeines nahen Anverwandten, und damaligen Bibliothekars der römiſchen Kirche, erzogen; Papſt Hadrian der Zweyte und Papſt Marin der Erſte hatten ihm, als er noch in den untern geiſtlichen Weihen war, ſeiner Tugenden und Gelehrſamkeit wegen eben ſo viel Hochſchätzung als Freundſchaft erwieſen. Der erſte weihete ihn zum Unterdiakon; der andere zum Kardinalprieſter an der Kirche der heiligen Viergekrönten. Seine Einweihung geſchah gegen das Ende des Herbſt-
885 monats im Jahre 885, und zwar, wie mehrere Schriftſteller es bemerken, ohne daß ein kaiſerlicher Abgeſandter gegenwärtig geweſen; woraus Pagius einen Beweis für das eine jener Dekrete hernimmt, welche, wie wir oben gemeldet haben, Hadrian der Dritte ergehen ließ. Andere wollen die ſchleunige Wahl und Einweihung dieſes Papſtes den dringenden Angelegenheiten der

Kirche und des römiſchen Staates zuſchreiben, deren Beſorgung einen geſchickten und vorſichtigen Steuermann am Ruder der Geſchäfte zu fodern ſchienen. Stephan der Fünfte war wirklich ein ſolcher. Als ihn die Biſchöfe nach ſeiner Wahl in den Patriarchalpallaſt eingeführt hatten, fand er denſelben rein ausgeplündert, Geldkäſten, Keller und Fruchtböden waren ganz ausgeleert (*). Beſtürzt hierüber, und kummervoll ſah er ſich außer Stande nach dem Gebrauche ſeiner Vorfahren der Kleriſey und den Schulen der Stadt Rom die gewöhnlichen Geſchenke zu reichen; und was ihm noch näher an das zarte Vaterherz gieng, ein aus lange angehaltener Dürre entſtandener Fruchtmangel, hatte eine jämmerliche Theurung, dieſe aber Hunger und anderes hartes Elend verurſacht: nichts war vorhanden, womit er der allgemeinen Noth ſteuern, und dem geplagten Volke beyſpringen konnte. Doch der mitleidige Papſt fand in ſeiner Großmuth Mittel, allen dieſen Uebeln abzuhelfen. Seine ererbten Güter, die er austheilte, reichten zwar nicht dahin, alle Bedürftigen und Nothleidenden, wie er es wünſchte, mit Frucht und Brod zu verſehen,

(*) Ein ärgerlicher Mißbrauch herrſchte damals in Rom, welcher darinn beſtund, daß, ſo oft ein Papſt mit Tode abgieng, das Volk in den Patriarchalpallaſt eindrang, und, wo man nicht gute Vorſehung gethan hatte, nicht nur alles Hausgeräth, ſondern auch, was es an Nahrungsſachen daſelbſt vorfand, ausraubte.

hen, weil der Mangel allgemein war. Er nahm alſo ſeine Zuflucht zum Gebethe, und erhielt dadurch einen fruchtbaren Regen vom Himmel, wodurch die faſt ausgedorrte Saat befeuchtet, und eine ſegenvolle Aernte herfürgebracht wurde: und ſo war der Theurung und Hungersnoth abgeholfen. Da ein andersmal die Heuſchrecken heerweiſe Felder und Weinberge auf eine beträchtliche Strecke Landes verheerten, und eine gleiche Noth androhten, ſuchte der ſorgfältige Papſt dieſes ſchädliche Ungeziefer dadurch auszurotten, daß er einem jeden, der einen Scheffel voll getödteter Heuſchrecken brachte, ſechs Groſchen auszahlen ließ. Weil er aber dieſe Plage eben wie jene Theurung als eine Strafruthe anſah, mit welcher Gott ſein Volk züchtigen wollte, ſo glaubte er auch dieſelbe weit kräftiger und nachdrücklicher durch geiſtliche Mittel abwenden zu können; er ließ daher Felder, Wieſen und Weinberge mit Waſſer beſprengen, welches er ſelbſt unter vielem Gebethe und Anrufung Gottes geweihet hatte, und alſobald waren die Gegenden, die ſchon ſo lange mit Heuſchrecken angefüllt waren, von dieſem ſchädlichen Ungeziefer vollkommen gereinigt.

Noch mehrere dergleichen herrliche Beweiſe der Frömmigkeit, der Freygebigkeit, des Mitleidens, der Großmuth und einer zarten Vaterliebe gab Stephan der Fünfte dadurch an den Tag, daß er täglich eine gewiſſe Zahl der verwaiſten Armen heimlich ernährte, die erarmten adelichen aber täglich

zu ſeiner Tafel einlud, und da er ſie ſtandmäßig bewirthete, zugleich auch ihre Seele mit heiligen Geſprächen unterhielt; daß er täglich das heilige Meßopfer verrichtete, wenn nicht Nächſtenliebe oder wichtige Berufsgeſchäfte ihn an ſo einem heiligen und verdienſtlichen Werke verhinderten: daß er in eigener Perſon durch öffentliche Predigten dem Volke die heilſamſten Unterrichte gab.

Unter den Berufsgeſchäften aber, in welchen er ſich als einen eifrigen und rechtſchaffenen Oberhirten der Kirche auszeichnete, verdient billig den Vorzug jene Freymüthigkeit, mit welcher er dem griechiſchen Kaiſer Baſil auf jenes ungerechte mit Verleumdungen gegen ſeine beyden Vorfahrer Marin dem Erſten und Hadrian dem Dritten angefüllte Schreiben antwortete. Nebſt der bündigen Wiederlegung aller gegen dieſe Päpſte ausgeſtoßenen Schmähungen ſchrieb der unerſchrockene Papſt dem Kaiſer einen derben Verweis, daß er ſich mit einem unbeſcheidenen Eifer, ja mit einer ſtrafbaren Halsſtärrigkeit des Photius, als eines ſchon lange mit dem Kirchenbanne belegten, und blos in den Stand eines Layen herabgeſetzten Schwärmers, annähme. Aus angebohrner Sanftmuth, und in Abſicht auf die Rückkehre zu heilſamern Geſinnungen, und folglich auf die Beſſerung des Kaiſers ſelbſt, bittet er ſodann dieſen verblendeten Fürſten, er wolle ſich doch den Verordnungen des apoſtoliſchen Stuhles unterwerfen, und das Anſehen, welches

ihm

ihm Gott über das Zeitliche eingeräumt hätte, nicht zum Nachtheile, wie er es durch die verführeriſchen Einblaſungen des Afterpatriarchen **Photius** hintergangen, ſchon eine geraume Zeit gethan hatte, ſondern zum Beſten der katholiſchen Kirche anwenden.

So brachte **Stephan der Fünfte** ſeine ganze Regierungszeit, die ſich auf 6 Jahre und ungewiſſe Tage erſtreckte, mit eifriger Beſorgung der Kirchenangelegenheiten, mit rühmlichen Handlungen, mit gottſeligen Werken und andern eines Papſtes würdigen Geſchäften zu. Er ſtarb nach der gemeinſten Meynung den 7ten des Auguſtmonats im Jahre 891, und wurde unter tief- 891
ſter Trauer der Geiſtlichkeit und des Volks in der **St. Peters-Hauptkirche** beygeſetzt. Sein Nachfolger war

CXI. **Formoſus**, von Geburt ein **Römer**, jener durch verſchiedene Glück- und Unglücksumſtände in der Kirchengeſchichte ſo bekannte Biſchof von **Porto**. Gewiſſer Verbrechen halber, die er wider den apoſtoliſchen Stuhl ſolle begangen haben, bey **Johann dem Achten** angeklagt, ward er von dieſem Papſte ſeines biſchöflichen Sitzes verluſtigt erklärt, und bis auf den Stand eines bloßen Layen herabgeſetzt. Von dem widrigen Glücke, das ihn ferner zu verfolgen ermüdet war, lange genug herumgetrieben, ſchwung er ſich endlich auf die höchſte Ehrenſtufe, zur Würde des oberſten Kirchenhauptes. Doch wollen uns ei-

nige Schriftſteller mit dem **Baronius** verſichern, daß ſeine Wahl nicht ohne Streitigkeit und Zänkereyen abgelaufen ſey. So viel iſt gewiß, daß **Sergius**, an der römiſchen Kirche Diakon, ſich ſeiner Wahl entgegen geſetzt, und vermittelſt eines Anhanges, den er ſich durch allerhand Schleichwege zur Seite zu bringen gewußt, ſich ſelbſt auf den apoſtoliſchen Thron zu ſchwingen getrachtet habe. Allein, ſein Ehrgeiz erreichte damals ſein Ziel noch nicht; und **Formos**, der von dem ſtärkern und klügern Theile der Geiſtlichkeit und des Adels zum Papſte erwählet war, wurde allgemein als rechtmäßiger Papſt erkannt, und um das Ende des Auguſtmonats, oder im Anfange
891 des Herbſtmonats feyerlich eingeweiht. Er trat in die rühmlichen Fußſtapfen ſeiner Vorfahren, nach deren Beyſpiele er gleich nach angenommener Kirchenregierung die ſchon ſo oft wiederholte Verdammung des **Photius** beſtättigte; auf Anhalten des **Stilians**, Erzbiſchofs von **Neuzeſareen**, aber die Biſchöfe und Prieſter, welche jenem Schwärmer ehedeſſen anhiengen, und von ihm die geiſtlichen Weihen empfangen hatten, in die Gemeinſchaft der Kirche wieder aufnahm; jedoch nur unter der Bedingung, daß die einen und andern ihre Bittſchriften an den apoſtoliſchen Stuhl ſollten gelangen laſſen, in welchen ſie ihren Fehler reumüthig bekenneten; beynebens aber nicht anderſt, als unter dem Verſprechen der Partey des **Photius** völlig aufzukünden, und in Zukunft der römiſchen Kirche treu und

und gehorſam zu verbleiben, in ihre vorigen Würden ſollten eingeſetzt werden. Bald hierauf ſchickte er Geſandten nach dem Orient, welche ſich beſtreben ſollten, mit Hilfe des neuen Kaiſers Leo des Sechsten und der rechtgläubigen Biſchöfen die Einigkeit und eine dauerhafte Ruhe in der Kirche von Konſtantinopel herzuſtellen.

Nachdem Formos ſeine erſten Sorgen auf die Herſtellung der Einigkeit in der griechiſchen Kirche gerichtet hatte, widmete er ſich nun auch mit eben ſo großem Eifer dem Beſten verſchiedener Kirchen im Occident. Im Jahre 892 ſchickte er zween Biſchöfe nach Frankreich ab, welche in ſeinem Namen der Kirchenverſammlung vorſitzen ſollten, die von den Biſchöfen des arelatiſchen Reichs zu Wien im Delphinat gehalten wurde. Da aber zu eben dieſer Zeit ſich in Wälſchland Ketzereyen, Spaltungen und allerhand Uneinigkeiten in verſchiedenen Kirchen hervorthaten, hielt Formos in folgendem Jahre 893 zu Rom einen Kirchenrath, dieſen Unruhen abzuhelfen. Rodoard behauptet ſogar mit einigen Schriftſtellern, dieſer Papſt hätte vorgehabt, eine allgemeine Kirchenverſammlung nach Rom zuſammen zu berufen, woran ihn jedoch die damals in Europen entſtandenen Unruhen gehindert hätten.

Als dieſer eifrige Papſt mittlerweile auch Nachricht erhielt, daß verſchiedene Kirchen in Engelland ihrer Hirten beraubt wären, weil die Dänen bereits durch ſieben ganze Jahre mehrere Provinzen

dieſes Königreichs verwüſtet und verheeret, die Kirchen geplündert, und die Biſchöfe vertrieben hatten, ſo, daß aus Abgang des nothwendigen Unterrichtes das chriſtliche Volk in die abſcheulichſten Irrthümer, und beynahe in das alte Heidenthum zurückgefallen wäre, ſchrieb er im Jahre 894 einige Briefe ſowohl an den König Eduard als an die Biſchöfe, welche in dem Königreiche noch übrig geblieben waren: jenen bat er inſtändig, ſein Anſehen und ſeine königliche Gewalt zu Herſtellung der wahren Religion anzuwenden, dieſe ermahnte er, an der Verbeſſerung der Sitten mit einem apoſtoliſchen Eifer zu arbeiten, Biſchöfe einzuweihen, den verwaiſten Kirchen ihre eigene Hirten zu ſetzen, und dem vaterländiſchen Glauben, der ehemals ſo ſchön geblühet, und ſchon ſo reiche Früchte getragen hatte, ſeinen alten Glanz und vorigen Schimmer wieder zu geben.

Guido oder Wido, Herzog von Spoleto, den Formos, um einige unruhige Fürſten Italiens, die ſich um die Kaiſerkrone bewarben, und unter dieſem Vorwande allerhand Ausſchweifungen und Ungerechtigkeiten gegen die römiſche Kirche ausübten, zu demüthigen und im Zaume zu halten, im erſten Jahre ſeiner Kirchenregierung zum Kaiſer gekrönet hatte, endigte im Jahre 894 ſein Leben, worauf der Papſt deſſen Sohn Lambard oder Lambert die kaiſerliche Krone antrug, weil er glaubte, hiedurch die Ruhe in Italien zu erhalten; allein,

Formos fand ſich in ſeiner Meynung ſehr weit betrogen; indem Lambert ſich ſchon als geſchworenen Feind gegen ſeinen Gutthäter den Papſt und deſſen Anhänger die Römer aufführte, ehe er noch recht die kaiſerliche Krone auf ſeinem Haupte beveſtigt hatte: ſo, daß Formos, um der Tyranney dieſes ausſchweifenden Prinzen Einhalt zu thun, ſich genöthigt fand, bey einem auswärtigen Fürſten Hilfe zu ſuchen. Berengar, Herzog von Friaul, der ſich ſchon unter des neuen Kaiſers Vater Guido, als Nebenbuhler um die Kaiſerzierde hervorgethan hatte, war unterdeſſen zu Arnulf, dem Könige von Deutſchland (*), entflohen, und beredete nun dieſen mit einem Heere nach Italien zu ziehen, und dem Lambert die Kaiſerkrone mit Gewalt von dem Haupte zu reißen. Es brauchte eben keiner großen Redekunſt Arnulfen einen ſo reizenden Gegenſtand, als die Kaiſerkrone war, gefällig zu machen.

Arnulf, den der Papſt im Jahre 895 durch Briefe und Abgeſandten nach Rom einlud, die Kirche von den Bedrückungen des Lamberts zu befreyen, zog alſo mit einer Armee nach Italien, eroberte Rom, und wurde vom Papſte Formos im Jahre 896 feyerlich zum Kaiſer gekrönet. Dieſe war die letzte rühmliche und merkwürdige Handlung, mit welcher Formos ſeine päpſtliche

(*) Von dieſem Fürſten wird unten in der Kaiſergeſchichte das mehrere gemeldet werden.

liche Regierung auszeichnete; denn der gottesfürchtige Papſt (alſo nennt ihn Luitprand) ſtarb als ein Greis von 80 Jahren den 4ten April am heiligen Oſterfeſte des eben benennten Jahres 896, nachdem er die 896
Kirche 4 Jahre, 7 Monate und einige Tage, deren Zahl aber man mit keiner Gewißheit angeben kann, regiert hatte.

Flodoard, Abt des Kloſters St. Remigius, zu Rheims in Champagne, ein Schriftſteller des 10ten Jahrhunderts, giebt in wenig Verſen die ganze Biographie dieſes Papſtes, die wir ihrem Inhalte nach in ungebundener Rede hier beyfügen: Formos, ſagt dieſer Kirchenſchriftſteller, wird der Nachwelt billig als ein rechtſchaffener, ein tugendhafter, ein mildthätiger Papſt, als ein Vater der Armen, als ein für die Ehre Gottes und die Ausbreitung des Glaubens unermüdet eiferndes Kirchenhaupt angeprieſen. Seinen brennenden Eifer für die Religion thätig zu erweiſen, unterzog er ſich der müheſamen Arbeit, bey den Bulgaren das Unkraut der Abgötterey auszurotten, und den Samen des wahren Glaubens einzupflanzen: er zerſtörte ihre Götzentempel, und lehrte das Volk ſein Heil wirken, und den Himmel erobern. Seinen apoſtoliſchen Predigten legte er das größte Gewicht dadurch zu, daß er die von allen Seiten auf ihn losſtürmenden Ungemache und Widerwärtigkeiten mit heldenmäßiger Standhaftigkeit aushielt, und dadurch ein Beyſpiel gab, wie wenig ein rechtſchaffener Chriſt die widrigen Schickſale achten ſoll.

896 CXII. Bonifaz VI. aus Tuszien gebürtig, war Formosens, dieſes rechtſchaffenen Papſtes, unwürdiger Nachfolger; und gewiß einer ſo erhabenen Stelle um ſo unwürdiger, da er ſeines ruchloſen Wandels halber ſchon zum zweytenmale, erſtlich als Diakon, und dann auch als Prieſter, ſeiner Würde entſetzt worden; itzt aber vom Ehrgeiz ganz geblendet, nur vermittelſt einer unter dem gemeinen Volke angeſponnenen Meuterey von einem Haufen zuſammengeraffter ſchlechter Leute ſich mit Gewalt auf den apoſtoliſchen Stuhl eingedrungen hat. Gründe genug, daß der gelehrte Baronius und mit ihm noch andere Kirchenſkribenten dieſen aus dem Verzeichniſſe der rechtmäßigen Päpſte ausgemuſtert wiſſen wollen. Weil jedoch die römiſche Kleriſey noch größeres Unheil in jenem Augenblicke zu verhüten, in deſſen widerrechtliche Beſitznehmung einwilligte, zählen ihn andere unter die wahren Nachfolger des heiligen Peter: und auch wir laſſen ihn als einen ſolchen gelten; weil er doch, obgleich unwürdig, durch 15 Tage den Namen eines Papſtes getragen hat.

896 CXIII. Stephan VI. von Geburt ein Römer, vertrieb den unwürdigen Beſitznehmer des heiligen Stuhles, und ſchwung ſich durch Hilfe eines ſtärkern Anhanges, den ihm Adalbert, Markgraf von Tuszien, verſchaffete, ſelbſt darauf. Allein, er war um kein Haar beſſer als ſein unmittelbarer Vorfahrer. Ehrgeiz, Herrſchſucht und

Rachbegierde ſind die ſchwarzen Züge, mit welchen die Geſchichte dieſen Papſt ſchildert; alſo folgte einem unwürdigen ein eben ſo unwürdiger auf dem geheiligten Throne nach, und ein niederträchtiger Miethling machte dem andern die oberſte Hirtenſtelle ſtreitig, da keiner aus beyden derſelben würdig war.

Ob aber gleich auch **Stephan der Sechste** eben ſo wenig als ſein Vorfahrer, den er verjagt hat, durch rechtmäßige Wahlſtimmen zum Prieſterthume berufen war, ſo wurde er dennoch bald nach ſeiner gewaltſamen Eindringung von der Geiſtlichkeit, die einer noch gefährlichern Spaltung vorbeugen wollte, von dem Adel, der größere Uebel zu verhüten bedacht war, und dem Volke, das den Frieden in der Kirche ſehnlich wünſchte, als Papſt und rechtmäßiger Stuhlerbe des heiligen Peters erkannt. Sicher iſt es, daß er im Auguſtmonate des Jahres 896 das Papſtthum verwaltete, wie Pagius aus einem Briefe erweiſet, den dieſer Papſt in eben gemeldtem Monate und Jahre an Arnuſt, Erzbiſchof zu Narbonna, ſchrieb.

Wie **Stephan der Sechste** nicht zur Thüre in den Schafſtall Chriſti eingegangen, ſondern durch Schleichwege und mit Gewalt als ein Dieb und Mörder ſich in denſelben eingedrungen, alſo bezeichnete er auch den Anfang ſeiner päpſtlichen Regierung mit einer mörderiſchen Handlung. Denn von einer wilden Gemüthsart zur

Rache

Rache geneigt, und von Sergius dem geſchwornen Feinde des ſchon vor einigen Monaten verſtorbenen Papſtes Formos angetrieben, ließ er den Leichnam dieſes letztern ausgraben; befahl ihm die päpſtlichen Kleider anzuziehen, und ihn auf einen Thron zu ſetzen; ſodann redete er ihn, gleichſam als wäre Formos noch bey Leben, in einem ſtolzen Tone mit folgenden Worten an: **Da du Biſchof von Porto wareſt, warum ließeſt du dich von dem Geiſte der Herrſchſucht ſo weit hinreißen, daß du dir den römiſchen Stuhl zueigneteſt?** Hierauf gab er den ſchauervollen Befehl, dem ſchon modernden Körper das Haupt vom Rumpfe abzuſchlagen, und ihm die drey Finger der rechten Hand, mit welchen Formos als Papſt dem Volke den Segen zu ertheilen pflegte, abzuhauen. Um aber dieſe unerhörte Grauſamkeit und unmenſchliche That auch mit einer ſchreyenden Ungerechtigkeit zu vollenden, ſprach er dem Leichname die Beerdigung ab, und befahl ihn in die Tyber zu werfen ... Wer wird bey Leſung ſo eines greulichen Verfahrens nicht zurücke ſchauern? — nur jener, der wie Papſt Stephan die Menſchlichkeit ausgezogen hat. — —

Nichts finden wir in der Geſchichte aufgezeichnet, das dieſem Papſt zur Ehre, wohl aber noch verſchiedenes zeigt ſie uns, das ihm ewig zur Schande ſeyn muß. Seinen Haß gegen den Formos ganz auszugießen, erklärte er diejenigen, welche von dieſem

Papſte die heiligen Weihen empfangen hatten, unter dem Vorwande, daß ſie von einem des biſchöflichen Amtes ehemals entſetzten Biſchofe wären geweihet worden, ihrer Würden und Aemter entſetzt, und befahl, daß ſie von neuem die heiligen Weihen empfangen ſollten. Alles dieſes beſchloß und verordnete Papſt Stephan in einer Synode, die er in den erſten Monaten ſeiner tyranniſchen Kirchenregierung hielt, und zu welcher er nur ſeine Anhänger und die Feinde des Papſtes Formos berufen hatte. Was von den Weihen, welche dieſer letztere ertheilet, und Stephan der Sechste nachmals wiederholt hatte, zu halten ſey, überlaſſen wir der Entſcheidung der Theologen, und verweiſen dießfalls den wißbegierigen Leſer zu dem Natalis Alex. Tom. VI. Hiſt. Eccleſ. Sæc. IX. & X. Cap. I. Art. 14. und zu andern Gelehrten, welche eigends über dieſe und dergleichen Materien geſchrieben haben.

Stephan der Sechste ſtarb endlich, und eines Todes, der zwar nicht der geheiligten Würde, die er bekleidete, wohl aber ſeinem ruchloſen Leben, und beſonders der greuelvollen That, welche er an dem Leichname des Papſtes Formos verübet hatte, vollkommen entſprach. Denn eben dieſe letztere zu rächen, verſchwuren ſich einige Römer wider den unwürdigen Papſt, und laurten auf eine Gelegenheit, ſich ſeiner zu bemächtigen. Gott ließ zu, daß ihnen eine ſolche bald aufſtieß. Im Herbſtmonate des

Jahres 897 überfielen ſie ihn in ſeinem Pallaſte: ſie banden ihm die Hände rückwärts, und warfen ihn in einen finſtern Kerker. Doch ſie ließen ihn nicht lange darinn ſchmachten, ſondern nach einigen Tagen durch gedingte Henkersknechte in ſeinem Gefängniſſe erdroſſeln. Dieß war das traurige 897
Ende Stephans des Sechsten; doch er verdiente faſt kein beſſeres, der unmenſchliche Papſt, weil er durch die 14 Monate und 19 Tage, während welchen er nach der richtigſten Zeitrechnung auf dem St. Petersſtuhle geſeſſen, kaum eine eines rechtſchaffenen Papſtes würdige That oder Handlung verrichtet hat. Wir finden wenigſtens bey keinem Kirchenſchriftſteller etwas, das ſeiner Würde oder ſeinem Amte, vielweniger aber ſeinem Namen, Ehre machen könnte.

CXIV. Romanus, ein Enkel des Papſtes Marin des Erſten, von Galeza oder Monte Fiaſkone, einer kleinen Stadt in dem Kirchenſtaate gebürtig, wurde in den erſten Tagen des Weinmonats in eben
897 dem Jahre 897 zum Nachfolger Stephan des Sechsten eingeweihet. Er ſchien nur darum den apoſtoliſchen Thron beſtiegen zu haben, damit er an ſeinem Vorfahrer erfüllete, was Chriſtus geweiſſaget hat: in jener Maaße, in der ihr ausmeſſet, wird euch wieder eingemeſſen werden. Wie Stephan für nichtig erklärte, was Formos gethan und verordnet hatte, alſo that es auch Papſt Roman in Anſehung alles deſſen, was der ſchlimme Papſt Ste-

phan während ſeiner tyranniſchen Kirchen-verwaltung gethan, verordnet und eingeführt hatte. Dieſes war das erſte aber auch das einzige Geſchäft dieſes Papſtes, deſſen Re-gierung nicht einmal 4 ganze Monate ge-dauert hat. Denn er ſtarb gegen das Ende des Jännermonats im Jahre 898; ſein 898
Nachfolger im Papſtthume war

898 CXV. Theodor II. ein gebohrner Rö-mer, von dem ſich die Kirche ſeiner Tugen-den und ſeines gottſeligen Wandels halber viel verſprach. Freygebigkeit, Keuſchheit, Nüchternheit, Gütigkeit und Friedensliebe waren ſeine karakteriſtiſchen Tugenden, die ihm ſchon vor ſeiner Erhebung Ruhm er-worben hatten. Allein, die Hoffnung Roms wurde durch deſſen gar zu frühzeiti-gen Tod vereitelt. Er ſtarb ſchon den 20ſten Tag nach ſeiner Einweihung; folglich im Jahre 898. 898 Monat und Tag ſeines Ab-ſterbens laſſen ſich mit keiner Gewißheit be-ſtiminen. Aber doch in dem ſo kurzen Zeit-raume einer Regierung von 20 Tagen that er alles, was jener Zeit angemeſſen war, und noch mehr als man von ihm erwarten konnte. Das Betragen Formoſens zu rechtfertigen, und deſſen Ehre zu retten, rief er die Biſchöfe, welche dieſem angehangen, und nur deßwegen von dem Papſte Stephan von ihren Kirchen vertrieben waren, zurücke, und ſetzte die Geiſtlichen, welche jener ge-weihet, und dieſer ihrer Würden entſetzt hatte, wieder in dieſelben, und in ihre Aem-ter ein; ſtellte ihnen die geiſtlichen Kleider

zu, deren ſie Stephan beraubt hatte, und erlaubte ihnen ihre geiſtlichen Weihen und alle denſelben zukommende Amtsverrichtungen wie vorhin wieder auszuüben. Endlich verſichert uns Auxilius, ein gleichzeitiger Schriftſteller, daß zu dieſer Zeit der Leichnam des Formoſus von den römiſchen Fiſchern aus der Tyber aufgefiſchet, und 898
auf Befehl des Papſtes Theodor in der St. Peterskirche mit aller Ehre wieder beerdiget worden. Ja, wie eben erwähnter Schriftſteller verſichert, hat Gott durch ein offenbares Wunder die Unſchuld des Papſtes Formos dadurch an den Tag gegeben, daß die Bilder, welche dieſer gottesfürchtige Papſt in der nämlichen Kirche hatte malen und aufſtellen laſſen, ihre Häupter bewegt, und, ihre Ehrerbietigkeit zu bezeugen, gegen den Leichnam geneigt haben ſollen, als dieſer bey ihnen vorbeygetragen worden.

CXVI. Johann IX. Nach dem Tode Theodors, welcher nach Meynung Pagi um die Mitte des Märzmonats das Zeitliche verließ, waren bey angeſtellter Papſteswahl die Partheyen getheilet. Einige wählten den Sergius, der ſich ſchon lange zum Mitwerber um die päpſtliche Würde aufgeworfen hatte, und zu dieſem Ende ſich immer einen Anhang ſowohl unter der Geiſtlichkeit als unter dem römiſchen Volke zu unterhalten wußte. Andere, und zwar der klügere Theil hatte ſein Abſehen auf Johann, einen Sohn des Ramboalds, aus Tivoli, gerichtet. Und dieſe gewann end-

lich die Oberhand. Sergius, der ehrgeizige Nebenbuhler kam alſo wieder zu kurz; er wurde aus Rom verjagt, und flüchtete ſich zu ſeinem alten Freunde und Beſchützer Adalbert, Markgrafen von Toſkana. Johann ward als Papſt ausgerufen, und allgemein dafür erkannt, aber erſt um
898 die Mitte des Heumonats im Jahre 898 feyerlich eingeweiht; weil wegen den eben damals in Rom herrſchenden Unruhen dieſe Einweihung nicht ehender konnte vorgenommen werden. Nach dem Zeugniſſe der bewährteſten Schriftſteller war Johann ein Benediktinermönch: keiner zeigt uns das Kloſter an, worinn er ſich zur Regel des heiligen Benedikt bekennt habe; alle aber ſchildern ihn als einen Mann, der Frömmigkeit, Witz und Rechtſchaffenheit beſaß. Wir werden dieſe Eigenſchaften aus allen Handlungen, die er als Papſt und Oberhaupt der Kirche unternommen hatte, hervorleuchten ſehen.

Johann hielt es allezeit mit der Parthey des Papſtes Formos, von dem er wahrſcheinlicher Weiſe zum Diakon geweiht worden war. Weil er die Verdienſte dieſes Papſtes wohl kannte, nahm er ſichs, als er ſelbſt Papſt geworden, zur erſten Pflicht, nach dem Beyſpiele ſeiner zween unmittelbaren Vorfahrer, dem Gedächtniſſe deſſelben die Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, die jener vortreffliche Papſt verdiente. Zu dieſem Ende verſammelte er gleich nach ſeiner Beſitznehmung vom päpſtlichen Stuhle

ſeine geſammte Geiſtlichkeit mit allen aus⸗wärtigen Biſchöfen, welche ſich damals in Rom aufhielten. Vor allem ward in die⸗ſem Kirchenrathe durch einhellige Stimmen jene Afterſynode verworfen, welche Papſt Stephan der Sechste zuſammenberufen hatte, zugleich aber wurden alle darauf ab⸗gefaßten Dekrete und Verordnungen nicht allein für null und nichtig erklärt; ſondern auch als ſolche öffentlich verbrannt; dieje⸗nigen, welche die Grabſtätte des Papſtes Formos verletzt, ſich an ſeinem Leichname vergriffen, das wider ihn gefällte ungerechte Urtheil an ihm vollzogen hatten, wurden mit dem Kirchenbanne belegt, und unter Androhung des göttlichen Gerichts verbo⸗ten, dergleichen Urtheil wider einen Todten jemals auszuſprechen. Und um fernern Spaltungen vorzubeugen, die Ruhe und Einigkeit in der römiſchen Kirche wieder gänzlich herzuſtellen, ward Sergius als der Stifter der bisherigen Unruhen mit ſei⸗nem ganzen Anhange verdammet, eben ſo wurden auch die Prieſter und Diakonen, welche es noch mit dem Sergius hielten, als rechtmäßig und kanoniſch verdammte, und als gottesräuberiſche Aufrührer von dem Schooße der Kirche ausgeſchloſſen erklärt. Dieſen Strafurtheilen wurden einige heil⸗ſame Verordnungen zu Herſtellung und Er⸗haltung der öffentlichen Ruhe beygefügt, und zugleich jenes von Papſt Eugen dem Zweyten ergangene Dekret, kraft deſſen die Einweihung des rechtmäßig erwählten Pap⸗ſtes nur in Gegenwart der kaiſerlichen Ge⸗

ſandten geſchehen ſollte, neuerdings beſtätiget. Dieſem aber wurde noch die beſondere Verordnung zugeſetzt, daß die Wahl des Papſtes auf Befehl des Rathes und des Volkes von den Biſchöfen und der ganzen Kleriſey ſollte vorgenommen, ſodann aber der Erwählte in Beyſeyn der kaiſerlichen Geſchäftsträger mit aller Feyerlichkeit eingeweihet werden. Die kluge Abſicht des Papſtes Johann bey dieſer Verordnung gieng offenbar dahin, nicht nur den gewaltſamen Mitteln, boshaften Anſchlägen und heimlichen Ränken vorzubeugen, welche ehrgeizige und gewiſſenloſe Stuhlwerber, um ſich zur Papſteswürde zu ſchwingen anwenden, wie erſt letzthin der bekannte Sergius gethan hatte, ſondern auch allen Unordnungen zu begegnen, welche ſich inskünftige bey einer vorkommenden Papſteswahl hervorthun könnten, gleichwie ſie ſich ſchon ſo oft zum Aergerniſſe der Gläubigen dabey hervorgethan haben.

Bald nach geendigtem Kirchenrathe zu Rom reiſete Papſt Johann nach Ravenna, ſich mit Lamberten, der zu Rom und in ganz Italien als römiſcher Kaiſer erkannt wurde, über die Angelegenheiten der Kirche zu unterreden. Eben dieſe Unterredung aber gab dem Papſte den Anlaß, auch daſelbſt eine Kirchenverſammlung, und zwar eine zahlreichere, als jene war, die er zu Rom hielt, zuſammen zu berufen; ſie beſtund aus 74 Biſchöfen, und Kaiſer Lambert erſchien

ſchien dabey in eigner Perſon. Allvorderſt wurde hier alles beſtättiget, was kurz zuvor auf der römiſchen Synode abgehandelt und verordnet worden. Hiernächſt wurden zehn Artikel abgefaßt, deren Inhalt hauptſächlich dahin abzielte, daß die Regeln der heiligen Väter und die Verordnungen, welche, die Kaiſer Karl der Große, Ludwig der Fromme, Lothar und ſein Sohn Ludwig der Zweyte wegen Entrichtung der Zehnten hatten ergehen laſſen, von jedermann genau ſollten befolgt werden, da zugleich gegen die Uebertreter dieſer Kirchen- und Staatsgeſetze der Kirchenbann beſchloſſen wurde. Nachdem die hier abgefaßten Artikel gutgeheißen, und von allen gegenwärtigen Biſchöfen ſowohl als von dem Kaiſer Lambert eigenhändig unterzeichnet waren, ermahnte der Papſt den Kaiſer, er möchte der Kirche ſeinen Schutz angedeihen laſſen, beynebens aber durch ſein Anſehen und Macht den Lauf der Laſter aufhalten, und ſich befleißen, die Ruhe und den Frieden in dem Staate wieder herzuſtellen. Hierauf ermahnte er auch die Biſchöfe, über die ihnen anvertraute Heerde mit apoſtoliſcher Sorgfalt zu wachen, Faſten zu verkündigen, und Bittgänge anzuſtellen, damit die Uneinigkeiten in der Kirche gehoben, und alle Spaltungen ausgerottet würden; endlich ſollten ſie auch für das ſtäte Wohlergehen des Kaiſers Lambert zu Gott bitten.

Nachdem Johann IX. wieder nach Rom zurückgekehrt war, widmete er ſich den Kir-

chengeſchäften mit einem Eifer, der jenen beſchwerlichen Zeiten, in welchen er die allgemeine Kirche zu verwalten hatte, angemeſſen war. Und in der That, Standhaftigkeit und apoſtoliſcher Muth waren da vonnöthen, um alles zu zerſtören und zu zernichten, was ſein ſchlimmer Vorfahrer Stephan der Sechste übel gepflanzet, und zum Nachtheil aufgebauet hatte. Doch Gott ließ den frommen Papſt, dieſen andern Jeremias, nicht lange unter ſo einer mühe⸗ ſamen Arbeit ſchmachten. Johann ſtarb im Anfange des Auguſtmonats im Jahre
900, nach einer rühmlichen aber auch be⸗ 900
ſchwerlichen Kirchenregierung von 2 Jahren und 15 Tagen. Zween Hirtenbriefe werden ihm zugeeignet, welche von ſeiner Weisheit und Standhaftigkeit zeugen. Der erſte war eine Antwort auf das Schreiben Stilians, Erzbiſchofs von Neuzeſareen, welcher auf Bitten einiger Anhänger des Photius bey dem apoſtoliſchen Stuhle um die Erlaubniß anhielt, mit jenen in Gemeinſchaft zu treten, welche von dem Photius waren geweihet worden. Johann aber ſchlug dem feigen Erzbiſchofe das unweiſe Begehren rund ab, mit dem Beyſatze, daß er alles gutheiße und beſtättige, was ſeine Vorfahren in Abſicht auf den heiligen Ignaz und den Photius verordnet hatten. Der andere war ebenmäßig ein Antwortſchreiben auf jenen Brief, den Heriveus oder Herveus, Erzbiſchof zu Rheims, an ihn gelangen ließ, um anzufragen, wie er ſich gegen die Normannen,

welche zuerſt die heilige Taufe empfiengen, nachher aber in das Heidenthum wieder zurückfielen, zu betragen hätte? worauf der kluge Papſt antwortete, in dieſer Sache ſey Beſcheidenheit anzuwenden. Wenn die Normannen, ſagt Johann in ſeinem Antwortſchreiben, in der Schule des chriſtlichen Glaubens nicht noch Neulinge wären, würden ſie nach den kanoniſchen Geſetzen geurtheilet werden; da ſie aber dumme Anfänger ſind; und noch keinen ächten Begriff von dem Chriſtenthume haben, muß man mit ihnen gelinder verfahren, als es die heiligen Kanonen verordnen.

Dieß iſt nun alles, was wir von Johann dem Neunten ſagen können; aber hiemit auch alles, was wir überhaupt von den Päpſten des neunten Jahrhunderts zu ſagen uns verbunden hielten.

Deutſche römiſche Kaiſer
des
Neunten Jahrhunderts.

Regierungsanfang Jahr Chriſti. | Lebensende Jahr Chriſti.

Das neunte Jahrhundert zeigt uns nun wieder einen abendländiſchen Kaiſer in der Perſon Karls des Großen. Karl brachte den Winter hindurch im Jahre 801 alles für Rom und Italien in Ordnung, und gieng erſt nach Oſtern von Rom weg. Er war nicht lange in Deutſchland, als er mit den Sachſen nochmals einen Krieg bekam, der aber für dieſe eben ſo unglücklich als die vorigen war. Im Jahre 803 machte Karl mit ihnen Friede, deſſen erſte Bedingung war, daß ſie den Götzendienſt verlaſſen, und die chriſtliche Religion annehmen ſollten. Im Jahre 806 theilte Karl ſeine Staaten unter ſeine 3 Söhne, den Karl, Pipin und Ludwig, ohne jedoch die Regierung ſelbſt niederzulegen. Darauf wurden noch einige Kriege wider die Slaven, Normänner und Sarazenen geführt, und Karl ſah ſich in die Nothwendigkeit geſetzt, nun auch Kriege zu Waſſer zu führen, da von den Normännern und Sarazenen Angriffe zu Waſſer auf ſeine Provinzen gemacht wurden. Unterdeſſen ſuchte doch itzt Karl durch die Kriege mehr einen dauerhaften Frieden, als neue Eroberungen. Da ihn bereits das Alter drückte, wollte er ſeinen Nachfol-

folgern lieber ein ruhiges Reich als erbitterte und gereizte Feinde hinterlaſſen. Und hierinn glaubte er auch ſein Ziel erreicht zu haben; obſchon den Verſprechen derjenigen nicht viel zu trauen war, mit welchen er Friedensverträge errichtet hatte.

Im Jahre 810 ſtarb **Pipin**, der König von **Italien**, und hinterließ nur einen natürlichen Sohn mit Namen **Bernard**, der nichtsdeſtoweniger doch ſeinem Vater in dem Königreiche **Italien** nachfolgte. Da aber auch noch im Jahre 811 **Karl**, derjenige Sohn **Karls des Großen**, dem er das Kaiſerthum beſtimmt hatte, geſtorben war, blieb ihm nur noch ein rechtmäßiger Sohn zur Nachfolge übrig, **Ludwig**, der König von **Aquitanien**. Dieſen ließ er nach **Aachen** kommen, und nachdem er die Beyſtimmung der Biſchöfe und Großen erhalten, führte er ihn an einem Sonntage in die Kirche, wo **Ludwig**, nach verrichtetem Gebethe und einer Ermahnungsrede ſeines Vaters, die Krone von dem Altare nehmen, und ſich ſelbſt aufſetzen mußte, im Jahre 813.

Dieſe Vorſorge **Karls des Großen** war noch zur rechten Zeit getroffen; denn im Jänner des folgenden Jahres wurde er von einem Fieber überfallen, und da das Uebel immer zunahm, ſtarb er nach ſieben
Tagen im Jahre Chriſti 814 und im 14ten 214
ſeines Kaiſerthums.

Nie hat ein Prinz den Beynamen des **Großen**, welchen ihm die Nachwelt gege-

ben hat, mehr und beſſer verdient als Karl, von dem wir bisher geredt haben. Er war ein großer Held, ein großer Staatsmann, ein weiſer Regent, und noch dazu jener Völkerbeherrſcher, der ſich durch ſeine Verdienſte um die Wiſſenſchaften, durch ſeinen Eifer für die Religion, durch die erhabenſten Tugendbeyſpiele eben ſo groß gemacht hat, als er es je durch ſeine vielen Siege und durch die größten und glänzendſten Regenteneigenſchaften geweſen iſt, und bey der ganzen Nachwelt ſeyn wird.

Immer und ohne Unterlaß in den Waffen liebte er ſie, und gewiſſermaßen auch die Gefahren, welche damit verbunden ſind. Selbſt an der Spitze ſeiner Kriegsheere war er für Soldaten und Feldherren das beſte Muſter des Heldenmuths im Gefechte, der Klugheit in Austheilung der Befehle, und in der ganzen Anordnung des Krieges und der Schlachten. Da er ſelbſt mit ſeinen Soldaten beſtändig im Felde war, ſelbſt alle Beſchwerlichkeiten der immer aufeinander folgenden Kriege mit ſeinen Leuten theilte: ſo bildete ſein Beyſpiel Soldaten, die alles Harte und Beſchwerliche gerne auf ſich nahmen, die weder Gefahren ſcheuten, noch Feinde fürchteten. Zu großen Dingen gebohren, war er auch begierig, große Dinge zu unternehmen, und je mehr er wagen mußte, deſto lebhafter und feuriger war er auch, alles zu wagen. Die Macht und Zahl der Feinde waren für ihn nur Reize, es deſto lieber mit ihnen aufzunehmen: und ob-

obſchon er ſich durch Siege nur neue Feinde machte: ſo war es doch für ihn Vergnügen, Feinde zu haben, die er überwinden könnte. Da ſeine Staaten allenthalben an kriegeriſche Völker gränzten: ſo war er immer in Bewegung, fuhr wie ein Bliz von einem Ende bis zum andern, und ſchlug alles, was ihm widerſtehen wollte, wie ein Donnerwetter zu boden. Es iſt wahr, daß einige vieles ſeinem Glücke zuſchreiben, es war aber auch ein Glück, das er durch ſeine Tapferkeit verdiente, und durch ſeine Klugheit zu nutzen wußte. Daß die Kriege ſich immer durch ſeine Siege mehrten, war eben nicht ſein Kriegsgeiſt, ſondern die Nothwendigkeit, welche ihn zwang, wider Völker, die zum Angriffe, zum Einfallen, zum Rauben und Plündern, zum Empören immer bereit waren, das Schwert immer in der Hand zu halten. Unruhige Nachbarn, wilde und ungeſittete Nazionen, denen der Friede die größte Laſt, der Krieg aber, das Rauben und Verheeren ihr ordentliches Handwerk war, konnten nicht anders eingehalten und gebändiget werden, als daß man beſtändig mit ihnen ſchlug, und ſie durch die blutigſten Niederlagen lehrte, Hochachtung gegen eine Macht zu haben, der ſie durchaus nicht gewachſen waren.

Das Innere des Staates litt freylich unter den beſtändigen Kriegen; allein, eben dieſe verſchafften der fränkiſchen Nazion auch jene Vortheile, ohne welche der Staat ganz gewiß weit mehr würde haben leiden müſſen.

Die

Die immerwährenden Kriege führten Abhärtung und Uebung bey der ganzen Nazion ein. Der Name der Franken wurde allen ihren Feinden fürchterlich, und drang mit dem Ruhme ihres Regenten bis in die entfernteſten Länder. Man war endlich zu Konſtantinopel froh, mit Karl dem Großen Friede halten zu können. Fremde, welche ehemals die Franken in ihrem eigenen Lande bekrieget hatten, kamen jetzt und ſuchten beym Karl Schutz, und dieſer Prinz erhielt ſogar eine Geſandtſchaft von dem Haroun Raſchid, Kalifen zu Bagdad, welche ihm deutlich zu erkennen gab, wie weit der Ruf ſeiner Thaten und die Ehre ſeines Namens gekommen waren. Ohne dieſe Vortheile hätte das Reich der Franken, welches mit wilden und kriegeriſchen Völkern umgeben war, eben das Schickſal haben können, welches das abendländiſche Kaiſerthum im fünften Jahrhundert hatte, wenn nicht ein kriegeriſcher Prinz die Feinde von ſeinem Reiche dadurch entfernt hätte, daß er ſie in ihrem eigenen Lande angrif. Man hat immer weniger zu leiden, wenn man auch beſchwerliche Kriege in des Feindes Lande führet, als wenn man ſich in ſeinem eigenen Vaterlande wider einen raub- und mordbegierigen Feind vertheidigen muß. Es war zwar gleichſam eine natürliche Folge, daß die ganze Nazion durch die immerwährenden Feldzüge Eckel an dem Kriege bekommen, und unter den ſtets aufeinander folgenden Kriegen Unordnungen ſich einſchleichen mußten, die Karls Nachfolger gleich anfangs ſeiner Regierung zu

ver-

verbeſſern für nöthig fand. Es iſt aber auch gewiß, daß, da man für das gegenwärtige zu ſorgen genöthigt iſt, man die übeln Folgen für das zukünftige, welche man ſogar ſelbſt vorſieht, doch nicht allezeit verhüten kann. Unterdeſſen iſt es Ruhm genug für **Karl den Großen**, daß er ſein Reich durch Eroberungen ſo ſehr vergrößerte, daß es unter ihm wirklich weitläuftiger war, als je das abendländiſche Kaiſerthum geweſen. Zu Frankreich und ganz Deutſchland brachte er durch ſeine Siege über die **Longobarden** Italien, er nahm den **Sarazenen** Spanien bis an den **Ebro** weg, er unterjochte Sachſen, und machte aus demſelben eine Vormauer gegen die **Normänner**, er bändigte die **Slaven**, er überwand die **Abaren**, und die Niederlage dieſer Nazion war beynahe einer gänzlichen Vertilgung gleich. **Hungarn** bis an die Gränzen von **Bulgarien** und **Thrazien**, die **Moldau**, **Wallachey**, **Siebenbürgen**, **Dalmazien** bis auf die Seeſtädte, welche er dem morgenländiſchen Kaiſer überließ, waren Provinzen ſeines Reiches. Wenn ſich dieſer weitläuftige Staat nicht lange genug beyſammen erhielt: ſo war nicht **Karl**, ſondern ſeine Nachfolger die Urſache, von denen keiner mehr dieſem Prinzen an Größe des Geiſtes und an Tapferkeit gleich kam.

Karl regierte dieſes weit ausgedehnte Reich mit vieler Weisheit, und machte ſolche Einrichtung, daß alles miteinander in Verbindung ſtand. Der großen Entfernung

nung von dem Mittelpunkte ungeachtet, war man in den äußerſten Provinzen eben ſo thätig und geſchäftig, als an dem Hofe des Kaiſers, und Karl muß nothwendig ſehr gute Maaßregeln genommen und beobachtet haben, wenn man ſieht, wie genau alles in Ordnung und Ruhe blieb, ſo lange wenigſtens er als ein wachſamer Fürſt die Regierung führte. Da er wußte, daß kein Staat ohne Geſetze beſtehen kann: ſo ließ er die alten genau beobachten, verbeſſerte einige, und machte auch neue Verordnungen. Da er auf alles aufmerkſam war: ſo wollte er, ſo viel er konnte, alles ſelbſt ſehen, alles ſelbſt unterſuchen, und hielt hierinn auch die geringſten Dinge ſeiner Sorge und Wachſamkeit würdig. So wie er eine tiefe Einſicht beſaß, und bey dem erſten Blicke ſchon die Sache ganz überlegt hatte: eben ſo war er auch in der Entſcheidung hurtig, ohne jedoch etwas zu übereilen, oder unbedachtſam zu beſchließen. Mit einem großen Geiſte begabt, überſah er auf einmal alles, und blieb daher jederzeit ſtandhaft bey dem, was einmal beſchloſſen war. Was er unternahm, geſchah mit Muth und Vorſicht, und wurde gemeiniglich mit Stärke und Standhaftigkeit fortgeſetzt, wodurch er in allen Dingen durchdrang. Bey allem, was er vorhatte, nahm er ſo gute Maaßregeln, daß er ſeinen Zweck ſchier niemal verfehlte.

Obſchon er gegen Widerſpenſtige, die nicht zu bändigen ſchienen, die härteſte Strenge beobachten ließ; ſo that er es doch nur

nur aus Noth, und zeigte andern dagegen nichts als Gütigkeit, Sanftmuth, Geduld, Freygebigkeit, und ein zum Wohlthun und Verzeihen ſehr geneigtes Gemüth. Damit die Geſchäfte ſeiner Regierung ſich nicht häuften und verwirrten, wendete er den beſten Theil beynahe eines jeden Tages dazu an, ſie zu ſchlichten. Da er als ein großer Geiſt frey unter ſeinen Leuten lebte, kamen ſeine Hofleute ſchon bey ſeinem Aufſtehen zu ihm, und unter dem Anziehen ſeiner Kleider brachte er einen Theil von dem in Richtigkeit, was man ihm berichtet und vorgetragen hatte. Für Sachen von größerer Wichtigkeit ließ er öftere Zuſammenkünften und Verſammlungen halten. So arbeitſam und geſchäftig er aber für das Innere ſeiner Staaten war, ſo aufmerkſam war er auch die Ruhe in den entfernteſten Provinzen und an den Gränzen zu erhalten. Er legte zu dieſem Ende Städte und Feſtungen an, damit die hineingelegte Beſatzung bey Zeiten den Unordnungen und Verwirrungen vorbeugen, und ſie im Aufkeimen erſticken könnte. Gleichwie aber Karl ſah, daß der beſte, weiſeſte, thätigſte und für das Wohl ſeiner Staaten eifrigſt beſorgte Fürſt allein und ohne Beyhilfe ſeiner Unterthanen das Glück und den Wohlſtand ſeines Reichs nie weit genug bringen kann; ſo munterte er auch ſeine Unterthanen zur Thätig- und Arbeitſamkeit auf. Man ſah unter ihm den Ackerbau zunehmen, und er ſelbſt war auf ſeine Mayerhöfe aufmerkſam. Man ſah damals ſchon einigen Handel und allerley

Arten

Arten von Gewerbe treiben. Man ſah den erſten Geiſt der freyen und ſchönen Künſten bey den Deutſchen unter ihm aufwachen. Kurz, man ſah an ihm einen Fürſten, deſſen größte Bemühung es war, ſeine Nazion empor zu bringen, ihren Glücks- und Wohlſtand zu verbeſſern, und ihr ſelbſt die Mittel dazu an die Hand zu geben.

Indem er aber dieſelbe zu den Quellen des Glücks, des Reichthums und des Ueberfluſſes führte, und dabey wohl wußte, daß aus den nämlichen Quellen auch zugleich Pracht und Verſchwendung entſpringen: ſo ſuchte er beyden Uebeln durch weiſe Geſetze vorzubeugen. Er ſelbſt lebte ſehr nüchtern, und machte noch Verordnungen, welche die Schwelgerey vor der ganzen Nazion brandmarkten; obſchon er dadurch die Neigung zum Trinken bey den Deutſchen nicht erſticken konnte. Was er wider die Kleiderpracht verordnete, verdient deſtomehr Aufmerkſamkeit; weil er dabey ſo weit gieng, daß er auch ſogar beſtimmte, wie viel man für jeden Rock bezahlen durfte. Und auch hierinn wollte er ſeinen Unterthanen ſelbſt ein Beyſpiel geben, und wir müſſen an ihm das Edle und die Liebe zum Einfachen noch bewundern, wenn wir hören, daß dieſer große Monarch gemeiniglich nur einen leinen Rock mit einem mit Seide durchwirkten Saum, und im Winter unter demſelben einen Fiſchotterpelz getragen hat.

Neben allem dieſem Lobe, welches Karl der Große nur gar zu wohl verdient, hat

er

er ſich bis auf die ſpäteſte Nachwelt noch ein anderes Verdienſt geſammelt, und um was wir ihm noch danken müſſen, iſt dieſes, daß er den erſten und beſten Grund gelegt hat, unſerm lieben **Deutſchland** aus der Barbarey der Unwiſſenheit und der rohen Sitten durch die Wiſſenſchaften herauszuhelfen. **Karl** war nicht blos ein tapferer Krieger, nicht blos ein weiſer und kluger Regent; ſondern auch noch ſelbſt ein Gelehrter, ein Liebhaber, Verehrer und Beförderer der Wiſſenſchaften. Nicht zufrieden Schulen errichten zu laſſen, beſuchte er dieſe noch ſelbſt, und munterte die Jugend durch große Verſprechen auf. Er zog Gelehrte an ſeinen Hof, errichtete eine gelehrte Geſellſchaft, die bisweilen Zuſammenkünften hielt, bey welchen der Kaiſer ſelbſt als ein Mitglied unter einem fremden angenommenen Namen erſchien. Auf ſolche Art, da **Karl** den Wiſſenſchaften beſondere Vorzüge der Ehre einräumte, da er ſeinen Sohn **Ludwig** ſo erziehen ließ, daß Gelehrte auch an dieſem Prinzen einen Gönner und Beförderer fanden, mußten die Wiſſenſchaften nothwendig immer mehr Achtung und zugleich auch mehrere Liebhaber gewinnen.

Allein, allen dieſen Verdienſten ſetzte ſeine Tugend noch die letzte Krone auf, und brachte ihnen noch den größten Glanz. Neben ſeiner Sanftmuth, Liebe zur prachtloſen Einfalt und Mäßigkeit, die wir ſchon bemerkt haben, glänzten an ihm eine ungeheuchelte Frömmigkeit, eine wahre Gottes-

furcht, ein brennender Eifer für die Religion, dergleichen man kaum noch bey einem chriſtlichen Regenten angetroffen hat. Man tadelt zwar an ihm, daß er die chriſtliche Religion in Sachſen einzuführen, das Schwert gebraucht hat. Er bekriegte aber die Sachſen als unruhige Nachbarn, hernach als rebelliſche Unterthanen, und wenn er nachher von den Ueberwundenen foderte, daß ſie die chriſtliche Religion annehmen ſollten: ſo ließ er ſie dagegen, ihnen dieſe Foderung angenehmer zu machen, unter ſeiner Herrſchaft ſchier durchaus als ein ganz freyes Volk leben; daß alſo die Sachſen durch die chriſtliche Religion mit Aufopferung eines kleinen Theils ihrer Freyheit an dem Kaiſer nur einen mächtigen Beſchützer wider ihre feindlichen Nachbarn bekamen. Was Karl ſonſt noch zur Ausbreitung des Chriſtenthums unter ſeinen Unterthanen gethan, das Anſehen, zu welchem er die Kirche und ihre Vorſteher erhob, um ihnen bey dem Volke Verehrung zu verſchaffen, die Sorgfalt in Sachen und zum Beſten der Religion öftere Verſammlungen anzuſtellen, zeigt alles, daß ihm nichts ſo ſehr, als die Aufnahme und die Erhaltung des Chriſtenthums an dem Herzen lag.

Was man ihm in Anſehung ſeiner Töchter vorwirft, hat ſeinen Grund; indem es von ihm entweder eine falſche Staatsklugheit war; daß er ſie nicht verheirathete, oder eine übertriebene Zärtlichkeit, ſie beſtändig um ſich zu haben. Er war gegen ſie

zu nachſichtig, und dieſe Prinzeſſinnen beſchimpften durch ihre Aufführung den Hof des Kaiſers, gleichſam unter den Augen ihres Vaters. Seine wenige Enthaltſamkeit und die Freyheit, die er ſich herausnahm, allbereit nach Willkühr Gemahlinnen zu nehmen, und wieder fortzuſchicken, macht gleichfalls einen Flecken in ſeinen Ruhm. Allein, zu den damaligen Zeiten war dieſes eben nichts ganz neues, und daher auch nicht ſo auffallend, als es in unſern Tagen ſeyn würde. **Karl** hatte Beyſpiele an ſeinen Vorfahren, welche nicht waren geahndet worden, er ſelbſt that es vor den Augen der ganzen Welt, ohne getadelt zu werden (*). Als er die **Himiltrud** verſtieß, der **Deſiderata** Platz zu machen, ſagte man ihm nichts von der Unzuläßigkeit. Als er die **Deſiderata** wieder fortſchickte, war man

(*) Viele behaupten, **Karl** ſey mit der **Himiltrud** nicht vermählt geweſen, obſchon er von ihr einen Sohn hatte. Was aber den Brief an die fränkiſchen Prinzen **Karl** und ſeinen Bruder betrifft, ſo enthält er zwar viele Schmähungen über die longobardiſche Nazion, aber keinen Beweis von einer andern Unzuläßigkeit. Beſcheidene Geſchichtſchreiber und Kritiker ſagen, daß dieſer Brief dem Papſte **Stephan dem Dritten** nicht zuzueignen ſey. Dieſem ſey aber wie ihm wolle, was **Karl**, nach einigen, bey der **Himiltrud** ſoll gethan haben, that er doch gewiß bey der **Deſiderata**, ohne getadelt zu werden: er verſtieß ſie, und heirathete eine andere.

zu Rom froh, daß die Verbindung mit den Longobarden zerriſſen war, und man ſchwieg dazu, obſchon ſich Karl bald darauf mit Hildegarden, einer vornehmen Schwäbin, verband. Karl konnte alſo wohl dasjenige vielleicht auch nicht für ſo höchſt wichtig gehalten haben, zu was jene, die es zu ahnden hatten, ſo gleichgültig ſchwiegen. Unterdeſſen iſt Karl neben allem dem, was man an ihm Schwachheiten oder Mängel heißen kann, doch noch immer groß, und er würde unter denen, welche die Nachwelt als Große bewundert hat, der erſte und der einige ſeyn, der wirklich ohne allen Tadel groß geweſen wäre; wenn man an ihm nicht etwas anträfe, das Entſchuldigung nöthig hätte, für das man aber auch Entſchuldigung genug findet.

814 Ludwig, der Sohn und Nachfolger Karls des Großen, fand bey dem Antritte ſeiner Regierung alles in tiefer Verbeugung, und jedermann beeiferte ſich, ihm ſeine Unterthänigkeit zu bezeigen. Man ſah aber gar bald, daß der Erbe des Thrones den großen Geiſt ſeines Vaters nicht zugleich mitgeerbet hatte.

Ludwig fieng mit Verbeſſerungen an, und ſchickte die Prinzeſſinnen ſeine Schweſtern in Klöſter. So wurde der Hof zwar von einem Aergerniß gereinigt; der neue Kaiſer beſchimpfte aber dadurch ſeinen Vater und ſeine Schweſtern. Unter Karl dem Großen hatten ſich viele Herren auf Unkoſten

ſten anderer mächtig gemacht, ohne daß man es bey den beſtändigen Kriegen ſo leicht hätte verhüten oder ändern können. Der neue Kaiſer ſchickte itzt Abgeordnete in dem Reiche herum, die alles unterſuchen mußten. Die Unterdrückten bekamen ihre Güter nnd ihre Freyheit wieder. Unterdeſſen mußten andere dafür ins Elend wandern. Große Geiſter ſind nicht leicht zu beunruhigen, **Ludwig** aber ließ ſich leicht bereden, auf einige der angeſehenſten Männer Mißtrauen zu ſetzen. Dieſe waren **Adelhard**, Abt zu **Korbie**, und der Graf **Wala**, beyde Räthe **Bernards**, des Königs in Italien. **Adelhard** wurde verwieſen, und **Wala**, der vom Hofe gejagt wurde, gieng nach **Korbie**, und wurde ein Mönch.

Gar bald gab es auch Gelegenheit, etwas wider die Normänner zu unternehmen. **Karl der Große** würde ſich die innerlichen Unruhen unter dieſer Nazion gewiß zu Nutze gemacht haben, ſie ganz unter das Joch zu bringen. Allein, **Ludwig** begnügte ſich, die Parthey des **Harald** zu unterſtützen, und dadurch die Unruhen unter den Normännern zu unterhalten. Gleichwie aber nicht ſelten Feinde, die man aufkommen läßt, ſich denjenigen fürchterlich machen, welche ſie hätten unterdrücken können: ſo wurden auch nachher die Normänner die Plage für **Deutſchland**, **Frankreich** und **Italien**.

Ludwig nahm eine andere Gelegenheit, welche ſich darbot, ſeine Rechte über **Rom** zu

zu behaupten, beſſer in acht. Leo der Dritte hatte einige Aufrührer, die ſich wider ihn verſchworen hatten, hinrichten laſſen, und der Kaiſer ließ hierüber die genauſte Unterſuchung anſtellen, und foderte Rechenſchaft von dem Papſte. Ueberhaupt ſchien der Kaiſer für die Kirche und ihre gute Verfaſſung ſehr beſorgt. Gleich bey dem Anfange ſeiner Regierung beſtättigte er ihre Rechte und Freyheiten, und arbeitete nachher unermüdet die Kirchenzucht zu verbeſſern. Die Mühe, welche er ſich gab, die vielen Verordnungen, welche er durch ſeine ganze Regierung hindurch machen ließ und ſelbſt machte, zeigen offenbar, daß er ſich die gute Einrichtung, das Fromme und Erbauliche in der Kirche, weit mehr angelegen ſeyn ließ, als eine gute, weiſe und ernſthafte Regierung ſeines Reichs.

Unterdeſſen glaubte doch dieſer gute Fürſt, alles gut zu machen, und ſo glaubte er es auch, als er im Jahre 817 ſeinen älteſten Sohn **Lothar** zum Mitregenten im Kaiſerthume annahm, von den zwey andern Söhnen aber den **Pipin** zum Könige von **Aquitanien**, und den **Ludwig** zum Könige von **Baiern** machte, über beyde Reiche aber dem jungen Kaiſer die oberſte Gewalt gab. Dieſes war der Saamen ſo vieler Uneinigkeiten im Reiche, und ſo vieler Verdrüßlichkeiten für den **Ludwig** ſelbſt. Die Prinzen hielten ſich für Herren der ihnen angewieſenen Staaten, und dabey hatten ſie doch Mißvergnügen, daß ſie ihrem

Bru-

Bruder Lothar in etwas unterworfen ſeyn ſollten. Am allermeiſten aber verdroß dieſe gemachte Einrichtung Bernarden, König in Italien, der als der Sohn eines ältern Bruders des Kaiſers Ludwig gerechte Anſprüche auf die Kaiſerkrone zu haben glaubte. Er machte daher eine Verſchwörung wider ſeinen Oheim, die aber ihren Urheber ins Verderben ſtürzte. Bernard, der ſehr in die Enge kam, glaubte, ſich der Gnade des Kaiſers überlaſſen zu können; betrog ſich aber; indem der Kaiſer das über ihn gefällte Todesurtheil zwar milderte, ihm aber doch die Augen ausſtechen ließ, wovon Bernard nach drey Tagen ſtarb.

Es ſchien, als wenn alles merkte, daß nicht mehr ein großer Karl auf dem Throne ſaß. Kaum war in Italien nur ein Zeichen zum Aufruhr gegeben, als gleich darauf in verſchiedenen Provinzen in Bretagne, Gascogne und beſonders in Pannonien, der Geiſt der Empörung erwachte. Liutewit, Herzog in Unterpannonien, der die Slaven mit in ſeine Empörung zog, brach zwar ſpäter los, machte aber mehrern kaiſerlichen Armeen deſto länger zu ſchaffen, und würde es noch länger gemacht haben, wenn er nicht endlich durch die Hand eines Meuchelmörders umgekommen wäre.

Mitten unter dieſen Unruhen wurde in dem Herzen des Reiches ein neuer Grund zu einer weit größern Verwirrung gelegt. Man glaubte von dem Kaiſer, der nun ſein Reich

ſchon getheilet hatte, und nun ſeit dem Tode Bernards und dem Abſterben ſeiner Gemahlin Hermengard, mehr als jemals die Abſonderung und Einſamkeit liebte, er habe im Sinne ſich der Regierung zu entſchlagen, oder gar ein Mönch zu werden. Die Großen, um ihm dieſe Grillen zu vertreiben, beredeten ihn zu einer andern Heirath, und ſeine Wahl fiel auf die Judith, eines ſchwäbiſchen Grafen Tochter.

Dieſe liſtige Prinzeſſin hätte für ſich allein ſchon genug beytragen können, Unruhen zu ſtiften. Da ſie aber noch einen Prinzen zur Welt brachte, der den Namen Karl bekam: ſo muthmaßten die drey alte Prinzen nicht ohne Grund, daß Judith für ihren Sohn auch einen Staat verlangen würde, und doch war weder Lothar, noch Pipin und Ludwig geſonnen, eine neue Theilung zuzulaſſen. Dem allem ungeachtet gab der Kaiſer dem jungen Karl doch Allemannien. Nun ſuchten ſeine ältern Söhne beynahe offenbar ihre Parthey wider ihren Vater zu verſtärken, und der Kaiſer, welcher der Sache dadurch helfen wollte, daß er den Bernard, welcher an den Gränzen von Katalonien kommandirte, zum erſten Staatsminiſter machte, verderbte vollends noch alles. Bernard war zwar ein unternehmender und ſtandhafter Herr; aber auch dabey kühn und gewaltſam, und ſo ein Mann kam itzt zu ſpat, und zur unrechten Zeit an das Brett; weil er nothwendig die gutgeſinnten auch noch reizen, und die

übrigen

übrigen nur noch mehr erbittern mußte. Der Kaiſer mußte die Wirkungen davon gar bald empfinden. Kaum ſtund Pipin ſein Sohn an der Spitze eines Heeres der Mißvergnügten, als Ludwig beynahe von jedermann verlaſſen wurde. Lothar nahm ihn in Verwahrung, Judith wurde von ihm abgeſondert, und beyde ſollten, nach dem Entwurfe der Aufrührer, ſich in Klöſter verſchließen, der Kaiſer ein Mönch, und ſeine Gemahlin eine Nonne werden. Das Schickſal des Kaiſers aber, daß er ein Gefangener ſeiner eigenen Kinder ſeyn ſollte, verurſachte eine ſolche Veränderung der Gemüther, daß zwey von ſeinen Söhnen Ludwig aus Baiern, und Pipin aus Aquitanien, ſich ſelbſt wieder zu der Parthey ihres Vaters ſchlugen, und Lothar ihn auf dem Reichstage zu Nimwegen um Verzeihung bitten mußte, die er auch erhielt. Doch mußte er nicht lange hernach auf einem andern Reichstage zu Aachen alles übrige, und ſogar die ihm ſchon ertheilte Kaiſerwürde aufopfern, und mit Italien allein zufrieden ſeyn. Dieſe nun hergeſtellte Ruhe dauerte nicht lange.

Judith wollte ein Reich für ihren Karl haben, und der Kaiſer dachte auf das neue es ihm zu verſchaffen. Nun wurden die alten Prinzen wieder ſchwierig. Pipin that gerade das Gegentheil von dem, was der Kaiſer haben wollte, und Ludwig aus Baiern grief gar zu den Waffen. Endlich mußten doch beyde ſich ihrem Vater unter-

werfen. Der Kaiſer, dem ſeine Söhne ſo vielen Verdruß verurſachten, machte nun eine andere Theilung, und ſchloß den Pipin von Aquitanien aus, welches er dem jungen Karl gab. Es war aber leichter, dem jungen Prinzen ein Reich anweiſen, als es Pipinen nehmen. Die drey älteſten Brüder vereinigten ſich, jeder ſtellte Truppen in das Feld, und Lothar, der den Papſt Gregor den Vierten auf ſeine Seite gebracht hatte, kam mit demſelben und ſeiner Armee der Vorſicht des Kaiſers, der ihm den Paß über die Alpen verſperren wollte ungeachtet, bis in das obere Elſas, wo ſeine Brüder mit ihren Truppen zu ihm ſtoßen ſollten. Der Kaiſer marſchirte mit ſeiner Armee auch dahin. Unterdeſſen bekamen die deutſchen Biſchöfe, welche des Kaiſers Parthey hielten, mit dem Papſte ſelbſt einen Zwiſt. Der Papſt verwieß es ihnen, daß ſie ihn in ihrem Schreiben ihren Bruder genennet, und unter der Entſchuldigung, daß ſie beym Kaiſer hätten bleiben müſſen, ihm zum Empfange nicht entgegen gekommen wären. Neben allem dem hatten ihm die Biſchöfe ſo begegnet, daß es der Papſt gewiß nicht von ihnen erwartet hatte. Sie hatten ſich ſo viel herausgenommen, daß ſie ihm ſchrieben, er habe die erſten Geſetze der Gerechtigkeit und Liebe übertreten, ſie ihres theils würden nicht zugeben, daß er in ihren Diöceſen mit Bannflüchen um ſich ſchlüge, und wenn er mit denſelben loszuziehen geſonnen wäre, ſollten ſolche ganz gewiß auf ihn wieder zurückkehren, indem er es zuerſt verdiente, da er

ſich

ſich auf die Seite einer ungerechten Sache geſchlagen hätte. Sie ſagten ihm noch dazu deutlich genug, daß man ihn für einen Meyneidigen hielt, der dem Kaiſer die Treue geſchworen, und ſich itzt mit ſeinen rebelliſchen Kindern vereinigt hätte; endlich ſetzten ſie noch hinzu, daß die andern Biſchöfe, welche des Papſtes Parthey hielten, die übrigen Biſchöfe ihres Landes zu oberſten Richtern, und von dieſen ihr Urtheil zu erwarten hätten. Dieſem letzten Punkte ſetzte der Papſt entgegen, daß auch dieſes Urtheil der Biſchöfe auf einer allgemeinen Verſammlung wieder könnte unterſucht und umgeſtoßen werden. Unterdeſſen halfen dieſe Zänkereyen eben ſo wenig zu einer Aenderung, als des Papſtes Unterredung, die er mit dem Kaiſer ſelbſt hatte. Nur gewannen die Aufrührer dadurch Zeit, die Anhänger des Kaiſers auf ihre Seite zu ziehen. Als dieſer ſich nun beynahe ganz verlaſſen ſah, ſagte er ſelbſt zu denjenigen, welche noch bis auf dieſen Augenblick bey ihm geblieben waren: **Gehet zu meinen Kindern, ich will nicht daß ihr das Leben deßwegen verlieren ſollet, weil ihr eure Treue beobachtet habet.** Ludwig foderte darauf nur, daß man ihm Leben und Freyheit laſſen, und ſowohl ſeine Gemahlin als ſeinen Sohne **Karl** mit Leibesſtrafen verſchonen ſollte, und ergab ſich darauf ſelbſt ſeinen ältern Söhnen.

Kaum waren die Söhne auf ſolche Art Meiſter, als ſie ihre Stiefmutter gefangen nach

nach Tortona in Italien ſchickten, den Kaiſer aber und den jungen Karl dem Lothar zur Verwahrung überließen, und hierauf unter ſich die väterlichen Staaten theilten. Pipin und Ludwig giengen nach dieſer Theilung in das Land zurück, welches ſie bis dahin beherrſchet hatten; Lothar aber blieb in Frankreich, und ließ den Vater in die Abtey von St. Medard zu Soiſſons, den Karl aber in das Kloſter Prüm bringen.

Weil ſich aber der Kaiſer nicht entſchließen konnte, ein Mönch zu werden: ſo ergrief man ein anderes Mittel, ihn zur fernern Regierung unfähig zu machen. Da ein Kirchengeſetz vorhanden war, vermöge welchem die, welche öffentliche Kirchenbuße gethan hatten, von den Kriegsdienſten, und alſo auch von der Regierung ausgeſchloſſen waren: ſo führte man den Kaiſer in die Kloſterkirche zu St. Medard. Hier mußte er auf einem Bußſacke vor ſeinem Sohne Lothar und deſſen Anhängern, und vor dem verſammelten Volke ein öffentliches Bekenntniß ableſen, in welchem er ſich als einen Mörder, Räuber, Ruhe- und Friedensſtörer angeben, und alle jene Ungerechtigkeiten auf ſich nehmen mußte, welche ſeine ganze Regierung hindurch von andern waren begangen worden. Darauf legte er das Wehrgehänge ab, man zog ihm die kaiſerliche Kleidung aus, legte ihm ein Bußkleid an, und ſo ſperrte man ihn in eine Zelle des Kloſters, wo er ſcharf bewacht wurde. Die-

ſes

ſes Trauerſpiel rührte das ganze Volk, jedermann beklagte das Schickſal des Kaiſers, und Ludwigen aus Baiern drang es ſehr tief in das Herz, als er erfuhr, wie ſehr ſein Vater wäre mißhandelt worden. Er ließ daher den Lothar ermahnen, und da die Ermahnungen nichts fruchteten, foderte er ſeinen Bruder Pipin in Aquitanien auf, ihren Vater mit Gewalt und mit vereinigter Macht zu befreyen. Lothar verſuchte es zwar, ſich nach Vermögen und Kräften zu widerſetzen, mußte aber doch der überlegenen Macht nachgeben, und bey dem Vater um Gnade bitten, worauf er nochmals in Italien eingeſchränkt wurde.

Der Kaiſer und ſeine Gemahlin waren nun durch ſo viele Uebel klüger geworden. Dem jungen Karl doch ein Reich zu verſchaffen, ſuchten ſie die Einwilligung der ältern Prinzen. Da ſie aber dieſe von allen zugleich zu erhalten nicht hoffen konnten: ſo thaten ſie alles, bald dieſen, bald jenen, beſonders Pipinen und Lotharn durch beſondere Vortheile auf ihre Seite zu bringen, und ſo bekam Karl mit der Genehmhaltung Pipins das Königreich Neuſtrien. Allein, Lothar und Ludwig waren darüber unzufrieden. Die liſtige Judith ſuchte nun auch den Lothar zu gewinnen, den Ludwig hingegen zu verdemüthigen, welcher auch auf einem Reichstage zu Nimwegen alles, was er in Sachſen, Thüringen, Allemanien, Auſtraſien und im Elſaß beſaß, fahren laſſen mußte. Auf

dieſe

dieſe Art, da man einem nahm, gewann die Kaiſerin immer ſo viel, daß man dem andern geben konnte, um ihn auf ihre Parthey zu bringen. Allein, **Ludwig** wollte ſeine Beſitzungen mit dem Degen in der Fauſt vertheidigen, mußte aber der Macht ſeines Vaters nachgeben.

Nachdem aber **Pipin** geſtorben, ſeine Kinder von der Erbfolge ausgeſchloſſen, das ganze Reich zwiſchen dem **Lothar** und **Karl** getheilt wurde, ohne daß man auch auf **Ludwigen** gedacht hätte, dem man weiter nichts als **Baiern** ließ: ſo erregte dieſes ſeinen Zorn. Er hatte beſonders unter den **Sachſen, Thüringern** und **Allemanniern** ein großes Anſehen. Da er ſich ſchon als einen guten Krieger und als einen guten Regenten ausgezeichnet hatte; ſo liebten und ſchätzten ihn ſeine eigene Unterthanen, und die übrigen hatten gegen ihn ſo viele Achtung, daß ſie ihn vor allen andern Söhnen des Kaiſers zu ihrem Beherrſcher würden gewählt haben, wenn es auf ſie angekommen wäre.

Ludwig, den ſein eigenes Feuer antrieb, und der ſich noch dazu auf die Unterſtützung der ihm gewogenen Völker verließ, brach alſo gerade zu der Zeit los, als der Kaiſer beſchäftigt war, **Aquitanien** zu beruhigen, wo es viele nicht ertragen konnten, daß die Söhne ihres verſtorbenen Königs ſo leer ſollten abgewieſen werden.

Die

Die Sachſen und Thüringer hielten Ludwigs aus Baiern Parthey, und dieſer hatte ſchon große Eroberungen gemacht, als es der Kaiſer in Aquitanien erfuhr, daß er den Krieg angefangen habe. Auf dieſe Nachricht brach der Kaiſer gegen den Rhein auf. Ludwig wich und floh vor ſeinem Vater, der ihm bis an die Gränzen von Thüringen und Böhmen nachſetzte. Hier machte er Halt. Es war Winter, als der Kaiſer den Marſch gegen den Rhein antrat, bisher ſchon hatte er eine ſtarke Abnahme ſeiner Kräfte gemerkt, der Marſch zur Unzeit, die Ungemächlichkeiten eines Krieges, den er in ſeinen alten Tagen wider ſeinen Sohn führen mußte, hatten ihn itzt ungemein geſchwächet. Er dachte zwar noch den Unruhen auf einem allgemeinen Reichstage abzuhelfen; merkte aber bald ſelbſt, daß er nicht mehr ſo viel Zeit haben würde. Er ließ ſich daher auf eine Rheininſel, nicht weit von Mainz, bringen, und bedauerte nur, daß er ſterben müßte, eben da er die Waffen wider ſeinen eigenen Sohn in den Händen hätte. In der That ſtarb er auch daſelbſt im Brachmonat des 840 Jahres 840
und im 27ſten ſeiner Regierung.

Dieſer Kaiſer hatte den Beynamen des Gütigen oder des Frommen erhalten, ohne daß ihm jedoch eines oder das andere den wahren Regentenruhm bey der Nachwelt hätte bringen können; obſchon er in ſeinen Handlungen und in ſeinem Herzen beydes war. In der That hat nie ein Fürſt mehr

Gütigkeit und größere Neigung zum Wohlthun auf den Thron gebracht, als Ludwig der erſte. Seine ſanfte Gemüthsart, ſeine Liebe gegen ſeine Unterthanen, das Verlangen ſie glücklich zu machen, die Begierde von ihnen geliebt zu werden, ſeine Leutſelig- und Gutthätigkeit, ſeine Herablaſſung, hätten ihn zum Vater aller ſeiner Unterthanen machen können. Frey von allem Stolze, und aus eigenem Triebe aufmerkſam allen die Wege offen zu halten, auf denen ſie Schutz, Hilf und Gnade ſuchen konnten, geſtattete er jedermann den Zutritt zu ihm, und jeder Unterthan wußte, daß er den Kaiſer ſelbſt beſprechen konnte, ſo oft er ſeine Zuflucht zum Throne ſelbſt zu nehmen genöthigt war. Man wußte, daß man mit was immer für einer Bitte vor ſeinem Fürſten erſcheinen durfte; weil Ludwig jedes gerechte Anſuchen gerne erhörte, kein unbilliges mit einer übeln Ahndung abwieß, und kein ungeſtümmes mit einer harten Begegnung beſtrafte. Sogar die Strafbaren hatten meiſtens nur Verweiſe zu befürchten, und dagegen die Vergebung und Verzeihung ſchon zum Voraus zu erwarten. Der Kaiſer, deſſen erſte und ſtärkſte Neigung war, andern wohlzuthun und Gutthaten zu erweiſen, hielt auch die Vergebung jederzeit für die größte Gutthat, welche ein Fürſt ſeinen Unterhanen erweiſen könnte; weil es gerade diejenige iſt, welche Unterthanen von ihren Fürſten gemeiniglich am wenigſten zu hoffen haben. Dieſer gute Prinz hat davon Beyſpiele hinterlaſſen, wo doch ſeine eigene Sicher-

Sicherheit gerade das Gegentheil zu erfodern ſchien. Er hätte ſeinen Kindern als ein gütiger Vater verzeihen, und dabey doch auch ein gütiger Regent bleiben können, wenn er ihre böſen Rathgeber, Aufwiegler und Gehilfen beſtraft, von ihnen entfernet, und an die äußerſten Ende, oder in einen Winkel ſeines Reichs verwieſen hätte. Allein, auch dieſe erhielten Verzeihung, behielten ihre Stellen, und alſo auch die Gelegenheit ihrem Kaiſer für die Vergebung der vorigen neue Verdrüßlichkeiten zu machen.

So wie aber die Gütigkeit die erſte Neigung ſeines Herzens war, eben ſo ſehr war er von Gewaltthätigkeiten entfernt. Da, wo er Gewalt, ſeine Macht und die ſtrengſte Gerechtigkeit hätte anwenden können und ſollen, beſiegte ſeine Gütigkeit allemal die Foderungen einer ſtrengen Gerechtigkeit, und viele Geſchichtſchreiber ſagen, daß es nie der Befehl des Kaiſers, ſondern eine ihm abgenöthigte Einwilligung geweſen ſey, Bernarden ſeinen Neffen zu blenden.

Neben allen dieſen guten Eigenſchaften, welche dieſen Kaiſer zum Titus der ſpätern Zeiten hätten machen können, beſaß er doch dasjenige nicht, was ihm und dem Reiche nöthig war, aus ſo vielem Guten die gehörigen Vortheile zu ziehen. Er verlohr durch ſeine Herablaſſung das nöthige Anſehen, welches doch den gütigſten Monarchen allenthalben unterſtützen muß. Seine zu weit getriebene Gütigkeit, machte die Ehrfurcht

vergeſſen, welche doch bey Unterthanen ſowohl die Liebe als den Gehorſam erhalten muß. Seine zu große Freygebigkeit und Willfährigkeit verhinderten den Eindruck, welchen ſonſt Gutthaten zu machen pflegen, und löſchte die Empfindungen der Dankbarkeit aus, weil die Rechnung gar zu ſicher und zu gewiß war, welche man auf dasjenige ſchon zum voraus gemacht hatte, was man erhalten wollte. Seine Gelindigkeit und Bereitwilligkeit zu verzeihen, machte das Laſter frech, man ſündigte auf die Barmherzigkeit des Fürſten, welcher der Beſtrafer des Laſters ſeyn ſollte, und der ſich doch nicht zwingen konnte, es zu ſeyn. Die Leichtigkeit, mit der man Vergebung erhielt, ließ keiner Furcht und keinem Abſcheu vor dem Böſen in dem Herzen Platz, und je weniger man fürchten durfte, nach Verdienſten behandelt zu werden, deſtoweniger dachte man auch nach der Hand daran, was man verdienet hatte. Und ſo wurde die Bosheit ernährt und vermehrt, da man den Boshaften ſchonte, und diejenigen ungeſtraft durchkommen ließ, welche alle Strenge mehr als zu gut verdienet hatten. **Ludwig** dachte an jenen Grundſatz nicht, daß man ſich Ehrfurcht erwerben muß, wenn man Liebe erhalten will. Man hieß ihn wohl den Gütigen; liebte ihn aber nicht; weil man die Hochachtung verlohr, da man ihn gar nicht fürchtete.

Eben ſo iſt es mit dem Beynamen des **Frommen**, wie es einige verſtehen wollen.

Lud-

Ludwig war für ſich fromm, und trieb ſeine Frömmigkeit weiter, als man von einem Regenten fodert, ohne daß ſein Beyſpiel einige Wirkung auf andere hatte. Nichts war ihm werther und koſtbarer als die Religion. Er widmete ihr ſeine ganze Sorgfalt und Aufmerkſamkeit. Nicht zufrieden ſie, was ihre Lehren und Wahrheiten betrifft, in ihrer Reinigkeit zu erhalten; trachtete er auch Sitten, wie es eine heilige Religion erfodert, einzuführen, und man hat eine Menge Verordnungen, welche zu dieſem Ende gemacht wurden. Sein Eifer, ſeine Andacht bey allem dem, und für alles das, was den Dienſt und die Ehre Gottes betrifft, für alles das, was chriſtlich und heilig heißt, zeigen einen wahrhaft frommen und gottesfürchtigen Fürſten. Die Beſchäftigungen, welche ihm die liebſten waren, waren allemal jene, welche ihm die andächtigſten ſchienen. Eine geiſtliche Leſung, eine andächtige Betrachtung über die heilige Schrift, das Nachgrübeln über ihre ſchwerſten Stellen, ſogar der Kirchengeſang waren Beſchäftigungen, denen ſich dieſer Kaiſer widmete. Daher kam es ohne Zweifel, daß er die chriſtliche Sittſamkeit in vielen Dingen bis zur ſtrengen und finſtern Ernſthaftigkeit trieb, und das Vergnügen, welches er in einem tiefſinnigen und nachdenkenden Leſen heiliger Bücher fand, war wahrſcheinlich die Urſache jener übertriebenen Gewiſſensangſt, welche ihn bewog, ſich zu zwingen, bekannte Stellen weltlicher Dichter zu vergeſſen, die er in ſeiner Jugend geleſen hatte.

Man ſieht wohl, daß ſo eine Frömmigkeit bey einem Regenten in einigen Stücken in Andächteley ausgeartet war. Das ſchlimmſte aber war doch dabey, daß er über ſolche Sachen die Regierungsgeſchäfte vergaß, oder doch auf die Seite ſetzte, und andern überließ. Es iſt eben ſo ſchlimm für den Regenten ſelbſt, als für ſein Reich, wenn andere, welche weiter nichts als Räthe ſeyn ſollen, Regenten werden. Daher kamen auch jene viele und häufigen Unordnungen unter **Ludwig dem Erſten**, aus den Unordnungen entſtund das Mißvergnügen, und endlich die Verachtung gegen einen Prinzen, der durch das, was ihm Hochachtung und Verehrung hätte erwerben ſollen, ſeine Sachen ſelbſt verderbte. Er machte zwar immer Verordnungen, und nahm immer Verbeſſerungen vor; allein, die Verordnungen wurden nicht beobachtet, und die Verbeſſerungen kamen nie ganz zu Stande; weil es demjenigen an Lebhaftigkeit fehlte, der durch Ernſt den Sachen den gehörigen Nachdruck geben ſollte. Nichts zeigt entweder eine ſchlechte Verfaſſung, oder eine ſchwache Regierung deutlicher an, als wenn man Verbeſſerungen ohne Ende zum Vorſcheine kommen ſieht. Meiſtens werden ſie ſchlecht betrieben, und machen dadurch das Uebel nur anſteckender; weil ſie es offenbaren, ohne es zu heben. So war es unter **Ludwig dem Frommen**. Je mehr man gut machen wollte, deſtomehr nahm die Verwirrung zu; weil man wohl ſah, daß der Kaiſer ſelbſt ſich nicht ſo viel um den Staat als um die Kirche bekümmerte.

In

In der That war ſein Hauptaugenmerk gleich anfangs auf die Kirche und Kirchenzucht gerichtet, und er ließ ſich beſonders angelegen ſeyn, dieſe letzte zu verbeſſern. **Ludwig** konnte damals gar wohl Recht haben, er richtete aber doch, wie in allen ſeinen Dingen, auch hier wenig aus, und da er jedesmal auch die Biſchöfe ſelbſt mit in die Reform zog, machte er ſich unter denſelben nicht wenige Feinde. Freylich mußte ein Biſchof zu den damaligen Zeiten in ſeiner koſtbaren Kleidung mit dem Wehrgehänge, Meſſer und Sporen, eine ſehr wunderbare Figur machen: ſie waren aber einmal in dieſen Aufzug verliebt, und viele konnten es dem Kaiſer nicht verzeihen, daß er ſie dieſe Zierrathen ablegen ließ. Nichtsdeſtoweniger war **Ludwig** nicht vorſichtig genug, ihren Ränken vorzubeugen. Als ein frommer Fürſt ehrte er ſie als Kirchenvorſteher, machte ſich aber mit ihnen zu gemein, und war gegen ſie in andern Dingen gar zu willfährig, als daß ſie ſich wider ihn nach der Hand nicht zu viel anmaßen ſollten. Neben allem dem hatte **Ludwig** viele von dem niedrigſten Stande auf die vornehmſten biſchöfliche Stühle geſetzt, die es ihm nachher mit dem gröbſten Undanke vergalten. Da dieſer Prinz die Frömmigkeit über alles ſchätzte: ſo war es auch die beſte Empfehlung, wenn man von ihm für fromm gehalten wurde. Und da es dabey gar nicht ſchwer fiel, ihn durch Heucheley und durch eine angenommene und falſche Frömmigkeit zu hintergehen: ſo ſchwungen ſich durch Scheintugenden Leute zu den höch-

höchſten Ehren, die in der Haut ganz anders waren, als ſie der Kaiſer nach ihrem Aeuſſerlichen gehalten hatte. Von dieſen iſt beſonders Ebbo bekannt, der ſich ſo fromm zu ſtellen wußte, daß ihn Ludwig aus dem Staube bis auf den erzbiſchöflichen Sitz zu Rheims erhob; zum Danke es aber erleben mußte, daß Ebbo einer der Hauptaufwiegler wurde, und unter den Prälaten den Vorſitz bey der Verdemüthigung und Beſchimpfung hatte, welche Ludwig in der Kirche zu St. Medard ausſtehen mußte. Ueberhaupt kam Ludwig, je mehr er ſich um die Kirche verdient machen wollte, nur deſtomehr bey den Biſchöfen in Verachtung.

Unterdeſſen waren es doch nicht Biſchöfe allein; ſondern auch weltliche Staatsmänner, die damals ſchon vieles in ſeiner Regierung tadelten, und noch bey ſeinen Lebzeiten das Urtheil von ihm fälleten, daß er einen weit beſſern Biſchof, als einen Kaiſer abgegeben hätte. Er hatte zwar bey allen ſeinen Unternehmungen die beſten Abſichten, er war aber nicht aufmerkſam genug auf alle Umſtände, und wählte zu ſeinem Endzwecke gemeiniglich die rechten Mittel nicht. Da er viele Dinge vornahm, und doch keines ernſtlich genug durchſetzte; mußte nothwendig alles durcheinander geworfen und verwirret werden; weil dieſes da nothwendig geſchehen muß, wo vieles angefangen und nichts ausgeführt wird.

So lange er Aquitanien allein beherrſchete, hielt man ihn für ein Muſter eines wei=

weiſen und tapfern Regenten; allein, das ganze Reich ſeines Vaters ſchien für ihn zu weitläuftig; weil er auf dem Kaiſerthrone allen den Ruhm wieder verlohr, welchen er ſich als König erworben hatte.

Unterdeſſen kann man doch mit einem neuern Schriftſteller gegen andere behaupten, daß es bey dieſem Kaiſer nicht der Mangel an Einſichten und Verſtand war; ſondern daß der ganze Fehler von ſeinem Herzen und von ſeiner allzugroßen Gütigkeit herkam. Da er ſich nicht entſchließen konnte, gewaltſame Mittel anzuwenden, ließ er es gelten, wenn man ihm nicht ſogleich gehorſamte; und da er niemand wehe thun wollte, ſchonte er manchem Uebel, welches er durch Strenge von der Wurzel aus hätte ausreißen und vertilgen können und ſollen.

Sonſt war **Ludwig** auch in den Wiſſenſchaften von ſeiner Jugend an wohl unterrichtet, und neben der griechiſchen Sprache, welche er verſtund, redete er das Latein ſo geläufig, als ſeine Mutterſprache. Seine Keuſchheit, Mäßigkeit und Beſcheidenheit werden in der Geſchichte allenthalben gerühmt, und **Ludwig** würde ſich und ſein Reich weit mehr glücklich gemacht haben, wenn er weniger gütig geweſen wäre; man würde ihn mehr geliebet haben, wenn er nicht ſo viel geliebet hätte; und wenn er andere hätte betrüben können, würde ihn das betrübteſte Schickſal eines Vaters und eines Regenten nicht bis in das Grabe verfolget haben.

840 Lothar folgte seinem Vater auf dem Kaiserthrone nach der Einrichtung, welche Ludwig selbst schon im Jahre 817 gemacht hatte. Der neue Kaiser hatte noch zwey Brüder Ludwig von Baiern, welcher in der Geschichte Ludwig der Deutsche heißt, und Karl, König von Aquitanien und Neustrien, welcher nachher den Namen Karl der Kahle bekommen hat.

Die letzte Theilung Ludwigs des Frommen muß für Ludwig den Deutschen eben keine besondere Folgen gehabt haben; indem Allemannien, Thüringen und Sachsen nach dem Tode des ersten in der Geschichte schon wieder als ein Theil der Staaten des letzten, das ist, Ludwigs des Deutschen angesehen werden. Unterdessen kostete es doch Blut genug sie zu erhalten.

Lothar, der ehrgeizig genug war, den Anschlag zu fassen, seine Staaten zum Nachtheile seiner beyden Brüder zu erweitern, wendete alles an, einen Theil ihrer Reiche an sich zu reißen. Allein, Ludwig kam ihm zeitlich mit einem Heere auf den Hals, und Lothar fand für gut, mit seinem Bruder einen Stillstand zu schließen, den er aber doch nur dazu anzuwenden schien, seinen jüngern Bruder Karl unterdessen zu unterdrücken. Er hatte diesem schon allbereit ganz Neustrien durch List, große Versprechen und Aufwieglung der Großen weggenommen, als er auch hier wieder einen

Frie-

Frieden, doch nur bis auf weitere Einrich-
tung ſchloß, durch den er aber doch den größ-
ten Theil von Neuſtrien behielt.

Als aber der Kaiſer bald darauf auch die Unterthanen Ludwigs des Deutſchen aufwiegelte, und dabey durch den Beyſtand Otgars, des Erzbiſchofs zu Mainz, und Adelberts, des Grafen zu Metz, ſo glücklich geweſen war, daß viele ſogar von dem Heere Ludwigs davon liefen, dieſer ſich alſo zurückziehen, Franken und Thüringen aber ſich dem Kaiſer als dem ſtärkſten unterwerfen mußten: ſo merkten Ludwig und Karl wohl, daß Lothar nur einen nach dem andern von ihnen ſchwächen, und endlich beyde nnterdrücken wollte. Sie errichteten daher unter ſich ein Bündniß, und ſchwuren einander wechſelweiſe beyzuſtehen, und ſich ihren gemeinſchaftlichen Feind mit vereinigter Macht vom Halſe zu ſchaffen.

Kaum hatte ſich Ludwig verſtärkt, gieng er in das Feld. Die Thüringer und Allemannier vereinigten ſich haufenweiſe wieder mit ihm, und foderten nur Gelegenheit, ihren Fehler wieder gut zu machen. Ludwig machte ſich ihren Eifer zu Nutze, ſchlug in einem hitzigen Treffen den Graf Adelbert, welcher ihm mit einer kaiſerlichen Armee den Uebergang über den Rhein verwehren ſollte, marſchirte darauf gerade nach Aquitanien, ſich mit ſeinem Bruder Karl wider den Kaiſer zu vereinigen. Beyde Könige ſtießen auch aller Hinderniſſe un-

geachtet in den Augen Lothars und ſeiner Armee zuſammen, und ſuchten anfangs ihren Bruder durch Vorſchläge auf friedliche und beſſere Geſinnungen zu bringen.

Als aber alle Unterhandlungen fruchtlos abliefen, kam es endlich im Jahre 841 zu der ſo berüchtigten Schlacht bey Fontenai. Die beyden Könige erfochten über den Kaiſer einen herrlichen Sieg, der aber ſehr blutig war, und beyderſeits viele Leute koſtete. Der Kaiſer würde ſich nicht leicht wieder haben erholen können, wenn ihn die Sieger gleich nach dem Treffen verfolget hätten. Da ſie ihm aber durch ihre unnütze Berathſchlagungen Zeit ließen, zog er ſich nach Aachen, ſuchte ſich zu verſtärken, brachte die Frieſen auf ſeine Seite, und ſuchte auch die Sachſen aufrühriſch zu machen. Allein, Ludwig bändigte die Frieſen zeitlich, und da es unter den Sachſen nur die Knechte und Sklaven waren, welche ſich empöreten: ſo wurden auch dieſe ohne ſonderbare Mühe gezüchtiget.

Unterdeſſen kamen die zwey Könige zu Straßburg wieder zuſammen, erneuerten und bekräftigten ihr Bündniß in dem Angeſichte ihrer Armeen mit einem Eide, und da ihnen der Kaiſer die Spitze nicht bieten konnte, und doch auch nicht Friede machen wollte; theilten ſie ſeine Länder unter ſich, ohne daß man eigentlich beſtimmen kann, wie dieſe Theilung beſchaffen geweſen ſey. Lothar wurde nun mürber, ſuchte ſelbſt

den

den Frieden, aber auch eine neue Theilung. Kaum fand er aber ſeine Brüder geneigt dazu; ſo machte er wieder Schwierigkeiten, und ſpielte auf das neue ſeine Ränke, bis die Biſchöfe und Großen, welche den Krieg unter den drey Brüdern verabſcheuten, endlich von allen Seiten auf die Theilung drangen. Lothar bekam für ſich neben Italien das ganze Land zwiſchen dem Rheine und der Schelde bis nach Kamerich, und von da bis an die Maaß, und was dieſem Fluſſe gegen Morgen liegt bis nach Lyon, dazu noch die Provinzen zwiſchen den Alpen und der Rhone bis an das Meer. Ludwigen wurde ganz Deutſchland bis an den Rhein und die drey jenſeit des Rheins gelegenen Städte Speier, Worms und Mainz überlaſſen, und ſo wurde Deutſchland ein eigenes und beſonderes Königreich. Karl erhielt Neuſtrien, Aquitanien, einen Theil von Burgund, Languedok und die ſpaniſche Provinzen. Dieſes iſt der berühmte Vertrag zu Verdun, nach welchem ſich Lothar, römiſcher Kaiſer, Ludwig, König von Deutſchland, und Karl, König von Frankreich nennen ließ (*).

Lothar

(*) Bis hieher haben wir die ganze Monarchie die Fränkiſche; die Nazion aber die Franken genennet, was eigentlich beyde waren. Von dem Verduniſchen Vertrage an aber, da durch die Theilung des Reichs auch die Nazion getrennt wurde, werden wir die Namen annehmen, die ſie itzt haben, und ſie Deutſche und Fran-

Lothar ſchickte bald nach dieſem Vertrage ſeinen Sohn Ludwig nach Italien, um, wie wir ſchon anderwärts gemeldet haben, mit den Biſchöfen die Wahl des Papſtes Sergius des Zweyten, welcher ohne die Beſtättigung des Kaiſers nach dem Tode Gregors des Vierten war eingeweihet worden, zu unterſuchen, und ſich zugleich zum Könige von Italien krönen zu laſſen. Bey der Unterſuchung hatte Drogo, Biſchof von Metz, den Vorſitz. Die Einweihung des Sergius hatte keine andere Folgen, als daß man auf das neue veſtſetzte, daß für das künftige kein Papſt mehr ohne des Kaiſers Beſtättigung ſollte eingeweihet werden, und darauf wurde der junge Prinz, als König von Italien, gekrönet.

Unterdeſſen ſchienen die drey Brüder, der Kaiſer und die Könige von Deutſchland und Frankreich, bedacht und ſehr eifrig zu ſeyn, ihre Freundſchaft zu beveſtigen. Allein, alle drey hatten auch Urſache genug. Die Normänner wagten damals beynahe in alle europäiſche Provinzen Einfälle. Engelland, Frankreich und ein Theil der Staaten des Lothar hatten beſonders viel von ihnen zu leiden. Wo ſie aber in die Länder des Königs von Deutſchland kamen, erlitten ſie für dießmal mehrere Nieder-

---

Franzoſen nennen. Der fränkiſche Name wird alſo künftig nur für jene Provinz unſers Deutſchlandes und ihre Einwohner gelten, die ihn noch in unſern Tagen führen, und ſich damit rühmen.

derlagen nach einander. Dagegen ſah ſich der Kaiſer genöthiget, einer Parthey von dieſen Räubern Frießland als ein Lehen zu überlaſſen, wodurch aber doch die andern Provinzen von den Einfällen dieſer Nazion nicht befreyet wurden. Neben allem dem ſah es in Italien eben ſo übel aus. Die Sarazenen thaten dort eben das, was die Normänner in andern Provinzen, das iſt, ſie raubten, plünderten und verheerten alles weit und breit, und kamen ſogar bis nach Rom. Lothar glaubte ſeinen Sohn Ludwig in Italien geſchäftiger und thätiger zu machen, wenn er ihn zum Mitregenten im Kaiſerthume annähme. In der That ſobald auch dieſes geſchehen, erfocht der junge Kaiſer einige Vortheile, und nahm den Sarazenen Benevent weg. Allein, dieſer glückliche Anfang hatte weiter keine beſondere Folgen. Ludwig fiel bald wieder in die vorige Unthätigkeit, überließ ſich den Ergötzlichkeiten, und ſogar ſolchen Ausſchweifungen, die ſeinem Vater vielen Verdruß machten, der noch deſto größer und empfindlicher wurde, weil ſich Lothar die Unruhen in Frankreich gern zu Nutze gemacht hätte, und doch nicht wohl konnte. Italien hatte an ſeinem Sohne einen ſchlechten Vertheidiger, der König in Deutſchland war zu mächtig, als daß man ihn bey jeder Unternehmung nicht hätte fürchten müſſen, und über dieſes konnte ſich der Kaiſer die Normänner auch nicht ſo leicht vom Hals bringen. Mit Gewalt konnte er ſie nicht abtreiben, und wenn er ihren Abzug

mit Geld erkaufte: ſo kamen ſie ein andersmal nur deſto lieber wieder. Lothar nahm alſo zu ſeinen alten Mitteln und Kunſtgriffen ſeine Zuflucht, das iſt, er ließ ſich mit ſeinen Brüdern, mit einem nach dem andern, in Unterhandlung ein. Er verſprach jedem alles, ohne daß er geſonnen war, einem etwas zu halten. Er hoffte dadurch einen gegen den andern zu reizen, und endlich aus ihrem Streite ſeinen Nutzen zu ziehen. Vielleicht hätte es ihm noch geglückt, Unruhen zu ſtiften, wenn er länger gelebt hätte. Da er aber merkte, daß Kräften und Geſundheit ziemlich bey ihm abnahmen; kam er auf den Einfall, als ein Mönch zu ſterben. Er theilte ſeine Staaten unter ſeine drey Söhne. Ludwig der älteſte bekam Italien mit dem kaiſerlichen Titel, Lothar erhielt Lothringen, und Karl Provence. Der Kaiſer legte darauf wirklich die Mönchskutte an; trug ſie aber nicht lange, indem er kurz darauf ſtarb im Jahre 855. 85

Lothar hatte der Nachwelt keine Gelegenheit gegeben, daß man ſich gute und vortheilhafte Begriffe von ihm machen konnte. Er war ein pflichtvergeßner Sohn, ein untreuer und ſogar meyneidiger Bruder, und durchaus ein ſchlechter Regent. Die Pflichten des natürlichen Geſetzes folgen den Prinzen auch bis auf den Thron. Und wem hatte es denn Lothar zu verdanken, daß er ſo frühzeitig den Thron beſtieg, als der Zärtlichkeit ſeines Vaters, der aus Liebe gegen ſeine Kinder kein größeres Vergnügen em-

pfand,

pfand, als daß er ſeine Söhne noch bey ſeinen Lebzeiten Kronen tragen, und ſelbſt regieren ſah? Dieſe Zärtlichkeit vergalt Lothar mit dem gröbſten Undanke, und wenn wir ihn auch nicht für den Hauptſtifter jener abſcheulichen Unruhen, für den Haupturheber jener bittern Drangſalen ſeines Vaters anſehen wollen, wenn wir einen großen Theil auch auf Ludwigen und Pipinen müſſen fallen laſſen: ſo ſehen wir doch, daß Lothar unter ſeinen Brüdern das aller unempfindlichſte Herz hatte, daß er ſeinen Vater beynahe eben ſo hielt, wie es ſonſt nur etwas gütige Prinzen fremden eiferſüchtigen Mitwerbern um den Thron, oder auch wohl gar ungerechten Kronräubern machten. Ludwig und Pipin fanden doch ſich, und in ihrem Herzen ihren Vater wieder; aber eine ewige Schande für den Lothar, daß ihn dieſe zwey Brüder mit Gewalt der Waffen nöthigen mußten, die Vaterrechte gelten zu laſſen, die er nie aus eigenem Triebe verehret hatte.

Kaum aber war der Vater todt, ſo lernten ihn ſeine Brüder noch viel beſſer, als bisher, kennen. Lothar war ehrgeizig genug, die wichtigſten und weitausſehendſten Anſchläge zu faſſen, aber nicht klug genug um einen gefährlichen, und nicht billig genug einen ungerechten Anſchlag fahren zu laſſen. Da er ſich nur durch die Vorſtellung ſeiner Vortheile verblenden und einnehmen ließ, und dabey über Recht oder Unrecht unbekümmert war: ſo galt es ihm auch gleich

gleich viel, ob er zu ſeinem Endzwecke gerechte oder ungerechte Mittel anwenden mußte. Indem er aber mehr Unbeſonnenheit, verwirrte Sachen anzufangen, als Standhaftigkeit, ſie zu betreiben beſaß, indem er mehr auf Betrügereyen als auf Tapferkeit bauete: ſo hatte ſein Ehrgeiz das Schickſal, welches er verdiente. Da er andern das Ihrige nehmen wollte, mußte er zufrieden ſeyn, was ihm andere von dem Seinigen ließen.

Es iſt wahr, daß einige an dieſem Kaiſer Tapferkeit, Arbeitſam- und Thätigkeit loben, und in der That war er auch aufmerkſam und geſchäftig genug, Unruhen und Verwirrung zu ſtiften; und ſo einen Begriff muß man ſich auch von ſeiner Tapferkeit machen. Ein Kaiſer, der mehr Liſt als Muth beſitzt, beſſer Ränke zu ſpielen als Kriege glücklich zu führen weiß, der nur trotzig iſt, wo man ihn fürchtet, und ſich ſelbſt fürchtet, ſobald er ernſtlichen Widerſtand findet, und endlich ſich beuget, wenn man ihm Muth, Kräfte und Drohungen entgegen hält, zeiget uns einen ſchlechten Helden. Und ſo hat ſich doch Lothar ſelbſt ausgezeichnet, als einen Herrn ohne Standhaftigkeit, ohne jenen weit ausſehenden Geiſt, ohne jene Unerſchrockenheit, ohne alles das, was zu einem Helden, und große Dinge auszuführen, nöthig iſt.

Neben allem dem ſchlug Lothar durch den bürgerlichen Krieg, den er mit ſeinen Brü-

Brüdern anfieng, dem Reiche eines jeden und dem ſeinigen eine tiefe Wunde. Sein ehrgeiziges Unternehmen ſetzte alle Kräfte dreyer Reiche in Bewegung, und da ſie mit aller Macht aufeinander trafen, mußte nothwendig jedes durch ſo einen gewaltigen Stoß etwas leiden und geſchwächet werden. Die Staaten Lothars empfanden es vor andern, und dieſer Kaiſer war noch dazu der Regent nicht, welcher das alte Kriegsfeuer, das vor ſo wenig Jahren auf alle Seiten hin nichts als Siege verbreitet hatte, zu erhalten wußte. Unter ihm fieng man an, vor einer Handvoll Normänner zu zittern, er ſelbſt fand kein anderes Mittel, als daß er das, was er nicht vertheidigen konnte, doch wenigſtens als ein Lehen hergab, und ſo nahm er Feinde zu Unterthanen an, nahm Räuber, die kein anderes Recht als der Waffen kannten, in Eid und Pflicht, und wollte Leute, die niemand ſchonten, wenn ſie Beute machen konnten, zu getreuen Vaſallen machen.

Ueberhaupt findet man bey dem Lothar eben ſo wenig Einſicht als Tapferkeit. Immer aufmerkſam auf fremde Staaten, nahm er dort alle Unordnungen wahr, und jederzeit bereit ſich dieſelben zu ſeinem Vortheile zu Nutze zu machen, konnte er doch nie; weil die Verfaſſung ſeines eigenen Reichs jederzeit eben ſo ſchlecht war, als in dem fremden. Er miſchte ſich durchgehends gerne, und nur zu viel, in fremde Sachen, ſuchte aber ſeine eigene nie zu verbeſſern.

Er mußte allemal mit einer kützelnden Hoffnung zufrieden ſeyn. Ein Entwurf blieb bey ihm Entwurf, und kam nie weiter. Kaum fieng er an ihn auszuführen, ſaß ihm ein Gegner auf dem Nacken, und auf einmal ſah er alle ſeine Anſchläge vereitelt, und mußte weichen. Daß ihm aber ſeine Abſichten ſo wenig gelangen, waren größtentheils ſeine ſchlechten Maaßregeln ſchuld daran, die er ſich zu wenig angelegen ſeyn ließ; weil er ſich zu viel Rechnung gerade auf ſo einen Ausgang machte, wie er ſich denſelben vorgeſtellet hatte. Die meiſte Urſache mag aber doch geweſen ſeyn; weil man ihn zu gut kannte, und er ſich ſelbſt als einen Herrn ohne Treue und Redlichkeit ſchon ausgezeichnet hatte. Man merkte es ihm zu deutlich an, wohin ſeine Abſichten zielten, und man hielt ſich jederzeit wider ihn gefaßt; weil man ihm gar nicht mehr traute. Dieſe Meynung und Achtung, die man gegen ihn hatte, hat er andern ſelbſt beygebracht; indem er gar zu deutlich bewieſen hatte, daß er ſich aus Treue und Verſprechen eben gar nichts machte. Man hatte dieſes ſchon in der Aufführung Lothars noch bey den Lebzeiten ſeines Vaters bemerket. Er gieng Verbindungen ein, durch die er ſich gar nicht binden ließ, er machte ſelbſt Verſprechen, die er nie zu erfüllen dachte, und denen er zu zuwider handelte, ſobald es ſein Eigennutz erfoderte. Mit ſeinen Brüdern machte er nach der Hand Verträge, die er nur ſo lange beobachtete, als er nicht anders konnte. Unbekümmert was

man von ihm dachte, gieng er ſo weit, daß er ſogar die Religion ſeinen Staatsabſichten aufopferte, und den Sachſen verſprach, ſie den Götzendienſt wieder herſtellen zu laſſen, wenn ſie ſich für ihn wider ihren rechtmäßigen Herrn und ſeinen Bruder **Ludwig** von **Deutſchland** erklären wollten.

In den letzten Regierungs- und Lebensjahren noch vergaß er die Verbindung, die alle drey Brüder miteinander eingegangen hatten, ſuchte **Ludwigen** vom **Karl** zu trennen, verband ſich darauf mit dem **Karl**, und gleich wieder mit **Ludwigen**, obſchon eine Verbindung die andere umſtieß. Doch glaubte er endlich alle ſeine Betrügereyen vor der Nachwelt zu verbergen, wenn er den Betrüger in eine Mönchskutte einhüllete, um in ſeinem Tode von dem Kleide zu entlehnen, was er in ſeinem ganzen Leben nie gehabt hatte.

855 **Ludwig der Zweyte**, ein Sohn des **Lothars**, war der Nachfolger ſeines Vaters in dem Kaiſerthume. Allein, ſeines Vaters Theilung ließ ihm nicht ſo viel als nöthig war, die kaiſerliche Majeſtät gehörig zu unterſtützen, und der neue Kaiſer glaubte Urſache genug zu haben, unzufrieden zu ſeyn. Sein Bruder **Karl** hatte das Königreich **Provence**, wozu das **Delphinat**, das **Lyoniſche**, und das meiſte von dem jenſeit des Gebirges **Jura** gelegenen **Burgund** gerechnet wurde. **Lothringen**, welches **Lotharn** zu Theile geworden, begriff

griff damals die Länder zwiſchen dem Rheine, der Rhone, Saone und Maaß, und dieſes weitläuftige Reich bekam damals von ſeinem Beherrſcher, das iſt, nicht von Lothar dem Kaiſer, ſondern von Lothar dem Könige, dem Sohne des Kaiſers Lothar, ſeinen Namen Lothringen, von welchem das heutige Lothringen nur noch ein kleiner Theil iſt. Dem Kaiſer Ludwig blieb nichts, als das verwirrte und unruhige Italien.

Ludwig beklagte ſich daher bey ſeinen beyden Oheimen, den Königen von Deutſchland und Frankreich, über die der Ehre und Erhaltung des Kaiſerthums ſo nachtheilige Theilung. Allein, keiner von ſeinen Brüdern wollte etwas herausgeben, und Lothar, an den eigentlich Foderung gemacht wurde, ſuchte ſich ſogleich durch ein Bündniß mit Karl dem Kahlen, Könige von Frankreich, zu verſtärken. Doch konnte dieſes Ludwigen von Deutſchland nicht hindern, dem Lothar das ganze Elſas wegzunehmen, welches er aber für ſich behielt, und erſt nach einiger Zeit ſeinem Neffen Lothar wieder abtrat.

Nachdem aber Karl, der König von Provence, im Jahre 863 geſtorben war, brachte es der Kaiſer doch dahin, daß er den über dem Gebirge Jura gelegenen Theil von Burgund und noch ein Stück von Provence erhielt. Das übrige mußte er ſeinem Bruder Lothar überlaſſen. Als aber

aber auch Lothar im Jahre 869 auf ſeiner Rückreiſe von Rom ſtarb, ohne einen rechtmäßigen Erben zu hinterlaſſen; ſah man gar nicht auf den Kaiſer, der doch der nächſte Erbe war. Karl der Kahle nahm Lothringen in Beſitz, wurde aber von Ludwigen dem Deutſchen gezwungen, es mit ihm zu theilen. Man hörte auf nichts, was immer der Papſt dagegen einwendete, und der Papſt dawider vorſtellete. Der Kaiſer hatte nicht Macht genug, das mit Gewalt an ſich zu bringen, was ihm doch gehörte, und brauchte alle ſeine Kräfte ſogar Italien zu erhatten. Alles war in dieſem Lande in Verwirrung. Die Sarazenen hatten ſich an einigen Orten veſtgeſetzt, aus denen ſie ihre Waffenplätze machten, ganz Italien zu durchſtreifen und zu beunruhigen. Die Fürſten und Großen dieſes Landes fiengen an, das Anſehen des Kaiſers zu verachten, und ſich ſeiner Gewalt zu entziehen. Sie bekriegten einander ſelbſt, und riefen die Sarazenen wechſelweiſe wider einander zu Hilfe. Schon damals ließ ſich die Abneigung der Italiener gegen ihre deutſchen Beherrſcher merken. Sie leiſteten ihnen ſchlechte Hilfe, ſpielten ihnen allerley Streiche und Ränke, lagen mit ihren Feinden immer zum Theile unter der Decke, und waren jederzeit bereit, ihre Verräther zu werden. Endlich kamen auch noch die Griechen dazu, die ſich nun wieder einfallen ließen, ihre Abſichten auf Italien zu richten, ihre alten Anſprüche zu erneuern, und die Italiener an ſich zu locken. Eine ſolche

Verfaſſung und ſolche Umſtände waren für einen Kaiſer, der anderwärts keine genugſame Macht hatte, Italien theils zu bändigen, theils zu vertheidigen, ſehr mislich; aber deſto günſtiger war alles dieſes den räuberiſchen Sarazenen. Ludwig war ſchon einmal von ihnen geſchlagen worden, als er eines mit ihnen wagen wollte. Doch ließ er ſich deswegen nicht abſchrecken, ſie immer zu beunruhigen, und wo er konnte, ihnen Abbruch zu thun. Die Sarazenen aber machten es ihrer Seits auch ſo, und wenn ſie an einem Orte den Kürzern zogen, wendeten ſie ſich an einen andern, wo ſie alles verwüſteten, und allemal mit einer fetten Beute zurückkehrten, wenn ſie nicht irgendwo einniſten konnten.

Endlich ſtrengte der Kaiſer alle ſeine Kräfte an, die Sarazenen, nachdem er ihnen verſchiedene Plätze weggenommen, auch aus Bari, welches ihr Hauptſchlupfwinkel und ihr vornehmſter Waffenplatz war, zu vertreiben; obſchon er eben dieſen Ort ſchon einigemal vergebens belagert hatte. Dieſesmal aber unterſtützte der griechiſche Kaiſer Baſilius ſein Unternehmen mit einer Flotte, den Platz von der Meerſeite einzuſchließen und anzugreifen. Die Belagerung fieng ſich im Jahre 868 an, die griechiſche Flotte that eben nicht gar viel, und Bari wurde erſt im Jahre 871 von Ludwigen mit Sturm erobert. Nun machte der griechiſche Kaiſer über die Vortheile, welche Ludwig erfochten hatte, große Augen; und weil ihm der Schimpf wehe that, daß

Lud-

Ludwig ſeine Tochter Hermengard dem jungen Konſtantin nicht zur Gemahlin geben wollte: ſo ſuchte er ſich auf einen andern Weg nach Art der Griechen zu rächen. Er hieng ſich hinter den Herzog von Benevent Adalgis, der ohnehin mit dem Kaiſer Ludwig nicht zufrieden war. Baſilius wiegelte ihn zur Empörung auf, und Ludwig kam ſchnell mit einem Heere ſie in der Geburt zu erſticken. Durch die eben ſo ſchleunige Unterwerfung aber, und durch die Eidſchwüre Adalgiſens, ließ ſich Ludwig hintergehen, ſchickte ſeine Völker zurück, und behielt nur ſeine ordentliche Leibgarde bey ſich. So machte er ſich gleichſam ſelbſt zum Gefangenen des untreuen Adalgis, welcher ihn in ſeinem Pallaſte überfiel, und nicht anders losließ, als bis er geſchworen hatte, nie wieder in das Herzogthum Benevent zu kommen. Der Kaiſer aber ließ ſich, wie man berichtet, von dem abgenöthigten Eide, von dem Papſte frey ſprechen, ſchickte eine Armee unter der Anführung ſeiner Feldherren, die mehrere Plätze, welche ſich empöret hatten, wieder eroberten, und den Adalgis ſelbſt nöthigten, ſich durch die Flucht zu retten. So vereitelte Ludwig die Abſichten, welche die Griechen auf das neue auf Italien gefaſſet hatten. Allein, die Griechen hinderten ihn auch, daß er die Sarazenen nicht aus Italien vertreiben konnte, und unterſtützten den Adalgis bald darauf ſo nachdrücklich, daß ihn Ludwig mit aller ſeiner Macht nicht zur Unterthänigkeit bringen konnte.

Unterdeſſen aber, daß der Kaiſer Italien vertheidigte, machten ſich ſeine beyden Oheimen, Ludwig, König von Deutſchland, und Karl der Kahle, König von Frankreich, ſchon Rechnung auf Italien und die Kaiſerwürde. Der Kaiſer hatte keine männlichen Erben, und doch war ſeine Geſundheit ziemlich ſchwach. Beyde Könige ſahen vor, daß er nicht lange mehr würde aushalten können, und darinn betrogen ſie ſich auch nicht. Ludwig nahm immer mehr ab, bis er endlich in eine ſchwere Krankheit fiel, an welcher er auch im Jahre 875 ſtarb. 875

Ludwig der Zweyte hat bey einigen Schriftſtellern ein ſo großes Lob, daß ſie ihn von allen Nachkömmlingen Karls des Großen, dieſem erhabenen Prinzen zunächſt an die Seite ſetzen. Man ſieht aber wohl, daß dieſer Kaiſer ohne die großen Eigenſchaften Karls des Großen, ein ſolches Lob durch ſeine Ergebenheit an den heiligen Stuhl, und durch die beſtändigen Kriege, die er zur Vertheidigung der Römer geführet hatte, verdienet habe. Ludwig bezeichnete ſeine Jugend mit entehrenden Ausſchweifungen, die vielleicht auch vieles beygetragen, ſeine Geſundheit und ſeine Kräfte zu ſchwächen. Und Ruhm bringt es ihm ohnehin nicht viel, daß er noch dazu durch ſeinen Vater und mit Gewalt davon mußte losgeriſſen werden. Neben dem findet man in ſeiner Regierung zu viel Aenderung und Abwechslung, zu wenig Standhaftigkeit und veſte Maaßregeln, als daß man ihn für einen

nen beſonders großen Regenten halten könnte. So gerecht bisweilen ſein Unwillen über die Italiener war; ſo erfoderten doch ſeine Umſtände und ſeine Vortheile, ſich nicht alles merken, und andere nicht alles empfinden zu laſſen. Allein, **Ludwig** konnte ſich nicht jederzeit mit der nöthigen Klugheit mäßigen. Er ſchien Vergnügen zu haben, diejenigen, welche ſeinen Zorn gereizet und verdienet hatten, mit guter Gelegenheit auch wieder zu kränken, und ſie ihre Fehler büßen zu laſſen. Bisweilen war die Genugthuung, welche er ſich auf eine ſolche Art verſchaffte, gar eine grauſame Rache, die ihm wenige Vortheile brachte, und doch die Gemüther gegen ihn erbitterte. Am allermeiſten aber ſchadete ihm ſeine Gemahlin, und es gereicht ihm gar nicht zur Ehre, daß er ſich von einem ſtolzen und ehrgeizigen Weibe regieren ließ, ohne entweder die ſchlimmen Wirkungen davon zu merken, oder ſie zu verhüten, und ihre Quelle zu verſtopfen. Nichtsdeſtoweniger muß man doch auch bekennen, daß er mitten unter einer Nazion war, die auch ohne Urſache misvergnügt wurde, die ſich ohne fremden Herrn nicht erhalten konnte, und ſich ſelbſt zu vertheidigen nicht im Stande war, und dennoch auch keinem fremden Herrn getreu blieb. Denn ſchon damals fiengen die Italiener an, es ſich deutlich merken zu laſſen, wie verhaßt ihnen allgemach ihre deutſchen Beherrſcher und Vertheidiger wurden, ohne welche ſie doch nothwendig der Raub und die Beute eines andern hätten werden müſſen.

Ueber dieſes fand ſich auch Ludwig wieder, und kaum war er von der Schlafſucht aus ſeinen träumeriſchen Vergnügen einmal erwacht: ſo wurde er, und blieb auch bis an das Ende ein thätiger und geſchäftiger Regent. Wir müſſen uns wundern, wenn wir ſehen, daß dieſer Kaiſer, ohne daß er anderswoher eine fremde und unterſtützende Macht nach Italien ziehen konnte; doch Italien ſogar wider Italiener ſelbſt, wider Sarazenen und Griechen vertheidigen mußte, und es allen ſeinen Feinden zum Trotze mit vieler Tapferkeit und Ehre vertheidiget hat. Das beſte Zeugniß aber zu ſeinem Lobe, und den ſicherſten Beweis von einem Theile guter Regenteneigenſchaften finden wir in der Liebe ſeines Volks. Ludwig wurde von dem größten Theile ſeiner Unterthanen geliebet; und doch finden wir weit eher einen Regenten, der es verdiente geliebet zu werden, und nicht geliebet worden iſt, als dagegen einen andern, der von ſeinem Volke geliebet worden, und die Liebe nicht verdienet hätte.

875 Karl der Kahle nimmt in der Kaiſergeſchichte keinen großen Platz ein, indem er nur zwey Jahre als Kaiſer regieret, und in dieſer Zeit eben nichts merkwürdiges gethan hat.

Noch bey den Lebzeiten Ludwigs des Kaiſers hatten Ludwig, der König von Deutſchland, und Karl der Kahle, König von Frankreich, jeder ſeine Maaßregeln ge

genommen, ſich die Kaiſerkrone zuzueignen. Ludwig der Deutſche hatte unſtreitig als der ältere Oheim des damaligen Kaiſers ein größeres Recht, und wenn es darauf angekommen wäre, die Nachfolge im Kaiſerthume mit Gewalt an ſich zu bringen, ganz gewiß auch eine größere Macht. Allein, ſo gut auch Ludwig ſeine Sache mit dem Kaiſer und ſeiner Gemahlin glaubte eingerichtet zu haben: ſo hatte doch Karl dagegen die Päpſte Nikolaum den Erſten, und Johannem den Achten auf ſeiner Seite. Kaum war der Kaiſer todt: ſo gieng Karl eiligſt nach Italien, und wurde zu Rom als Kaiſer gekrönet. Daß er die Kaiſerkrone eben ſo gut als gekauft habe, ſagen die deutſchen Schriftſteller, und ſogar franzöſiſche Geſchichtſchreiber berichten wenigſtens ſo viel, daß er anſehnliche Summen auf ſeine Reiſe mitgenommen, allenfalls damit ſich die Kaiſerkrönung zu verſichern. Daß Karl noch überdas bereit war, alles um den Kaiſertitel zu thun, bezeugen uns Franzoſen ſelbſt, die ausdrücklich ſagen, daß dieſer Prinz, unterdeſſen daß man ihm durch Ehrenbezeigungen ſchmeichelte, alles zugeſtund, was man von ihm foderte.

Unter der Zeit aber, da Karl in Italien die Ehrenbezeigungen annahm, verwüſtete Ludwig ſein Bruder mit einer mächtigen Armee Frankreich, und Karl mußte, um nicht ein Kaiſer ohne Land zu werden, eilen was er konnte, ſeine Staaten zu erhalten. Ludwig zog ſich bey Karls An-

Ankunft zurück, ſtellte aber, die ſtolze Prahlerey des Kaiſers zu demüthigen, drey ſtarke Armeen in das Feld, von denen er eine ſelbſt wider ſeinen Bruder anführte. Allein, er konnte ſeinen gemachten Entwurf nicht ausführen, indem er vom Tode übereilt wurde. Er ſtarb im Jahre 876, und hinterließ drey Prinzen, unter welche ſeine Staaten getheilt wurden, den Karlmann, den Ludwig und den Karl, welchen man nachgehends Karl den Dicken geheißen hat.

Nun glaubte der Kaiſer den Erben ſeines Bruders etwas abzwacken zu können, und erſchien mit einer großen Armee an den Ufern des Rheins. Allein, Ludwig der Jüngere ſchlug ihn in einem Haupttreffen, obſchon er lange nicht ſo viele Truppen hatte, machte ſehr viele Franzoſen nieder, und jagte den Kaiſer ſelbſt in die Flucht. Das Jahr darauf gieng Karl auf wiederholtes und dringendes Bitten des Papſtes nach Italien, dieſes Land wider die Sarazenen zu vertheidigen. Der Papſt gieng ihm entgegen: aber beyde flohen, als ſie vernahmen, daß Karlmann mit einer deutſchen Armee im Anmarſche ſey. Karlmann machte wirklich in Italien Eroberungen, und zeigte dadurch dem Papſte, was für tapfere Vertheidiger er an Ludwigs des Deutſchen Söhnen hätte haben können, wenn er ihren Vater nicht auf die Seite geſetzt hätte. Der Kaiſer hatte ſeine Flucht nach Frankreich gerichtet, ſtarb aber auf dem Wege an dem Gift, welchen ihm ein

ein jüdiſcher Arzt beygebracht hatte im Jahre 877. 877.

Das Verhalten dieſes Kaiſers, ſo lange er nur König in Frankreich war, gehört nicht in die Kaiſergeſchichte. Als König aber hat er ſich gewiß wenig Ruhm gemacht. Dagegen gründen einige das Lob, welches ſie ihm als Kaiſer beylegen, auf eine gute Aenderung bey ihm, die ſie aber aus ſeinem Betragen nicht erweiſen können. Wie er als König regierte, ſo war er auch als Kai-ſer. Frankreich hatte an ihm einen trägen und furchtſamen Regenten, der weder Muth genug Unordnungen zu unterdrücken, noch Verſtand genug hatte, es geſchickt anzugrei-fen, wenn er ſie hätte unterdrücken wollen. Das Anſehen der Großen nahm unter ihm gewaltig zu, wobey die Majeſtät des Regen-ten ſehr vieles leiden und verlieren mußte. Zufrieden daß ihn diejenigen, welche Ehr-furcht gegen ihn haben ſollten, geduldeten, getrauete er ſich nicht, ſie zu erniedrigen; ſondern half ſelbſt noch, ihr Anſehen und ihre Macht zu beveſtigen. Da aber jeder von ſolchen Herren that, was er wollte, nah-men die Unordnungen überhand, und kaum hat Frankreich jemals verwirrter ausge-ſehen, als unter Karl dem Kahlen. So viel er auch that, andere zufrieden zu er-halten: ſo war doch alles über ihn mißver-gnügt, wie man es gemeiniglich mit ſchwa-chen und ſchlechten Regenten iſt. So wird Karl in der Geſchichte von Franzoſen ſelbſt geſchildert. Die Art aber, wie er das

Kaiſerthum ſuchte und erhielt, zeigt nicht viel Großes und Erhabenes. Seine Aufführung dabey, brachte die Italiener das erſtemal auf den Gedanken, daß der Kaiſertitel doch etwas wäre, mit dem ſie auswärtige Prinzen locken und an ſich ziehen könnten, und man nahm ſogar nachher von ſeiner Wahl und Krönung her Gelegenheit, die falſche Meynung zu behaupten, als wenn die Päpſte Kaiſer, welche und was für ſie wollten, wählen und krönen könnten. Karls Betragen ſich den Päpſten gefällig, und dieſe ſich geneigt zu machen, trug das meiſte dazu bey, und man könnte beynahe ſagen, daß er die Kaiſerwürde nur geſucht, um ſie zu erniedrigen. Was er als Kaiſer gethan hat, ſtimmt mit ſeinem Königskarakter vollkommen überein. Karl bekam dadurch nicht mehr Muth und Geſchicklichkeit, und andere gegen ihn nicht mehr Ehrfurcht als vorher. Er gieng zwar mit fünfzigtauſend Mann ins Feld, ließ ſich aber von ſeinem ungleich ſchwächern und jungen Neffen ſchlagen, und floh. Er kam endlich nach Italien, dieſes Land und die Kirche zu beſchützen: was that er aber? Er hörte nur von einem deutſchen Prinzen, er floh und ſtarb.

Karl der Dicke. Einige ſetzen Ludwig den Stammler, den einigen männlichen Erben Karls des Kahlen, auch für deſſen Nachfolger in der Kaiſerwürde an, denen aber andere mit mehrerm Grunde widerſprechen. Die wenigen Jahre bis auf Karl den

den Dicken verſtrichen, ohne daß man wußte, wer Kaiſer war; weil es mehrere ſeyn wollten; und doch keiner dafür erkennet wurde. Denn nach dem Tode Karls des Kahlen entſtunden Unruhen genug wegen Italien und der Kaiſerkrone, und der Papſt kam dabey ſtark ins Gedränge. Er konnte ſich nicht entſchließen, ſich auf eine oder die andere Parthey zu ſchlagen; weil er nicht wußte, wo er ſeine Vortheile am ſicherſten ſuchen und finden könnte. Karlmann hatte in Italien das meiſte Anſehen, und auch unter den Großen die meiſten Anhänger. Ueberhaupt waren die deutſchen Prinzen damals die mächtigſten: aber der Papſt war ihnen nicht geneigt; weil man damals ſchon ſo beſchaffen war, daß man einen mächtigen Vertheidiger, den man zugleich fürchten mußte, nicht liebte. In Italien ſelbſt bewarb ſich Lambert, der Herzog von Spoleto, um die Kaiſerkrone, doch getrauete er ſich nicht, ſich offenbar wider den Karlmann zu erklären. Er kam mit ſeinen und Adelberts ſeines Schwagers und Markgrafens von Toſkana Truppen, durch Verrätherey in die Stadt Rom, wo er den Papſt als einen Gefangenen und ſehr übel hielt, aber doch bald wieder losließ. Der Papſt bedachte ſich nicht lange, als er wieder in Freyheit war, und gieng nach Frankreich. Es mag ſeyn, daß er ſeine Abſicht auf Ludwig den Stammler gerichtet hatte; gewiß iſt aber, daß er nachher auf den Boſo, Herzog von Provence, verfiel. Allein, Ludwig der Stammler

ſtarb

ſtarb im Jahre 879. Boſo bekam in ſeinem eigenen Lande, wo er ſich zum Könige hatte krönen laſſen, genug zu thun; und ſo wurde der Papſt endlich froh über die deutſchen Prinzen, wenn er anders einen Beſchützer haben wollte. Aber auch dieſe waren itzt nicht ſo willfährig, als es der Papſt gerne geſehen hätte. Karlmann kränkelte damals und ſtarb auch im Jahre 880. Ludwig hatte die deutſchen Staaten ſeines Bruders in Beſitz genommen, und wollte ſie wegen Italien, der Gefahr von Seiten Arnulfens des Karlmann, natürlichen Sohnes und Herzogs in Kärnthen, nicht ausſetzen. Endlich entſchloß ſich Karl der Dicke, König von Allemannien, nach Italien zu gehen, ſich ſowohl den Beſitz dieſes Landes zu verſichern, und die Kaiſerkrone zu erhalten, als auch die Griechen, für welche die Römer geneigt zu ſeyn ſchienen, in Italien nicht auf das neue einniſten zu laſſen. Karl war ſchon im Jahre 879 in Italien geweſen, weil man aber mehr von ihm begehrt, und er auch verſprochen hatte, als er nach dem Gutbefinden ſeiner Räthe zu beobachten ſich entſchließen konnte: ſo war der Papſt nicht gar wohl mit ihm zufrieden. Dießmal aber, das iſt,
880 im Jahre 880 wurde er zum Kaiſer gekrönt und ausgerufen.

Zwey Jahre darauf ſtarb auch Ludwig, der König von Deutſchland, ohne einen Prinzen zu hinterlaſſen, und der Kaiſer, dem es niemand ſtreitig machen konnte, war

der Erbe ſeiner weitläuftigen Staaten. Den Normännern, welche noch unter Ludwigen in die deutſchen Provinzen eingefallen waren, war die Nachricht von dem Tode dieſes Königs eine angenehme Zeitung. In der That war Ludwig ein weit beſſerer Staatsmann und Krieger als der Kaiſer. Nichtsdeſtoweniger gieng dieſer itzt doch auf die Normänner los. Allein, nachdem er ſie einige Zeit zu Haslou belagert hatte, machte er mit ihnen einen Frieden, welcher der deutſchen Tapferkeit nothwendig einen ewigen Schandflecken anhängen, alle Soldaten des Kaiſers ſowohl als andere Unterthanen, die bisher ſo vieles durch die Streifereyen dieſer Barbaren zu leiden hatten, mißvergnügt über Karls Betragen machen mußte.

Unterdeſſen hatte Wido, Herzog von Spoleto, ſich mit den Sarazenen vereinigt, Italien zu verwüſten. Sobald aber der Kaiſer dem bedrängten Italien zu Hilfe kam, bat Wido um Gnade, und erhielt ſie auch.

Im Jahre 884 ſtarb auch Karlmann, König in Frankreich, Ludwigs des Stammlers Sohn. Die Großen dieſes Reichs ſetzten Karl den Einfältigen, einen damals fünfjährigen Prinzen auf die Seite, und trugen dem Kaiſer die franzöſiſche Krone an. Unterdeſſen aber daß der Kaiſer ein fremdes Reich ruhig in Beſitz nahm, ſtritt man ihm einen Theil ſeines eigenen an. Hugo, mit dem Beynamen der Abt, ein natürlicher Sohn Lothars, des Königs

von Lothringen, hatte ſchon vorher Anſpruch auf einen Theil von Lothringen gemacht, itzt errichtete er noch zu dieſem Ende ein Bündniß mit Gottfrieden, dem normänniſchen Herzoge in Frießland. Gottfried wurde zwar durch einen Meuchelmord aus dem Wege geräumt, und viele Normänner nieder gemacht. Aber eben dieſes machte die Sache nur ſchlimmer. Siegfried und Sinrich, zwey andere Anführer dieſer Barbaren, fiengen nun ihre Verheerungen nur mit deſto größerer Wuth an. Sie kamen bis nach Paris, welches ſie belagerten, und dieſe Stadt würde verlohren geweſen ſeyn, wenn ihr nicht Heinrich von Sachſen mit einem kaiſerlichen Heere zu Hilfe gekommen wäre. Heinrich war ein guter Feldherr, er ſchlug die Normänner gleich beym erſten Angriffe, und ſo lange er an der Spitze der kaiſerlichen Truppen ſtund, konnten die Normänner weder gegen die Stadt noch gegen die deutſche Armee etwas ausrichten. Nachdem aber dieſer tapfere Krieger bey einem Angriffe geblieben war, bekamen die Normänner wieder Luft, dagegen fiel der Muth ſowohl bey den Belagerten als bey den deutſchen Soldaten im Felde. Nun eilte der Kaiſer ſelbſt mit einer ſtarken Armee der Stadt Paris zu Hilfe. Allein, ohne etwas gegen die Normänner zu wagen, machte er mit ihnen einen Frieden, der eben ſo ſchimpflich war, als jener bey Haslou.

Nach dieſem Vertrage wurde nun das Mißvergnügen bey den Großen Deutſchlandes

landes allgemein. Man grief zuerſt den Leutward, Biſchof von Vercell und Kanzler des Kaiſers, an. Karl ſchaffte ſeinen Miniſter auf die vielen ihm vorgeworfenen Beſchuldigungen ab. Allein, eine Gährung, die aus einem Mißvergnügen entſtanden iſt, das man lange hat unterdrücken und verbeißen müſſen, wird weder ſo ſchnell noch ſo leicht ganz erſticket. Die erbitterten Gemüther wurden durch Leutwards Verjagung vom Hofe nicht ſo geſchwind beſänftiget, und die Verachtung, die man einmal gegen den Kaiſer hatte, verlohr ſich deſto weniger; weil eben in dieſen kützlichen Umſtänden ſein Verſtand und ſeine Geſundheit immer mehr abnahmen und ſchwächer wurden. Es ſchien nur ein Mann zu fehlen, der es wagen wollte, dem Kaiſer die Regierung abzunehmen, zu welcher Karl täglich untauglicher wurde. In kurzem trat ein ſolcher auf. Leutward hatte ſich zu Arnulfen, dem Herzog in Kärnthen, begeben, und ihn aufgehetzet, dem Kaiſer eine Krone abzunehmen, die ohnehin ſchon wankete, und leicht einem andern, als Arnulfen, zu Theile werden könnte. Einen ſchlimmern Feind hätte Leutward dem Karl wohl nicht erwecken können. Arnulf war kriegeriſch, und hatte ſich damals ſchon einen ſolchen Namen gemacht, daß man vieles für die Herſtellung der Ehre Deutſchlandes auf ihn bauen konnte. Neben allem dem hatte er auch nichts ermangeln laſſen, ſich ſowohl Anſehen als Liebe zu erwerben, und in kurzem ſammelte er die

Früchten davon. Kaum hatte er ſich erklä- ret, und ſeine Abſichten merken laſſen: ſo hatte er auch ſchon die meiſten Herren und Unterthanen auf ſeiner Seite. Diejenige, welche ſich nicht gleich entſchloſſen hatten, folgten gar bald. Karl wurde von jeder- mann verlaſſen, man erkennete und erklärte ihn für untüchtig, die Regierung ferner zu führen, und erwählte einſtimmig den Ar- nulf. Karl ſah ſich genöthigt, um ſeinen täglichen Unterhalt zu bitten: ſo weit war er von dem höchſten Gipfel der Ehre und Macht herabgeſunken. Nur ein Glück für ihn, daß er nicht lange in ſeinem Elende ſchmachten mußte. Denn wie man ihn im Jahre 887 verließ, und Arnulfen wählte, ſo
ſtarb er auch das Jahr darauf, nämlich 888. 888

Das mächtigſte Reich iſt ſchwach, wenn es einen ſchwachen Regenten hat, und Karl der Dicke war gewiß ein ſchwacher Regent, welcher der Regierung eines ſo weitläuftigen Reiches gar nicht gewachſen war. Das Schickſal, welches einen nach dem andern von den Karolingern ins Grabe ſtürzte, vereinigte die ganze Monarchie, wie ſie ehe- mals Karl der Große beſeſſen hatte, unter den Scepter Karl des Dicken. Allein, je mehrern Zuwachs ſein Reich bekam, deſto- mehr offenbarte ſich ſeine Blödigkeit, und die Unvermögenheit, ein großes und mäch- tiges Reich zu beherrſchen. Jedes Reich bauete auf das andere, und jedes hoffte bey dem andern Unterſtützung zu finden; die aber keines bey dem andern antraf; weil der

der ganze Staat keine Stütze an ſeinem Für-ſten hatte.

Karl hatte jene Einſicht, jenen Verſtand, jene Klugheit, und durchaus jenen erhabenen Geiſt nicht, den die Regierung eines ſo weitläuftigen Staates erfoderte. Eben ſo nachläßig als Karl der Kahle ließ er ein Uebel um ſich greifen, welches nothwendig das Anſehen und die Gewalt des oberſten Regenten immer mehr herunterſetzen mußte, ich will ſagen, er ließ die Großen immer noch mächtiger werden, und eine ſolche Gewalt an ſich reißen, daß ſie endlich nach dem allgemeinen Oberhaupte des Reiches gar nichts mehr fragten. Karl, der überhaupt ſehr kurzſichtig war, merkte die Folgen davon nicht. Der ganze Staatskörper wurde nur deſto ſchwächer, je mehrere Kräfte beſondere Glieder an ſich zogen. Und je ſtärker einzelne Theile wurden, deſtoweniger ſah man auf die Verbindung mit den übrigen; weil die beſondere Vortheile und ſeine eigene Verſtärkung allemal der Erhaltung des Ganzen und dem allgemeinen Beſten vorgezogen wurden.

Neben allem dem ließ ſich dieſer Kaiſer regieren, da er ſelbſt regieren ſollte. Viel zu träge, als daß er wenigſtens doch die wichtigſten Dinge ſelbſt beſorgen ſollte, vertrauete er alles andern an, ohne einmal ihre gemachten Anordnungen zu unterſuchen, oder auf ſie ſelbſt ein wachſames Auge zu haben. Karl war Kaiſer, und ſein Miniſter war

Regent. Kaum war ſein Miniſter auf der Seite: ſo hörte Karl auf Kaiſer zu ſeyn.

Die Kriegszucht litt gleichfalls unter ihm. Sobald die Truppen einen geſchickten und muthigen Anführer hatten, erfochten ſie noch hin und wieder einige Vortheile, und es ſchien, um die Macht des Reiches allen Feinden fürchterlich zu machen, weiter nichts nöthig zu ſeyn, als ein Feldherr mit Erfahrung und Muthe. Der Soldat hatte noch Feuer, die Nazion ſelbſt war immer noch kriegeriſch: aber Karl ließ beynahe alles erlöſchen, die Heerfolge wurde von den Großen ſchlecht geleiſtet, und wenn ſich auch der Kaiſer an der Spitze einer mächtigen Armee ſah: ſo war ſeine Anführung allein ſchon genug, den Soldaten den Muth zu benehmen. Man wußte, daß er ein ſchlechter Krieger war, daß er ſich bey ſeiner überlegenen Macht doch jederzeit vor dem Feinde fürchtete, daß er nur in das Feld rückte, ſeine Soldaten hin und her zu führen, daß, ſobald der Kaiſer Anführer war, es nie zum Schlagen kommen würde, und daß er nur dem Feinde unter das Geſicht trat, ſich und die Macht des Reiches durch ſchlechte Verträge zu beſchimpfen, und das mit Geld zu erkaufen, was er weit vortheilhafter mit dem Degen in der Fauſt erzwingen konnte.

Karl hatte in der That wenig Muth etwas zu unternehmen, und was er auch unternahm, zu dem wurde er meiſtens durch die Noth gezwungen. Er hatte nichts von jener

jener Standhaftigkeit, die nöthig iſt, das Angefangene durchzuſetzen, und dem Unternehmen Nachdruck zu geben. Er ſetzte ſeine Sachen bis auf den Zeitpunkt fort, wo er entſcheiden ſollte. Hier aber entſchied allemal die Furchtſamkeit des Kaiſers, und die Früchten davon waren Schande, die Verachtung der Feinde gegen ſolche Krieger, und die Verachtung der Seinigen gegen einen ſolchen Kaiſer. Man wurde es endlich müde, ſich länger beſchimpfen zu laſſen, man befürchtete mit Rechte den gänzlichen Verfall des Staates, man eilte, das dem Kaiſer abzunehmen, was er nicht tragen konnte, und einen andern an ſeine Stelle zu ſetzen, der einer gänzlichen Verwirrung der Sachen noch vorbeugen könnte und ſollte. Unterdeſſen hatte doch **Karl der Dicke** lange genug regieret, um ſeinem Nachfolger ein nach ſeiner Staats- und Kriegsverfaſſung übel und ſchlecht beſtelltes Reich zu hinterlaſſen.

888 **Arnulf** wurde zwar von den **Deutſchen** durchaus zum Nachfolger **Karls des Dicken** erwählt und angenommen. Allein, in andern Provinzen war man nicht auf ihn bedacht. **Frankreich** ſah um dieſe Zeit eine Menge Könige zum Vorſcheine kommen. Je nachdem einer Macht und Anhänger hatte: ſo machte er ſich ſelbſt in einem Theile dieſes Landes, wo er ſich zu vertheidigen und veſtzuſetzen hoffte, zum Könige. **Odo**, Graf von **Paris**, war zwar der mächtigſte unter dieſen neuen Königen, doch riß auch **Rudolph**, einen Theil von **Burgund**, an

an ſich. Boſo behauptete den andern Theil von Burgund und Provence, und Rainulf ſetzte ſich zwiſchen der Loire und den pirenäiſchen Gebirgen. Niemand dachte an den Karl, Ludwigs des Stammlers Sohn.

Italien wurde eben ſowohl als Frankreich durch Partheyen verwirret. Wido und Berengar ſpielten da die Hauptrollen. Sie hatten ſich zwar anfangs miteinander vereiniget, da aber ihr erſter Entwurf war vereitelt worden, kamen ſie einander ſelbſt in die Haare.

Arnulf, der unterdeſſen gar gerne Anſprüche auf Frankreich und zugleich auch auf Italien und die Kaiſerkrone gemacht hätte, konnte unmöglich alles auf einmal ausführen, und mußte den Wido eine Zeitlang in Italien den Meiſter ſpielen laſſen. Er war genöthigt zuerſt Rudolphen auf den Leib zu gehen, dem er auch Lothringen und das Elſaß aus den Händen riß, und mit ſeinem Reiche vereinigte. Obſchon aber unterdeſſen auch der vom Wido zweymal geſchlagene Berengar zu Arnulfen ſeine Zuflucht nahm: ſo konnte doch dieſer für itzt nicht mehr thun, als daß er Truppen unter der Anführung ſeines natürlichen Sohnes Zwentibold nach Italien ſchickte, die aber allda eben nicht viel ausrichteten.

Arnulf mußte in ſeinen deutſchen Staaten bleiben, wo ſeine Gegenwart deſto nothwendiger war, je mehrere Feinde er auf einmal

mal zu bändigen hatte. Die Obotriten hatten ſich empöret, und Zwentibold, der Herzog von Mähren, dem Arnulf noch Böhmen dazu gegeben hatte, machte Miene, ſich zum unabhängigen Herren aufzuwerfen. Wider die Obotriten war Arnulf nicht glücklich, und wider den Zwentibold konnte er itzt noch nicht losbrechen, da die Normänner in Lothringen eingefallen, und eine deutſche Armee geſchlagen hatten. Arnulf gieng itzt auf die Normänner los, und ſo vortheilhaft ſie ſich auch bey Löwen an der Diele gelagert und verſchanzet hatten: ſo grief ſie doch Arnulf an, und lehrte ſie durch eine blutige Niederlage, daß ſie nun nicht mehr mit Karl dem Dicken zu thun hätten.

Kaum hatte er ſich die Normänner vom Halſe geſchaffet; ſo gieng er wider den Zwentibold ins Feld. Er hatte ſeine Truppen in drey verſchiedene Haufen getheilt, um an mehrern Orten zugleich einzufallen; und den aufrühriſchen Mähren ſeine Rache recht bitter empfinden zu laſſen, hatte er noch dazu einen Haufen hungariſcher Völker herzugerufen, die mit ihm in Mähren einfielen. Das Land wurde weit und breit verwüſtet, ohne daß man ſonſt dem Zwentibold etwas anhaben konnte, der ſich mit ſeinen Leuten zurückgezogen hatte, allenthalben auswich, und ſich keinen Feind auf den Hals kommen ließ.

Arnulf hat durch die Herbeyrufung der Hunnen einen Fehler begangen, den

ihm Deutſchland kaum verzeihen kann. Dieſe Barbaren fanden den Weg, auf den ſie Arnulf geführet hatte, nach der Hand wieder, und wir werden ſehen, was für Drangſalen nachher Deutſchland von ihnen ausſtehen mußte.

Unterdeſſen wurde auch Karl der Einfältige, Ludwigs des Stammlers Sohn, von einem Anhange zu Rheims, zum Könige von Neuſtrien und Burgund erklärt und gekrönt. Um ſich eine mächtige Stütze zu machen, kam der junge König zu Arnulfen, und bezeugte ihm ſeine Unterthänigkeit. Arnulf war über dieſen Schritt ſehr vergnügt, und verſprach dem jungen Karl allen möglichen Schutz. Dieſes wirkte unterdeſſen doch ſo viel, daß Odo den Karl nicht verdrängen konnte; obſchon auch Karl den Odo mußte gelten laſſen.

Gerade zu der Zeit, da Arnulfens Anſehen ſchon ſo hoch geſtiegen war, daß ſich Könige um ſeinen Schutz bewarben, und ihm zum Theile Unterthänigkeit erwieſen, wurde er vom Papſte Formoſus und ſelbſt vom Berengar nach Italien gerufen, den ſtolzen Wido zu demüthigen. Dieſes Geſuch war dem Arnulf ſehr angenehm; weil er hoffte, dabey ſeine Abſicht auf das Kaiſerthum auszuführen. Er kam daher gar bald mit einer Armee nach Italien. Alles, wo er auf ſeinem Marſche hinkam, unterwarf ſich ihm, nur Bergamo verſchloß ſeine Thore. Allein, die Stadt wurde mit

Sturm

Sturm eingenommen, der ergrimmte Soldat machte alles nieder, was ihm in die Hände fiel, und am Ende wurde der Graf Ambroſius, Kommandant dieſer Stadt, vor einem Thore aufgehängt. So eine Züchtigung verbreitete den Schrecken allenthalben. Die übrigen Italiener wurden nun biegſamer, alles beugte ſich vor Arnulfen, und dieſer, damit er die alte Reſidenz der longobardiſchen Könige überrumpelte, machte auf ſeinem Marſche, der zum Scheine nach Mayland gerichtet war, eine ſchnelle Wendung auf Pavia. Wido entkam zwar bey dieſem unverſehenen Ueberfalle durch die Flucht, ſeine Schätze aber fielen Arnulfen in die Hände.

Nun beeiferte man ſich Arnulfen die Huldigung zu leiſten, die er auch von einigen Herren annahm. Aber ſchnell, da niemand daran dachte, marſchierte er eiligſt über die Alpen zurück. Seine Abſicht war, Rudolphen, der dem Wido Hilfstruppen gegeben hatte, zu züchtigen, und ihm unverſehens auf den Hals zu kommen. Allein, Rudolph bekam Wind davon, und verkroch ſich hinter die Gebirge, wo man ihm nicht beykommen konnte. Arnulf konnte alſo weiter nichts thun, als daß er einige Verheerungen in deſſen Lande anrichtete.

Bald darauf ſtarben Zwentibold, Herzog in Mähren und Böhmen, und Wido in Italien. Auf einmal verlohr alſo Arnulf

nulf zwey Feinde. Allein, kaum war Zwentibold todt; ſo kamen die Hungarn, welche Böhmen und Mähren erbärmlich verheerten, und in Italien ſetzte Lambert, des Wido Sohn, die alten Unruhen auf das neue fort. Arnulf wollte unterdeſſen doch, ehe er nach Italien gieng, ſeine Sachen in Deutſchland in Ordnung bringen. Auf dem Reichstage zu Worms kam Odo, König von Frankreich, zu Arnulfen, ſeine Freundſchaft zu ſuchen, und Zwentibold, des Arnulfs natürlicher Sohn, wurde zugleich zum Regenten über Lothringen gemacht und angenommen.

Nach ſolchen Einrichtungen gieng Arnulf nach Italien. Allein, ſeine Armee litt gewaltig von der übeln Witterung, und da noch dazu Berengar ſeine Parthey verlaſſen und ſich davon gemacht hatte, verlohr der Soldat beynahe alle gute Hoffnung; aber doch nicht allen Muth. Arnulf entſchloß ſich, einen entſcheidenden Streich zu wagen, und marſchirte auf Rom zu. Das Unternehmen war kühn. Rom war von der Agiltrude, des Wido Wittwe, und Mutter des Lambert, wohl beſetzet, Arnulfs Armee war abgemattet, die Feinde hinter ihren Mauern trotzig, und ſchimpften noch ſogar auf die Deutſchen herab. Aber hier erholte ſich der deutſche Muth. Arnulfs Soldaten, welche den beißenden Schimpf ihrer Feinde nicht ertragen konnten, warfen alles, was ſie bekommen konnten, in den Graben, fiengen einen Hauptſturm an, und er-

erſtiegen die Mauer. Arnulf hielt hierauf ſeinen Einzug in die Stadt, wurde vom Pabſte Formoſus zum Kaiſer gekrönet, nahm von den Römern die Huldigung und den Eid der Treue an, und hielt hernach zu Rom über die Aufrührer Gericht.

Unterdeſſen war doch die Sache noch nicht ganz ausgeführet. Agiltrude hatte ſich aus Rom nach Spoleto geflüchtet. Arnulf verfolgte ſie: da er aber krank wurde, gieng er wieder nach Deutſchland zurück. Kaum war Arnulf fort; ſo kamen Berengar und Lambert zum Vorſchein, erneuerten ihre Anſprüche, und verſtärkten ihre Partheyen. Lambert kam einige Zeit darauf um's Leben, und Berengar ſpielte alſo den Meiſter. Arnulf konnte nicht auf Italien denken. Zwentibold ſein Sohn machte ihm ungemein viel Verdruß. Seine Ausſchweifungen, ſein unordentliches Betragen brachte die Lothringer in Harniſch. Sie empörten ſich wider Zwentibolden, und nahmen ſogar ihre Zuflucht zum Karl, König in Frankreich, den ſie aufmunterten, Lothringen in Beſitz zu nehmen. Arnulf gab ſich Mühe Frieden zu ſtiften: da aber die Lothringer Zwentibolden zu gut kannten: und von dieſem, der von Tage zu Tage ſchlimmer wurde, keine Beſſerung zu hoffen war: ſo wollten ſie ſich gar nicht mehr unter Zwentibolds Herrſchaft fügen. Arnulf ſah alſo mit gröſstem Verdruß, daß er die Gemüther nicht beſänftigen, und doch ſeinen Sohn auch nicht ändern

dern konnte. Dieſer Verdruß begleitete ihn bis ins Grabe. Er war, ſeit dem er aus Italien zurückgekommen, noch immer krank. Er lebte zwar noch einige Jahre, da ihn aber das Uebel nach und nach ab-
zehrte, ſtarb er endlich im Jahre 899. 899

Arnulf war ein Regent, der die Ehre des Reiches, wo nicht ganz, doch zum Theile wieder herſtellete, und den alten Ruhm der deutſchen Waffen auf das neue behaup-tete. Ehrgeizig genug, ſich und ſeinen Staat immer mehr zu vergrößern, hatte er auch Herz und Muth genug, das, was zu ſeinen Abſichten nöthig war, zu unternehmen, Ge-ſchicklichkeit genug es auszuführen. Unter-deſſen war es bey ihm kein ſtürmiſcher Ehr-geiz, der auf einmal groß ſeyn will, kein wilder Muth, der wider Hinderniſſe rennet, die er nicht umwerfen kann. Arnulf wußte ſeine Rechnung zu machen und vorzuſehen, wie es kommen könnte, er wußte ſich ſelbſt zu mäßigen, und gute Gelegenheit abzuwar-ten, er wußte die Umſtände und Kräfte ab-zuwägen, und ſich nach dem Zuſtande ſeiner und fremder Staaten zu richten. So lüſtern und begierig er auf die Kaiſerwürde war: ſo konnte er doch zuſehen, wie andere Mitwer-ber in Italien den Meiſter ſpielten; weil ihn das Beſte Deutſchlandes von Italien zurückhielt, und er ſeinem Ehrgeize zu Liebe ſeine Staaten nicht verwirren wollte. Er dachte an keine Angriffe, ſo lange ſein deut-ſches Reich noch ſelbſt Vertheidigung nöthig hatte. Er ertrug eine Zeitlang das wider-

ſpenſtige Betragen eines aufrühriſchen Vaſallen an den Gränzen Deutſchlandes, un Barbaren, die das Eingeweide ſeines Vaterlandes zu durchwühlen drohten, zu unterdrücken. Unterdeſſen ſetzte er doch das, was er nun verſchoben hatte, nie aus den Augen, und wenn er das, was er vergeſſen zu haben ſchien, unternahm: ſo war er dabey eben ſo thätig und eifrig, als wenn er in ſeinem erſten Feuer losgebrochen wäre. Er ſah Frankreich zerſtücket, und in mehrere kleine Reiche getheilet; das Uebergewicht ſeiner Macht hätte ihn reizen können, einen Theil nach dem andern zu unterdrücken. Er wußte aber auch daß ſchwächere ſich gerne wider einen mächtigern miteinander vereinigen; und da er klug genug war, um nicht nach dem Fremden zu greifen, ſo lange noch auswärtige Feinde unterdeſſen auf das Seinige hinfallen konnten: ſo begnügte er ſich mit einigen Vertheilen, die für ihn und für ganz Deutſchland wichtig genug waren, und er ſelbſt war zufrieden, daß er ſein Anſehen ſo weit gebracht hatte, daß ihn Frankreichs Regenten fürchten mußten, und ſeine Freundſchaft nnd ſeinen Schutz auf ſo eine Art ſuchten, daß er ſie beynahe für Vaſallen anſehen konnte.

So ſehr er ſich aber zurückhalten konnte, wenn er es für beſſer, und nach ſeiner Ueberlegung für vortheilhafter, oder doch für ſicherer hielt: ſo war er doch ſchnell in ſeinen Entſchließungen; weil er Scharfſinn genug hatte, die Sache in kurzem einzuſehen.

hen. Und kaum war ſein Entſchluß gefaßt, ſo waren auch ſchon die Maaßregeln zur Ausführung genommen, und größtentheils die Sache ſelbſt angefangen. Sein Entſchluß war meiſtens auch ſchon der erſte Schritt zu dem Unternehmen ſelbſt. Daneben beſchäftigte ihn ein Vorhaben niemals ſo ſehr, daß er auf andere Dinge nicht auch aufmerkſam ſeyn ſollte, und er führte ſeine Kriege ſo, daß, wenn er einem Feinde zu Leibe zu gehen ſchien, er ſchnell wie ein Blitz einem andern, der es nicht vermuthete, auf den Halſe fiel, oder auf einmal einen Streich ausführte, von dem man nichts gemuthmaßet hatte. Es iſt zwar wahr, daß der Sieg ſein Unternehmen nicht allemal ohne Ausnahme begleitete. Es iſt aber doch auch richtig, daß er ſie meiſtens begleitete. Beſtändige Siege ſind oft nur das Glück, aber nicht die Tapferkeit und Erfahrung des Feldherrn. Arnulf hatte dagegen ſeine Siege ſeinem eigenen Muthe und ſeiner Geſchicklichkeit zu verdanken.

Was die innere Regierung betrifft, machen ihm einige Vorwürfe, daß er die Partheyen unter den Großen nicht unterdrücket, daß unter ihm gewiſſe Mißbräuche und Unordnungen eingeſchlichen, daß er nur auf das Gegenwärtige geſehen, und auf das Zukünftige zu wenig gedacht, und beſonders, daß er die Quellen der nachher erfolgten Uebel nicht verſtopfet habe. Allein, dieſe ſtrengen Richter zeigen ſelbſt ihre Unwiſſenheit. Die Unordnungen, derer Urſprung

ſie in Arnulfs Regierung ſetzen, hatten lange vor den Zeiten dieſes Fürſten eingeriſſen, einige waren ſogar ſchon die Gerichtsordnung bey den Franken, und andere, die er, wie man von ihm fodert, von Grunde aus hätte ausrotten ſollen, hatten unter ſeinen Vorfahren zu tief eingewurzelt. Vor Arnulfen noch waren die Großen dem Regenten über den Kopf gewachſen, das königliche Anſehen war geſunken, und wohl ſchier gar verlohren. Nichtsdeſtoweniger gehörte Anſehen dazu, damit man ſo zugreifen konnte, wie Arnulf ſollte. Arnulf mußte alſo zuerſt das erwerben, was zum voraus nöthig war. Er erwarb ſich ſolches, und brachte es ſo weit, daß die Großen doch Ehrfurcht für ihn haben mußten. Wäre ein anderer Arnulf auf ihn gefolget, würden ohne Zweifel die Ordnung und die Rechte des Regenten wieder ganz hergeſtellet worden ſeyn. Daß er auf das Zukünftige nicht ſo viel dachte, war die Urſache, weil er nicht wohl konnte. Wo das Gegenwärtige alle Aufmerkſamkeit mit Gewalt auf ſich reißt, kann man ſich nicht ſo ſehr mit dem Künftigen beſchäftigen. Die Sachen waren zu ſehr in Verfall gekommen, und alle Umſtände waren ſo, daß Arnulf für das Gegenwärtige alle Hände voll zu thun hatte. Deutſchland hatte damals vor allen Dingen einen Beſchützer und Vertheidiger, und alſo vorzüglich einen tapfern und geſchickten Krieger nöthig. Dieſer war Arnulf, und die ganze Nachwelt wird ihm dieſes Lob geben müſſen, ohne daß wir ihn

jedoch hiedurch unter die außerordentliche Helden rechnen wollen.

Ludwig der Dritte. Arnulf hinterließ nur einen ehelichen Prinzen mit Namen Ludwig, der aber damals noch ein Kind war. Nichtsdeſtoweniger zogen ihn doch die deutſchen Herren den natürlichen Söhnen Arnulfs, dem Zwentibold und Rathbold vor, und erwählten Ludwigen zum Nachfolger ſeines Vaters in der Regierung,
900 im Jahre 900. Kaum war dieſes geſchehen; ſo hiengen ſich auch die Lothringer an den jungen Ludwig. Zwentibold hatte ſeine Sachen ſo weit gebracht, daß ihn niemand mehr für ſeinen Herrn haben und erkennen wollte. Die Lothringer riefen zu Diedenhofen den Ludwig zu ihrem Könige aus. Zwentibold wollte ſich um die Krone noch ſchlagen; blieb aber in dem Treffen, welches ihm die lothringiſchen Grafen lieferten im nämlichen Jahre 900. Die übrigen Begebenheiten unter Ludwig dem Dritten gehören in das folgende Jahrhundert, ſo, daß wir es für dienlich erachten, hier das neunte Jahrhundert mit Ludwigs Wahl und der Vereinigung Lothringens mit Deutſchland zu beſchließen.

Grie-

Griechiſche Kaiſer
des
Neunten Jahrhunderts.

Regierungsanfang Jahr Chriſti. Lebensende Jahr Chriſti.

802 Nizephorus, der durch die Verſchwörung wider die Irene zu Anfange des neunten Jahrhunderts auf den Thron kam, rechtfertigte die Wahl nicht, welche man in ſeiner Perſon getroffen hatte. In kurzem ſahe man, daß, wenn man den allerunwürdigſten hätte ausſuchen wollen, nur ihn hätte finden müſſen. Denn das Lob, welches ihm einige beylegen, gründet ſich blos darauf, daß er kein Bilderſtürmer und kein offenbarer Religionsverfolger war; obſchon er im Herzen vielleicht gar keine Religion hatte, die Schwärmer mehr als die Rechtgläubigen ſchützte, und für ſich ſelbſt ein Schwärmer, ein Heuchler, ein Meyneidiger, ein Mann ohne Gewiſſen, ohne Billigkeit, ohne Treue und Glauben, ein Räuber und Ausſauger ſeiner eigenen Unterthanen war. So wie er die Irene vor ſeiner Erhebung durch ſeine Eidſchwüre hintergangen hatte: eben ſo brauchte er itzt das nämliche Mittel. Er ſchwur, machte ihr die heiligſten Verſicherungen und Verſprechen, nur um ihre Schätze zu erfahren. Kaum waren dieſe entdecket, ſchickte er ſie auf eine Inſel in ein von ihr ſelbſt geſtiftetes Kloſter in das Elend, wo dieſe von der höchſten Ehrenſtufe in die äuſ-

ſerſte Dürftigkeit herabgeſetzte Prinzeſſin oft ſogar an den nothwendigen Dingen Mangel leiden, um Lohn für ihren Unterhalt arbeiten mußte, und daher aus Verdruß, den ihr ihr Schickſal verurſachte, nach einem Jahre ſtarb. Den blinden Konſtantin nahm Nizephorus in den Pallaſt, zog ihn an ſeine Tafel. Aber kaum hatte er durch Schmeicheleyen und Verſprechen das Geheimniß herausgelocket, wo ſeine Reichthümer verborgen waren, ſchickte er ihn wieder fort, und machte ihn auf ſolche Art zweymal unglücklich, da er den Blinden auch noch zum Armen machte.

Ueberhaupt waren bey dem Nizephorus der Geiz und Geldbegierde die Triebfedern aller ſeiner Handlungen, und dieſe an einem Fürſten zweymal häßliche und verabſcheuungswürdige Leidenſchaft machte ihn ſchon von den erſten Tagen ſeiner Regierung an, bis an das Ende derſelben, bey allen ſeinen Unterthanen verhaßt. Seine Schatzkammer war der Abgrund, in welchem ſich alle Reichthümer des ganzen Staates verlohren. Nichts war vor ſeinem unerſättlichen Geize ſicher. Das Vermögen der Privatleute, die Güter der Kirchen, Spitäler und Klöſter, alles wurde angegriffen. Was er nicht offenbar raubte, das wußte er durch andere Mittel zu erpreſſen, unendliche Plackereyen, unerhörte Auflagen und Steuern, und noch dazu der ſchändlichſte Wucher waren die Kanäle, durch welche das Vermögen des ganzen Reichs und aller ſeiner Unterthanen in ſeiner Schatzkammer zuſammenfloß.

Der einige Troſt, den die Habſucht und Räubereyen des Kaiſers noch übrig ließen, war, daß dieſer ganz vom Geize beherrſchte Fürſt doch da, wo andere Regenten gemeiniglich mit dem Tode ſtraften, ſich mit der Verweiſung begnügte. Das Vermögen konnte unter dem Nizephorus das Leben retten, weil dieſer Prinz da, wo er Reichthümer fand, nur in das Elend ſchickte, und die Güter einzog. Nichtsdeſtoweniger entſtund daraus eine andere Plage, welche für alle Rechtſchaffene das allerbetrübteſte war. Weil der Kaiſer heißhungerig nach Geld und Schätzen war; konnte man bey ihm nicht mehr unſchuldig ſeyn, sobald man reich war. Mit denen, welche den Tod verdienet hatten, mußten noch viele in das Elend wandern, die keine andere Schuld hatten, als daß ſie Reichthümer beſaßen; und bey der erſten Gelegenheit mit in ein fremdes Verbrechen verwickelt zu werden, war weiter nichts nöthig, als daß dem Kaiſer das Vermögen bekannt wurde.

Obſchon aber dieſer abſcheuliche Fürſt weiter nichts verſtund, als ſein Reich zu plündern, und ſeine Unterthanen zu Bettlern zu machen, und ſonſt in allen Dingen ein Dummkopf war: ſo war er doch ſtolz genug, ſich ſelbſt für den beſten Regenten zu halten, der je auf dem Kaiſerthrone geſeſſen, den großen Konſtantin und den eben ſo großen Theodos als blöde Geiſter auszugeben, über die er ſich hinaufſetzte, und die er nur deßwegen verachtete, weil ſie

keine ſo groẞe Räuber waren als er, und weil er Gottesfurcht und Religion für Blödigkeit anſah. In der That war die Religion in ſeinen Augen ein gleichgültiges Ding, das er nur brauchte, andere zu betrügen. Aeuẞerlich hielt er es mit den Katholiken, nahm aber dabey die Manichäer, die ſich ſeit einiger Zeit von einem gewiſſen Paulus, der ihre Sekte mit neuen Irrthümern vermehret hatte, Paulizianer nennten, und noch andere Schwärmer, in ſeinen Schutz, ließ ſich ſogar von ihnen zur Beobachtung abergläubiſcher und abgöttiſcher Zeremonien verleiten, und wenn er ſchon den Bilderdienſt nicht ſelbſt verfolgte; ſo ſah er doch ruhig und mit heimlichem Vergnügen zu, daß tolle Köpfe öffentlich wider denſelben loszogen, und Schwärmgeiſter wider denſelben, als wider eine Abgötterey, predigten.

Unterdeſſen brach er doch nicht öffentlich wider die Kirche und Religion los. Allein, der Staat genoß von ihm dieſe Schonung nicht. Obſchon er ſelbſt der ärgſte Feind ſeiner eigenen Unterthanen war, die von ihm ausgeplündert, und von ſeinen Statthaltern noch vollends bis auf das Blut ausgeſogen wurden: ſo zog doch ſein Geiz und Stolz dem Staate auch noch auswärtige Verheerer auf den Nacken, die das Elend noch auf das äuẞerſte bringen mußten. Durch einen ſehr trotzigen Brief, den er an den Kalifen Haroun Raſchid ſchrieb, reizte er dieſen muſelmänniſchen Helden mit einer mächtigen Armee in das Gebiete des Reichs ein-

einzufallen, und durch ſeine Verwüſtungen dem Geize des Nizephorus den Tribut abzunöthigen, den er blos mit Stolze ſich ab dem Hals zu bringen geglaubt hatte. Da aber der Kaiſer in der Noth alles verſprach, ſobald aber die ſiegreichen Muſelmänner ſich entfernt hatten, ſein Wort wieder zurücknahm, und das Joch wieder abzuſchütteln ſuchte, welches er ſich durch Geiz und Prahlerey nur erſchwert hatte: ſo kamen die Sarazenen eben ſo oft wieder, plünderten und verheerten ſo lange, bis endlich Nizephorus doch bezahlen, und es noch ſogar gelten laſſen mußte, daß der ſtolze, aber auch tapfere und kriegeriſche Kalif neben dem ordentlichen Tribut noch eine beſondere Abgabe auf des feigen Kaiſers und ſeines Sohnes Kopf ſetzte. Das Reich bekam von dieſer Seite her erſt durch den Tod des Haroun Raſchid Ruhe, nach deſſen Abſterben ſich die Sarazenen durch bürgerliche Kriege untereinander ſelbſt entkräfteten.

Nizephorus wußte ſich dieſe glücklichen Umſtände nicht zu Nutze zu machen, und fieng dagegen mit den Bulgaren Händel an, von welchen er aber ſehr übel nach Hauſe geſchickt wurde. Sich an ihnen zu rächen, brachte er eine zahlreiche Armee zuſammen. Doch waren es meiſtens gezwungene Leute, die noch dazu genöthigt worden, ſich die Waffen ſelbſt anzuſchaffen. Der über einige geringe Vortheile noch ſtolzer gewordene Kaiſer begieng die Unvorſichtigkeit, ſich auf einer Ebene, die ringsum

mit Bergen umgeben war, von den Bulgaren einſchließen zu laſſen. Die Feinde fielen in einer Nacht von ihren Anhöhen herab, ſäbelten alles nieder, was ihnen vorkam; und ſo gieng der größte Theil dieſer zahlreichen Armee zu grunde. Der einige Troſt für das ganze Reich war, daß Nizephorus mit in dieſer Schlacht umkam im
Jahre 810, wenn es je ein Troſt zu nennen 810
iſt, daß gemeiniglich ein Staat die Befreyung von einem verabſcheuungswürdigen Regenten mit vielen tauſend Schlachtopfern ſeiner Bürger erkaufen muß.

810 Staurazius, der Sohn des Nizephorus war mit unter denen, welche ſich von der Niederlage und dem Schwerte der Bulgaren gerettet hatten. Obſchon er ſowohl für ſich als wegen ſeinem Vater den meiſten verhaßt war: ſo fand ſich doch ein Offizier, der die Soldaten dahin brachte, daß ſie den Staurazius zum Kaiſer ausriefen. Allein, er genoß dieſe Ehre nur zwey Monate und einige Tage. Sobald ſeine eigenen Anhänger merkten, daß ſie einen Sohn erhoben, der alle Eigenſchaften ſeines Vaters ererbt hatte, wurde Michael, mit dem Zunamen Rhangabes auf den Thron geſetzt noch in eben dem Jahre 810. Staurazius ließ ſich in ein Kloſter bringen, wo er an der Wunde, die er in der Schlacht mit den Bulgaren empfangen, ſtarb, nachdem er ſeinen Vater fünf und einen halben
Monat überlebt hatte. 811

Mi-

810

Michael war wirklich ein Mann, der ſich durch ſeine guten Eigenſchaften und Tugend eine allgemeine Liebe und Hochachtung erworben hatte. Ein ſanfter Karakter, eine überaus große Neigung andern gutes zu thun, und das heiterſte Vergnügen, das auf ſeiner Stirne glänzte, wenn er dieſe Neigung befriedigen konnte, hatten ihm die Herzen aller gewonnen. Seine Großmuth verſchaffte ihm die Verehrung, welche Sanftmuth und Gütigkeit manchmal verlieren; und doch war er bey ſeinem großmüthigen Weſen weder ſtolz noch ehrſüchtig; ſondern vielmehr in allem beſcheiden, und behielt in ſeinem ganzen Betragen eine freundliche und leutſelige Herablaſſung gegen alle. Alle dieſe Eigenſchaften und Tugenden, mit einer ungeheuchelten Frömmigkeit und mit untadelhaften Sitten verbunden, ließen das ganze Reich hoffen, nun einmal wieder ſo einen Kaiſer zu haben, wie man ihn wünſchte, und wie er einem bedrängten Staate nöthig war.

Michael zeigte auch gleich anfangs, daß man ſich in ſeiner Hoffnung nicht betrogen hatte; indem er die Schätze, welche der Geiz und die Raubſucht des Nizephorus zuſammen geſcharret hatten, öffnete, um ſowohl ſeinen nothleidenden Unterthanen damit unter die Arme zu greifen, als auch die Ungerechtigkeiten der vorhergehenden Regierung wieder gut zu machen. Nichtsdeſtoweniger konnte er mit aller ſeiner Gutthätigkeit die guten Geſinnungen, die man ge-

gen ihn hatte, nicht lange erhalten. Da einer Seits ſeine Gemahlin ſich zu viel in öffentliche Sachen miſchte, und er ſelbſt ſich eben nicht gar muthig und geſchickt in dem Kriege wider die Bulgaren bewieß, fieng man an über ihn mißvergnügt zu werden. Das Uebel vermehrte noch ein undankbarer Menſch, der vom Nizephorus ins Elend gejagt, vom Michael aber wieder war zurückgerufen, und mit Gnaden und Ehren überhäufet worden. Dieſer Menſch war Leo der Armenier, ein zwar guter Offizier, aber auch im höchſten Grade ehrgeiziger Mann. Er machte ſich einen ziemlichen Anhang, die Wankenden noch vollends mißvergnügt, und die Mißvergnügten zum Aufruhr auf jeden Wink bereit. Nur ſchien der Krieg mit den Bulgaren ſeinen Entwurf zu vereiteln, oder doch die Ausführung aufzuhalten. Aber eben dieſes war die Gelegenheit, die er ſich gewählet hatte. In einem Treffen mit dieſen Barbaren, als ſich der Sieg ſchon für den Kaiſer erklärte, nahm Leo die Flucht, und zog den größten Theil der Truppen mit ſich. Alles kam in Verwirrung, die Bulgaren erfochten einen herrlichen Sieg, und obſchon Leo die einige Urſache der Niederlage war: ſo wußte er doch ſeine Streiche ſo gut zu ſpielen, daß man die Schuld des verlohrnen Treffens auf den Michael ſchob, und den Leo an ſeiner ſtatt zum Kaiſer ausrief. Michael überließ ganz gelaſſen, und ohne Widerſtand ſeine Krone dem Leo, und gieng dafür in ein Kloſter im Jahre 813. 813

813 Leo der Fünfte, mit dem Beynamen der Armenier, hatte ſeinen Gutthäter vom Throne verdränget, um ſich ſelbſt an ſeine Stelle darauf zu ſetzen. Sobald er aber erreichet hatte, nach was ſein Ehrgeiz getrachtet, zeigte er, daß er wirklich ein beſſerer Staats- und Kriegsmann war, als ſein Vorfahrer. Nichtsdeſtoweniger mußte das Reich in den erſten Jahren ſeiner Regierung unzählige Drangſalen von den Bulgaren ausſtehen, welche ganze Provinzen verwüſteten, eine Menge Städte eroberten, und gänzlich zerſtöreten. So lange Krum, der König dieſer Barbaren, lebte, der ſie ſchon an das Siegen gewöhnt hatte, war auch ſogar der Name der Bulgaren den Griechen fürchterlich. Allein, kaum war dieſer tapfere Krieger todt: ſo glaubte Leo ſchon, ſich mit mehrerm Glücke mit deſſen Nachfolger meſſen zu können. In der That gewann er auch zwey ſehr blutige Treffen, und ſo groß auch in beyden die Niederlage und der Verluſt der Bulgaren war: ſo konnte doch dieſes alles mit den Verwüſtungen gar nicht verglichen werden, welche der Sieger in Bulgarien ſelbſt anrichtete. Leo vergalt dieſer Nazion nun ihre Verheerungen in doppeltem Maaße, und die Griechen beeiferten ſich ſo ſehr, die Wuth und Grauſamkeit dieſer Barbaren nachzuahmen, daß ſie dieſelben noch weit übertrafen. Die bloße Erinnerung an den Sieg des Leo war nachher den Bulgaren noch erſchrecklich, und das Angedenken deſſelben hielt dieſe Nazion vier und ſiebenzig Jahre ruhig; obſchon

der Waffenſtillſtand, welchen Leo mit der- ſelben ſchloß, ſich nur auf dreyßig Jahre er- ſtreckte.

So vortheilhaft aber dieſer Frieden für den Staat war; ſo nachtheilig war er für die Kirche. Sobald Leo ruhig war, fieng er den Krieg wider die Rechtgläubigen an. Sein Haß und ſeine Wuth gegen die Bil- der trieb alles auf das äußerſte, und die Verfolgung, welche er erregte, war weit grauſamer, als alles, was uns die Geſchichte von dem Konſtantin Kopronymus er- zählet. Dieſes iſt ohne Zweifel auch die Urſache, daß viele Rechtgläubigen dieſen Kaiſer mit ſo ſchwarzen Farben abgemalet haben. Wenn wir aber den Verfolger von dem Regenten unterſcheiden; ſo finden wir, daß Leo, der in Anſehung der Religion den Tadel und Abſcheu der Nachwelt ſo wohl verdienet hat, im übrigen doch, was ſeine Regierung betrifft, ein lobenswürdiger Fürſt war. Den Ruhm der Tapferkeit kann man ihm deſtoweniger abſprechen, da man ihn in blutigen Kriegen an der Spitze ſeiner Armeen ſieht, wo es vor allem andern ſein Muth und ſeine Klugheit war, welche den Sieg auf ſeine Seite lenkete. So aufmerk- ſam die Kriegszucht zu erhalten, oder viel- mehr auf das neue wieder einzuführen, ſo geſchäftig, thätig und arbeitſam, den Sol- daten durch ſein eigenes Beyſpiel aufzumun- tern und abzuhärten, ſo unermüdet ſein Reich zu durchreiſen, ſo wachſam die öffent- liche und allgemeine Ordnung zu handhaben, ſo

ſo genau Mißbräuche abzuſchaffen und zu verbeſſern, ſo bedacht alle Schleichwege zu Ehren und Aemtern zu verſperren, ſo ſtrenge alle Ungerechtigkeit aus ſeinem Reiche zu verbannen, und jedem, auch dem geringſten Unterthan Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, iſt kaum jemals ein Prinz geweſen, als es Leo der Armenier war. Den Ruhm dieſer höchſt lobenswürdigen Eigenſchaften hat er zwar durch ſeine Raſerey wider den Bilderdienſt ſelbſt verdunkelt; doch wäre es Unbilligkeit, wenn man ihn ganz tadeln, oder das verheelen wollte, was bey einer unpartheyiſchen Nachwelt jederzeit ſein Lob haben muß.

Unterdeſſen konnte Leo ſeine Grauſamkeit gegen die Rechtgläubigen nicht lange fortſetzen. Michael der Stammler, den der Kaiſer bisher lange verſchonet hatte, machte es endlich ſo arg, daß ihn Leo zum Tode verdammete, die Vollſtreckung des Urtheils aber auf das Bitten ſeiner Gemahlin verſchob; weil es gerade vor Weihnachten war. Michael brachte im Kerker eine Verſchwörung wider den Leo zu Stande, der auch den Tag nach Weihnachten ermordet wurde. Als Nizephorus, der Patriarch von Konſtantinopel, den doch Leo ſelbſt von ſeinem Sitze verjagt hatte, den Tod dieſes Prinzen erfuhr, ſagte er: Die Religion iſt von einem großen Feinde befreyet; aber der Staat verliert einen nützlichen Fürſten. 820

Mi-

820 Michael der Zweyte, den man wegen einem Mangel an der Sprache ſchon in ſeinen jungen Jahren den Stammler genennt hatte, wurde gleich nach der Ermordung des Leo aus dem Kerker auf den Thron gebracht, auf welchem er ſich erſt ſeine Ketten entzwey ſchlagen ließ.

Dieſer Prinz, der ganz und gar unwiſſend, dabey aber trotzig, unbiegſam und eigenſinnig war, rechnete die Religion mit unter jene Dinge, von denen man halten kann, was man will. Da er alſo in dieſem Punkte gleichgültig war; ſo bekannte er, daß er die Religion in dem Zuſtande laſſen wolle, wie er ſie von ſeinem Vorfahrer her angetroffen. Dieſes hieß beynahe eben ſo viel, als ſich wider die Rechtgläubigen erklären. In der That war dieſen auch nicht erlaubt, ihre Lehre zu vertheidigen, und viele mußten von dem Kaiſer eben ſolche Mißhandlungen, wie von einem grauſamen Verfolger erfahren, da er unterdeſſen den Bilderſtürmern offenbar gewogen war. Für ſich aber glaubte Michael das Recht zu haben, an der Religion, wie er wollte, umzuſchmieden, und dieſer Dummkopf würde ſeiner Unwiſſenheit ungeachtet, in unſern Tagen Verdienſt genug gehabt haben, auf den Titel eines ſtarken Geiſtes Anſpruch zu machen; weil er verwegen genug war, das Evangelium und die Propheten zu tadeln, ein künftiges Leben und die Auferſtehung zu läugnen, und die ſchändlichſten Ausſchweifungen als Naturtriebe von dem Verbote und der Gewalt

walt aller Geſetze frey zu ſprechen. Da er ſich aus ſeiner groben Unwiſſenheit eine Ehre zu machen ſchien, ſuchte er auch andere in die Barbarey hineinzuſtürzen, und wollte durchaus nicht haben, daß Kinder ſollten leſen lernen.

In kurzem hatte ſich Michael durch Gottloſigkeit, durch Stolz und die ſchändlichſte Aufführung allgemein verhaßt gemacht, und ſobald ſich Thomas wider ihn empörete, lief alles dieſem bejahrten Offizier zu, ſeine Anſprüche auf das Kaiſerthum zu unterſtützen. Nichtsdeſtoweniger ſcheiterte das Glück des Thomas vor der Hauptſtadt Konſtantinopel. Michael, der den Rebellen in ſeine Hände bekam, war barbariſch genug, ihm Hände und Füße abhauen, und ihn ſo ohne Mittel und Linderung an den grauſamen Schmerzen ſterben zu laſſen. Gegen auswärtige Feinde war Michael nicht ſo glücklich. Die Sarazenen eroberten die Inſeln Kreta und Sicilien, und unter einem ſolchen Kaiſer, der über dergleichen Verluſt nur ſcherzete, würde in kurzem noch weit mehr verlohren gegangen ſeyn, wenn das Reich nicht bald eines ſolchen Regenten losgeworden wäre. Michael ſtarb den erſten Weinmonat im Jahre 828. 828

828 Theophilus, der Sohn und Nachfolger des Michael, war durchaus weit mehr Leo dem Armenier, als ſeinem Vater gleich. Ein eben ſo hitziger Bilderſtürmer und eben ſo wüthender Verfolger der

Rechtgläubigen als Leo, wendete er das äußerſte an, ſeine Sekte ſo weit empor zu bringen, als er nur konnte, und die alte Lehre mit ihren Anhängern, wenn es möglich wäre, in ſeinem ganzen Reiche zu vertilgen, oder daraus zu verbannen. Es ſchien, als wenn es dieſer Ketzerey geahndet hätte, daß ihre Herrſchaft mit dem Theophilus abſterben würde; ſo raſend ſpie ſie itzt ihr Gift mit vollem Rachen aus, ſo liſtig ſuchte ſie ſich allenthalben einzuſchleichen, ſo unmenſchlich wüthete ſie gegen die, welche ſich ihr widerſetzten, und ſo heftig bemühete ſie ſich, alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, um ſich recht weit ausbreiten, recht tiefe Wurzeln faſſen zu können, damit ſie nachher nicht ſo leicht auszurotten, nicht ſo leicht mehr zu vertilgen ſeyn möchte.

Die Mühe, welche ſich Theophilus gab, die Ketzerey bey ihren Abſichten zu unterſtützen, iſt auch Urſache, daß er von den Rechtgläubigen ſo, wie Leo der Armenier geſchildert worden. Sein Bild würde den verabſcheuungswürdigſten Regenten vorſtellen, wenn uns die Geſchichte nicht noch einige Züge aufbehalten hätte, die das Häßliche, nach welchem ihn ein partheyiſcher Religionseifer abgemalet hat, bey der Nachwelt nothwendig mildern müſſen. Theophilus hatte weit mehr Verſtand und Witz, als ſein Vater, und was noch mehr iſt, auch beſſere Sitten, und eine den Ausſchweifungen des Michael gerade entgegengeſetzte untadelhafte Aufführung. Sonſt war er in

in ſeiner Regierung eben ſo aufmerkſam auf alles, wachſam, thätig, geſchäftig und arbeitſam, und eben ſo ſtrenge wider Mißbräuche und Ungerechtigkeiten, aber doch etwas eitler und prachtliebender als Leo der Armenier. Von einem wie von dem andern ſagt man, daß ſie ihre Strenge wider Ungerechtigkeiten oft bis zur Grauſamkeit trieben; obſchon in einem verderbten Staate die Ungerechtigkeit oft nicht anders als durch ſolche Beyſpiele kann unterdrückt, und der gemeine Bürger nur durch auffallende Strafen vor der Räuberey der mächtigern kann geſchützet werden. Es müſſen allemal erſchreckende Beyſpiele ſeyn, welche diejenigen im Zaume halten ſollen, vor denen ſich geringere ohnehin fürchten müſſen. Sonſt hatte Theophilus neben allem ein feuriges und hitziges Temperament, vielen Muth, Tapferkeit in dem Kriege, und Unerſchrockenheit in allen Gefahren, und mehr als einmal trieb ihn ſein natürliches Feuer in den Kriegen mit den Sarazenen mitten unter die Feinde, wo er gewiß wäre gefangen genommen oder niedergeſäbelt worden, wenn ihn nicht jedesmal einer ſeiner Offizieren, mit Namen Manuel, den Hieben der Feinde entzogen und gerettet hätte.

So klug aber ſonſt dieſer Prinz ſeyn wollte, und auch zum Theile wirklich war: ſo war er doch wider die Verleumder nicht genug auf ſeiner Hut; obſchon er wiſſen konnte, daß der Neid und die Verleumdung meiſtens jene angreifen, die das größte Ver-

dienſt haben, und gemeiniglich am unſchuldigſten ſind. Manuel, der Erretter des Theophilus, mußte ſich um ſolchen Verfolgungen nicht zu unterliegen, zu den Sarazenen flüchten, und Theophobus, ein von den perſiſchen Königen abſtammender Held, wurde noch am Ende des Lebens des Theophilus das Opfer der verleumderiſchen Eiferſucht. In der That war der Kaiſer ſchon ganz abgezehrt, als er den Theophobus zu enthaupten befahl, und indem man ihm den Kopf deſſelben brachte, hatte er ſchon das Geſicht verlohren. Er legte alſo noch ſeine zitternde Hand auf daſſelbe, und indem er fühlte, ob es das Haupt des Theophobus wäre, ſagte er: Du biſt alſo Theophobus nicht mehr? und ich, ſetzte er hinzu, Theophilus auch nicht mehr. Bald darauf gab auch der ausgezehrte Kaiſer ſeinen Geiſt auf im Jahre 842. 842
Sein Sohn

842 Michael der Dritte war noch ein Kind, als er ſeinen Vater verlohr. Theodora ſeine Mutter führte alſo eine Zeitlang die Regierung, und ließ ihre erſte und größte Sorge ſeyn, die Verehrung der Bilder wieder herzuſtellen, und brachte es auch glücklich zu Stande. Die Reichsangelegenheiten wurden unterdeſſen eben ſo fleißig, geſchickt und mit vieler Weisheit beſorgt. Das Innere des Staates war in einer recht guten Verfaſſung, ſo lange dieſe gottſelige Prinzeſſin am Ruder ſaß. In den Kriegen aber wider die Sarazenen war ſie nicht glücklich;

lich; daran aber waren diejenigen Schuld, welche als Feldherren dieſe Kriege führen ſollten. Dagegen wurden die Sklavonier, welche ſich auf das neue in Griechenland geſetzt hatten, entweder aus dieſer Provinz gejagt, oder unter das Joch gebracht, und mußten Tribut bezahlen.

Mitten unter den Sorgen für das Reich hatte die Kaiſerin das Vergnügen, daß ſie durch abgeſchickte Miſſionarien zur Bekehrung der Chazaren und Bulgaren ſehr vieles beytragen konnte. Unterdeſſen wurde ihr dieſes Vergnügen durch häuslichen Verdruß verbittert, und unter der Zeit, daß ſich Barbaren bekehrten, konnte ſie ihren Sohn nicht beſſern. Michael, der eine wilde und unbändige Gemüthsart hatte, konnte ſich wohl durch böſe Räthe und Beyſpiele verderben und verführen laſſen; war aber nicht im Stande einen guten und vernünftigen Rath anzunehmen und zu befolgen. Erſt fünfzehn Jahre alt, hatte er doch alle Laſter nicht nur gelernt, ſondern auch angewöhnt; und Theodora merkte kaum, daß er anfangen wollte, ihr Verdruß zu machen: ſo kam ſie ihm zuvor, verſammelte den Senat, ſtellte Rechnung über ihre Finanzen, und legte die Regierung nieder.

Michael, der alſo itzt allein Herr war, zeigte ſich in kurzem in ſeiner ganzen durchaus häßlichen Geſtalt. Ein Trunkenbold und beynahe beſtändiger Freſſer, wie Vitellius;

lius; ein hirnloſer Verſchwender, der den öffentlichen Schatz durch Geſchenke an ſchlechte Leute und lüderliche Perſonen erſchöpfte, wie **Kaligula**; ein Gaukler, der aus ſeinem Pallaſte ein Komödienhaus machte, mit Kutſchern und Stallknechten auf dem Rennplatze um den Preis ſtritt, wie **Nero**. Kurz, ein vom Abſaume aller Laſter züſammengebackenes Ungeheuer, das ſich nicht nur nicht ſcheuete, hinter den Mauern ſeines Pallaſtes in ſeinen gottloſen Spielen die Zeremonien und die heiligſten Geheimniſſe der Religion nachzuäffen, und zum Geſpötte vorzuſtellen; ſondern es noch wagte, mitten in der Stadt **Konſtantinopel** die öffentliche Andacht bey einem Umgange, den der Patriarch **Ignazius** ſelbſt hielt, mit ſeinen zügelloſen Poſſenreißern, als Faunen und Satyren auf Eſeln reitend, zu ſtören, das Gebeth und die Geſänge dieſer frommen Verſammlung mit Inſtrumenten und durch die ſchändlichſten Lieder und ärgerlichſten Gebärden zu unterbrechen. So ein Menſch war **Michael**. Er überließ ſich ganz ohne Zurückhaltung den abſcheulichſten und ärgerlichſten Ausſchweifungen, ſein Pallaſt war der Sammelplatz aller Lüderlichkeit, ſeine Ergötzungen waren Schwelgen und gottloſe Poſſen, und ſeine größte und meiſte Beſchäftigung war das Wettrennen in dem Zirkus.

Bardas, der Oheim des **Michael** war es, der den jungen Kaiſer bey allen ſeinen Ausſchweifungen unterſtützte, weil er dabey

bey ſeine beſondere Abſichten hatte. Und in der That ſchwung er ſich dadurch auch bis zum Range eines Cäſars hinauf. Weil aber Bardas ſelbſt lüderlich war, und die Vorwürfe des Patriarchen Ignazius nicht ertragen konnte, erregte er wider dieſen heiligen Prälaten eine grauſame Verfolgung, welche den Photius, einen geſchickten und gelehrten, aber auch erzboshaften Mann auf den erzbiſchöflichen Stuhl zu Konſtantinopel brachte, und für lange Zeit eine Trennung in der Kirche verurſachte.

Unterdeſſen wollte der junge Kaiſer auch einen Feldzug wider die Sarazenen wagen; es war aber eben ſo viel, als ſeine Leute auf die Schlachtbank führen. Michael erſchien nur im Felde, um geſchlagen zu werden, und kam nur nach Konſtantinopel zurück, ſeine Schande in ſeinen Lüderlichkeiten wieder zu vergeſſen.

Bardas der Cäſar verlohr nach und nach ſein Anſehen und ſeine Gunſt, und das Ende von ſeiner Erhebung und der Lohn ſeiner Bosheit war, daß er vor den Füßen des Michael ermordet wurde. An ſeiner ſtatt ſtieg Baſilius ſo weit empor, daß ihn Michael, um ſorgenfrey ſein lüderliches Leben fortführen zu können, endlich gar zum Mitregenten annahm. Als er ſich aber dieſen ſeinen Nebenkaiſer wieder vom Hals ſchaffen wollte, war Baſilius hurtiger, und ließ den Michael ſelbſt, da dieſer wohl betrunken war, zu Nachts umbringen, im Jahre 867. 867

Unter der Regierung Michaels des Dritten erſchienen die Ruſſen, ein damals noch unbekanntes Volk, das aus dem kalten Scythien kam, das erſtemal, und drangen bis vor die Mauern vor Konſtantinopel.

867 Baſilius der Macedonier, hatte Verdienſte genug, um der Krone würdig zu ſeyn. Allein, um ſelbige zu erlangen, brauchte er Mittel, die das Lob nicht verdienen, das ihm von vielen ohne Ausnahme beygelegt wird. Er war von armen Aeltern in einem Flecken nicht weit von Adrianopel gebohren, und wurde als ein Kind nach Bulgarien geſchleppt, aus dem er ſich nachher wieder mit ſeinen Landsleuten flüchtete. Um ſich und ſeine Familie beſſer ernähren zu können, ſuchte er zu Konſtantinopel Dienſte, wo er durch Glück und Geſchicklichkeit ſchon unter dem Theophilus empor kam. Unter dem Michael ſtieg er bis zur Würde eines Oberkammerherrn, und in dieſem Poſten wußte er ſich alles ſowohl zu Nutze zu machen, daß er alle die verdrängte oder ſtürzete, die ihm und ſeinen ehrgeizigen Abſichten im Wege ſtunden. Bardas wurde auf ſeinen Rath, und größtentheils durch ſeine Hand ermordet. Baſilius aber, um ſich deſto veſter zu ſetzen, war gegen den Michael und alle ſeine Lüderlichkeiten ſo gefällig, daß er ſogar ſeine Gemahlin Maria verſtieß, und die Eudoxia Ingerina, die bisherige Beyſchläferin des Michael, heirathete. Michael glaubte alſo

alſo keinen geſchmeidigern Mann zu finden als den Baſilius, um ſich einen Mitregenten an die Seite zu ſetzen, und ſo hatte Baſilius endlich nichts mehr nöthig, allein Kaiſer zu ſeyn, als denjenigen aus der Welt zu ſchaffen, der ihn zum Kaiſer gemacht hatte, und dieſes that er auch.

Nichtsdeſtoweniger machte doch ſeine gute Regierung, daß man gar nicht darauf acht gab, wie er Kaiſer geworden; ſondern nur was für einen Kaiſer man an ihm hatte. In der That fanden ſich auch bey dieſem in dem Staube gebohrnen, und bis zum höchſten Glücke hinaufgeſtiegenen Manne alle Eigenſchaften, die einen guten und liebenswürdigen Regenten machen können. Zu aller erſt bedacht, die innere Verfaſſung ſeines Reichs auf einen guten Fuß zu ſetzen, unternahm er es erſt alsdann, demſelben durch ſeine Waffen bey Auswärtigen wieder Achtung, und durch einige Eroberungen einen Zuwachs zu verſchaffen.

Michael hatte die Schatzkammer durch ſeine tolle Verſchwendung erſchöpft, und noch dazu alles in Unordnung kommen laſſen. Baſilius wußte, daß ein Staat, wo das Finanzweſen ſo verwirrt und in ſchlechtem Zuſtande iſt, einem Körper gleichet, der, weil er kein Mark in ſeinen Gebeinen hat, ſich ſelbſt nicht aufrecht halten kann. Er fieng alſo hier die Verbeſſerung an, und kam auch damit zu Stande, ohne ſeinen Unterthanen durch Auflagen beſchwerlich zu fal-

fallen. Er nahm blos Leuten, die es um den Staat gar nicht verdient hatten, einen Theil von demjenigen wieder weg, was Michael ganz unſinnig, ohne Maaß und Schranken zu halten, mit vollen Händen unter ſie ausgeſtreuet hatte. Bey den übrigen ordentlichen Quellen fand er durch eine gute Haushaltung Mittel genug, ſeine Schatzkammer wieder zu füllen, und lieber wollte dieſer gute Fürſt, deſſen Hauptneigung die Liebe zu ſeinen Unterthanen war, in ſeinem eigenen Aufwande ſparſam ſeyn, als ſeinen Unterthanen niederdrückende Laſten auflegen.

Eben ſo ſetzte Baſilius auch das Juſtizweſen in beſſern Stand. Wenn unter dem Michael feile Seelen feile Aemter ſuchten und fanden: ſo kam unter dem Baſilius keiner zu einem Amte, von deſſen Verwaltung das Wohl und die Erhaltung der Bürger abhieng, als welcher Rechtſchaffenheit, Tugend und alle erfoderlichen Eigenſchaften mit zu demſelben brachte. Er ſchrieb denen, welche ein Richteramt zu verſehen hatten, Schranken und Geſetze vor. Er richtete die Gerichtsſtuben ein, und erſchien ſelbſt bey öffentlichen Gerichten. Er machte Verordnungen, damit nicht nur jeder ſein Recht leichter und ſicherer finden, ſondern noch einen großen Theil der bisherigen Unkoſten erſparen möchte. Und damit er endlich in dieſem Fache nichts unvollkommen ließe, machte er ſich ſogar an die Verbeſſerung der Geſetze ſelbſt, damit alles deutlicher, richtiger

tiger und beſtimmter würde. Doch kam dieſe letzte Verbeſſerung und Einrichtung erſt unter ſeinem Sohne und Nachfolger völlig zu Stande.

Unterdeſſen konnte alle dieſe gebrauchte Vorſorge den Baſilius doch noch nicht ganz beruhigen. Er unterließ deßwegen nicht für ſich ſelbſt immer aufmerkſam und wachſam zu ſeyn, alle Unterdrückungen zu verhüten, allen Plackereyen vorzubeugen, alle Gelegenheit zu Ungerechtigkeiten abzuſchneiden, und ſo erhielt er die öffentliche Ruhe und Sicherheit, und bey ſeinen Unterthanen das Vergnügen, unter einem wachſamen Fürſten ſo zu leben, wie Kinder einer Familie, wo der Hausvater für alle beſorgt iſt, und alle das ihrige zum Beſten des Ganzen beytragen.

So wie er aber für den Staat ſorgte, eben ſo ließ er ſich auch den Frieden und die Einigkeit in der Kirche angelegen ſeyn. Auf ſeinen Befehl wurde die Sache des Photius von unpartheyiſchen Männern unterſucht, Photius in ein Kloſter verwieſen, und der vertriebene Ignazius wieder auf den patriarchaliſchen Stuhl zu Konſtantinopel zurückgerufen. So ſehr aber der Kaiſer damals von den Betrügereyen des Photius überzeugt war: ſo ließ er ſich doch nach der Hand von demſelben wieder hintergehen. Unterdeſſen gab der Eifer die Kirche zu beruhigen, den man nun von allen Seiten ſehen ließ, zu der achten allgemeinen Kirchen-

verſammlung, die zu Konſtantinopel gehalten wurde, Anlaß, auf welcher Photius ziemlich heruntergeſetzt, entlarvet und verdammet wurde. Mitten unter dieſem Friedensgeſchäfte gab es Gelegenheit zu neuen Zänkereyen in Anſehung der neubekehrten Bulgaren, welche der Papſt unter der Gerichtsbarkeit von Rom haben wollte, der Kaiſer aber und die Griechen überhaupt dem Patriarchen zu Konſtantinopel zu unterwerfen trachteten. Die Bulgaren entſchieden endlich den Streit ſelbſt, und hielten ſich an die Griechen.

Die gute Regierung des Baſilius durfte nur noch durch das Glück der Waffen glänzend werden, und dazu gab es Gelegenheit genug. Wider den Kaiſer Ludwig richtete Baſilius in Italien nicht viel aus, ſo ſehr er auch die Longobarden unterſtützte. Dagegen erfochten ſeine Feldherren über die Sarazenen in Italien anſehnliche Vortheile, und machten einige Eroberungen. Im Orient mußten die in kurzer Zeit durch den Schutz der Sarazenen mächtig gewordene Paulizianer der Macht der griechiſchen Waffen gänzlich unterliegen. Die Sarazenen ſelbſt wurden zu Waſſer und zu Land mehreremale geſchlagen. Baſilius verwüſtete ihre Provinzen, eroberte ſowohl ſelbſt als durch ſeine Feldherren mehrere Städte, verbreitete das Schrecken ſeiner Waffen bis über den Euphrat, wo die Sarazenen ſchon lange Zeit keinen Feind geſehen hatten, und zeigte dieſen Barbaren,

daß, nicht nur um ihren Eroberungen Einhalt zu thun, ſondern ſie ſelbſt zu demüthigen und zu ſtutzen, den Griechen weiter nichts nöthig wäre, als ein thätiger und muthiger Kaiſer.

Beynahe aber hätte Baſilius den Ruhm ſeiner Regierung am Ende derſelben noch mit einer abſcheulichen Handlung befleckt; indem es an dem war, daß er ſeinem unſchuldigen Sohne Leo, durch die Verleumdungen des Theodor Santabar aufgehetzt, die Augen hätte ausſtechen laſſen, wenn nicht die vornehmſten Senatoren durch ihr Bitten dieſem jungen Prinzen Verſchonung vor dieſer Strafe erhalten hätten. Leo wurde aber doch in den Kerker geworfen, aus dem ihn eigentlich ein Papagey wieder befreyete, der über einem Gaſtmahle ſeinen Namen ſo oft ausrief, bis die vornehmſten Gäſte um ſeine Loslaſſung anhielten, die ſie auch erlangten. Leo kam alſo in Freyheit kurz vorher, als er dieſelbe nöthig hatte, den Thron ſeines Vaters zu beſteigen. Baſilius wurde auf der Jagd von einem großen Hirſche bey ſeinem Gürtel über ſein Pferd gehoben. Ein Jäger, dem es aber ſeinen Kopf koſtete, hieb den Gürtel entzwey, und rettete den Kaiſer, dem aber doch die Erſchütterung und der Schrecken ein hitziges Fieber verurſachten, an welchem er im Jahre 886 ſtarb. Ihm 886
folgte in der Regierung

886 Leo der Sechste dieſes Namens. Baſilius hinterließ drey Söhne, den Leo, Alexander und Stephan. Den letzten hatte ſein Vater von ſeiner Geburt an für den patriarchaliſchen Sitz zu Konſtantinopel beſtimmt. Die zwey erſten aber ſollten ihm in der Regierung des Staates folgen, von welchen aber Alexander ſich mit dem kaiſerlichen Titel, und mit der Freyheit ungeſtraft ſein Vergnügen zu ſuchen, und ſeine Lüſte zu ſättigen, befriedigte.

Leo war es allein, der die Regierung führte, und das erſte, was er that, war, daß er den Biſchof Theodor Santabaren zur verdienten Strafe zog. Vorher aber mußte Photius, der nach dem Tode des Ignazius wieder auf den erzbiſchöflichen Stuhl war geſetzt worden, und der zugleich der Beſchützer des nichtswürdigen Santabaren war, aus dem Wege geſchafft werden. Photius wurde abgeſetzt, und an ſeine Stelle kam Stephan, der Bruder des Kaiſers. Dieſer Prinz war damals erſt 16 Jahre alt, zierte aber doch den erzbiſchöflichen Sitz mit ſo vielen Tugenden, daß er nach ſeinem Tode unter die Heiligen geſetzt wurde.

Leo aber folgte ſeinem Bruder in ſeinem frommen Lebenswandel nicht nach. Die Griechen haben dieſem Prinzen den Beynamen des Weiſen oder des Weltweiſen beygelegt; obſchon ſein Geſchmack an den ſchö-

ſchönen Künſten, und ſein Kenntniß in den Wiſſenſchaften nicht viel beſonderes hatten, und ſeine Aufführung dieſen Titel gar nicht verdiente. Er war ein Sklav ſeiner Leidenſchaften, und hieng ſich an eine Hofdame mit Namen Zóe, die er ſich ungeſcheut als eine Beyſchläferin beylegte, welche gar bald ſein ganzes Herz einnahm, und ſeine rechtmäßige Gemahlin, die fromme und tugendhafte Theophano, bey ihm in die äußerſte Verachtung brachte.

Unter ſo einem weibiſchen Regenten ſchien in kurzem alles die vorige männliche Standhaftigkeit, den alten Muth und Tapferkeit zu verlieren. Sobald die Sarazenen merkten, daß zu Konſtantinopel kein tapferer und unternehmender Baſilius mehr auf dem Throne ſaß, fiengen ſie ihre Streifereyen auf das neue an, und fanden nun auch den muthigen Widerſtand nicht mehr. In Italien, wo die Griechen anfänglich wichtige Vortheile erhielten, verlohr Leo bald darauf faſt alles, was hier noch unter ſeine Herrſchaft gehörte. Die Bulgaren fiengen auch wieder an Bewegungen zu machen, und erfochten gleich in dem erſten Feldzuge einen herrlichen Sieg über die Griechen. Leo ſchickte ihnen zwar die Hungarn über den Hals. Allein, auch dieſes Unternehmen fiel nicht ſo glücklich aus, als man gerechnet hatte. Den Kaiſer koſtete es viele Geſchenke, die Hungarn wider die Bulgaren aufzubringen, und am Ende

hatte

hatte er keine andere Ehre, als daß er die Gefangenen, welche in Bulgaren gemacht worden, den Hungarn abkaufen, und ſie den Bulgaren ohne Löſegeld wieder zurückgeben durfte. Unterdeſſen kränkte aller dieſer Unſtern den Leo ſehr wenig. Er vergaß alles, da er die Zöe, nachdem Theophano geſtorben, heirathen konnte. So beſchließt die Geſchichte das neunte Jahrhundert, das iſt, mit den Siegen der Barbaren von Außen, und mit dem Aergerniſſe, welches der Kaiſer ſelbſt ſeinem ganzen Reiche durch ſeine ſchlechte Aufführung gab, und in dem folgenden Jahrhunderte fortſetzte.

Abriß
der
Allgemeinen Kirchengeſchichte.

Zehntes Jahrhundert.

Von der Kirchenverfaſſung des neunten und zehnten Jahrhunderts.

Da der chriſtliche Glaube nicht nur in dem weitläufigten fränkiſchen Reiche, ſondern bereits in ganz Europen angekündigt war, ſo hatte auch eine jede Provinz von Deutſchland, Frankreich, Italien ꝛc. ſchon ihren eigenen Biſchof oder Oberhirten, welcher, ob er gleich eine unmittelbare Gerichtsbarkeit ſowohl über die ihm untergeordnete Geiſtlichkeit als auch alle in ſeinem Kirchenſprengel ſich befindenden Gläubigen auszuüben hatte, dennoch unter der Gerichtsbarkeit jenes Erzbiſchofes ſtand, deſſen Suffragan er war, und in gewiſſen Stücken ſeiner Kirchenverwaltung von jenem abhieng; wenn nicht ſeine Kirche ſchon bey ihrer Stiftung durch ein beſonderes Vorrecht von aller Gerichtsbarkeit der Erzbiſchöfe losgeſprochen, und unmittelbar dem heiligen Stuhle zu Rom unterworfen wurde.

Die Errichtung neuer Bißthümer und Erzbißthümer geſchah in dem neunten und zehnten Jahr-

Jahrhunderte, meiſtentheils und vorzüglich von den Kaiſern und andern weltlichen Fürſten mit Zuziehung der nächſtgelegenen Biſchöfe, oder auf Nazionalkonzilien; gleichwie in den vorigen Jahrhunderten die Päpſte den von ihnen zu Verkündigung des Evangeliums ausgeſchickten Glaubensboten eine allgemeine Erlaubniß ertheilet hatten, dort Bißthümer zu errichten, und Biſchöfe zu weihen, wo ſie es zu Ausbreitung des Glaubens und zum Behufe der neubekehrten Völker nöthig oder erſprießlich erachten würden. Doch mußte die Beſtättigung der zum biſchöflichen Sitze beſtimmten Kirche, wie jene des neuen Biſchofes, allzeit von dem Papſte entweder perſönlich oder durch Briefe erhalten werden. Alſo errichtete **Otto der Erſte**, mit dem Beynamen der **Große**, bey einer in der Stadt **Prag**, der damaligen Hauptſtadt des Slaviſchen Reichs, angeſtellten Zuſammenkunft der Biſchöfe ſieben neue Bißthümer, doch nur, wie die Hildesheimiſche Chronik ſich ausdrückt, **mit Erlaubniß Papſtes Johann des Dreyzehnten.** Und ſo erhielt auch **Magdeburg** im Jahre 968 durch die Freygebigkeit und die Verwendung dieſes gottſeligen Fürſten die Ehre eines Erzſtifts, aber auch mit Genehmhaltung des oben erwähnten Papſtes. **Otto der Erſte** that nichts anders, als was **Karl der Große**, **Ludwig der Fromme**, und noch mehrere andere Fürſten in den vorigen Zeiten gethan hatten. Die Errichtung ſolcher Bißthümer, oder die Erhebung biſchöflicher Sitze zu Erzbißthümern geſchah jederzeit mit Erlaubniß, mit Genehmhaltung und Beſtättigung des römiſchen Stuhles. Wir ſehen demnach nicht, warum ein gewiſſer neuer

Schrift=

Schriftſteller das Anſehen der Päpſte abzuwürdigen, und unter jenes der Kaiſer oder weltlicher Fürſten dadurch herabzuſetzen ſuchet, daß die Errichtung neuer Bißthümer vorzüglich den Kaiſern und weltlichen Fürſten zu verdanken ſey; indem doch die milden Stiftungen der Kaiſer, wenn ſie die Errichtung neuer Bißthümer zum Gegenſtande hatten, niemals vor der päpſtlichen Beſtättigung ihre vollkommene Wirkung erreicht hatten. Dieſe Beſtättigung, welche die Erzbiſchöfe ſowohl als ihre Suffraganen von dem Papſte zu allen Zeiten empfangen mußten, wenn ihnen dieſelbe nicht von einem apoſtoliſchen Legaten, dem der Papſt hiezu die beſondere Erlaubniß gegeben hatte, ertheilet wurde, iſt in der That das offenbarſte Merkmal und unläugbarſte Zeugniß jener Abhängigkeit aller Biſchöfe von dem römiſchen Papſte, als dem zu allen Zeiten anerkannten Oberhaupte der ganzen Kirche.

Von den Erzbiſchöfen.

Die Erzbiſchöfe genoſſen zwar von je her gewiſſe Vorrechte und Vorzüge, die ihnen jedoch nur von den Päpſten eingeräumt worden, und welche ſie, ſobald ſie einer Metropolitankirche vorgeſetzt, und zu Erzbiſchöfen ernennt werden, auch wieder neuerdings von dem Papſte mußten beſtättigen laſſen. **Hinkmar**, Erzbiſchof zu **Rheims**, rühmet in dem 44ſten Briefe an die ſeiner Gerichtsbarkeit untergeordneten Biſchöfe die Vorrechte an, welche ihm **Benedikt der Dritte** ertheilet hatte, und **Fulko**, ſein unmittelbarer Nachfolger in dem Erzbißthume **Rheims**, hielt bey **Marin dem Erſten** und **Hadrian dem Dritten** um die Beſtättigung der Vorrechte ſeiner erzbiſchöflichen Kirche an, und erhielt auch die-

dieſelbige: ja er ſchrieb an den Kaiſer **Karl den Dicken**, wie es Flodoard L. 4. Cap. 5. bezeugt, und bat dieſen Fürſten, er möchte ihm von dem römiſchen Stuhle das Pallium und die Beſtätigung der Privilegien, welche die römiſchen Päpſte der Kirche zu Rheims zugeſtanden hatten, auswirken. Doch dieſe Wahrheit bedarf keiner Probe. Wer die Kirchengeſchichte nur ein wenig durchgehet, dem zeigen ſich hundert Beyſpiele ſolcher von den Päpſten den Erzbiſchöfen ertheilten, und neuerdings beſtättigten Privilegien.

Dieſe erzbiſchöflichen Vorrechte waren nicht allen und jeden Metropoliten gleich mitgetheilt. Einige hatten gewiſſe und beſondere Vorzüge, welche andern nicht zugeſtanden waren; weil entweder das beſte ihrer Kirche ſelbe nicht erfoderte; oder weil ſie bey dem apoſtoliſchen Stuhle nicht beſonders darum angeſucht hatten: einige beſaßen durch die Nachſicht des apoſtoliſchen Stuhles, oder durch ein beſonders von dem Papſte ihnen eingeräumtes Recht eine weiter ausgedehnte Gerichtsbarkeit über ihre Suffraganen, da jener der andern engere Schranken geſetzt waren.

Gewalt und Vorrechte der Erzbiſchöfe.

Die allen Erzbiſchöfen insgemein zukommenden Vorrechte beſtunden hauptſächlich darinn, daß ſie auf die Sitten und Aufführung ihrer untergeordneten Suffraganen ein wachſames Auge tragen, und in was für einem Rufe ſie bey ihren Gläubigen ſtunden, ſich erkundigen ſollten. Wenn der Kaiſer oder ein anderer weltlicher Fürſt ein unwürdiges oder ein untaugliches Subjekt zum Biſchofe beſtimmt hätte, und ſo

ſo einen unwürdigen oder unfähigen Biſchof einer Kirche zum Oberhirten zu geben willens wäre, wär es des Metropoliten Pflicht, die Geiſtlichkeit und das Volk zu ermahnen, daß ſie deßwegen dem Kaiſer oder ihrem Fürſten, der ihnen einen unwürdigen Biſchof aufdringen, oder einen Miethling zum Hirten geben wollte, Vorſtellungen machen ſollten; ja er ſelbſt war vermöge ſeines erzbiſchöflichen Amtes verbunden, ſich ſolcher Sache wegen zum Kaiſer zu begeben, und ſich nach allen Kräften dahin zu verwenden, daß ſeine Majeſtät ſich würdigen möchte, die Kirche mit einem würdigen Vorſteher zu verſehen; wie ſich ein gewiſſer Kirchenrath ausdrückt. Nach dem zeitlichen Hintritte eines Biſchofes beſtimmte der Erzbiſchof jenen, welcher die Unterſuchung in der verwaiſten Kirche anzuſtellen hatte, und fertigte das Wahldekret aus; und wenn die Stimmen der Wählenden ſich ſo zerſchlugen, daß ſie nicht konnten übereinkommen, ſo ernannte er jenen zum Biſchofe, der größere Verdienſte beſaß, und ein gründlicheres Kenntniß in den Wiſſenſchaften, und dem biſchöflichen Amte zu haben ſchien; auch kam es ihm zu, jenen zu prüfen, welcher zum Biſchofe ſollte eingeweihet werden. Wenn die Suffraganbiſchöfe etwas wider die heiligen Kanonen oder wider die Dekrete des heiligen Stuhles begiengen, ſo hatte der Erzbiſchof das Recht, dieſelben zu ermahnen und zu beſtrafen, ohne daß er nöthig hatte, den Ausſpruch einer Provinzial- oder Nazionalſynode abzuwarten. Derſelben Zwiſtigkeiten und Streithändel konnte er auf einer Verſammlung ſeiner ſämmtlichen Geiſtlichkeit durch ſich ſelbſt, oder durch Biſchöfe, welche

er den ſtreitenden Partheyen als Richter vorſchlug, oder welche ſie ſelbſt einſtimmig aus den benachbarten Biſchöfen für ihre Richter erwählten, entſcheiden. Provinzialkonzilien zuſammen berufen, und auf denſelben als Vorſteher den erſten Platz einnehmen, war ebenmäßig ein Vorrecht der Erzbiſchöfe: die Suffraganbiſchöfe aber waren verbunden, bey ſolchen Konzilien zu erſcheinen, und auch bey Ertheilung der geiſtlichen Weihen ſich einzufinden, wenn ſie von ihrem Erzbiſchofe dazu berufen wurden. Aus der Provinz aber ſich zu entfernen und ihren Kirchenſprengel zu verlaſſen, oder an dem Hofe eines Fürſten eine Stelle oder ein Amt, was es auch für eines ſeyn möchte, ohne Erlaubniß des Erzbiſchofes anzunehmen, ward den Biſchöfen für einen groben Fehler angerechnet. In dunkeln und zweifelhaften Dingen, für welche kein gewiſſes Geſetz, oder in den Kirchengeſetzen keine ausdrückliche Entſcheidung vorhanden war, und welche ohne den gemeinſchäftlichen Ausſpruch mehrerer Biſchöfe nicht konnten entſchieden werden, mußte der Metropolit ſeine Provinzialbiſchöfe zu Rathe ziehen, um dieſelben ſo zu ſchlichten und beyzulegen, damit in dem darüber abgefaß en Urtheile ſich nichts den evangeliſchen Geſetzen entgegen geſetztes antreffen, noch den Verordnungen der heiligen Väter zuwiderlaufendes entdecken ließe. Die Suffragnnen aber mußten in ih en zweifeln, in verwirrten Streitſachen oder in wichtigen Angelegenheiten, darinn ſie ein Urtheil zu fällen Bedenken trugen, ſich bey ihrem Erzbiſchofe Raths erholen; dieſer aber bey andern, wenn er ſelbſt die Sache nicht entſcheiden konnte, oder bey dem apoſtoliſchen Stuhle,

wenn

wenn er es für nöthig erachtete, um Rathe fragen; die Suffraganen aber wandten ſich nicht unmittelbar an den apoſtoliſchen Stuhl, ehe ſie die zweifelhafte Sache ihrem Erzbiſchofe vorgetragen hatten.

Dieß ſind die Vorzüge und Rechte, welche die Erzbiſchöfe in dem neunten und zehnten Jahrhunderte genoſſen; und dieß waren in jenen Zeiten die Vorfälle, in welchen ſie ihr Anſehen und beſondere Gewalt, welche ihnen der apoſtoliſche Stuhl und die ſowohl auf allgemeinen als auf Partikularkonzilien abgefaßten Kanonen über ihre Suffraganen eingeräumt hatten, konnten geltend machen.

Pallium, ein beſonderes Ehrenzeichen der Erzbiſchöfe.

Das Merk- und Ehrenzeichen der Erzbiſchöfe iſt das Pallium (*), welches ihnen als das Merkmal eines apoſtoliſchen Anſehens und einer vorzüglichen Gewalt unter den Biſchöfen ertheilet wird, wie Rabanus ſagt. Der Gebrauch dieſes Pontifikalſchmuckes und entſcheidenden Ehrenzeichen war von je her nur auf die höhere Feſttage des Jahres und auf gewiſſe Feyerlichkeiten eingeſchränkt, auf daß die Erzbiſchöfe, wie in dem 27ſten oder letzten Kapitel des achten allgemeinen Kirchenrathes ausdrücklich geſagt wird, dieſe geheiligte Zierde nicht zur Hoffart und zum Stolze mißbrauchten. Solche Feſttage wurden gemeiniglich in den päpſtlichen Bullen bemerkt. Doch leſen wir auch, daß die Päpſte aus einer be-

(*) Worinn dieſes beſtanden, haben wir ſchon an einem andern Orte angezeigt.

beſondern Nachſicht gewiſſen Erzbiſchöfen den Gebrauch des Palliums nach Willkühr, und ſo oft ſie wollten, erlaubt haben. Alſo ertheilte Leo der Vierte auf Vorbitte des Kaiſers Lothar dem Erzbiſchofe zu Rheims Hinkmar die Erlaubniß, ſich des Palliums zum täglichen Gebrauche zu bedienen, wie Flodoard L. 3. Cap. 10. bezeugt.

Vermittels der Ueberreichung oder Einſendung des Palliums erhielten die Erzbiſchöfe zugleich die päpſtliche Beſtättigung in ihrer Würde, ihrer Gewalt, und aller von der erzbiſchöflichen Würde abhängenden Rechte, wie es der achte allgemeine Kirchenrath und vierte von Konſtantinopel Can. 17. verordnet; und eben hiedurch erhalten ſie auch noch die heutigen Erzbiſchöfe. Durch jene Verordnung aber war nur die alte Gewohnheit, wie ſich die Väter in angezogener Stelle ausdrücken, veſtgeſetzt; keineswegs aber ein neues Geſetz eingeführt. Verräth alſo nicht der ſonſt ſo gelehrte Peter de Marka ſein ungeläutertes Kenntniß in der Kirchengeſchichte, oder ſeine Abneigung gegen die römiſchen Päpſte, wenn er behauptet, dieſe hätten nur darum die äußerſte Sorge angewendet, den Biſchöfen das Pallium einzuſenden, damit ſie ihnen hiedurch eine neue Knechtſchaft auferlegten, die Nothwendigkeit nämlich, dem apoſtoliſchen Stuhle Gehorſam anzugeloben? Es kann durch viele Beyſpiele aus der Kirchengeſchichte erwieſen werden, daß die Biſchöfe vor und nach dem achten allgemeinen Kirchenrathe nicht nur bey dem römiſchen Papſte ſehr oft um dieſes Ehrenzeichen gebethen, ſondern auch

auch daſſelbe deſto ſicherer zu erhalten, ſich um das Anſuchen und Vorwort der weltlichen Fürſten bey dem römiſchen Hofe erworben haben. Alſo ſchickte Hadrian der Erſte auf Begehren Karls des Großen das Pallium dem Tilpin, Erzbiſchofe zu Rheims; und Nikolaus der Erſte ertheilte es dem Egilo, Erzbiſchofe von Sens, weil ſowohl König Karl der Kahle als auch die Väter des Trikaſiniſchen Kirchenrathes den Papſt gebethen hatten, daß erwähntem Erzbiſchofe der Gebrauch des Palliums nach der Gewohnheit ſeiner Vorfahrer möchte ertheilet werden. Die Päpſte hatten demnach gar keine Sorge anzuwenden, dieſe Zierde den Erzbiſchöfen einzuſenden, da dieſe ſelbſt ſo eifrig darum anhielten, und ihr Anhalten noch durch die Empfehlung und das Vorwort weltlicher Fürſten unterſtützen ließen. Vielweniger aber ſcheint es das Abſehen der Päpſte jemals geweſen zu ſeyn, durch Ueberſendung des Palliums den Erzbiſchöfen eine neue Dienſtbarkeit aufzulegen. Denn ganz auffallend iſt es, daß man um etwas anſuche, das nur Stoff zu einer größern Abhängigkeit geben könnte. Die Biſchöfe mußten zu allen Zeiten bey ihrer Einweihung dem Papſte, als dem Statthalter Jeſu Chriſti, als dem wahren Nachfolger des Apoſtelfürſten Peter, als dem oberſten Kirchenhaupte und allgemeinen Vater der Gläubigen, den Gehorſam angeloben. Dieſer Gehorſam aber hatte keinen andern Gegenſtand als die Beobachtung der Kanonen und Kirchengeſetze, deren Hinterlage und Bewahrung dem Papſte von Chriſto und der allgemeinen Kirche übergeben und anvertrauet iſt. Alſo bemerkte es ſchon der bekannte Apoſtel

Deutſchlandes, der heilige Bonifaz, in dem 132ſten Briefe an den Papſt Zacharias: Gleichwie wir, ſagt er, wegen dem Anſehen des heiligen Apoſtels Petri deiner Vorfahrer ergebene Knechte und Unterthanen waren, alſo ſind wir auch nach dem kanoniſchen Rechte deine gehorſame Diener und Unterthanen. Auf nichts anderes beziehet ſich das Bekenntniß, welches die Erzbiſchöfe bey ihrer Einweihung zur Zeit Karls des Kahlen ablegten, und vermöge deſſen ſie dem heiligen Stuhle Gehorſam ſchwuren, wie aus einer alten Formel erhellet, welche Sirmond in dem Anhange zum zweyten Bande der Kirchenräthe Galliens anführet: Dem heiligen Peter aber, heißt es darinn, gelobe ich die ſchuldige Unterwerfung und Gehorſam; unſern Suffraganen aber Hilfe und Beyſtand. Es iſt demnach der Gehorſam, welchen die Biſchöfe dem Papſte ſchuldig ſind, und den ſie ihm zu leiſten bey ihrer Einweihung ſich verbinden, ein Gehorſam nach den Kirchengeſetzen, und nur in jenen Dingen, welche der Papſt vermöge ſeines geheiligten Amtes mit apoſtoliſcher Gewalt verordnet. Keinen andern verſprachen die Erzbiſchöfe Frankreichs Johann dem Achten auf dem zu Pontyon gehaltenen Kirchenrathe, wo von der Primazialwürde Anſegiſens die Rede war. Nach den heiligen Kirchenſatzungen, ſagten ſie, und nach den Dekreten, welche die Päpſte als Inhaber des römiſchen Stuhles aus eben denſelben Kirchenverordnungen werden ergehen laſſen, und bekannt machen laſſen, verſprechen wir dem römiſchen Papſte Treue und Gehorſam.

Auf keine Art aber und in keinem Betrachte kann ein ſolcher Gehorſam für eine neue Dienſtbarkeit angeſehen werden, wie **Peter de Marka** träumet, da er den von den Erzbiſchöfen dem heiligen Stuhle angelobten Gehorſam mit dem niederträchtigen Namen einer **Dienſtbarkeit** bezeichnet. Mit beſſerm Grunde muß man einen ſolchen nur nach der Vorſchrift der Kirchenſatzungen zu leiſtenden Gehorſam eine weſentliche Amtspflicht aller Biſchöfe gegen die Kirche, und eine gegen den römiſchen Papſt allezeit ſchuldige Ergebenheit nennen, als welchem es wegen dem ihm zuſtehenden oberhirtlichen Amte und übertragenen Völle der apoſtoliſchen Gewalt eigentlich zukömmt, für die Aufrechthaltung der heiligen Kanonen zu wachen; derſelben Beobachtung in der ganzen chriſtlichen Welt zu handhaben; die bey gewiſſen Fällen nothwendigen Diſpenſen oder Ausnahmen von dem allgemeinen Geſetze zu ertheilen, und die Uebertreter der kirchlichen Geſetze zu gebührender Strafe zu ziehen.

Allem dieſem zufolge kann das **Pallium** eigentlich nur für das anſehnlichſte Unterſcheidungszeichen gehalten werden, mit welchem die Päpſte von vielen Jahrhunderten her nur die Erzbiſchöfe zu beehren pflegten. Doch wurde dieſer Ehrenſchmuck zuweilen auch nur gemeinen Biſchöfen, entweder der beſondern Verdienſte halber, die ſie ſich durch ihre Gelehrſamkeit und ausnehmende Tugend, oder ſonſt durch eine entſcheidende Art in der Kirche erworben hatten, oder auf Empfehlung mächtiger um die Kirche verdienter Fürſten, von den römiſchen Päpſten zu-

Das Pallium wird auch gemeinen Biſchöfen zugeſtanden.

zugeſchickt, und ihnen hiemit auch gewiſſe an- ſonſt nur den Erzbiſchöfen zuſtehende Vorrechte ertheilet: wie uns dann die Kirchengeſchichte mehrere Biſchöfe von Metz anzeigt, welche da- mit von den römiſchen Päpſten beſchenket wur- den; aber eben deßwegen ſich des Namens der Erzbiſchöfe und anderer ihnen keineswegs zuſtehender Rechte angemaßet hatten; ſo, daß Fulko, Erzbiſchof von Rheims, es für nöthig erachtete, dem Papſte Formos deßwegen Vor- ſtellungen zu machen, und ihn zu bitten, er möchte gewiſſen Biſchöfen Frankreichs, wel- che ohne hinlängliche Urſache, und alſo zu re- den, unbeſcheiden nach dem Pallium ſtrebten, den Gebrauch deſſelben nicht ohne Einſchränkung und ohne ausdrückliche Beſtimmung der ihnen andurch zukommenden Vorzüge erlauben.

Von den Biſchöfen.

Wenn Otto der Große, Heinrich der Erſte und ihre Nachfolger, nach dem Beyſpiele Karls des Großen, Bißthümer ſtifteten, ſo hatten ſie gewiß die reinſten, die frömmſten Ab- ſichten dabey. Die Ehre Gottes, die Ausbrei- tung des Chriſtenthums, das Heil der Völker waren die vorzüglichen Urſachen, welche ſie zu ſo heiligen Stiftungen bewogen. Doch, ohne der Religion und Frömmigkeit dieſer Fürſten das mindeſte zu entziehen, läßt ſich nicht ohne Grund muthmaßen, daß ſie hiebey auch das Beſte des Staates ſich zum Augenmerke geſetzt haben. „Denn, obgleich ihre milden Stiftun- „gen, und beſonders die Errichtung neuer Biß- „thümer, vorzüglich auf die Ehre Gottes angeſe- „hen

„hen waren, ſagt Maſcort Comentar. de „rebus Imper. Roman. Germ. L. 2. nutzten „ſie doch auch dem Staate nicht wenig. Die „Religion diente nicht minder, die erſt bezwun„genen Völker im Zaume zu halten, als das „Anſehen des Adels herunter zu ſetzen, und die„ſen zu unterjochen. Dieſe Völker, da ſie nun „ſtäte Sitze bekamen, fiengen an mehr Liebe zu „ihrem Vaterlande zu haben, und das Land „fleißiger anzubauen, und mit ihren Gemüthern „ſchien der Boden ſelbſt geſchlachter zu werden.“

So oft ein weltlicher Fürſt ein Bißthum aus ſeinen eigenen Mitteln errichtete, glaubte er auch berechtigt zu ſeyn, demſelben den erſten Vorſteher zu geben. Man trug gar kein Bedenken, jenen zum Biſchofe einzuweihen, den er dazu ernannte; wenn nur derſelbe die erforderlichen Eigenſchaften, das iſt, genugſame Fähigkeit, Gelehrſamkeit und ſolche Sitten beſaß, die man mit Billigkeit von einem Seelenhirten fodern konnte. Auf dieſes ſchienen noch heutzutage weltliche Fürſten das Recht zu gründen, das ſie ſich zueignen, bey Erledigung gewiſſer Bißthümer einen Nachfolger zu ernennen, und dem ernennten die Belehnung über ſein Bißthum zu ertheilen, weil daſſelbe von ihren Vorfahrern geſtiftet worden. Wir werden von dieſem Rechte in der Folge unſrer Geſchichte unter einem beſondern Artikel etwas weitläufigter handeln.

Ordentlicherweiſe und zufolge der in den meiſten Provinzen eingeführten und durch lange Gewohnheit beſtättigten Kirchenzucht, kam es nur der Wahl der Biſchöfe.

der Geiſtlichkeit der verwaiſten Kirche zu, nach dem Tode ihres Biſchofes derſelben, vermittelſt einer anzuſtellenden Wahl, einen Nachfolger zu geben. Doch wurden gemeiniglich auch die Obern oder Vorgeſetzten der in der Provinz liegenden Klöſter, und die Prieſter der auswärtigen Landpfarreyen dazu eingeladen. Die letztern aber hatten nur einige aus ihrem Mittel als Prokuratoren zu ernennen, welche im Namen der ſämmtlichen Landpfarrer der Wahl beywohnen mußten; und eben ſo hatte auch das Volk einige aus dem Adel und der Bürgerſchaft als Abgeordnete zur Wahl ihres zukünftigen Biſchofes zu ſchicken. Dieſe, eben wie jene, hatten dabey ſo gut als die Geiſtlichen der erledigten biſchöflichen Kirche, ihre entſcheidenden Wahlſtimmen.

Freyheit bey den Biſchofswahlen.

Nach den auf allgemeinen ſowohl als Nazional- und Provinzionalkonzilien veſtgeſetzten Kirchengeſetzen ſollten die Wahlen der Biſchöfe frey ſeyn. In dem Falle aber, daß ein unwürdiger erwählet oder ernennet würde, kam es dem Erzbiſchofe, unter deſſen Gerichtsbarkeit das erledigte Bißthum ſtund, zu, dafür zu ſorgen, daß ein anderer gewählet oder ernennet wurde, wie wir ſchon oben bey den Vorrechten und Pflichten der Erzbiſchöfe angemerket haben. Zuweilen wurde das Wahlrecht, welches eigentlich nur der Geiſtlichkeit der erledigten Kirche zuſtund, den Provinzialbiſchöfen übertragen; da nämlich ein wegen Abgang erforderlicher Eigenſchaften ganz unwürdiger oder unfähiger gewählet worden; oder die Wahl wegen eines andern dabey untergelaufenen weſentlichen Fehlers, als der Simonie, einer gewaltſamen Eindringung ꝛc.

wozu

wozu die Wählenden ihre Einwilligung auf welcherley Art zu geben genöthigt würden, für nichtig mußte erkläret werden.

Man müßte nur ein ſeichtes Kenntniß in der Kirchengeſchichte beſitzen, wenn man in Abrede ſtellen wollte, daß ungeachtet der durch die Kirchenſatzungen veſtgeſetzten, und von Karl dem Großen und ſeinen Nachfolgern durch verſchiedene Kapitularien und öffentliche Staatsgeſetze beſtättigten Wahlfreyheit, dennoch die Kaiſer und andere weltliche Fürſten ſich ſchon in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten in die Wahlen der Biſchöfe eingemenget haben. Sie glaubten ſich hiezu nicht nur berechtigt, ſondern im ächten Verſtande als Schutzvögte der Kirchen auch dazu verbunden, um bey einer anzuſtellenden Wahl die Ruhe und den Frieden zu erhalten, und die Wählenden dazu zu vermögen, daß ſie jedesmal nur den würdigſten wählten.

Wenn nun ſchon der achte allgemeine Kirchenrath Can. 12. die durch die Gewalt und den Befehl weltlicher Fürſten, oder durch Liſt, Ränke und Tyranney derſelben geſchehene Wahlen und Einweihungen der Biſchöfe für nichtig erklärt, ſo verbeut doch der Kirchenrath keineswegs, daß ſie in die Biſchofswahlen einen Einfluß haben ſollen, wenn dabey die Wahlfreyheit der Geiſtlichkeit ungekränket bleibet, oder das Beſte der Kirche und des Volks nicht außer Acht geſetzt wird. Wir wiſſen ſogar, daß die Kaiſerin Theodora, nachdem ſie die Biſchöfe, die Großen des Reichs, den Rath und die ſämmtliche Geiſtlichkeit in ihren Pallaſt beru-

berufen hatte, ohne einzige Wahlformel eigenmächtig den heiligen Ignaz zum Patriarchen von Konſtantinopel beſtimmt und ernennt habe, wie Michael Syniellus berichtet; ohne daß ſich jemand unterſieng, dieſer Ernennung das mindeſte entgegen zu ſetzen, oder etwas dawider einzuwenden, indem die ganze Verſammlung ſchon zum voraus von der Würdig- und Fähigkeit des heiligen Ignaz überzeugt war. Alſo wußte die Kirche durch eine kluge Nachſicht die Pünktlichkeit ihrer Geſetze dem Willen der Fürſten in jenen Geſchäften aufzuopfern, bey welchen ſie ſah, daß der Fürſt nur das beſte der Religion und der Kirche ſich zum Augenmerke genommen habe. Daß aber in Deutſchland nach Erledigung der biſchöflichen Sitze bey der Wahl eines Nachfolgers ſchon unter der Regierung der Ottonen eine völlige Wahlfreyheit beobachtet worden, erhellet aus dem Leben des heiligen Wolfgangs, ehemaligen Biſchofs zu Regensburg, bey Surius auf den 31ſten Tag des Weinm. Cap. 11. und aus dem Leben des heiligen Heribert, Erzbiſchofs zu Kölln, bey eben demſelben auf den 16. März Cap. 5.

Beſtättigung der Biſchofswahlen.

Die Wahl des neuen Biſchofs, wenn ſie rechtmäßig, und nach der Vorſchrift der Kirchenſatzungen geſchehen war, mußte von dem Erzbiſchofe, deſſen Gerichtsbarkeit der neuerwählte Biſchof als Suffragan unterworfen war, beſtättiget werden. Doch wurde dieſe Beſtättigung erſt nach vorgenommener Prüfung von der Fähigkeit und Sitten des Neuerwählten ertheilet.

Obgleich aber die Beſtättigung der Biſchöfe in dem neunten Jahrhunderte für ein den Erzbiſchöfen eigentlich zuſtehendes Recht angeſehen worden, und die römiſchen Päpſte ihres Rechtes alle Biſchöfe in dem Occident zu beſtättigen ſich damals noch nicht bedienten, ſo gab es doch auch ſchon in jenen Zeiten Fälle, bey welchen die neuerwählten Biſchöfe für ihre Beſtättigung ſich unmittelbar an den römiſchen Stuhl wenden durften, und die Päpſte nicht nur den Neuerwählten beſtättigten, ſondern ihm auch die biſchöfliche Weihe ertheilten, ohne daß ſie jemals geglaubet hätten, hiedurch die von den heiligen Kanonen den Erzbiſchöfen eingeräumte Rechte zu verletzen. Und zwar geſchah dieſes erſtens, wenn der Erzbiſchof, dem es ſonſt von Rechtswegen zukam die Wahl eines Biſchofs zu beſtättigen, ſolches Recht mißbrauchte, und entweder den rechtmäßig erwählten ohne Urſache, oder gar aus niederträchtigen und böſen Abſichten die Beſtättigung verweigerte, oder einen beſtättigte, deſſen Wahl nach den Kanonen der Kirche für unrechtmäßig und ungültig mußte erkläret werden. Alſo berief Papſt Johann der Zehnte Hilduin und Richer, deren jeder von zwey Parthenen zum Biſchofe von Tongern erwählet worden, und deßwegen um ſolches Bißthum ſich verzankten, nach Rom; und nachdem er ihre Streitſache unterſucht hatte, verwarf er Hilduin, welchen Hermann gegen die Vorſchrift der Kanonen geweihet hatte, und beſtättigte den Richer, und weihete ihn zugleich zum Biſchofe von Tongern ein. Zweytens, wenn derjenige, der auch vermittelſt einer kanoniſchen Wahl zum Biſchofe gewählet worden, um

um wirklich in den Beſitz des Bißthumes ein=geſetzt zu werden, eine Diſpens nöthig hatte, die niemand als der Papſt, der allein in den kanoniſchen Hinderniſſen zu diſpenſiren die Gewalt hatte, ertheilen könnte. Drittens, wenn der Erzbiſchof, bey welchem der Erwählte um ſeine Beſtättigung anſuchen mußte, und bey dem er auch wirklich darum angeſucht hatte, ſeine Amtespflicht nicht erfüllen wollte, und die Beſtättigung entweder aus einem nichtigen Vorwande abſchlug, oder in die Länge verſchob.

Bevor dem Neuerwählten die Beſtättigung ertheilet, und er zum Biſchofe eingeweihet wurde, mußte er ein Glaubensbekenntniß ablegen; zugleich aber eine genaue Beobachtung der heiligen Kanonen und anderer von dem apoſtoliſchen Stuhle ergangener Dekrete, beynebens ſeinem Erzbiſchofe den Gehorſam angeloben. Dergleichen Bekenntniſſe und Gelobungsformeln laſſen ſich bey verſchiedenen Schriftſtellern, beſonders bey Natalis Alex. Hiſt. Eccl. Sæc IX & X. Cap. 5. Art. 1. 2. 3. &c. antreffen. Nach dem achten Kanon des achten allgemeinen Kirchenrathes foderten die Patriarchen der griechiſchen Kirche von den einzuweihenden Biſchöfen nur das Glaubensbekenntniß ab, ohne Meldung des Gehorſams und der Treue, welche die Biſchöfe ihrem Patriarchen oder Erzbiſchofe zu leiſten verbunden wären.

Schon im Anfange des neunten Jahrhunderts betrachtete man es als eine von jeher eingeführte Gewohnheit, daß die Biſchöfe Deutſchlands und Frankreichs bey ihrer Einweihung auch

auch ihrem rechtmäßigen Fürſten, als den Kaiſern und Königen, eine unverletzliche Treue ſchwuren. Ja, durch den zwölften Kanon des zweyten im Jahre 836 zu Aachen gehaltenen Kirchenraths wird den Biſchöfen die Entſetzung von ihrem Amte und der Verluſt ihres Bißthums angedroht, welche die Parthey des Kaiſers Ludwig verlaſſen, oder die ihm geſchworne Treue verletzen würden. Daher, als Ludwig der Zweyte, König in Deutſchland, auf Anſtiftung einiger Anführer in das Reich ſeines Bruders Karl, mit dem Beynamen des Kahlen, eingefallen war, und ſich deſſelben bemächtigen wollte, foderte er auch von den Biſchöfen der Staaten Karls, daß ſie ihm den Eid der Treue ablegen ſollten: allein, dieſe weigerten ſich deſſen mit Muth und Standhaftigkeit; weil er, wie ſie ſich in dem an ihn deßwegen erlaſſenen Schreiben ausdrücken, ihr rechtmäßiger Herr nicht wäre, ſondern ein gewaltſamer Eroberer eines fremden Reichs. Sie hatten alſo ſchon vorher Karl dem Kahlen, als ihrem rechtmäßigen Herrn, den Eid der Treue abgelegt, den ſie aber gröblich zu verletzen glaubten, wenn ſie dem ungerechten Begehren Ludwigs Folge geleiſtet hätten. Endlich ſo ſchrieb auch Karl, der Einfältige genannt, König in Frankreich, im Jahre 921 an die Biſchöfe ſeines Reichs, und ermahnte ſie, ihm die Treue unverbrüchlich zu halten, die ſie ihm verſprochen hätten. *Propter Deum*, drückt er ſich in ſeinem Schreiben aus, wegen Gott ſollten ſie ihm treu verbleiben, *& debitam, quam nobis polliciti eſtis, fidelitatem*, und an die ſchuldige Treue, die ſie

ihm angelobet hatten, erinnerte er die Biſchöfe ſeines Reichs.

Hieraus nun ergiebt ſich erſtens, daß die weltlichen Fürſten ſchon im neunten und zehnten Jahrhunderte von den Biſchöfen ihrer Staaten in gewiſſen Stücken eine gewiſſe Abhängigkeit gefodert, und die Biſchöfe ſelbſt ſolche Abhängigkeit nicht mißkennt haben. Zweytens, daß die weltlichen Fürſten ſich berechtigt glaubten, ſolcher Abhängigkeit ſich durch ein feyerliches Verſprechen der Biſchöfe verſichern zu können. Drittens, daß die Biſchöfe eine ſolche Verſicherung gemeiniglich unter einem Eidſchwure ihrem rechtmäßigen Fürſten gegeben haben. Worinn aber ſolche Abhängigkeit der Biſchöfe von ihrem Fürſten beſtanden, und zu was ſich jene vermöge ihrer dieſen letztern eidlich geſchwornen Treue eigentlich verbunden gemacht haben, werden wir füglicher an einem andern Orte, wo von den **Belehnungen der Biſchöfe** ꝛc. die Rede ſeyn wird, unterſuchen und beſtimmen können.

Aufgebung des Bißthums und Reſignation deſſelben geſchah nur mit Erlaubniß des Papſtes ꝛc.

So wenig es einem Biſchofe erlaubt war, ſein Bißthum aufzugeben, und das biſchöfliche Amt nieder zu legen, was immer er für eine Urſache vorſchützte, auch nicht einmal in der frommen Abſicht, Gott in einem Kloſter zu dienen, und ſeinem Seelenheile allein abzuwarten, ohne ausdrückliche Erlaubniß des römiſchen Papſtes, ſeines Erzbiſchofes, oder einer Provinzialſynode; eben ſo wenig war einer befugt, daſſelbe zu Gunſten eines ſogenannten **Koadjutors** (*) auf-

(*) **Koadjutor** wird derjenige genannt, den ein Biſchof zum Gehilfe in ſeinen biſchöflichen Amtsver-

aufzugeben, oder dieſem zu überlaſſen, wenn nicht eine unumgängliche Nothwendigkeit, das iſt, eine durch das Alter und lange Arbeiten erprobte Entkräftung des wirklichen Biſchofes, oder eine aus andern wichtigen Urſachen dargethane Nutzbarkeit der Kirche eine ſolche Abdankung des Bißthumes rechtfertigen konnte. Und auch in einem ſolchen Falle wurde zu jenen Zeiten nicht allein die Erlaubniß des römiſchen Stuhles und des Erzbiſchofes, unter deſſen Gerichtsbarkeit der reſignierende Biſchof als Suffragan ſtund, ſondern auch jene des weltlichen Fürſten erfodert. Wir finden von beyden dieſen die Kirchenzucht berührenden Vorfallenheiten mehrere Begebenheiten. Der heilige Burchard, Biſchof zu **Würzburg**, dient uns zur Probe des einen und andern. Denn erſt alsdann erhielt er von Kaiſer **Karl** und dem heiligen **Lullus**, dem damaligen Erzbiſchofe von **Mainz**, die Erlaubniß ſein Bißthum aufzugeben, und dem **Megingaud** zu überlaſſen, da er ſowohl durch das hohe Alter als die vielen apoſtoliſchen Arbeiten ganz entkräftet, die biſchöflichen Geſchäfte ferner zu verrichten außer Stande war. Gleichermaßen verbot auch die Kirchenzucht des neunten und zehnten Jahrhunderts den Biſchöfen den Uebergang von einem Bißthume zum andern, wenn nicht eine höchſt wichtige Urſache, das iſt, das allgemeine Beſte

---

verrichtungen annimmt, oder bey ſeinen Lebszeiten vermittelſt einer rechtmäßigen Wahl dazu wählen läßt, in der Abſicht, nach ſeinem Tode oder nach freywilliger Aufgebung ſeines Bißthums ihn zum Nachfolger zu haben.

der Kirche eine ſolche Veränderung anrieth. Doch mußte jene Urſache, welche dergleichen Ueberſetzung eines Biſchofes von ſeinem bisherigen biſchöflichen Sitze zu einem andern zu billigen ſchien, noch vorher von einer Synode der Biſchöfe unterſucht, und wenn dieſelbe hinlänglich befunden wurde, dem Papſte einberichtet werden, bey welchem der Biſchof, welcher ſeinen bisherigen Sitz verlaſſen, und zu einem andern übergehen wollte, überdieß auch um die Erlaubniß, eine ſolche Vertauſchung wirklich vornehmen zu dürfen, bitten mußte.

Der Beſitz mehrerer geiſtlichen Pfründen war verboten.

Ob es aber ſchon in den oft bemerkten neunten und zehnten Jahrhunderten der Kirchenzucht ſchnurgerade entgegen war, mehrere Bißthümer oder auch mit einem Bißthume noch andere geiſtlichen Pfründen zugleich zu beſitzen, ſo leſen wir doch von Hatto, dem Erzbiſchofe zu Mainz, daß er mit Gutheißen Karl des Dicken, bey dem er in beſondern Gunſten ſtund, zugleich zwölf verſchiedenen Abteyen als Abt vorgeſtanden habe. Vielleicht irren wir nicht, wenn wir behaupten, Hatto habe zwar ſo viele Abteyen als Abt oder geiſtlicher Vorſteher verwaltet, keineswegs aber neben den Einkünften ſeines Erzbißthumes auch zugleich jene ſolcher Abteyen zu genießen gehabt, oder dieſe letztern nach eigenem Gutdünken und Wohlgefallen verwenden können. Gleichwie nämlich die Generalen gewiſſer geiſtlicher Orden, und die Viſitatoren einiger Kongregazionen heutzutage mehrern Klöſtern als Obere vorſtehen, ohne daß ihnen ein ſolches Amt ein Recht über die Einkünfte der unter ihrer blos geiſtlichen Verwaltung ſtehender

der Klöſter einräumet. Der heilige Wolfgang, Biſchof zu Regensburg, ſchien von der Gerechtigkeit- und Anſtändigkeit eines ſo wichtigen Geſetzes der dortmaligen Kirchenzucht in ſeinem Gewiſſen überzeugt geweſen zu ſeyn, und hielt alſo ſtrenge darauf, daß, ſobald er Biſchof geworden, er die berühmte Abtey des heiligen Emmeran, welche ſeine Vorfahrer die Biſchöfe zu Regensburg von den Kaiſern erhalten hatten, und mit deren Einkünften ſie als mit ihrem Eigenthume nach Belieben ſchalten und walten konnten, alſogleich dem damaligen Kloſterabt Ramuold zurücke gegeben hat, damit er die Einkünfte derſelben nach Vorſchrift der Regel verwenden ſollte. Ja, da ihn einige widrig geſinnten Rathgeber von ſolcher Uebergabe abhalten wollten, und ihm ſehr heftig anlagen, er ſollte ſeine Nachfolger weder der Oberaufſicht über ſolche Abtey, noch des Genuſſes der anſehnlichen Einkünfte derſelben berauben, antwortete er ihnen: „Ihr ſollet wiſſen, daß „Wolfgang keine Laſt jemals auf ſeine Schul„tern nehmen werde, die er zu tragen nicht im „Stande ſeyn durfte, nämlich, daß er zugleich „Biſchof und Abt ſeyn wollte. Denn gleichwie „es nach dem Zeugniſſe des heiligen Gregors „(des Großen) unanſtändig iſt, daß in dem „menſchlichen Leibe ein Glied den Dienſt des an„dern verrichte: alſo iſt es ſchädlich und ganz „abſcheulich, wenn jede Dienſte und Aemter „nicht unter eben ſo viele Perſonen vertheilet „werden, als es wirklich verſchiedene Dienſte „und Verrichtungen ſind. Es iſt für einen „Biſchof genug, wenn er ſich mit größter Sorg„falt dem Hirtenamte widmet: und ein Abt hat

„genug zu thun, wenn er das Heil ſeiner Mit-
„brüder beſorget, und in allen Stücken ſein
„Kloſter gut verwaltet. Daß ihr aber ſagt,
„ich beraube mich und meine Nachfolger der Gü-
„ter des heiligen Martyrers Emmeran, ſo
„will ich ſie für jenen, dem ſie geſchenkt wor-
„den, und für den Gebrauch der Diener Got-
„tes aufbehalten. Denn ſo werden ſie am be-
„ſten zu meinem Dienſte und Nutzen gedeyen,
„wenn ſie für jene, denen ſie eigentlich beſtimmt
„worden, reichlich verwendet werden.“

Beſtändiger Aufenthalt der Biſchöfe in ihren Kirchenſprengeln.

Keinem Biſchofe war erlaubt ſich von der ihm anvertrauten chriſtlichen Heerde zu entfernen. (Wir reden hier nur von jenen Zeiten, in welchen der chriſtliche Glaube ſchon aller Orten ausgebreitet war, von dem neunten und zehnten Jahrhunderte, wo den Biſchöfen ſchon ihre Kirchenſprengel angewieſen waren, und ein jeder ſeinen gewiſſen Sitz hatte) Vermöge verſchiedener Kirchengeſetze war demnach ein jeder Biſchof verbunden, in ſeinem eigenen Kirchenſprengel zu wohnen, und ſeinen beſtändigen Aufenthalt darinn zu haben. Doch gab es auch Fälle, in welchen dieſe obgleich ſchon ſtrenge und genau beobachtete Kirchenzucht bey ein- und anderm Biſchofe eine Ausnahm litt. Die erſte gültige Urſache, ſich von ſeinem Bißthume zu entfernen, war eine entweder aus Andacht zu dem Grabe der heiligen Apoſtel Peter und Paul, oder auf Befehl des Papſtes nach Rom angeſtellte Reiſe. Zweytens, eine an dem Hofe ſeines Fürſten nicht zwar geſuchte, ſondern allein auf Befehl des Landesfürſten angenommene Amtsverwaltung oder der Dienſt, den ein

ein Biſchof ſeinem Fürſten an deſſen Hofe zu leiſten ſich genöthigt fand, entſchuldigte jenen von dem beſtändigen Aufenthalte in ſeinem Bißthume. Alſo vertraten gemeiniglich ein oder zween Biſchöfe die Stelle der Hofkapläne an dem kaiſerlichen oder königlichen Hofe: zwey oder drey Biſchöfe folgten als Räthe ihrem Fürſten in den Krieg nach, oder bekleideten ihn als die angeſehenſten Männer ſeines Hofes auf den Reiſen, die er entweder zu andern Fürſten, oder in verſchiedene Provinzen ſeiner eigenen Staaten unternahm. Drittens, wichtige Geſchäfte, welche ein Biſchof außer ſeinem Kirchenſprengel zum beſten der Kirche oder des Staates zu verrichten oder zu unternehmen hatte, waren eben ſowohl hinreichende Urſachen, ſich von ſeinem Bißthume zu entfernen, als die von den römiſchen Päpſten oder von Kaiſern und Königen aufgetragenen Geſandtſchaften an auswärtigen Höfen. Die Kirchengeſchichte liefert uns viele Beyſpiele von derley Geſandtſchaften in dem neunten und zehnten Jahrhunderte. Doch finden wir, daß das Amt der Aprokiſarien oder der Abgeſandten des römiſchen Stuhles ſeltener von Biſchöfen als von bloßen Prieſtern und Diakonen verwaltet worden; weil nämlich eine ſolche Geſandtſchaft gemeiniglich die Nothwendigkeit einer immerwährenden oder doch längern Abweſenheit von ſeiner Heerde nach ſich zog. Die fünfte von dem wirklichen Aufenthalte in ſeinem Bißthume ausnehmende Urſache war die Nothwendigkeit oder Pflicht, einer Nazional- oder Provinzionalſynode beyzuwohnen; auf einem von Kaiſern und Königen ausgeſchriebenen Reichstage zu erſcheinen, ſich bey einer allgemei-

nen Zuſammenkunft der Großen des Reiches ein⸗zufinden ꝛc. Sechstens, ob es gleich den Bi⸗ſchöfen geſtattet war, bey dem Einfalle auswär⸗tiger Feinde, bey allgemeiner Verheerung, wel⸗che die Heyden und Barbaren in ihren Kirchen⸗ſprengeln anrichteten, ihr Leben zu retten, und für ihre Erhaltung zu ſorgen, ſo erlaubten ihnen doch die Kirchengeſetze nicht ihre Heerden zu ver⸗laſſen, oder aus ihrem Kirchenſprengel zu ent⸗weichen, ſo lange ſich von ihren Gläubigen dar⸗inn befanden, welche ihrer Hilfe, ihres Raths, ihrer Ermahnungen, ihrer geiſtlichen Zuſprüche, ihrer Aufmunterung bedürftig wären, oder von denen ſie wiſſen konnten, daß ſie, ſich ſelbſt über⸗laſſen, ihr körperliches oder geiſtliches Leben nicht lange fortbringen, und ohne den Beyſtand ihres geiſtlichen Hirten an Leibe oder Seele zu Grunde gehen würden. Papſt Nikolaus der Erſte gab einem Biſchofe, der in ſo einem Falle von ihm Rath verlangte, folgende Antwort: „Wenn „es ſchädlich iſt, daß der Steuermann ſein Schiff „bey ſtillem Meere verlaſſe; mit wie viel größe⸗„rer Gefahr und Schaden wird er es thun in „Wind und Wellen? Wir wollen da nicht ſa⸗„gen, daß wir der Verfolger und beſonders der „Heyden Nachſtellungen nicht fliehen ſollen; ſon⸗„dern es gezieme ſich ganz gewiß, daß wir vor⸗„züglich, die wir als Führer den Heerden den „Weg weiſen ſollen, ja ſogar durch Gottes Be⸗„ſtimmung derſelben Hirten ſind, auch in den „Gefahren bey ihnen bleiben.“

Anſehen und Ge⸗walt der Biſchöfe.

Man ſah die Biſchöfe, wenn ſie je einen ihrem Karakter entſprechenden Wandel führten, und vorzüglich bey ihren Amtsverrichtungen wahre

wahre Frömmigkeit und ungeheuchelte Andacht blicken ließen, zu allen Zeiten als Abgeſandte Gottes an, von welchen das chriſtliche Volk nicht nur Lehren des Heils, die Erklärung des göttlichen Geſetzes, ſondern auch in allen ſeinen geiſtlich- und leiblichen Angelegenheiten Hilfe und Rath, in ſeinen Nöthen Beyſtand, in ſeinen Zweifeln Auskunft, in ſeinen Streitſachen Gerechtigkeit und Entſcheidungsurtheile fodern könnte. Gleichwie aber das gemeine Volk aus Verehrung und Zutrauen ſich in allen Stücken bey ſeinem Biſchofe, als ſeinem geiſtlichen Oberhirten, Raths erholte, alſo war es eine gemeſſene Pflicht für die ſämmtliche Geiſtlichkeit in allen Vorfallenheiten, wo ein Zweifel aufzulöſen, ein höheres Urtheil zu fällen und eine Entſcheidung nöthig war, ſich an ihren Biſchof, als ihren unmittelbaren Obern und Vorgeſetzten, zu wenden.

Die Gewalt der Biſchöfe (*) bekam bald einen Zuwachs, bald wurde ſie wieder enger eingeſchränkt, je nachdem die Erzbiſchöfe ihre Vor-

(*) Hier iſt die Rede nicht von jener Gewalt, welche den Biſchöfen durch die biſchöfliche Weihe ertheilet wird, als welche ihrer Weſenheit nach immer die nämliche iſt, und weder eine Ausdehnung noch Einſchränkung zuläßt; ſondern blos von jener, die ſie entweder durch die Kirchengeſetze oder von weltlichen Fürſten theils in geiſtlichen, theils in bürgerlichen Sachen ſowohl über die Geiſtlichen ihres Kirchenſprengels, als über die übrigen Gläubigen deſſelben, in ſo weit dieſe letztern als Bürger und Unterthanen des weltlichen Staates betrachtet wurden, zu verſchiedenen Zeiten erhielten.

rechte, die ſie über ihre Suffraganen zu haben glaubten, geltend zu machen wußten, und hingegen die Biſchöfe die ihrigen gegen die Erzbiſchöfe zu vertheidigen ſich im Stande ſahen; vorzüglich aber, wie die Päpſte und die weltlichen Fürſten gegen die einen und andern geſinnet waren, und ſich den einen oder den andern geneigter und günſtiger erzeigten.

Ihre Gerichtsbarkeit.

In dem neunten und zehnten Jahrhunderte ſchien die biſchöfliche Gewalt ihren höchſten Grad erreicht zu haben; denn eben in jener Zeit erſtreckte ſich ihre Gerichtsbarkeit nicht nur überhaupt in allen Dingen über die unmittelbar unter ihnen ſtehende Geiſtlichkeit, ſondern auch über die Streitſachen der Layen, welche ein Theil der ſtreitenden Partheyen dem biſchöflichen Gerichtshofe zur Unterſuchung übertrug, und deſſen Urtheile ſich freywillig unterwarf.

Ueber die Geiſtlichen.

Die Streitſachen der Geiſtlichen, was ſie immer zum Gegenſtande hatten, waren nicht nur vermöge der kanoniſchen Geſetze, ſondern auch durch die Kapitularien, oder die von den Kaiſern und fränkiſchen Königen ergangenen Reichsgeſetze unmittelbar der Unterſuchung und dem Urtheile der Biſchöfe vorbehalten. In dem erſten Buche der gemeldeten Kapitularien Art. 27 wird die Vollziehung des auf dem Chalzedoniſchen Kirchenrathe abgefaßten Kanons anbefohlen, nämlich: **Wenn die Geiſtlichen einen Handel unter ſich haben werden, ſoll derſelbe von ihrem Biſchofe, nicht aber von den Layen entſchieden werden.** Und in dem 38ſten Artikel wird ausdrücklich verordnet,

net, daß die Geiſtlichen, wenn ſie ſtrafmäßig befunden würden, nur von Geiſtlichen, keineswegs aber von weltlichen Fürſten ſollten geurtheilet werden. Ja die weltlichen Richter, welche einen aus der Geiſtlichkeit für ihr Gericht fodern, oder über ihn ein Urtheil zu fällen ſich erkühnen werden, ſollen nach eben ſolchen Verordnungen von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen werden. Wenn aber ein Streit ſich zwiſchen einem Geiſtlichen und einem Layen anſponn, wurde derſelbe, nach dem Zeugniſſe des in der Kirchengeſchichte ſo bekannten Erzbiſchofes von Rheims Hinkmars, von dem Biſchofe mit Zuziehung weltlicher Richter entſchieden.

Doch die Gerichtsbarkeit der Biſchöfe erſtreckte ſich noch weiter. Nicht allein hatten ſie über die ihnen unmittelbar unterworfene Geiſtlichkeit eine oberrichterliche Herrſchaft und Gewalt auszuüben; eben eine ſolche ward ihnen auch durch die Kapitularien der beyden Kaiſer Karls des Großen und Ludwigs des Frommen über die Layen ihres Kirchenſprengels in gewiſſen Fällen eingeräumt. Wenn nämlich ein Theil der ſtreitenden Partheyen ſeinen Rechtshandel, ob dieſer gleich ganz weltliche, das iſt, bürgerliche Sachen zum Gegenſtande hatte, lieber von ſeinem Biſchofe als von einem weltlichen Richter wollte beurtheilen laſſen, mußte ſich der andere ſtreitende Theil, es möchte der Kläger oder der Beklagte ſeyn, gefallen laſſen, jenem zu folgen, welcher den Biſchof zum Richter gewählet hatte, ſomit ſeine Klage oder Ver-

thei-

theidigung vor dem biſchöflichen Gerichte anzu⸗bringen, und die Entſcheidung ſeiner ganzen Streitſache von dem Biſchofe erwarten. „Wir „wollen, ſagen die erwähnten Kaiſer L. 6. Ca-„pitular. Cap. 366. und befehlen, daß alle un⸗„ſerer Beherrſchung unterworfenen Untertha⸗„nen, ſowohl die Römer als Franken, die „Deutſchen, Baiern ꝛc., was ſie ſonſt für Ge⸗„ſetze oder Gewohnheiten zu haben ſcheinen, die⸗„ſen Spruch, den wir aus dem 16ten Buche „Kaiſer Theodoſens ... gezogen, und mit „Rathe aller unſrer getreuen ſowohl der Geiſtli⸗„chen als der Layen unſerm Geſetzbuche als ein „zuhaltendes Geſetz einverleibet haben, auch als „ein ewiges und unverbrüchliches Geſetz halten „ſollen," nämlich: Wer immer einen Rechtshandel hat, er ſey der Kläger oder der Beklagte, es ſey im Anfange des Streites oder im Laufe deſſelben, wenn die Streitſache erſt unterſucht wird, oder ſchon ein Spruch darüber ergehen ſoll; ſobald einer aus beyden das Gericht der Vorſteher der heiligen Geſetze (des Bi⸗ſchofes) erwählet haben wird, ſoll alſo gleich ſolcher Rechtshandel ohne einigen Anſtand dem Gerichte der Biſchöfe mit den Klagſchriften beyder ſtreitenden Par⸗theyen übergeben werden, wenn auch ein Theil derſelben dagegen ſich ſträubet.

Was aber die kanoniſchen Rechtsſachen be⸗trifft, als die Verbeſſerung und Beſtrafung der Laſter, Verurtheilung zur öffentlichen oder heim⸗lichen Kirchenbuße, Beförderung des Gottes⸗dienſtes, Beobachtung der kanoniſchen Geſetze

und

und Vollziehung der Kirchenzucht ꝛc., befahl Karl der Große allen und jeden, ſich den Biſchöfen gehorſam und unterthänig zu erzeigen, indem er gegen die Ungehorſamen und Widerſpänſtigen die ſchwerſten Strafen verordnet. Wir wollen und befehlen, ſagt abermal Kaiſer Karl der Große L. 7. Capitular. Cap. 300, daß alle... von dem kleinſten bis zum größten ihren Prieſtern wie dem höchſten Gott, deſſen Abgeſandten und Sachwalter in der Kirche ſie ſind, ſich gehorſam bezeigen. Denn wir können nicht begreifen, wie jene uns Gehorſam leiſten und Treue halten können, welche Gott und ſeinen Prieſtern ungehorſam und widerſpänſtig ſind... Von jenen iſt geſagt: Wer euch höret, höret mich, und wer euch verachtet, verachtet mich... Auf dieſe göttlichen Sprüche geſtützet, befehlen wir, daß alle zu Erfüllung ihres Amtes und zu Beſtrafung der Sünder und Antreibung der Nachläßigen Hilfe und Gehorſam leiſten ſollen. Diejenigen aber, welche in derley Sachen ſich träge und nachläßig, oder ihnen ungehorſam finden laſſen, ſollen wiſſen, daß ſie in unſerm Reiche weder Ehrenſtellen behalten, wenn es auch unſere eigenen Söhne wären, weder in unſerm Pallaſte ſich aufhalten, und weder mit uns, noch mit den unſrigen einige Gemeinſchaft mehr haben, ſondern mit größter Strenge die verdienten Strafen empfinden ſollen. Würdiger Spruch eines ſo großen Fürſten! den aber auch jene einer ernſten Betrachtung würdigen

ſoll-

ſollten, welche heutzutage die ſämmtliche Geiſtlichkeit, das ſeines Amts und ſeiner geheiligten Würde halber ehrwürdige Prieſterthum, eifrige Seelſorger und derſelben in dem Weinberge des Herrn emſigen Mitarbeiter, tief unter das gemeine Volk herabzuſetzen, ſich nach allen ihren Kräften beſtreben.

Was endlich ein Biſchof nicht durch ſich ſelbſt mit Anwendung ſeines Anſehens und ſeiner geiſtlichen Gewalt in ſeinem Kirchenſprengel verbeſſern, ſchlichten oder abthun konnte, es betraf ſodann eine ganz geiſtliche oder weltliche Streitſache, ein zufälliges Strafurtheil ꝛc., ein ſolches Geſchäft mußte er auf eine Zuſammenkunft mehrerer Provinzialbiſchöfe, oder an den Landesfürſten, wenn je deſſen Unterſtützung, das iſt, der weltliche Arm zu deſſelben Beylegung nothwendig erachtet wurde, gelangen laſſen: Auf daß, wenn einer den Kirchengeſetzen widerſpänſtig, und gegen die Verordnungen der Geiſtlichkeit unbiegſam befunden worden, derſelbe durch auswärtige Gewalt bezwungen und verbeſſert würde. L. 7. Capitular. Cap. 419.

Von den Prieſtern, Chorherren und andern dem Kirchendienſte gewidmeten Geiſtlichen.

Diejenigen, welche zum Kirchendienſte aufgenommen zu werden verlangten, oder da ſie ſchon der Zahl der Kirchendiener einverleibet waren, von dem Biſchofe zu Empfangung der heiligen Weihen beſtimmt worden, mußten ſich in den

den Seminarien, das iſt, in den ſogenannten Pflanzſchulen der Geiſtlichen dazu tauglich machen. Wir leſen in der Kirchengeſchichte des neunten und zehnten Jahrhunderts von zwo Gattungen derley Seminarien. Die Wohnungen der Biſchöfe oder die Klöſter waren es, wo die zum Prieſterſtande gewidmeten Subjekte erzogen wurden, und den nöthigen Unterricht erhielten, um dermaleinſt taugliche Diener der Kirche abzugeben.

Man nahm in beyden Knaben als Schüler auf, die ſich noch in den erſten Jugendjahren befanden; denn wir wiſſen aus der Lebensgeſchichte des heiligen Benedikt, daß viele edeln Römer ihre Kinder demſelben in das Kloſter auf dem Berge Kaſſin zur Erziehung übergeben haben; gleichwie uns auch aus der Profan- und Kirchengeſchichte mehrere Beyſpiele bekannt ſind, daß Fürſten ihre Söhne in die biſchöflichen Paläſte verſchickt haben, um unter den Augen des Biſchofes erzogen zu werden.

Sowohl die, welche von ihren Aeltern zum geiſtlichen Stande beſtimmt waren, als auch jene, die ſich nach reiferm Alter aus eigener Erwählung dazu bekennen wollten, bekamen gleich bey ihrem Eintritte in die Seminarien das geiſtliche Kleid; und zwar jene, welche in das biſchöfliche Seminarium, das iſt, in jenes, welches in der Wohnung des Biſchofes errichtet war, die Klerikal- oder Weltprieſterkleidung, da hingegen die, welche in den Kloſterſeminarien ſollten erzogen werden, das Mönchskleid empfiengen. In beyden wurde den Schülern der

ihrem

ihrem Alter ſowohl als ihren Fähigkeiten angemeſſene Unterricht gegeben: ſobald ſie aber allgemach an die Jahre hinreichten, welche von der Kirche zu Empfangung der heiligen Weihe beſtimmt waren, wurden ſie in jenen Künſten und Wiſſenſchaften unterrichtet, die man für nöthig oder dienlich erachtete, um ſie nach dem Stande zu bilden, zu dem ſie ſich entweder aus eigenem Triebe, oder weil ſie der Wille ihrer Aeltern dazu verordnet hatte, für ihre Lebenszeit bekennen würden. Hinkmar, der ſchon ſo oft angezogene Biſchof von Rheims, ſchreibt von ſich ſelbſten in ſeinem 26ſten Briefe: Ich wurde aus dem Kloſter, darinn ich von Kindheit auf in einem Klerikalkleide erzogen worden, von da aber an dem Hofe des Kaiſers Ludwigs eine geraume Zeit mich aufhielt, herausgenommen ꝛc. In Anſehung der in den Behauſungen der Biſchöfe errichteten Seminarien aber wird in dem dritten Kirchenrathe von Tour Can. 12. ausdrücklich verordnet, daß jener, welcher zum Prieſterthume erhoben zu werden verlangt, ehe er zur prieſterlichen Weihe zugelaſſen wird, in der Biſchofsſchule ſich ſo lange auf die Erlernung ſeiner Amtspflichten verwenden ſolle, bis man aus ſeinen Sitten und Handlungen wahrnehmen kann, ob er würdig ſey zum Prieſterthume befördert zu werden.

In den biſchöflichen Seminarien mußten alle Prieſter ohne Ausnahme und alle Geiſtliche, welche Pfründen beſaßen, wochenweiſe, und zwar wie viele derſelben in jeder Woche von dem

Bi-

Biſchofe beſtimmt waren, ſich einfinden, damit ſie allda in den Regeln der Kirchenzucht und in allem dem, was zum Kirchendienſte und zu gehöriger Erfüllung des prieſterlichen Amtes erfodert wird, unterrichtet würden. Da dann ein Theil derſelben jedesmal in den Pfarreyen zurück blieb, damit in den Kirchen der gewöhnliche Gottesdienſt fortgehalten, und dem Volke der nöthige Unterricht, den es von ſeinem Seelenhirten zu empfangen hatte, unterdeſſen nicht entzogen würde. In dem 7ten Buche der oft angezogenen Kapitularien Cap. 231. wird der obigen Stelle noch folgendes beygeſetzt: „Sie (die Prieſter und andere „Geiſtlichen, denen die Seelſorge anvertrauet „iſt) ſollen dort in der Stadt (in dem biſchöfli„chen Seminario) von dem Biſchofe, oder von „ſeinen wohl gelehrten Kirchendienern und Amts„gehilfen mit gutem Willen unterrichtet werden „in der heiligen Schrift und andern geiſtlichen „Leſungen; in dem göttlichen Dienſte und den „heiligen Kanonen; in der Ertheilung und Aus„ſpendung der Sakramente; in feyerlicher Be„gehung und Abſingung der heiligen Meſſe, in „anderen Kirchengebethen, und in allen übrigen „zu genauer Erfüllung ihres Amtes ihnen nöthi„gen Stücken. Ueberhaupt ſoll der Biſchof „und ſeine wohl erfahrnen Amtesdiener dieſelben „alles wahrhaft, ausführlich und beſcheiden „lehren, was ſie in ihren Pfarreyen zu lehren, „zu predigen, zu thun, und zu verrichten haben.“

Alle Geiſtlichen, beſonders in der deutſchen und franzöſiſchen Kirche, das iſt, ſowohl die Pfarrer als andere Prieſter und Kirchendiener,

ſie möchten geiſtliche Pfründen beſitzen, oder ſich aus eigenen Einkünften erhalten, waren im 9ten Jahrhunderte verbunden, nach der Regel der regulirten Chorherren, und zwar, wo es möglich war, und ſo viel es ihre Pfarrgeſchäfte erlaubten, gemeinſchäftlich beyſammen zu leben. Es läßt ſich aber leicht erachten, daß dieſes nur von Städten und volkreichen Orten zu verſtehen war, wo mehrere Geiſtlichen ſich aufhielten; oder von ſolchen Gegenden, wo diejenigen, welchen die Seelſorge von mehrern Orten übergeben war, nachdem ſie ihre geiſtlichen Geſchäfte verrichtet hatten, in ihren gemeinſchäftlichen Wohnungen zur Eſſens- und Schlafenszeit wieder eintreffen konnten. Daher gebietet der im Jahre 813 zu Mainz gehaltene Kirchenrath Can. 9. und 10, „daß die Geiſtlichen in allem, ſo viel die menſch-„liche Gebrechlichkeit es zuläßt, kanoniſch, „das iſt, wie man es zu jener Zeit verſtanden „haben wollte, nach den Geſetzen der den regu-„lirten Chorherren vorgeſchriebenen Regel, in „Beobachtung der Lehre der göttlichen Schrift, „und in Befolgung der von den Kirchenvätern „in ihren Schriften gegebenen Lehrſtücken, leben, „und daß ſie in Gemeinſchaft mit einander eſſen „und ſchlafen ſollen, ubi his facultas id fa-„ciendi ſuppetit, wo ihnen ſolches zu thun „Ort und Gelegenheit, Amt und Geſchäfte es „geſtatten. Placuit igitur Concilio, ut ita „diſcernantur, ſicut in regula clericorum „dictum eſt; es hat demnach dem heiligen Kirchenrathe gefallen, daß ſie ſo unterſchieden werden, wie es in der Regel der Kleriker geſagt wird. Was für eine Regel der Kirchenrath hier eigentlich verſtehe, wird

zwar

zwar nicht ausgedrückt: doch läßt ſich nicht ohne Grund muthmaßen, der Mainziſche Kirchenrath wolle jene verſtanden haben, welche der heilige Chrodegand, Biſchof zu Metz, um die Mitte des achten Jahrhunderts für ſeine Geiſtlichkeit verfaſſet hat, und die nachher die meiſten Stifter und Kollegiatkirchen Deutſchlandes und Frankreichs als eine dem erhabenen klerikaliſchen Stande ſehr angemeſſene Lebensordnung angenommen haben. Wir haben die Grundlehren dieſer Regel ſchon in dem 4ten Bande unſers Abriſſes ꝛc. unter einem beſondern Artikel angeführet.

Wir bemerken aber neben den Mönchen, die ſich zu allen Zeiten zu einer gewiſſen Regel bekennten, in dem 9ten Jahrhunderte nicht mehr als zwo Gattungen der Geiſtlichen, welche ſich dem Kirchendienſte widmeten. Die einen waren zur Seelſorge, die andern zum Chorgeſange und zu anderen bey dem feyerlichen Gottesdienſte vorkommenden Verrichtungen beſtimmet. Die einen wie die anderen waren, vermöge der Kirchenſatzungen oder der den Chor- und Stiftsgeiſtlichen vorgeſchriebenen Regel, zu der ſie ſich bekennen mußten, zu einem gemeinſchäftlichen Leben angehalten. Einige hatten ihre ordentliche Wohnung in den Gebäuden der Kathedral- und Stiftskirchen, oder beſſer zu ſagen, in dem biſchöflichen Palaſte, da ſie dann in allen Stücken unter dem Biſchofe, als ihrem unmittelbaren Obern, ſtunden, und unter ſeiner Anleitung nicht allein in Begehung des Gottesdienſtes, ſondern auch in den Ruhe- und Arbeitsſtunden eine gewiſſe und ganz gleiche Tagordnung beob-

achteten, beynebens aber auch mit dem Biſchofe einen gemeinſchäftlichen Tiſch hielten. Andere lebten in Klöſtern unter der Aufſicht und Leitung der Aebte, die ſie als ihre Obern anſehen, und folglich ihnen, wie jene dem Biſchofe, in allen Stücken gehorſamen mußten. Sie wohnten nicht nur mit dem Abte dem gemeinen Tiſche, ſondern auch dem Chorgebethe und anderen geiſtlichen Uebungen bey, welche dem Weltprieſter- Chor- oder Stiftsgeiſtlichen Stande angemeſſen waren: nur von jenen Arbeiten waren ſie befreyet, welche den Mönchen blos von ihrer Regel, auf die ſie ihre Profeſſion abgelegt hatten, als eigentliche regelmäßige Stücke des mönchiſchen Lebens geboten waren, und zu der ſich jene weder bekannten, noch auch zu bekennen willens waren. Die ganze Abſicht, aus der ſie ſich in den Klöſtern aufhielten, gieng demnach nur dahin, nach der Vorſchrift der Kirchenſatzungen unter einem Obern in Gemeinſchaft zu leben, und ſich unter den von dem Abte angewieſenen Lehrern zu Erfüllung ihrer Standespflichten tauglich zu machen.

Das gemeinſchäftliche Leben war demnach den Weltprieſtern, Chor- und Stiftsgeiſtlichen eben wie den Mönchen und anderen in Klöſtern beyſammen wohnenden Geiſtlichen zur Standespflicht angerechnet, wenn nicht, wie wir ſchon oben gemeldet haben, eben die Erfüllung einiger weſentlichen Standesobliegenheiten, die Erlaubniß des Biſchofes, oder ein anderer wichtiger Umſtand dieſelben davon ausnahm. Denn als der im Jahre 816 zu Achen gehaltene Kirchenrath auf Befehl des Kaiſers Lothar eine neue Regel

Regel für die Chor- und Stiftsgeiſtlichen verfertigte, welcher eben gedachte Kaiſer nicht nur die Kraft eines öffentlichen von ihm beſtättigten Geſetzes beylegte, ſondern auch als ein ſolches allen in ſeinen weitläufigten Staaten beſtehenden Stiftskirchen kund zu machen, und von allen in denſelben ſich befindenden Chorgeiſtlichen genau zu beobachten befahl, redet er in den an einige Erzbiſchöfe darüber ausgefertigten Schreiben von der Lebensart oft gedachter Chor- oder Stiftsherren auf gleiche Art, wie von jener der ſogenannten Stiftsdamen oder Kloſterjungfrauen . . . Operæ pretium duximus, ſagt er, . . . ex dictis Sanctorum Patrum . . . unam regulam Canonicorum & Canonicarum congerere, & Canonicis & Sanctimonialibus ſervandam contradere &c. Wir haben es der Mühe werth gehalten, aus den Schriften der heiligen Väter eine Regel für die Chorgeiſtlichen und Kloſterjungfrauen verfaſſen zu laſſen, und dieſelbe beyden zur Beobachtung zu übergeben ꝛc.

Allein, ſchon im Anfange des 10ten Jahrhunderts fiengen die Chorgeiſtlichen an, von der ihnen durch die heiligen Kanonen und verſchiedene Kirchenräthe vorgeſchriebenen Regel abzuweichen, und von dem gemeinſchäftlichen Leben abzugehen; denn Galter, Erzbiſchof zu Sens in Frankreich, welcher im Jahre 923 ſtarb, machte ſchon auf einer in ſeiner erzbiſchöflichen Kirche gehaltenen Synode einige beſondere Verordnungen für die weltlichen Chorherren, welche von der gemeinen Regel, zu der ſich die

Chorgeiſtlichen in den Stiftskirchen ehemals bekannten, abgegangen waren. Und Tritheim, der berühmte Abt zu Spannheim, giebt uns in ſeinen Jahrbüchern von Hirſchau ein klägliches Zeugniß, wie die kanoniſche Zucht unter den Chorgeiſtlichen in Deutſchland nachgelaſſen habe, und das Verderbniß der Sitten bey denſelben eingeriſſen ſey. „In dieſem Jahre (er redet von dem Jahre 977) ſagt er, „ſtirbt „Theodorich, Erzbiſchof zu Trier, unter welchem die Chorgeiſtlichen der Hauptkirche daſelbſt, nach abgeworfenem reguläriſchen Leben, „welches ihre Vorfahren in eben dieſer Kirche „bis daher geführt hatten, reguläriſch zu ſeyn „nachgelaſſen haben, und dem Namen und der „Aufführung nach weltlich geworden ſind. „Durch deren böſes Beyſpiel auch die Trieriſchen Chorgeiſtlichen des heiligen Paulin, „des heiligen Kaſtors in Koblenz, die von „Mainz und Worms, und noch von vielen andern Stiftskirchen, zwar zu verſchiedener Zeit, „aber nur von einem und eben dem nämlichen „Geiſte der Gottloſigkeit angetrieben, das Joch „des regelmäßigen Lebens abgeſchüttelt haben.“ Ja, die Chorgeiſtlichen des heiligen Arnulfs zu Metz entfernten ſich um die Mitte des zehnten Jahrhunderts ſo weit von dem ihrem Berufe angemeſſenen Leben und der gemeinen Regel, daß der Biſchof Adalbero ſich genöthiget fand, dieſelbigen fortzujagen, und anſtatt ihrer Benediktiner-Mönche in die dortige Stiftskirche zum Chorgeſange und Verrichtung des öffentlichen Gottesdienſtes aufzunehmen, wie wir aus der von eben dieſem Biſchofe über die Aufhebung erwähnter Chorgeiſtlichen ausgefertigten öffentlichen

lichen Urkunde erſehen, welche in dem 3ten Bande der Kirchenräthe Frankreichs ſich befindet, und dort kann nachgeſchlagen werden.

Alle die ſich zum kirchlichen Stande bekennen wollten, wurden von dem Biſchofe zu einer gewiſſen Kirche aufgenommen, und zu einem gewiſſen Kirchendienſte beſtimmet, ehe ſie die heiligen Weihen empfiengen. Sie durften daher ohne beſondere und ausdrückliche Erlaubniß ihres Biſchofes weder ihre Kirche, zu der ſie einmal beſtimmet waren, und bey der ſie die ihren Weihen zukommenden Verrichtungen und Kirchendienſte zu erfüllen hatten, verlaſſen, und zu einer andern übergehen; noch bey einem andern Biſchofe, wenn ſie etwa erſt die mindern Weihen empfangen hatten, ohne förmliche von ihrem eigenen Biſchofe erhaltene Entlaſſungsurkunde ſich zu höhern geiſtlichen Weihen befördern laſſen. Die Bedingungen aber, unter welchen einem Kleriker, er möchte Prieſter, Diakon oder Unterdiakon ſeyn, oder gar noch in den mindern geiſtlichen Weihen ſtehen, der Uebergang von einer Kirche zur andern geſtattet würde, bemerket Gerard, Erzbiſchof von Tour, ganz kurz. **Wenn ein Prieſter oder Diakon ſeine Kirche verläßt,** ſagt er in Capitul. C. 48. **ſoll er abgeſetzet werden, wenn es nicht auf Verlangen des Volkes, mit Erlaubniß des Biſchofes, und größern Nutzbarkeit halber geſchiehet.** Doch war es allen Klerikern, das iſt, ſowohl den Prieſtern, welche ſich der Seelſorge gewidmet hatten, oder geiſtliche Pfründen beſaßen, als auch den Chorgeiſtlichen, welche in Stiftskirchen blos zum Chorgeſange angeſtel-

let waren, zu allen Zeiten geſtattet, größerer Vollkommenheit wegen, und ihrem Seelenheile beſſer abzuwarten, ſich in einem Kloſter zu einer Ordensregel, das iſt, zum Mönchsſtande zu bekennen, nachdem ſie zuvor ihre Pfründe, wenn ſie je eine ſolche zu genießen hatten, in die Hände des Biſchofes übergeben, und von ihm die Erlaubniß, ihren bisherigen Stand abzuändern, erbethen hatten; welche Erlaubniß aber der Biſchof ohne höchſt wichtige Urſache niemals verweigern konnte. Die Regel aber, zu der ſich ein ſolcher Kleriker bekennen mußte, war keine andere, als jene des heiligen Benedikt, welche, wie wir im nächſtfolgenden Abſatze zeigen werden, damals zur allgemeinen Regel der Mönche angenommen und beſtimmet war.

Von den Ordensgeiſtlichen.

Es läßt ſich dem Ordensſtande das Lob nicht abſprechen, daß er von ſeiner Entſtehung an durch alle Jahrhunderte ſehr viele große Männer hervorgebracht habe, welche nicht nur der Kirche zur Ehre waren, ſondern auch dem Staate die nützlichſten Dienſte geleiſtet haben. Man würde es uns für Partheylichkeit anrechnen, und wir würden beynebens über die uns bey Abhandlung derley Materien geſetzten engen Schranken hinaustreten, wenn wir ſo einen, ſowohl in der Kirchen- als Profangeſchichte mit tauſend Beyſpielen erprobten Satz noch weitläufiger beweiſen wollten. Daß man zu allen Zeiten Ordensmänner zu Erzbiſchöfen und Biſchöfen gewählet, ja in Deutſchland, Frankreich und Italien ſich wenig Stifter antreffen laſſen, welche nicht

zuwei-

zuweilen ihre Oberhirten aus den Klöſtern gezogen haben, giebt das unläugbarſte Zeugniß von der Würde des Ordensſtandes, und von der Hochachtung, welche die Kirche und der weltliche Staat zu allen Zeiten für ſeine Bekenner trug. Nur Schade, daß dieſe nicht in ihrer erſten Reinigkeit verblieben, und in der Folge auch von jener Regel abgewichen ſind, deren genaue Beobachtung ihnen bey der Welt ſo große Ehre und ſo vielen Ruhm erworben hatte.

Allein, man kann es weder verhehlen, noch mit einer Farbe verſchönen, daß die mönchiſche Zucht faſt ſo geſchwind, als ſie ihre Blüthe hervor ſties, wieder zu welken angefangen, und eben da ſie in einer Provinz in vollem Flor mit den ſchönſten Früchten des Eifers und der Heiligkeit prangete, in einer andern ſich ſchon wieder ihrem Umſturze genähert habe.

Dieß iſt das unſelige Schickſal auch der klügſten Einrichtungen und der heiligſten Geſetze, wenn einmal bey jenen, welche ſich nach den einen fügen, und die andern befolgen ſollen, der warme Anfangseifer nachläßt, oder gar erkaltet: gleich ſieht man die vorkommenden Beſchwerniſſe, die man im Anfange leicht und faſt ohne Mühe überwand, für unerſteigliche Hinderniſſe an, weil man ſie zu überſteigen, oder auf die Seite zu räumen, ſich gar keine Mühe mehr geben will.

Nicht nur die erſten Kirchenhirten die Biſchöfe, ſondern auch geiſtreiche Kloſterobern, ja ſogar die weltlichen Fürſten ſelbſt, bearbeiteten ſich deßwegen von Zeit zu Zeit der hinſinkenden

Mönchszucht durch allerhand weiſe Vorkehrungen wieder aufzuhelfen: wir übergehen aber Kürze halber alles, was in dieſer Abſicht in den vorigen Jahrhunderten auf verſchiedenen Nazional- und Provinzial-Konzilien abgefaſſet und verordnet worden, weil wir nur eine kleine Schilderung der Geiſtlichkeit, wie ſie im 9ten und 10ten Jahrhunderte konnte betrachtet werden, hier zu geben uns vorgenommen haben. Dieſem zufolge machen wir über das Mönchsweſen überhaupt, oder von den Ordensgeiſtlichen in den eben erwähnten Jahrhunderten betrachtet, folgende Anmerkungen.

Die Regel des heiligen Benedikt wird als die einzige Mönchsregel für alle Klöſter beſtimmt.

Wir ſetzen es als eine unſtreitige Wahrheit zum voraus, daß die Regel des heiligen Benedikt, gleich nachdem ſie von dieſem heiligen Ordensſtifter verfaſſet worden war, ſich von dem Berge Kaſſin in verſchiedene Provinzen Italiens, Frankreichs, Spaniens, Engellands und Deutſchlands ausgebreitet habe. Noch bey ſeinen Lebzeiten ſchickte der heilige Benedikt einige ſeiner Schüler ab, um dieſelbe als eine Richtſchnur des mönchiſchen Lebens in andere Kloſtergemeinden zu tragen, damit diejenigen, welche ſich dazu bekennen würden, wie ſich dieſer heilige Vater ſelbſt ausdrückt, wenigſtens einen Anfang einer ehrbaren Aufführung und reiner Sitten haben möchten. Der heilige Plazidus machte ſie in Sizilien bekannt,

kannt, als er von dem heiligen Benedikt dahin abgeſchickt worden, die Güter, welche deſſen Vater Tertullus, ein edler und ſehr begüterter Römer, dem Kloſter auf dem Berge Kaſſin geſchenkt hatte, von der Raubbegierde einiger boshafter Mißgönner zu retten; da dann Plazidus auf dem väterlichen Grund und Boden 12 Klöſter erbauet, in welche er eine zahlreiche Gemeinde der Mönche verſammelte, denen er die von ſeinem Lehrmeiſter, dem heiligen Benedikt, empfangene Ordensregel als ein Muſter des klöſterlichen Lebens zu beobachten gab. Der heilige Maurus brachte eben dieſe Regel um das Jahr 543 nach Frankreich, und führte eine genaue Beobachtung derſelben in jene Klöſter ein, welche ſowohl er ſelbſt, als nachher einige ſeiner Lehrjünger in dieſem Königreiche geſtiftet hatten. Der heilige Auguſtin, welchen Papſt Gregor der Große im Jahre 590 mit vielen anderen Mitarbeitern von Rom nach Engelland abſchickte, das Evangelium zu predigen, führte mit dem Glaubenslichte, das in dieſem Königreiche wieder erloſchen war, gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts auch die Benediktiniſche Regel daſelbſt ein; gleichwie ſie der berühmte Apoſtel Deutſchlandes, der heilige Bonifaz, im Anfange des 8ten Jahrhunderts aus Engelland nach Deutſchland überbrachte. So hatte die Regel des heiligen Benedikt von ihrer Entſtehung an einen ganz außerordentlichen Fortgang, und fand aller Orten, wo man ſie bekannt machte, weit mehr Bekenner, als alle andere Ordensregeln und Mönchsvorſchriften, die bis dahin in der occidentaliſchen Kirche bekannt und angenommen waren.

Allein,

Allein, obgleich oft erſagte Regel bereits im Anfange des 8ten Jahrhunderts durchgehends von allen Klöſtern und Mönchsgemeinden, welche in den oben benannten Reichen und Provinzen anzutreffen waren, als das einzige Geſetz angenommen war, auf welches die Ordensgeiſtlichen ihre Profeſſion oder Gelübde ablegten, und welches ſie als die einzige Richtſchnur nicht nur ihres Gottesdienſtes und anderer blos geiſtlichen Uebungen, ſondern auch ihrer Arbeiten, ihrer Ruhe- und Feyerſtunden, und überhaupt ihrer Handlungen und Sitten ꝛc. anſahen, ſo ließ ſich doch in ſehr wenig Klöſtern eine gänzliche Gleichförmigkeit antreffen. Faſt eine jede Mönchsgemeinde hatte neben der allgemeinen Regel beſondere Gewohnheiten, andere Gebräuche, ungleiche Satzungen, und eine von den Klöſtern eines und des nämlichen Ordens ganz unterſchiedene Lebensart. Hier wurde die Regel genau nach dem Buchſtaben gehalten: dort war durchgehends ihre Strengheit gemildert. In dieſer Kloſtergemeinde fand man ſchärfere Strafgeſetze, ſtrengeres Faſten, härtere Bußübungen: in jener ſah man eine bequemere Tagordnung, und genoß mehrere Freyheit: da wurde die Regel des heiligen Benedikt nach der Erklärung und den Beyſätzen des heiligen Kolumban, dort mit den beſondern Verordnungen eines andern, der ſie in die Provinz eingeführet hatte, beobachtet: in manchen Klöſtern ließen ſich kaum noch kleine Ueberbleibſel von der mönchiſchen Zucht antreffen, weil die Aufführung der Mönche entweder durch Nachſicht und Trägheit der Obern, oder durch Halsſtarrigkeit und Bosheit der Mönche ſelbſt, in das freye Leben bloßer Chorgeiſtlichen,

chen, oder gar in ein üppiges ausgelaſſener Layen ſich ganz ausgeartet hatte, da dann an ſolchen Kloſtergeiſtlichen, außer des Kleides und eines geſchorenen Kopfes, kaum etwas Geiſtliches mehr wahrzunehmen war.

So einem kläglichen Verderbniſſe abzuhelfen, und nicht nur die zerfallene mönchiſche Zucht wieder herzuſtellen, ſondern auch eine Gleichförmigkeit des mönchiſchen Lebens in alle Klöſter einzuführen, wurden im Anfange des neunten Jahrhunderts von den beyden für das Beſte der Kirche immer ſorgfältigen Kaiſern **Karl** dem **Großen** und **Ludwig** dem **Frommen** verſchiedene Kirchenräthe angeſtellet, und ſogenannte Reichszuſammenkünfte gehalten; bey welchen letztern jedesmal nicht nur die Großen des Reichs, ſondern auch die ſämmtliche Geiſtlichkeit, das iſt, die Biſchöfe, die Aebte und andere angeſehene Vorſteher der Kirchen und Klöſter ſich einfinden mußten; beſonders wenn nebſt den Staatsgeſchäften auch Kirchen- und andere das geiſtliche Fach berührende Sachen ein Gegenſtand ſolcher Zuſammenkünfte und ihrer Berathſchlagungen abgeben ſollten. Alſo leſen wir Erſtens unter den Artikeln, welche **Karl** der **Große** im eilften Jahre ſeiner kaiſerlichen Regierung, das iſt, im Jahre 811, den Biſchöfen und andern gelehrten Männern zur Unterſuchung vorlegte, auch den folgenden von der Lebensart der Mönche: **ob es Mönche geben könne, außer jenen, welche die Regel des heiligen Benedikt beobachten? Auch ſoll unterſuchet werden, ob in Gallien Mönche geweſen ſind, ehe die Regel des heiligen Benedikt in dieſe**

Staa-

Staaten eingeführet worden? Karl zielte mit dieſer aufgegebenen Unterſuchungsfrage gewiß auf nichts anderes, als auf das, was er auf jenem allgemeinen, das iſt, aus der ſämmtlichen Geiſtlichkeit ſeiner Staaten beſtehenden, zu Aachen im Jahre 802 gehaltenen Kirchenrathe verordnet hatte; nämlich, da die Regel des heiligen Benedikt in ſeinen weitläufigten Staaten von Deutſchland, Frankreich und Italien 2c. als die einzige und allgemeine Regel aller Klöſter und Mönche beſtimmet und angenommen worden, ſollen die auf eben erwähntem Kirchenrathe gegenwärtigen Aebte und Kloſtervorſteher alles, was in den Klöſtern und von den Mönchen wider die Regel des heiligen Benedikt begangen worden, nach den Geſetzen und der Vorſchrift eben dieſer Regel unterſuchen, beurtheilen und verbeſſern.

Zweytens, auf dem Kirchenrathe, den eben dieſer Kaiſer im Jahre 813 zu Mainz halten ließ, und wo die Biſchöfe auf der einen, die Aebte und Mönche von geprüfter Tugend aber, welche die Regel des heiligen Benedikt laſen, dieſelbe fleißig unterſuchten, und wie das Mönchsweſen in einen beſſern Stand könnte geſetzt werden, ſich berathſchlagten, auf der andern Seite ſaßen, wurde im 11. Kanon folgendes beſchloſſen: Wir haben dafürgehalten, daß die Aebte mit ihren Mönchen in allen Stücken ſo leben ſollen, wie die, welche dieſem Kirchenrathe beywohneten, uns allen öffentlich verſprochen haben; das iſt, nach der

der Regel des heiligen Benedikt, ſo viel die menſchliche Gebrechlichkeit zuläßt.

Drittens, als die Aebte der Klöſter Deutſchlands und Frankreichs mit ihren dazu beſonders ausgewählten Mönchen auf Befehl Kaiſer Ludwigs des Frommen im Jahre 817 zu Aachen ſich verſammelten, um über die Herſtellung und Erhaltung der Mönchszucht nach der Regel des heiligen Benedikt Maaßregeln zu entwerfen, wurde eine gleichförmige Beobachtung eben dieſer Regel in allen Klöſtern der beyden Reiche Deutſchlands und Frankreichs angeordnet; zu dieſem Ende aber 80 Kanonen oder Verordnungen abgefaſſet und beſtättiget, welche von allen Kloſtergeiſtlichen unverbrüchlich ſollten gehalten werden. Die erſte dieſer Verordnungen gebietet den Aebten, daß, ſobald ſie von dieſer Zuſammenkunft in ihre Kloſter zurück gekommen ſeyn werden, ſollen ſie die Regel (des heiligen Benedikt) ganz durchleſen, und nachdem ſie den ganzen eigentlichen Sinn aller Worte durchforſchet und verſtanden haben, dieſelbe mit ihren Mönchen auf das genaueſte zu erfüllen ſich befleißen. Der zweyte Kanon heißt: Alle Mönche, welche deſſen fähig ſind, ſollen die Regel auswendig lernen. Im dritten wird ausdrücklich geboten, daß die Mönche den Gottesdienſt, wie es in der Regel des heiligen Benedikt enthalten iſt, begehen ſollen. Und ſo beſtehen alle daſelbſt gemachte Verordnungen entweder aus dem wörtlichen Regelgeſetze; oder ſie ſind eine in einigen Stücken gemäßigte Erklärung der Bene-

Benediktiniſchen Ordensregel. Woraus dann offenbar folget, daß damals in den Staaten **Ludwigs** des **Frommen** keine andere Mönche geweſen, als die ſich zur Regel des heiligen **Benedikt** bekennet haben. Dieſe Regel wurde demnach im Anfange des neunten Jahrhunderts zur Grundlage des mönchiſchen Lebens genommen, und wenigſtens was ihre weſentlichen Geſetze anbetrifft, in allen Klöſtern der occidentaliſchen Kirche gleichförmig beobachtet; ob man es gleich nicht in Abrede ſtellen kann, daß bald nach dieſen Verordnungen einige Kloſtergemeinden in Anſehung der Diſziplin und gewiſſer Satzungen, die jedoch die Weſenheit des Ordensſtandes keineswegs berührten, davon wieder abgegangen ſind. Zu dem ſo blieb zwar die Regel des heiligen **Benedikt** immer das Grundgeſetz, nach deſſen Vorſchrift die Mönche in allen Klöſtern ihre Lebensart einzurichten hatten; neben derſelben aber wurden bald von den Stiftern der Klöſter, bald von frommen und vorſichtigen Obern, bald von gottſeligen Mönchen ſelbſt gewiſſe löbliche Gebräuche und heilſame Verordnungen in die Klöſter eingeführt, welche zur Gewohnheit erwuchſen, und eben darum ſo genau als die Regelgeſetze ſelbſt beobachtet, oder beſſer zu ſagen, auch für eigentliche Regelgeſetze angeſehen wurden. Alſo leſen wir in der von **Ardon**, einem Benediktinermönche aus **Frankreich**, verfertigten Lebensgeſchichte des heiligen Abts **Benedikt** von **Anian**, daß dieſer Heilige, als er im 9ten Jahrhunderte die Benediktiniſche Ordensregel in **Frankreich** ausbreitete, vieles darinn abgeändert, anſtatt deſſen aber andere heilſame Gebräuche in die Klöſter eingeführt habe. Die

Regel

Regel befiehlt vieles, ſagt Ardon in der Lebensbeſchreibung jenes heiligen Abtes, aber auch die eingeführte Gewohnheit, und der löbliche Gebrauch wollen, daß vieles erfüllt werde, das in der Regel nicht ausgedrückt iſt, deſſen Beobachtung nichtsdeſtoweniger das Kleid eines Mönchen gleichſam mit Edelſteinen auszieret. Einige Sachen aber gebietet ſie, welche entweder zur Erhaltung der Eintracht und Einigkeit der Brüder, oder gewiß des Wohlſtandes halber, oder in Betrachtung der menſchlichen Gebrechlichkeiten vorſichtig und klug abgeändert werden. Was derohalben der ehrwürdige Abt (Benedikt von Anian) immer in der Regel zu beobachten gut fand, befahl er auch ungeſäumt und pünktlich zu erfüllen. Jenes aber, was er gewiſſer Urſachen halber nachzulaſſen oder abzuändern für beſſer erachtete, gab er ſeinen Schülern nur ſo zu beobachten, wie er es derſelben Fähigkeit, der Lage und andern Umſtänden des Kloſters nützlicher und angemeſſener erkannt hatte: was nämlich der Buchſtabe der Regel nicht klar genug ausdrückt, oder gar verſchweigt, hat er weislich angeordnet und nachgetragen. Hier zeigt ſich der Grund jener verſchiedenen Gebräuche, die man zuweilen in den Klöſtern des Benediktinerordens antraf, und die man für die eigentliche Urſache anſehen muß, warum die Regel des heiligen Benedikt in denſelben nicht jederzeit gleichförmig beobachtet wurde.

Stiftung des Kloſters Kluny im Jahre 910.

Graf Wilhelm, mit dem Beynamen der Fromme, Herzog von Aquitanien, war der Stifter des berühmten Kloſters Kluny, welches einer der anſehnlichſten Benediktinerkongregazionen den Namen gab, und die reinſte Quelle wurde, aus der im zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderte eine zwar ſtrenge, aber durchaus eine geläuterte Mönchszucht in faſt unzählige Klöſter von Frankreich, Deutſchland, Italien, Engelland, Spanien, und ſogar, wie P. Hippolyt Helyot verſichern will, von Griechenland floß. Der fromme Herzog Wilhelm wollte die Güter, mit denen ihn Gott reichlich verſehen hatte, heilig zu ſeinem und anderer Seelenheile verwenden. Er glaubte dieſes Ziel am füglichſten zu erreichen, wenn er ein Kloſter unter der Regel des heiligen Benedikt ſtiftete, in welchem das Lob Gottes abgeſungen würde, und das der Tugend ein Zufluchtsort abgeben könnte. Kluny, ein in dem Gebiete von Makon, und an dem Fluſſe Grone gelegener Ort, ſchien ihm den bequemſten Platz dazu anzuweiſen. Er fieng daher im Jahre 910 den Kloſterbau an, und brachte ihn in kurzer Zeit glücklich zu Stande. Um aber ſeiner Stiftung die gehörige Kraft zu geben, und den Religioſen, welche er in das von ihm erbaute Kloſter aufnehmen wollte, ihren Unterhalt auf ewige Zeiten zu verſichern, fertigte Wilhelm einen Stiftsbrief oder eine Schenkungsurkunde aus, worinn er ſeine eigentliche Willensmeynung und die Abſichten ſeiner gottſeligen Stiftung zu er-

kennen

kennen gab. Im Anfange der Stiftungsurkunde ſagt er, er wolle ſich die Freundſchaft der Armen durch häufiges Almoſen erwerben; und, ſpricht er, damit dieſes Werk immer beſtehe, will ich eine Mönchsgemeinde auf meine Koſten unterhalten. Ich gebe demnach Gott zu Liebe, den heiligen Apoſteln Peter und Paul, meine Beſitzung von Kluny ſammt der Kapelle und ihren Zubehörden, alles in der Grafſchaft Makon gelegen; und unter der Bedingung, daß man ein Kloſter zur Ehre der heiligen Peter und Paul erbaue, um Mönche darinn aufzunehmen, welche nach der Regel des heiligen Benedikt leben werden. Dieſes Kloſter ſoll vorzüglich ein Zufluchtsort für diejenigen ſeyn, welche arm aus der Welt dahin kommen, und nichts außer ihrem guten Willen mit ſich dahin bringen werden, auf daß unſer Ueberfluß ihren Mangel erſetze. Hieraus erhellet, daß ſowohl dem Willen des frommen Stifters gemäß, als auch nach der damaligen Kirchenzucht von denjenigen, welche ſich zu dem klöſterlichen Leben bekennen wollten, nichts als ein geneigter Wille, die Regelgebote zu erfüllen, durfte gefodert werden. Der fromme Wilhelm empfahl auch das Kloſter Kluny dem Schutze der heiligen Apoſtel Peter und Paul, und unterwarf es dem römiſchen Papſte als ſeinem unmittelbaren Schirmherrn. Dagegen aber verband er auch die Mönche durch fünf Jahre in die St. Peterskirche zu Rom zehn Solsſtücke (decem Solidos (*) zu Unterhaltung der Kerzen, welche

 bey

(*) Es gab Gold- und Silbermünze, die man Solidos hieß. Wie viel aber die eine und andere ausge-

bey dem Grabe dieſer heiligen Apoſtel angezündet werden, zu liefern, um hiedurch ſich des Schutzes beſagter Heiligen würdig zu machen, und zugleich ihre Unterwürfigkeit gegen den apoſtoliſchen Stuhl zu bezeugen. Das weſentlichſte aber, was der ſelige Stifter von den Mönchen, welche das Kloſter **Kluny** bewohnen würden, foderte, beſtund gemäß der von ihm ſelbſt über ſolche Stiftung ausgefertigten Urkunde darinn, daß ſie zu allen Zeiten den Armen und ankommenden Fremden die Werke der Barmherzigkeit ſollen angedeyen laſſen.

Heilige Aebte von Kluny.

Der heilige **Bernon** war der erſte Abt von **Kluny**, als welchen der Stifter ſelbſt zum Kloſterobern beſtellte, da er ihm zugleich die Einrichtung des Kloſters gänzlich überließ. **Bernon** ſtammte aus einer der vornehmſten Familien **Burgunds**, und hatte ſchon vorher aus ſeinen eigenen Gütern das Kloſter **Gigni** in der Diözeſe von **Lyon** geſtiftet, in jenem aber von Beaume

---

tragen habe, läßt ſich nicht ſo leicht beſtimmen, da derſelben innerlicher Werth weder zu allen Zeiten, noch in allen Provinzen gleich geweſen. Wie *Du Freſne* in ſeinem Gloſſar berichtet, war bey **Karls** des Großen und **Ludwigs** des Frommen Zeiten, der Werth eines Silberſolidus auf 12 Groſchen geſetzt; der Goldſolidus aber trug nach der gemeinſten Meynung einen Dukaten, das iſt, einen Werth zwiſchen 4 und 5 rheiniſchen Gulden aus. Was für *Solidos* Herzog **Wilhelm** in ſeinem Stiftsbriefe verſtanden haben wolle, überlaſſen wir dem in der Münzwiſſenſchaft erfahrnen, und in den Kenntniſſen des Alterthums wohl bewanderten Leſer zu beurtheilen.

Beaume in Burgund die zerfallene mönchiſche Zucht wieder hergeſtellt. Dieſen beyden und noch mehrern andern Klöſtern ſtund er als Abt vor, und regierte dieſelben mit eben ſo vieler Weisheit als Heiligkeit. Eben dieß war die Urſache, daß der Herzog Wilhelm, der deſſen Heiligkeit und die genaue Zucht, welche Bernon in den unter ſeiner Verwaltung ſtehenden Klöſtern beobachten ließ, ihn bat, auch über das von ihm zu Kluny erbaute Kloſter die Sorge eines Abts zu tragen, und daſſelbe, wie er es ſelbſt für gut befände, einzurichten. Bernon beſetzte anfänglich das Kloſter Kluny nur mit zwölf Mönchen, die er von Gigni und Beaume mit ſich brachte; er folgte hierinn dem Beyſpiele des heiligen Benedikt, welcher auch nicht mehr als zwölf in jedes Kloſter that; obgleich in der Folge dieſe Zahl der Mönche gemeiniglich nach den Umſtänden des Orts und nach der Anzahl derer, welche um das Ordenskleid anhielten, ſich vermehrte, wie uns ſowohl die Abtey Kluny als tauſend andere davon Beweiſe geben. Ludwig der Vierte, König mit dem Beynamen Uebers Meer, beſtättigte im Jahre 939 die Stiftung von Kluny, und Papſt Agapet der Zweyte erklärte im Jahre 946 dieſe Abtey und alle von ihr abhangenden Klöſter für frey von aller Gerichtsbarkeit der Biſchöfe, mit dem in der darüber ertheilten Bulle ausdrücklichen Beyſatze, der Orden von Kluny ſollte unmittelbar dem apoſtoliſchen Stuhle unterworfen ſeyn. Bernon ſtarb im Anfange des Jahres 927, nachdem er das Kloſter Kluny ſiebenzehn Jahre heilig regieret hatte. Doch ſchon einige Monate vor ſeinem Tode übergab

er die Regierung aller ſeiner Klöſter mit Genehmhaltung der Brüder, wie er es in ſeinem Teſtamente ausdrückt, dem heiligen Odo und ſeinem nahen Anverwandten Namens Wido.

Der heilige Odo, zweyter Abt zu Kluny: dieſer war aus dem Lande Le Maine, und der Sohn eines Herrn von ausnehmender Frömmigkeit. In dem Alter von 18 Jahren trat er zu den Stiftsherren des heiligen Martin von Tours, nebſt einer ſehr genauen Beobachtung der Regel, welche damals den Chor- oder Stiftsgeiſtlichen vorgeſchrieben war, verlegte ſich Odo ganz auf die Leſung der heiligen Bücher, und vereinigte mit dieſer Arbeit die Ausübung aller ſeinem Stande angemeſſenen Tugenden. Er brachte ſich zur ſtrengſten Armuth; und voll Hochachtung für die Regel des heiligen Benedikt erfüllte er die Lehren derſelben, ſo viel ihm ſein Stand es erlaubte. Indeſſen ſeufzete er nach einer Einſamkeit, wo er dieſe Regel in ihrer ganzen Ausdehnung üben könnte. Da er mit einem ſeiner Freunde von Tour abgereiſet war, um ſo einen Ort in Italien zu finden, und über das Kloſter Kluny gieng, ward er von der Eingezogenheit der Mönche, und von der aus ihrem ganzen thun und laſſen hervorleuchtenden heiligen Einfalt ſo erbauet, daß er ſich entſchloß, daſelbſt das Ordenskleid anzunehmen. Seine Tugend zeigte ſich hier bald in einem hellern Lichte, und diente andern zu einer heiligen Nacheiferung. Als man auch bald ſeine Wiſſenſchaft ſah, wurde ihm die Aufſicht über die Kinder übertragen, die man im Kloſter erzog. Odo wünſchte ſeine Aeltern auf eben dem

ſichern

ſichern Wege des Heils zu haben, den er wirklich zu gehen glaubte. Er gewann ſie Gott, und ſah ſeinen Wunſch erfüllt; indem er machte, daß auch ſein Vater in das Kloſter aufgenommen wurde. Der Abt (der heilige Bernon) der das Verdienſt des Odo bewunderte, ließ ihn, ungeachtet ſeines Widerſtandes, zur Prieſterwürde erheben, und wählte ihn, wie wir eben geſagt haben, zu ſeinem Nachfolger. Unter der Anleitung dieſes heiligen Abtes wurde das Kloſter Kluny noch weit berühmter wegen der Pünktlichkeit in Beobachtung der Regel, wegen der erhabenen Tugenden, welche die Mönche durchgehends zu üben ſich beſliſſen, wegen dem Eifer, den ſie neben der Regelmäßigkeit auch in Erlernung der ſchönen Wiſſenſchaften ſehen ließen, und wegen der Liebe, die man daſelbſt den Armen erwieß. Odo verbeſſerte mehrere Klöſter, und ſchien von Gott beſonders erweckt zu ſeyn, die Frömmigkeit und klöſterliche Zucht in Frankreich wieder herzuſtellen. Er ſtarb den 18ten des Wintermonats im Jahre 942 und im 64ſten ſeines Alters.

Aimard folgte dem heiligen Odo nicht nur in der abteylichen Würde, ſondern auch in der Tugend und Frömmigkeit nach. Heilige Einfalt, reineſte Unſchuld, heldenmäßige Geduld und Standhaftigkeit in den Trübſalen, und eine unverbrüchliche Beobachtung der Ordensregel erwarben ihm den Ruhm eines heiligen Vorſtehers.

Majolus war der vierte Abt zu Kluny, der ſich durch einen außerordentlichen Tugendwandel ſo berühmt machte, daß er verdienet hat

von der Kirche als ein Heiliger verehret zu werden. Majolus ward zu Avignon von adelichen und reichen Aeltern gebohren. Da er dieſe ſchon als Jüngling verlohr, ſtudirte er in der Schule von Lyon, welche damals ſehr berühmt war. Hier machte er ſo großen Fortgang in den Wiſſenſchaften, daß die Geiſtlichen von verſchiedenen Orten dahin kamen, philoſophiſche und theologiſche Unterrichte bey ihm zu nehmen. Das Erzbißthum von Beſançon, zu welchem er ernannt worden war, ſchlug er aus Demuth aus: und da er alles verlaſſen wollte: um nur Gott allein zu dienen, gieng er im Jahre 943 nach Kluny, und bekannte ſich zur Regel des heiligen Benedikt. Hier wurde ihm die Aufſicht über die Kloſterſtudien aufgetragen; welches Amt er mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit als großem Nutzen ſeiner Schüler erfüllete. Nach des Abts Aimards Tode wurde er an deſſen Stelle einmüthig erwählt, und regierte die Abtey Kluny bis in die 30 Jahre. Da er die Kloſterzucht und die heiligen Kanonen vollkommen kannte, lehrte er ſeine Untergebenen mit vieler Salbung und Leichtigkeit. Indeſſen ſuchte er auch bey den Regierungsgeſchäften immer die Einſamkeit, um ſeine Seele frey vor Gott auszuſchütten, und ſein Gebeth war allezeit von Thränen begleitet. Als er ſich mit Jahren und Schwachheiten überladen ſah, wählte er den heiligen Odilo zur Unterſtützung in der Kloſterregierung. Da er in mehrern Klöſtern die zerfallene Zucht wieder hergeſtellt hatte, lud ihn Hugo Kapet, König von Frankreich, nach Paris ein, die unweit davon gelegene Abtey St. Denis auch zu verbeſſern; allein, während ſol-

ſolcher Reiſe erkrankte Majolus zu Savigni, einem Kloſter ſeines Ordens, und ſtarb den 11ten May des Jahres 994.

Der heilige Odilo, fünfter Abt zu Kluny. Wir ſetzen ihn hieher, obſchon ſein Artikel ins eilfte Jahrhundert gehört: allein, da er einer der berühmteſten und heiligſten Aebte von Kluny, zugleich auch der unmittelbare Nachfolger des heiligen Majolus war, glaubten wir ihm auch da, wo wir von der Stiftung Kluny handelten, einen Platz einräumen, und ihm ſeinen Vorgänger nachſetzen zu müſſen.

Odilo war in Auvergne von adelichen Aeltern gebohren. Nachdem er einige Zeit unter der Kleriſey von St. Julian zu Brionde zugebracht hatte, trieb ihn ſein Eifer, die Welt zu verlaſſen, in die Einſamkeit nach Kluny. Hier nahm er das Ordenskleid an, und bekennte ſich feyerlich zur Regel des heiligen Benedikt. Er kam in kurzer Zeit ſo weit in der Tugend, daß der heilige Majolus ihn für würdig hielt, ſein Nachfolger in der Kloſterregierung zu werden, welches dann auch mit einem Munde alle Brüder genehmigten. Einer der merkwürdigſten Zügen ſeines Lebens iſt die ſtäte Weigerung, das Erzbißthum von Lyon anzunehmen, wozu ihn doch die dortige Geiſtlichkeit mit ſammt dem Volke ſo ernſtlich zu bereden ſuchte. Er war vorzüglich darauf bedacht, die in einigen Klöſtern zerfallene oder doch ſinkende Diſciplin wieder herzuſtellen oder zu verbeſſern: daher machte er ſichs zum weſentlichen Geſchäfte, die Klöſter ſeines Ordens von Zeit zu Zeit zu beſuchen, und

ſeine Brüder zur Beobachtung der Regel auf=zumuntern. Der heilige Peter Damiani, wel=cher deſſen Lebensgeſchichte beſchrieben hat, ver=ſichert, Odilo habe während den 56 Jahren, in welchen er das Kloſter Kluny als Abt regierte, täglich das heilige Meßopfer verrichtet. Wor=aus klar erhellet, ſagt Peter Damiani, was für ein heftiges und unauslöſchliches Feuer der göttlichen Liebe in der Bruſt dieſes ſeligen Mannes unaufhörlich fort=brannte, als welcher ſich auch durch ſo viele Sorgen und immerwährende Ge=ſchäfte von täglicher Verrichtung des hei=ligſten Opfers nicht abhalten ließ. In ſeinen letzten Lebensjahren lidt er die ſchmerzhaf=teſten Krankheiten, ohne jemals auch nur im mindeſten darüber zu klagen. Odilo, der im hohen Alter Andachts halber eine Pilgrimsreiſe zu dem Grabe der heiligen Apoſtel Peter und Paul nach Rom machte, wo er zu ſterben wünſchte, kam wieder in ſein Vaterland zurü=cke, uud ſtarb zu Savigni, eben da er die Klo=ſtervisite bey dieſer geiſtlichen Gemeinde vorneh=men wollte, im Jahre 1049, und im 87ſten ſeines Alters. Was dieſem Heiligen noch zu be=ſonderm Ruhme gereichet, und ſeinen Namen in der ganzen chriſtlichen Kirche verewiget, iſt das feyerliche Gedächtniß der Abgeſtorbenen, wel=ches nach dem Feſte aller Heiligen Gottes in der katholiſchen Kirche begangen wird, und wovon Odilo der Urheber iſt: er machte nämlich eine förmliche Verordnung, daß alle Klöſter der zu ſeiner Zeit ſchon ſehr weit ausgebreiteten Klu=nyazenſer=Kongregazion das Gedächtniß aller chriſtgläubigen Abgeſtorbenen unmittelbar nach

der

der Veſper des Feſtes aller Heiligen feyerlich zu begehen anfangen, den folgenden Tag aber mit Pſalmen und andern Gebethen, mit häufigem Almoſen, und vorzüglich mit Verrichtung des heiligſten Meßopfers fortſetzen ſollten. Dieſe heilige Uebung gieng bald zu andern Kirchen über, und wurde endlich der ganzen katholiſchen Kirche gemein.

Unter der Anleitung ſo heiliger Aebte ſtieg nicht nur zu Kluny ſelbſt die mönchiſche Zucht bis auf den höchſten Grad der Vollkommenheit, ſondern ſie breitete ſich auch von da in alle die Klöſter aus, die entweder ihren erſten Urſprung, oder doch ihre innerliche Einrichtung und Verbeſſerung der Abtey Kluny als ihrer Mutter zu verdanken hatten. Die Tugend ſchien in der Folge in den Klöſtern des Klunyazenſerordens, welcher ſich in dem zwölften Jahrhunderte, wie wir ſchon oben angemerkt haben, in ganz Europen weit ausgedehnet hatte, ihren ſichern und veſten Sitz aufgeſchlagen zu haben: die Mönche erwarben ſich durch die heilige Einfalt ihres Wandels, durch eine unſchuldige Aufführung, durch ihre emſige Verwendung auf die Wiſſenſchaften, und durch ihre ungeheuchelte Frömmigkeit die Zuneigung der römiſchen Päpſte, die Hochachtung der Biſchöfe, die Gewogenheit der weltlichen Fürſten, und erhielten von den einen und den andern anſehnliche Güter, große Reichthumen, die herrlichſten Rechte und Freyheiten. Doch, man kann es nicht läugnen; die beträchtlichen Güter, die allzugroßen Reichthumen, die auf den bloßen Mönchsſtand nicht allerdings paſſenden weltlichen Hoheiten, ſtechen die neidige Welt

Welt faſt zu allen Zeiten in die Augen; aber wir müſſen es auch geſtehen, ſie waren in folgenden Jahrhunderten gar oft die einzige Urſache des Verderbniſſes der Mönche, und des Zerfalles gewiſſer Klöſter.

Verbrüderung der Biſchöfe Galliens und einiger Klöſter Deutſchlandes zum Nutzen der Abgeſtorbenen.

Da wir oben den heiligen Odilo als den Urheber und Stifter der jährlichen Gedächtnißfeyer der chriſtgläubigen Abgeſtorbenen angegeben haben; ſo können wir nicht unbemerkt laſſen, daß die Andacht, durch Gebethe den Verſtorbenen beyzuſpringen, und für ihre Seelenruhe das heilige Meßopfer zu verrichten, ſchon vor den Zeiten dieſes heiligen Klunyazenſiſchen Abtes in der katholiſchen Kirche üblich geweſen: denn der 13te oder letzte Kanon des zu Savonieres, einem nächſt Tull oder Teul, einer in Lotharingen gelegenen und unter dem Erzbiſchofe von Trier ſtehenden biſchöflichen Stadt, (lateiniſch Tullum apud Saponarias) im Jahre 859 unter Karl dem Kahlen gehaltenen Kirchenrathes enthält eine gewiſſe Verbrüderung, kraft deren alle Biſchöfe der ganzen Gallikaniſchen Kirche, welche ſich auf dieſem allgemeinen, das iſt, aus der ſämmtlichen Geiſtlichkeit des damaligen Galliens beſtehenden Kirchenrathe einfanden, ſich anheiſchig machten, ſowohl im Leben als nach dem Tode, für ſich unter einander zu bethen. Die beſondere Schuldigkeit aber, welche der hier-

über

über aufgeſetzte 13te Kanon allen daſelbſt verſammelten Biſchöfen auferlegte, beſtund darinn, daß ein jeder derſelben für die übrigen, ſo lange ſie im Leben ſeyn würden, am Mittwoche einer jeden Woche das heilige Meßopfer verrichten ſollte: nach dem Tode eines jeden aber ſollten in den biſchöflichen Städten, das iſt, in den Kathedralkirchen, wo die Biſchöfe ihren Sitz oder Reſidenz hatten, für den Verſtorbenen ſieben feyerliche Meſſen geleſen, und eben ſo vielmal die gewöhnlichen Tagzeiten der Verſtorbenen abgebethet werden. Die Prieſter der Klöſter hingegen, und jene, die in Dörfern und Flecken wohnten, und die man auch zu dieſem Kirchenrathe eingeladen hatte, durften nur drey heilige Meſſen für jeden Verſtorbenen leſen, und dreymal die Tagzeiten von den Verſtorbenen verrichten. Der Todfall mußte aber jedesmal einem jeden insbeſondere durch Briefe angedeutet werden.

Eben ſo finden wir, daß gewiſſe Klöſter Deutſchlandes im Jahre 945 auch eine Art dergleichen Verbrüderung unter ſich errichtet haben, wodurch ſie ſich unter einander verbanden, durch Gebethe und gottgefällige verdienſtliche Werke den Seelen ihrer verſtorbenen Mitbrüder beyzuſpringen, um hiedurch ihnen die in dem Reinigungsfeuer zu leidenden Quaalen zu mildern, und zum wirklichen Genuſſe der ewigen Glückſeligkeit deſto geſchwinder zu verhelfen, wenn dieſelben etwa durch geringe Sünden, die ſie in jenem dritten Orte noch abzubüßen hatten, davon abgehalten würden.

Dieſe Verbrüderung geſchah zwiſchen dem Abte von St. Gallen und jenem des Kloſters Reichenau und den Mönchen dieſer beyden berühmten Abteyen. Sie verbanden ſich wechſelsweiſe dahin, daß, wenn einer aus ihnen mit Tode abgehen würde, ſollte deſſen Leichnam nach ſchon eingeführtem Gebrauche in die Kirche gebracht werden, daſelbſt aber ſo lange ausgeſtellt bleiben, bis die für ihn zu entrichtenden Tagzeiten der Abgeſtorbenen abgeſungen, und das heilige Meßopfer für deſſen Seelenruhe würde verrichtet ſeyn. Bey dieſer feyerlich abzuſingenden Meſſe, bey welcher alle Mitbrüder erſcheinen mußten, ſollen alle gegenwärtigen Mönche, ſobald der Prieſter an dem Altare das Sanctus geſprochen hat, ſich zur Erde niederwerfen, und ſo auf ihrem Angeſichte liegend durch inbrünſtiges Gebeth die Seele ihres verſtorbenen Mitbruders dem barmherzigen Gott anbefehlen, bis der Prieſter Pax Domini ſagen wird: wornach ſie ſich von der Erde wieder aufrichten, bis zum Ende der Meſſe aber ihr Gebeth für den Verſtorbenen kniend fortſetzen ſollen. Nach vollendeter Meſſe wurde ſodann die Beerdigung vorgenommen. Am Begräbnißtage mußten beynebens in dem Kloſter, darinn einer ſtarb, zum Seelentroſte des abgelebten Mitbruders nebſt dem gewöhnlichen täglichen Almoſen noch beſondere unter die Armen ausgetheilet werden. Sobald das eine Kloſter von dem zeitlichen Hintritte eines Mitbruders des andern Kloſters Nachricht erhielt, mußten in jenem ſogleich die heiligen Meſſen auf oben beſchriebene Weiſe für den Verſtorbenen geleſen, und die Tagzeiten abgeſungen werden; auch war ihnen nicht erlaubt, dieſe für

die Seelenruhe eines abgeleibten Mitbruders zu verrichtenden Andachten und gottſeligen Werken länger, oder auf eine andere Zeit zu verſchieben. Endlich wurde bey dieſer vorzüglich auf das Beſte der abgeſtorbenen Religioſen abzielenden Verbrüderung noch beſonders verordnet, daß in beyden Klöſtern, welche dieſes Bündniß unter ſich errichtet hatten, wie auch in allen übrigen, die in Zukunft demſelben beytreten würden, die Mönche ſich in ſechs Schaaren abtheilen, und auf einen jeden Tag der Woche (den Sonntag folglich ausgenommen) eine derſelben die heiligen Meſſen überhaupt für alle chriſtgläubigen Abgeſtorbene leſen, und für ſie die von der katholiſchen Kirche vorgeſchriebenen Tagzeiten bethen ſolle. Damit aber dieſes Bündniß zu ewigen Zeiten beſtehen, und die Pflichten, die es ſeinen Mitgliedern auferlegte, niemal in Vergeſſenheit gerathen könnten, wurden alle dieſe Verordnungen unter die Ordensſatzungen eingetragen, und zu gewiſſen Zeiten des Jahres der Ordensgemeinde öffentlich vorgeleſen. Als nachher dieſe Verbrüderung weiter bekannt wurde, verlangten nicht nur verſchiedene Klöſter, ſondern auch die Domherren der anſehnlichſten biſchöflichen Stifter Deutſchlandes derſelben einverleibet zu werden, als Baſel, Chur, Augsburg, Regensburg, Koſtanz, Straßburg, Worms und Mainz; unter den Klöſtern, deren neunzehn an der Zahl waren, befanden ſich Kempten, Einſiedeln, Elwangen und Zweyfalten, denen noch zwölf Frauenklöſter beytraten. Dieſe letztern aber mußten anſtatt der heiligen Meſſen, welche in Stiftern und Mannsklöſtern für einen verſtorbenen Mitbruder geleſen wurden, nebſt

mehr=

mehrmaliger Abbethung der gewöhnlichen Tagzeiten, häufigere Almoſen für die Seelenruhe des abgeſtorbenen Mitbruders unter die Armen austheilen, und andere verdienſtliche Werke für denſelben entrichten.

Von dieſer Zeit an, das iſt, von Mitte des zehnten Jahrhunderts, ſind dergleichen gottſelige Bündniſſe oder Verbrüderungen bis auf den heutigen Tag unter geiſtlichen Gemeinden fortgeſetzt worden: denn kein Ordensſtand, kein Stift, keine geiſtliche Gemeinde und kein Kloſter, weſſen Ordens es immer ſeyn mag, läßt ſich antreffen, das nicht mit einer oder mehrern andern geiſtlichen Gemeinden in ſo einer Bündniß ſtehet, kraft deren ſie ſich unter einander verbinden, für einen Ordensbruder und Mitglied ſolchen Bündniſſes auf deſſen erfolgenden Sterbfall entweder ein- oder mehrere heilige Meſſen, je nachdem ſie hierüber unter ſich übereingekommen ſind, zu leſen, oder leſen zu laſſen, und gewiſſe Gebethe für den Verſtorbenen zu entrichten.

Ob man nun ſchon dem heiligen **Odilo** die Ehre nicht abſprechen kann, daß er der eigentliche Stifter jener zum Troſte der Abgeſtorbenen in die Klöſter der Klunyazenſer Kongregazion, und von dieſen in die allgemeine Kirche eingeführten Andacht geweſen; ſo folgt doch auch aus dem, was wir hier eben gemeldet haben, daß die löbliche Gewohnheit, für die Verſtorbenen zu bethen, und das heilige Meßopfer für ihre Seelenruhe zu verrichten, bereits ein ganzes Jahrhundert vor jenem heiligen Abte bekannt geweſen, und folglich für keine bloße Erfindung jenes Klunyazenſiſchen Abtes müſſe angeſehen werden, wie

ein

ein proteſtantiſcher Schriftſteller es ganz dreiſt behauptet. Ja, wenn man auch das Anſehen des zweyten Buches der Machabäer, aus deſſen 12ten Kap. 45 V. die Katholiken den Beweis für dieſe Andacht herleiten, nicht will gelten laſſen; ſo hat ſie doch in der Erblehre ihren guten Grund. Und da weder derſelben Anfang noch Urheber mit Zuverläßigkeit kann beſtimmt und angegeben werden, beynebens aber ſie von ſo vielen Jahrhunderten her in der Kirche üblich geweſen, ſo muß, nach der bekannten Regel des heiligen Auguſtin, derſelben wahrer und eigentlicher Urſprung nur von den Apoſteln und ihren unmittelbaren Nachfolgern hergeleitet werden. Soll aber dieſes nicht hinlänglich ſeyn, daß man für die Abgeſtorbenen bethen für einen heiligen und heilſamen Gedanken gelten laſſe?

Verſchiedene Völker nehmen das Chriſtenthum an.

Wenn man das Unweſen, welches durch einen guten Theil des zehnten Jahrhunderts in dem Heiligthume der Kirche obwaltete, mit einem ernſten Blicke betrachtet, ſo kann man eben dieſes Jahrhundert mit beſtem Fuge dasjenige nennen, wo die Liebe bey vielen erkaltete, und die Ungerechtigkeit auch bey jenen überhandnahm, deren erſte Pflicht es war, das Feuer der Liebe unter den Chriſten anzufachen, den evangeliſchen Acker von dem Unkraute zu reinigen, und den Samen der Tugend durch Lehre und Beyſpiele aller Orten auszuſtreuen. Doch eben hierinn wollte der göttliche Stifter der Kirche ſein untrügliches Verſprechen, derſelben bis ans

Ende der Welt beyzuſtehen, erfüllen, daß er bey ſo vielen unſeligen Unruhen, welche in eben dieſem Jahrhunderte ſich in ſeiner Kirche hervorthaten, und bey ſo einem kläglichen Aergerniſſe, das daraus entſtund, dieſelbe nicht nur von Ketzereyen und giftigen Irrlehren bewahret, ſondern auch durch weitere Ausbreitung des Chriſtenthumes die Kinder der Kirche noch vermehret hat.

Unter den Völkern, welche im zehnten Jahrhunderte das Chriſtenthum angenommen haben, bemerken wir einige, denen der chriſtliche Glaube noch niemal war geprediget worden; andere, welche, nachdem ſie ſich ſchon zum Chriſtenthume bekannt hatten, davon wieder abgewichen ſind; oder neben demſelben noch allerhand Aberglaube und heydniſche Gebräuche beybehalten haben. Von einen, wie von den andern, führen wir Kürze halber nichts als die Zeitſtufe und die Gelegenheit ihrer Bekehrung an; nur von den Ungarn werden wir ein wenig weitläufiger ſeyn, weil dieſe als unmittelbare Unterthanen eines deutſchen Kaiſers einen nähern Bezug als andere fremde Nationen auf Deutſchland haben, und zugleich wegen den Streifereyen, die ſie in Deutſchland unternahmen, näher gekannt zu werden verdienen.

Bekehrung der Normannen.

Jahr Chr. 912. Schon im Jahre 876 kamen die Normannen, ein durch die Seeräubereyen, mit denen ſie verſchiedene an dem Meere gelegenen Länder beunruhigten, berüchtigtes Volk aus den nordiſchen

ſchen Provinzen in Frankreich an. Sie mußten ſich eine Zeitlang mit den Franken und Britten herumſchlagen, bis ſie in Frankreich veſten Fuß faſſen konnten, und ließen ſich endlich in jenem Landsſtriche dieſes Königreiches nieder, den man heutzutage die Ober- und Niedernormandie nennet. Sie verübten aber durch 26 ganze Jahre in dieſem und den angränzenden Ländern, beſonders in der Gegend von Paris, welche Stadt ſie zum drittenmale belagerten, ſolche Grauſamkeiten, und richteten ſo viel Unheil an, daß die Einwohner von Paris in ihr öffentliches Kirchengebeth die beſondere Bitte einrückten: Gott möchte ſie von dem Grimme der Normannen erlöſen. Die dieſer ungeladenen Gäſte ganz müden Unterthanen wandten ſich an den König Karl den Einfältigen mit den bitterſten Klagen gegen ſo eine ſchreckliche Landplage, und baten ihn auf das inſtändigſte, entweder ſeiner ganzen Macht gegen dieſe Barbaren aufzubieten, oder mit ihnen einen Frieden zu treffen. Karl, der es nicht wagen wollte, ſich mit eben ſo grauſamen als mächtigen Feinden zu meſſen, hielt das letztere für ſich und ſein Volk weit zuträglicher. Er ſchickte daher Franko, den Erzbiſchof von Rouen, einen eben ſo geſchickten als geiſtreich- und tugendhaften Mann, mit Roberten, Grafen von Paris, an Rollo (ſo hieß der Anführer der Normannen) ab, und ließ dieſem ſeine Freundſchaft, dieſe aber zu verſichern, zugleich ſeine Tochter Gisla zur Ehe antragen. Franko, der nicht nur Friede zu ſtiften, ſondern auch Seelen zu gewinnen ſuchte, brachte es mit ſeiner Beredſamkeit dahin, daß Rollo das vorge-

ſchlagene Bündniß eingieng, und ohne längern Verſchub das Chriſtenthum anzunehmen verſprach. Rollo ließ ſich im Glauben unterrichten, und reiſete in Begleitung des Grafen Robert nach Rouen, wo er von dem Erzbiſchofe Franko im Jahre Chriſti 912 die Taufe empfieng. Robert vertrat bey dieſer feyerlichen Handlung die Pathenſtelle, und legte dem erhabenen Neulinge des Chriſtenthumes ſeinen Namen bey. Rollo aber, ſagt ein gleichzeitiger Schriftſteller, nachdem er getauſt war, blieb durch ſieben Tage in dem weißen Kleide, und ehrete Gott und die heilige Kirche andächtig mit reichen Geſchenken. Hierauf heirathete er die Gisla, und bekam von ihrem Vater Karl zum Brautſchatze jenen ganzen Strich Landes, den man heute die Normandie nennet, ſammt Bretagne. Rollo zeigte ſich durchgehends als einen wahren und eifrigen Chriſten. Er war aber auch wegen ſeiner Tapferkeit, Billigkeit und andern ſchönen Eigenſchaften von ſeiner ganzen Nazion ſo ſehr geliebet und ſo hoch geſchätzet, daß, als die Heyden ſahen, daß ihr Anführer ein Chriſt wäre, ſie auch ſogleich den Götzendienſt aufgegeben, das Chriſtenthum angenommen, und einmüthig getauſt zu werden verlangt haben. Die glückſelige Zeitſtufe der Bekehrung dieſes ganzen Volkes iſt demnach das Jahr Chriſti 912. Von dieſer Zeit an blieben die Normannen dem Chriſtenthume getreu. Rollo heirathete nach dem Tode der Gisla, welche nach einigen Jahren ohne Kinder ſtarb, ſeine in dem Heydenthume gehabte Beyſchläferin Poppe, und zeugte mit ihr einen Sohn Namens Wilhelm, welcher nachher die

beyden

beyden Provinzen Normandie und Bretagne, die ſein Vater Rollo bis auf das Jahr 917 mit Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe beherrſchte, nach deſſen in eben benanntem Jahre erfolgten Tode als ein Lehen von dem fränkiſchen Reiche ruhig beſaß. Die erwähnten Provinzen hatten nun ihre beſondern Herzoge, bis Philipp IV. König in Frankreich, dieſelben wieder mit der fränkiſchen Krone vereinigte.

Der chriſtliche Glaube wird neuerdings den Dänen geprediget.

Der heilige Anſcharius, erſter Erzbiſchof zu Hamburg, hatte, wie wir anderswo gemeldet haben, bereits im Jahre 826 den Dänen und andern nordiſchen Völkern das Evangelium zu predigen angefangen; und dieſem eifrigen Völkerlehrer gelang es auch wirklich nach einigen Jahren eine reiche Seelenärnte in jenen Gegenden einzuſammeln. Allein, ſo tiefe und ſtarke Wurzeln hatte dennoch der chriſtliche Glaube bey jenen wilden Völkern noch nicht gefaſſet, daß man ſich von ihrer Treue und Standhaftigkeit im Chriſtenthume hätte verſichern können. Rauben, Plündern, Herumſchwärmen, und Sättigung der wilden Fleiſchbegierden waren die Hauptleidenſchaften, welche dieſen Barbaren zur Natur geworden waren: ſie mußten daher, ſo zu ſagen, zuerſt in vernünftige Menſchen umgeſchaffen werden, ehe man ſie zu Chriſten machen konnte. Sanftmuth, Keuſchheit, Nächſtenliebe und ein ordentliches geſittetes Leben ſchienen ihnen alberne die Kräfte der menſchlichen Natur weit überſteigende Dinge. Dar-

Jahr Chr. 949.

um wurden ſie auch an dem Chriſtenthume faſt eben ſobald wieder treulos, als geſchwind ſie ſich dazu bekennt hatten.

Der heilige Anſcharius hatte zum zweytenmale einen guten Theil der Dänen und Norweger bekehret. Allein, die Kriege, welche ihnen Gelegenheit verſchaften, ihre Raubbegierde zu erfüllen, machten, daß ſie bald des Chriſtenthumes vergaßen, und in ihr voriges ruchloſes Leben, und mit dieſem in das Heidenthum zurücke fielen. Unno, ein Nachfolger des heiligen Anſcharius auf dem erzbiſchöflichen Sitze von Hamburg, legte um das Jahr 930 abermal Hand an, dieſen wieder ganz verwildeten Acker des Evangeliums friſch anzubauen: und auch dieſer brachte in Dännemark und den angränzenden nordiſchen Provinzen abermal eine zahlreiche chriſtliche Heerde zuſammen. Doch der Götzendienſt blieb immer noch die herrſchende Religion, bis Otto der Große den Schimpf zu rächen, den ihm Harald, König von Dännemark, durch einen feindlichen Einfall in die deutſchen Staaten angethan hatte, mit einem furchtbaren Heere in deſſen Königreich einfiel, alles, was ſich ſeinen Waffen widerſetzte, mit Feuer und Schwert verheerete, und endlich den König ſelbſt, nachdem er in einer Schlacht bey Schleswig über ihn den herrlichſten Sieg erfochten hatte, zwang, um Friede zu bitten. Otto verwilligte dieſen ganz gerne, da Harald alle ihm vorgelegte Bedingungen beſchwur, und ſich anheiſchig machte, das Chriſtenthum in ſeinem ganzen Königreiche einzuführen. Harald ſäumte auch nicht ſein Verſprechen zu erfüllen; denn

denn ſowohl er als ſeine Gemahlin Gunnild und ſein junger Sohn Sueno empfiengen alſobald die heilige Taufe; da Otto den König ſeiner Freundſchaft zu verſichern, auch bey der Taufe des jungen Sueno die Pathenſtelle vertrat, und ihn Suen-Otto nennen ließ. Dieſe glückſelige Begebenheit ereignete ſich im Jahre Chriſti 949. Otto der Kaiſer ſchickte Haralden, dem Könige in Dännemark, Glaubensprediger, welche in kurzer Zeit faſt die ganze Nazion dem Chriſtenthume unterwarfen. Um aber auch alle Ueberbleibſel des Heidenthumes völlig auszurotten, und dem chriſtlichen Glauben einen veſtern Grund zu geben, als er bisher hatte, wurden um das Jahr 952 in Jüttland, das einen ſehr großen Theil des Königreichs Dännemark ausmachte, drey Bißthümer geſtiftet, welche dem Erzbißthume Hamburg unterworfen wurden, und Adaldag, welcher im Jahre 936 dem Unno unmittelbar auf dem erzbiſchöflichen Sitze von Hamburg nachfolgte, war der erſte, welcher in dem Königreiche Dännemark Biſchöfe weihete; wie Adam von Bremen, ein Schriftſteller des eilften Jahrhunderts L. 2. Cap. 2. es bezeuget.

Von dieſer Zeit an blieben die Dänen der katholiſchen Kirche einverleibt, bis König Chriſtian der Dritte um das Jahr 1537 durch Johann Bugenhagen die lutheriſche Religion in das Königreich einführte.

Wie aber Otto der Große durch ſeine ſiegreichen Waffen dem Chriſtenthume den Weg in das Königreich Dännemark gebahnet hatte;

alſo brachte er auch den in Böhmen unterdrück- ten chriſtlichen Glauben dadurch wieder empor, daß er Boleslav, den König der Böhmen, jenen ruchloſen Brudermörder, der ſich ſchon lange mit der gottloſen Drahomira beſtrebt hatte, das Chriſtenthum mit Stumpf und Stiel auszurotten, zum Gehorſam gebracht, und ſich zinsbar gemacht hat im Jahre Chriſti 950. Dem Boleslav wurden hiedurch die Hände gebunden, die Chriſten ferner zu verfol- gen; den Böhmen aber eifrige Glaubenspredi- ger zugeſchickt, welche den Götzendienſt zu ver- tilgen, und vermittelſt des Chriſtenthums die Anbethung des wahren Gottes einzuführen ſich befliſſen. Und zwar mit beſtem Erfolge; indem von dieſer Zeit an in dieſem Königreiche nicht nur viele Kirchen, ſondern auch verſchiedene Manns- und Nonnenklöſter erbauet wurden, und von den 18 Kreiſen, in welche dieſes wat- ſchichtige Land abgetheilt war, nicht mehr als drey übrig geblieben, welche noch eine Zeitlang zauderten, ſich unter das Joch Jeſu Chriſti zu beugen. Doch ſchon Boleslav der Zweyte, der Nachfolger des oben erwähnten, mit dem Beynamen der Fromme oder Gütige, nahm ſichs zur erſten Pflicht, als er die Regierung antrat, für das Heil ſeiner Unterthanen zu ſor- gen, und befliß ſich die Ueberbleibſel des Heiden- thums vollends auszurotten; er hatte auch wirk- lich den ſüßen Troſt, das Chriſtenthum um das Jahr 971 in ſeinem Reiche ausgebreitet und blü- hen zu ſehen. Die chriſtkatholiſche Religion er- hielt ſich in dieſem Königreiche unverſehrt bis auf das fünfzehnte Jahrhundert, da Johann Huß und Hieronymus von Prag das verderb-

lichſte

ſichſte Unkraut in den ſo ſchön angepflanzten Acker des Evangeliums wieder ausſtreueten. Hievon aber werden wir in der Folge dieſer Geſchichte an ſeinem gehörigen Orte das nöthige anmerken.

Das Chriſtenthum wird in Pohlen eingeführt.

Mehrmalen wagten es einige Glaubensprediger aus Deutſchland die Fahne des Evangeliums in dem abgöttiſchen Pohlen aufzupflanzen, in Hoffnung, es würde ihnen da eben ſo gut als in andern Ländern, die ſie durch ihre Predigten Chriſto ſchon gewonnen hatten, gelingen, die Finſterniſſe des Heidenthums zu zerſtreuen, und den Einwohnern das Glaubenslicht anzuzünden: allein, ihre Arbeit war immer vergebens und fruchtlos, bis Myesko, Herzog in Pohlen, im Jahre 964 Dabrowka, die einige Schriftſteller Dobrava nennen, eine Tochter Boleslav, Herzogs in Böhmen, zur Ehe verlangte: denn ſo angenehm und vortheilhaft auch eine ſolche Verbindung dem Boleslav ſowohl als ſeiner Tochter zu ſeyn ſchien, ſo wollte dennoch weder Dobrava noch ihr Vater in das von dem Herzoge Pohlens Myesko angebotene Eheverlöbniß einwilligen, wenn dieſer nicht zuvor ſich anheiſchig machen würde, dem Götzendienſte aufzukünden, und das Chriſtenthum anzunehmen. Als die Geſandten, welche Myesko als Brautwerber nach Böhmen geſchickt hatte, zurücke kamen, machte die abſchlägige Antwort, ob er gleich eine ſolche gar nicht erwartete, dennoch ſo vielen Eindruck auf ſein

Jahr Chr. 965.

Herz, daß er ſich alſobald entſchloß, alle Bedingungen zu erfüllen, unter welchen ihm die Dobrava zur Gemahlin zugeſagt wurde. Gleich im Anfange des folgenden Jahres kam Dobrava als verlobte Gemahlin des Herzogs Myesko zu Gneſen in Pohlen an, und brachte eine beträchtliche Anzahl Prieſter mit ſich, welche, da ſie der pohlniſchen Landesſprache kundig waren, nicht nur dem Herzoge Myesko, ſondern auch dem vornehmſten Adel, hierauf aber auch dem Volke die nothwendigen Glaubensunterrichte ertheilten. Das merkwürdigſte bey dieſer Bekehrung zum Chriſtenthume iſt, daß an eben dem Tage, an welchem der erſte chriſtliche Fürſt Pohlens Myesko mit den vornehmſten ſeines Landes die Taufe empfieng, auch ſeine Vermählungsfeyer mit der Dobrava in der Stadt Gneſen mit ausnehmendem Prachte gehalten wurde. So weiß Gott die Herzen der Menſchen zu lenken; und ſo weiß er auch aus Steinen Kinder Abrahams zu erwecken. Myesko, der bey Empfangung der heiligen Taufe den Namen Myezeslav annahm, unterſtützte hiernächſt die Ausbreitung des Glaubens in ſeinem Reiche mit ſeinem Anſehen und mit aller Gewalt, die er als Fürſt über ſeine Unterthanen zu haben glaubte. Auf Veranlaſſung ſeiner wahrhaft chriſtlichen Gemahlin ließ er zu dieſem Ende die heilſamſten, aber auch die ſtrengſten Verordnungen ergehen. Unter dieſe letztern iſt wohl jene zu rechnen, wodurch er allen ſeinen Unterthanen, von was für einem Range und Stande ſie immer ſeyn möchten, befahl, bis auf den 7ten Tag des Märzmonats alle Götzen, die ſie bisher in ihren Häuſern aufbewahrt und verehrt hatten,

zu

zu zertrümmern, und aus dem Wege zu räumen, wenn ſie nicht ihrer Güter wollten beraubt, und als rebelliſche Unterthanen des Landes verwieſen werden. Zum Andenken einer ſo geſchärften Verordnung, wodurch dem Heidenthume in ganz Pohlen auf einmal der Garaus gemacht wurde, ſoll der Gebrauch entſtanden ſeyn, daß die Schulknaben alljährlich am Sonntage, Lätare genannt, einen zuſammen geſtoppelten Götzen unter allerhand Spöttereyen und Beſchimpfungen öffentlich herumtrugen, und ſodann in eine Pfütze warfen. Myezeslav ließ ſeine und ſeines Volkes Bekehrung dem Papſte Johann dem Dreyzehnten durch eine anſehnliche Geſandtſchaft zu wiſſen machen, zugleich aber ihn auch bitten, er möchte ihm einen Mann ſchicken, der das Land nach chriſtlicher Art einzurichten im Stande wäre, und in daſſelbe die in der katholiſchen Kirche üblichen Gebräuche einführen möchte. Der Papſt ſäumte nicht der Bitte des Herzogs Myezeslav zu willfahren, und ſchickte einen gewiſſen Aegidius, Biſchof von Fraskati, einer Stadt in dem Kirchenſtaate, als ſeinen Abgeſandten, nach Pohlen ab, mit der Gewalt Bißthümer zu errichten und Biſchöfe zu weihen; vorzüglich aber ſowohl den neubekehrten Fürſten als deſſen Volk in dem Glauben zu ſtärken. Aegidius ließ ſichs angelegen ſeyn, alles, was er zum Wachsthume des aufkeimenden Chriſtenthumes nöthig und zuträglich erachtete, nach dem Willen des frommen Herzogs einzurichten. Dieſer letztere ließ ſodann neun Hauptkirchen in ſeinem Lande erbauen, und ſtiftete, um darinn die chriſtliche Religion zu beveſtigen, die beyden Bißthümer Gneſen und Krackau; damit von die-

dieſen Städten, welche die Sitze der Oberhirten abgeben ſollten, der nöthige Unterricht in dem Chriſtenthume durch Prieſter und Kirchendiener ſich in das ganze Land verbreiten könnte. Hiedurch nun wurde der Name der Pohlen, welcher, ſo lange ſie noch in den Finſterniſſen des Heidenthumes begraben lagen, noch allen andern Völkern faſt unbekannt war, nachdem ihnen das Licht des Evangeliums aufgegangen, nicht nur dem römiſchen Papſte als dem Oberhaupte der chriſtlichen Kirche, ſondern auch der ganzen chriſtlichen Welt bekannt und verehrungswürdig.

Die Ruſſen oder Moſkowiter nehmen das Chriſtenthum an.

Jahr Chr. 988. Elga, die Gemahlin Ingers, Königs der Ruſſen, begab ſich um das Jahr 955 (man weiß nicht eigentlich aus was für einer Abſicht) nach dem Tode ihres Gemahls mit einem zahlreichen Hofſtaate nach Konſtantinopel. Durch den öftern und längern Umgang mit den Griechen bekam ſie auch Kenntniß von der chriſtlichen Religion, und ſah gar bald den Aberwitz des Heidenthumes, und das Abgeſchmackte des Götzendienſtes vollkommen ein. Nach ſo einer glücklichen Einſicht zauderte ſie nicht lange ſich aus ihren bisherigen Glaubensfinſterniſſen herauszuwinden: ſie ließ ſich im Chriſtenthume unterrichten, ſchwur den heidniſchen Aberglauben ab, und empfieng die heilige Taufe im Jahre Chriſti 955. Man gab ihr in der Taufe den Namen Helena, um hiedurch ihr zu verſtehen zu geben, ſie ſollte ſich die Ausbreitung und die Ehre der chriſtlichen Religion eben ſo ſehr angelegen

legen ſeyn laſſen, als es Helena die Mutter des erſten chriſtlichen Kaiſers Konſtantin des Großen gethan hatte.

So aufrichtig auch die Bekehrung der Elga oder der nun getauften ruſſiſchen Helena war, und ſo ſehr ſie wünſchte, daß das evangeliſche Glaubenslicht auch die Herzen ihrer Landsleute beſtralen möchte, ſo war ſie doch nicht glücklich genug, dieſen heißen Wunſch erfüllt zu ſehen: weder ihr Hofſtaat noch ihr Volk ließ ſich durch ihr Beyſpiel zu dem heilſamen Schritte, dem Heidenthume aufzukünden, bewegen. Helena verſuchte daher in einigen Jahren nach empfangener Taufe noch ein Mittel, dem Chriſtenthume den Weg in ihr Reich zu bahnen; ſie ſchickte nämlich eine Geſandtſchaft an den Kaiſer Otto den Großen mit der Bitte, einen Biſchof mit einigen Prieſtern in ihr Königreich abzuſchicken, welche ſich bemühen ſollten, ihr Volk von dem Götzendienſte abzubringen, und daſſelbe durch Verkündigung des Evangeliums auf den Weg des Heils zu leiten.

Nichts konnte dem gottesfürchtigen Otto damals erwünſchlicher ſeyn, als die Gelegenheit auch zu Bekehrung der wilden Ruſſen beytragen zu können, nachdem er ſich ſchon ſo viele Mühe gegeben hatte, daß das Chriſtenthum bey andern Völkern ausgebreitet wurde. Gerne und mit Freuden willigte er in das Anſuchen der ruſſiſchen Fürſtin Helena, und ernannte ſogleich einen frommen Prieſter Namens Libuzius, welchen Adaldag, Erzbiſchof von Hamburg, zum Biſchofe weihen mußte, damit er als das

Haupt

Haupt der nach Rußland abzufertigenden Glaubensboten ſich zu ſolcher Reiſe anſchicken ſollte, und mit der biſchöflichen Gewalt verſehen, Prieſter und Kirchendiener einweihen könnte, wenn es ihm glücken würde, aus jenem wilden Volke chriſtliche Heerden zu bilden. Allein, Libuzius ſtarb noch vor ſeiner Abreiſe nach jenem weitſchichtigen Reiche; daher beſtimmte Otto auf Anrathen Wilhelms, Erzbiſchofs zu Mainz, an deſſen Stelle den heiligen Adalbert, einen ſeiner Gelehrtheit und ſeines Eifers für den Glauben ſehr berühmten Benediktinermönch, aus dem Kloſter des heiligen Maximins zu Trier, welchen eben erwähnter Wilhelm zum Biſchofe weihete, der Kaiſer Otto aber mit allem verſah, was zu einer ſo weiten und gefahrvollen Reiſe nöthig, und zu Erreichung des glückſeligen Ziels, wegen welchem ſie angeſtellt werden ſollte, dienlich erachtet wurde.

Der heilige Adalbert trat wirklich mit ſeinen Geſellen, die ihm als Mitarbeiter in dem anzubauenden Weinberge des Herrn zugeordnet waren, im Jahre 962 ſeine Reiſe nach Rußland an: er erreichte das weite Feld, auf welches er den evangeliſchen Saamen auswerfen ſollte, das wilde Rußland, deſſen Einwohner er zu Chriſten, zu Kindern der Kirche und zu Bürgern des Himmels anzuwerben, gekommen war. Allein, nach aller Mühe, die er anwendete, und nach allem Fleiße, den er ſich gab, allda Seelen zu gewinnen, ſah er ſich genöthiget, ſo zu ſagen, unverrichteter Dinge in ſeine Heimat zurück zu kehren. Swatoslav, der Sohn der Königin Helena, ein eifriger Götzendiener,

diener, und die Hartnäckigkeit des Volks ſelbſt machten alle ſeine Bemühungen fruchtlos; und er hatte keinen andern Vortheil, als daß einige ſeiner Mitarbeiter, weil ſie alle Götzen und derſelben Dienſt mit Muth und Standhaftigkeit beſtritten, auf der Rückreiſe von dieſen Barbaren ermordet wurden, und hiedurch die herrliche Martyrerkrone erlangten.

So blieb **Rußland** in den tiefeſten Finſterniſſen des Heidenthumes liegen bis auf das Jahr 988, in welchem **Wolodimer** oder **Wolodemir** ſein ganzes Volk, das er mit einer unumſchränkten Macht beherrſchte, aus denſelben herauszuziehen ſich angelegen ſeyn ließ. Dieſer kluge Fürſt, den benachbarte Völker ſeiner weiſen Regierung halber bewunderten, erhielt verſchiedene Geſandtſchaften, und mit dieſen auch jezuweilen Männer, die ihn zu bereden ſuchten, er möchte den Götzendienſt fahren laſſen, und ſich mit ſeinem Volke zu ihrer Religion bekennen. **Wolodemir** hörte jedesmal ihren Vortrag eben ſo gelaſſen als aufmerkſam an: er vermerkte aber auch bey allen den Religionen, die man ihm vorſchlug, viele Verſchiedenheit, und konnte eben darum ſich nicht leicht entſchließen, zu einer derſelben ſich zu ſchlagen. Um nun in einer ſo wichtigen Sache, für welche dieſer zwar heidniſche doch einſichtsvolle Regent die Religion anſah, nicht irre zu gehen, und für ſich und ſeine Unterthanen den beſten Theil zu erwählen, ſchickte er einige kluge Männer aus ſeinem Volke in verſchiedene Länder ab, um die Lehre und Gebräuche aller der ihm angerathenen Religionen und Sekten genau auszuforſchen, und ihm ſodann einen getreuen Bericht davon abzuſtatten.

Nach

Nach eingeholter Unterſuchung und nach empfangenem Berichte fand Wolodemir die chriſtliche Religion, zu der ſich die Griechen bekennten, unter allen ihrer Lehre nach die reinſte und heiligſte, in ihren Gebräuchen die erhabenſte, und eines vernünftigen Menſchen die würdigſte: er entſchloß ſich daher ohne Zeitverluſt dieſelbe in ſein Reich einzuführen, nachdem er und ſein Volk genugſam darinn würden unterrichtet ſeyn.

Zu ſo einem Unterrichte ſchien ihm der griechiſche Kaiſer Baſil die bequemſte Gelegenheit dadurch an die Hand gegeben zu haben, daß dieſer durch eine Geſandtſchaft um Hilfstruppen wider den Bardas, der ſich zum Kaiſer von Konſtantinopel aufgeworfen hatte, bey ihm anhalten ließ: denn Wolodemir verſprach nicht allein die verlangten Hilfsvölker dem Baſil ſelbſt zuzuführen, ſondern auch alles, was er in Griechenlande beſäße, dem Baſil abzutreten, wenn dieſer ihm ſeine Schweſter Anna zur Gemahlin zu geben ſich anheiſchig machte. Baſil trug um ſo weniger Anſtand in eine ihm ſo vortheilhafte Verbindung einzuwilligen, da Wolodemir zugleich auch die chriſtliche Religion anzunehmen verſprach, welches Baſil als die einzige Bedingung des mit ſeiner Schweſter einzugehenden Eheverlöbniſſes von Wolodemir foderte.

Baſil ſchickte dieſem zufolge Biſchöfe und Prieſter nach Rußland, welche den großmüthigen Fürſten Wolodemir mit ſeinem Volke in dem Glauben unterrichteten. Hierauf nun tra-

trafen die beyden Fürſten zu Korſun, dem Ort, den ſie zu ihrer Zuſammenkunft ſchon beſtimmt hatten, auf anberaumtem Tag ein: hier empfieng Wolodemir unter großer Feyerlichkeit die heilige Taufe, und erhielt dabey den Namen Baſilius, wornach ſogleich das Beylager mit Anna, der Schweſter des griechiſchen Kaiſers Baſil, mit ausnehmender Pracht gehalten wurde. Hiernächſt trat der nun chriſtliche Wolodemir-Baſil Korſun mit allen Ländereyen, die er in Griechenland beſeſſen hatte, die aber vormals zu dem griechiſchen Reiche gehörten, ſeinem neuen Schwager ab. Alles dieſes geſchah im Jahre Chriſti 988, und von dieſer Zeit an, ſagt Sigismund Herbeſtein in rerum Moſcovit. Commentar. pag. 33. blieb Rußland der chriſtlichen Religion zugethan. Nur iſt hier noch zu merken, daß, da Wolodemir ſich zur chriſtlichen Religion nach griechiſchem Gebrauche, und alſo zur griechiſchen Kirche bekennt hat, jene Griechen, deren Religion er annahm, damals von der katholiſchen oder lateiniſchen Kirche durch keine Spaltung getrennt geweſen, und folglich er und ſeine Unterthanen in der römiſch-katholiſchen Religion, obſchon nach den griechiſchen Gebräuchen, unterwieſen, und durch die Taufe in den Schoos der römiſchen Kirche aufgenommen worden. Wolodemir-Baſil war demnach jener glückliche Fürſt des weitſchichtigen ruſſiſchen Reichs, welcher durch ſein Beyſpiel ſeinen zahlreichen Unterthanen den Weg des Heils gebahnet hat. Er zeigte auch während ſeiner ganzen folgenden Regierung einen ſolchen Eifer in Ausbreitung des Glaubens, und führte ſo einen gottſeligen

Wandel, daß er nach ſeinem Tode, welcher im Jahre 1015 erfolgte, als ein Apoſtel Rußlands und als ein Heiliger verehrt zu werden verdienet hat; wie dann ſein Gedächtniß noch alljährlich in der griechiſchen Kirche auf den 15ten Tag des Heumonats feyerlich begangen wird. Der Glaube blühete in dieſem Reiche, und brachte ſogar die herrlichſten Früchte der Frömmig- und Heiligkeit hervor, bis derſelbe um das Jahr Chriſti 1520 mit dem griechiſchen Sauerteige vermiſchet worden, da ein gewiſſer Jonas Moſkus die ſchismatiſchen Grundſätze in die ruſſiſche Kirche einzuführen ſich eifrigſt bemühete. Doch hält der gelehrte Pagi mit Papebrochen dafür, die förmliche Trennung dieſer Kirche von der römiſch-katholiſchen, das iſt, von der lateiniſchen Kirche, habe erſt nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts ihre unſelige Reife ganz erreichet.

Streifereyen der Ungarn in Deutſchland.

Der Name Ungarn oder Hungarn, wie man ſie zu nennen pflegt, kann uns ihre Abſtammung von den Hunnen zu erkennen geben, wenn wir nicht lieber glauben wollen, die Alten haben alle Völker, die an Sitten und äußerlichem Ausſehen wild waren, eben deßwegen von den Hunnen abſtammen laſſen, und ihnen auch einen von dieſer Nazion hergeleiteten Namen beygelegt. Sonſt werden ſie auch geradehin Hunnen genennet: in den ruſſiſchen Jahrbüchern heißen ſie Ugrer, ſie ſelbſt aber nennen ſich Madſcharen.

Was die alten Geſchichtſchreiber von dem äußerlichen Ausſehen der Hungarn, von ihren Sitten, von ihrem Karakter, und endlich von ihrer damaligen Art zu kriegen berichtet haben, beſtättiget noch vollends die Meynung, nach welcher man ſie allgemein für Abkömmlinge der Hunnen gehalten hat.

Kurz von Statur, mit tiefen Augen, hatten ſie ſchon nach dem äußerlichen ein wildes Anſehen, mit welchem ihre Gemüthsart meiſtens übereinſtimmete. Da ſie ſich ſehr viel auf den Vorzug ihrer Nazion vor allen andern einbildeten, ſo machte ſie dieſes durchgehends ſtolz und aufgeblaſen. Daneben waren ſie hitzig, unruhig, aufrühriſch, murriſch und zurückhaltend. Daß ſie aber gerade ohne alle Treue, und ſo grauſame und wilde Menſchenfreſſer waren, wie einige berichtet haben, ſcheint eben nicht ſo genau wahr zu ſeyn. Das Schrecken und der Abſcheu, den man vor einer damals freylich noch wilden und gegen andere noch ungeſitteten Nazion hatte, haben ohne Zweifel bey den alten Geſchichtſchreibern das Häßliche in ihrer Schilderung um vieles vergrößert. Doch war der Krieg eigentlich ihr Handwerk. Jederzeit bereit, da einzufallen, wo ſie Beute zu machen hofften, ſchleppeten ſie dieſelbe in ihr Land zurücke: und da ſie anfangs nicht ſo ſehr auf Ländereroberungen dachten, und doch auch andern nichts laſſen wollten; ſo blieb vor ihrer Wuth auch nichts verſchonet. Von Jugend auf gewöhnt mit Pferden und Bogen umzugehen, waren ſie die beſten Reiter und Bogenſchützen. Sie ſtritten daher nur zu Pferde, und

von weitem; und wo ſie mit ihren Pfeilen nichts ausrichteten, hielten ſie ſelbſt die Sache ſchon ſo gut als verlohren. Doch waren ſie liſtig, und lockten oft durch eine verſtellte Flucht den Feind zu einem unvorſichtigen Nachſetzen, fielen darauf, ſobald ſie merkten daß ſie eindringen konnten, über ihn her, verwirreten ſeine Ordnung, zerſtreueten ſeine Glieder, und machten alles nieder. Es war ſehr ſchwer ihnen zu entfliehen, wenn ſie ſiegten; und noch ſchwerer ſie einzuholen, wenn ſie überwunden wurden, und ſelbſt fliehen mußten.

Bey jener großen Auswanderung, von welcher bey dem Anfange des fünften Jahrhunderts zur Kaiſergeſchichte gemeldet worden, kamen die Hungarn mit den Hunnen aus dem aſiatiſchen Norden, doch drangen ſie entweder nicht ſo weit mit dem ganzen Haufen ihrer Nazion vor, oder ſie zogen ſich zu der Zeit, als nach dem Tode des Attila das große hunniſche Reich in Trümmer gieng, wieder zurücke. Kurz, ſie ließen ſich an dem Urſprunge des Jaick nieder. Als ihnen aber auch hier die Patzinaden über den Hals kamen, denen ſie nicht widerſtehen konnten; ſo giengen zwar einige von ihnen nach dem Orient zurücke; der andere und größere Theil aber rückte, ſeinen Feinden auszuweichen, in dem Occident immer vorwärts, und ſetzte ſich endlich in der Moldau, Wallachey, und einem Theile von Siebenbürgen. Leo, der griechiſche Kaiſer, hetzte ſie um das Jahr 890 wider die Bulgaren auf. Bulgarien wurde bey dem Einfalle der Hungarn verheeret: doch bekamen dieſe letztern gar bald in ihrem eigenen Lande von

den

den Bulgaren einen Gegenbeſuch, und doppelte Vergeltung ihrer Verwüſtungen. Sie ſahen alſo, daß auf dieſer Seite für ſie nichts zu gewinnen wäre. Deſto beſſer nahmen ſie ihren Vortheil in acht, als ſie nicht lange hernach der Kaiſer Arnulf wider den Zwentibold nach Mähren rief. Sie kamen bald ungerufen wieder; und obſchon Eroberungen anfangs nicht ſchienen ihre Abſicht geweſen zu ſeyn, ſo zerriſſen ſie doch endlich das großmähriſche Reich, welches ſich weit in Pannonien hinein erſtreckte, und errichteten auf deſſen Trümmer jenes blühende Königreich, welches von ihnen den Namen Hungarn bekommen, und bis auf unſere Zeiten erhalten hat.

Unter der Regierung Kaiſers Ludwig des Vierten, eines Sohnes des Kaiſers Arnulfs, der nur erſt ſieben Jahre alt war, erſchienen die Ungarn das erſtemal in Deutſchland, auch da als Werkzeuge des Zorns Gottes, der ſein Volk mit Drangſalen von aller Art züchtigen wollte, ſich brauchen zu laſſen. Und in der That; wo ſie durchzogen, hinterließen ſie Merkmale einer raſenden Wuth, und einer ganz ausſchweifenden Grauſamkeit. Rauben und Plündern, Sengen, Brennen, Morden, Saate und Früchte verwüſten, Städte und Dörfer verheeren, dieß waren die traurigen Proben, daß die Hungarn ein Land durchſtrichen haben. Ihre beſondere Art zu ſtreiten machte ſie den Deutſchen fürchterlich, bis dieſe durch mehrere Kriege lernten, ihnen mit Muth und Standhaftigkeit zu begegnen, ihre Wuth zu dämpfen, und

ihren Stolz durch blutige Niederlagen zu demüthigen.

Unter allen chriſtlichen Ländern wurde Deutſchland von dieſen Barbaren am übelſten hergenommen. Als ſie im Jahre 900 Baiern verwüſtet hatten, zogen ſie nach Italien. Die Chriſten lieferten ihnen eine Schlacht bey Pavia; allein, mit dem unglücklichſten Erfolge: denn nicht nur viele der angeſehenſten Herren, ſondern auch mehrere Biſchöfe verlohren dabey auf die grauſamſte Art ihr Leben, und die Hungarn richteten ein ſolches Blutbad unter den Chriſten an, daß, nach dem Zeugniſſe der Fuldiſchen Jahrbücher, bey erwähnter Schlacht in einem Tage bis zwanzigtauſend Chriſten ihr Leben eingebüßet haben. Als ſie ins Modeneſiſche kamen, hauſeten ſie eben ſo übel; beſonders waren ſie den Mönchen aufſeꜩig, derer eine große Anzahl ſie ermordeten, nachdem ſie die Klöſter ausgeplündert, verbrannt und zu Grunde gerichtet hatten. Mittlerweile aber, da der größte Hauſe dieſer Barbaren Italien verwüſtete, ſtreifte ein Theil ihres Heeres noch immer in Baiern und an der Donau herum, und verübte alle Arten von Gewaltthätigkeiten. Ein gewiſſer chriſtlicher Graf Namens Luitpold, dem das Elend, welches die Chriſten von dieſen herumſchwärmenden Feinden zu leiden hatten, zu Herzen drang, faſſete endlich Muth, die Barbaren anzugreifen, und ſich und ſeine Landsleute von ſo einer drückenden Plage zu befreyen. Er that es wirklich unter Anrufung des göttlichen Beyſtandes mit einem kleinen Haufen beherzter Chriſten. Es wurde edel geſtritten, ſagen die

die oben angezogenen Fuldiſchen Jahrbücher bey dem Jahre Chriſti 900 (*), aber noch edler geſieget: denn bey dem erſten Anlaufe empfanden die Chriſten eine ſolche Stärke der Gnade Gottes, daß bis zwölfhundert der Heiden gezählet wurden, welche theils getödtet, theils in dem Donaufluſſe erſäufet worden; da kaum einer der Chriſten in dem Streite ſein Leben eingebüßet hatte.

Allein, dieſer herrliche Sieg kam nachher andern deutſchen Völkern ſehr theuer zu ſtehen. Die Hungarn kamen bald wieder in größerer Anzahl; fielen, um den von den Chriſten erlittenen Schimpf zu rächen, in andere Provinzen Deutſchlandes ein, und verheerten alles mit Feuer und Schwert. Im Jahre 912 plünderten ſie Franken und Thüringen aus, ohne daß es jemand wagte, ihnen Widerſtand zu thun. Im folgenden Jahre kamen ſie durch Allemannien bis an den obern Rhein, drangen in Elſaß, und raubten und mordeten, und richteten aller Orten, wo ſie hinkamen, die greulichſten Verwüſtungen an. Unter andern aber übten ſie zu Bremen in Niederſachſen die abſcheulichſten Gewaltthätigkeiten aus: denn ihre Wuth begnügte ſich nicht damit, daß ſie mit allem, was der chriſtlichen Religion heilig war, das muthwilligſte Geſpötte trieben, die in den Kirchen aufge-

(*) In eben dem Jahre 900 erhielten die Chriſten über die Hungarn den Sieg, von welchem hier die Rede iſt, wie Pagi mit den richtigſten Zeitrechnern dafür hält.

geſteckten Kreuze zerbrachen, die Bildniſſe der Heiligen auf eine gottloſe Art mißhandelten ꝛc. ſondern, nachdem ſie viele Prieſter und andere Kirchendiener am Fuße der Altäre auf das unmenſchlichſte ermordet hatten, ſteckten ſie die Kirchen in Brand, und ſchleppten eine Menge Chriſten ohne Unterſchied des Alters, Geſchlechts und Standes mit ſich fort in die härteſte Dienſtbarkeit.

Eine heilige Jungfrau Namens Viborada, welche ſich unweit des berühmten Stiftes St. Gallen in eine enge Zelle eingeſchloſſen hatte, und in großer Heiligkeit lebte, erfuhr im Jahre 924 durch eine himmliſche Offenbarung, daß auf den 1ſten May des künftigen Jahres die Hungarn abermal in Deutſchland, und zwar bis in die Gegenden des ermeldten Kloſters St. Gallen eindringen, und daſelbſt eben ſo greuliche Verwüſtungen, als ſie anderswo verübet hatten, anrichten würden, ſie aber zugleich durch ihre Hände die Marterkrone empfangen würde. So erwünſcht ihr dieß letztere war, ſo bekümmert machte ſie jenes; weil ſie das Elend vorſah, dem die Chriſten durch die Ankunft jener grauſamen Barbaren ausgeſetzt würden. Sie entdeckte die gehabte Offenbarung einem frommen Mönche von St. Gallen Namens Waldram, doch mit dem Bedinge, daß er das Volk zwar ermahnen ſollte, durch Buße und eifriges Gebeth den göttlichen Zorn zu beſänftigen, von ihrem bevorſtehenden Martertode aber niemanden das geringſte zu eröffnen.

Man wollte dieſer Weiſſagung ſo lange keinen Glauben beymeſſen, bis man ſie wirklich zu ihrer

ihrer Erfüllung kommen ſah. Im Monate April des Jahres 925 giengen ſchon mehrere Dörfer um Konſtanz herum im Feuer auf, und die Ungarn hatten ſich bereits in großen Haufen in jenen Gegenden ausgebreitet. Sobald Engilbert, der damalige Abt zu St. Gallen, von der Annäherung dieſer durch ſo viele an den Chriſten ausgeübte Grauſamkeiten ſchon berüchtigten Religionsfeinde Nachricht erhielt, ſchickte er einige der Seinigen an Viborada ab, um ſie zu bereden, daß ſie, ihr Leben zu retten, ſich in das nahe an dem Kloſter gelegene veſte Schloß begeben möchte. Allein, Viborada dankete dem vorſichtigen Abte für ſo liebvolle Sorgfalt, und wollte ihre Zelle, darinn ſie bis an ihr Lebensende Gott zu dienen beſchloſſen hätte, nicht verlaſſen. Gleich den folgenden Tag, das iſt, den 2ten May des eben benennten Jahres, kamen die Barbaren zur Zelle dieſer heiligen Jungfrau, und da ſie dieſelbe auf allen Seiten verſchloſſen fanden, ſtiegen einige auf das Dach, und deckten es ab. Sie ſahen Viborada vor einem kleinen Altare auf den Knieen liegen, und ſich durch heilige Gebethe und nach dem Himmel geſchickte Seufzer Gott anbefehlen. Der Anblick einer chriſtlichen in der Andacht tief verſenkten Jungfrau entzündete ſchon ihre Wuth. Sie ließen ſich vom Dache herab, beraubten Viborada der Kleider, nur den Bußgürtel ließen ſie ihr um den Leib, und ſo entblöst verſetzten ſie ihrem Haupte durch kleine Beilhiebe verſchiedene Wunden, wodurch die heilige Jungfrau zur Erde niederſank, und im Blute ſchwimmend nach einigen Augenblicken ihren Geiſt aufgab. Wie angenehm dem Himmel dieſes Opfer

 war,

war, bezeugten die häufigen Wunder, welche Gott auf ihre Fürbitte nachmals wirkte. Ehe noch ein ganzes Jahrhundert verſtrich, ward Viborada in die Zahl der Heiligen verſetzt: ihr Gedächtnißtag wird in dem St. Galliſchen auf den 2ten May feyerlich begangen.

Nachdem die Hungarn von dem oben benennten Jahre 925 an bis auf das Jahr 953 immer herum geſchweifet, bald dieſe bald jene Provinz verheeret, und aller Orten, wo ſie durchzogen, Furcht und Schrecken verbreitet hatten, kam endlich im Jahre 955 die Reihe auch an ſie. Otto der Erſte, König von Deutſchland, erhielt eben, da er im Anfange des Heumonats in Sachſen gieng, von dieſen Barbaren unter dem Scheine der Freundſchaft eine anſehnliche Geſandtſchaft, deren Hauptabſicht aber nur darinn beſtund, daß ſie auskundſchaften wollten, was für Folgen der bürgerliche Krieg, welcher ſich von einigen Jahren her in den deutſchen Staaten des Königs Otto entſponnen hatte, im Chriſtmonate aber des vorigen Jahres glücklich geendiget worden, nach ſich ziehen würde. Otto, der dießmal nichts arges von den Hungarn vermuthete, behielt ihre Geſandten einige Tage bey ſich, und ließ ſie ſodann, nachdem er ſie herrlich bewirthet, und fürſtlich beſchenkt hatte, im Frieden zu ihren Landsleuten zurücke kehren. Kurz hierauf bekam Otto durch Geſandten, welche ſein Bruder Heinrich, Herzog von Baiern, an ihn abſchickte, die unerwartete Nachricht, daß die Hungarn neuerdings in ſeine Staaten eingefallen wären, und alles mit Feuer und Schwert verheereten. Otto machte

ſich

ſich demnach ungeſäumt mit einem kleinen aus Sachſen zuſammen gerafften Heere auf, den Feinden entgegen zu gehen. Als er in der Gegend der Stadt Augsburg ſein Lager geſchlagen hatte, kam ihm ſchon ein aus Franken, Baiern und Böhmen beſtehendes mächtiges Heer zur Verſtärkung entgegen, wodurch ſein kleiner Haufe Sachſen ſo aufgemuntert wurde, und ſolchen Muth zum Streiten bey ſich empfand, daß ſie nichts ſehnlicher wünſchten, als ſich mit dem Feinde meſſen zu därfen. Und faſt ehe ſie es vermutheten, zeigte ſich hiezu die Gelegenheit. Die Hungarn hatten bereits über den Lechfluß geſetzt, und griffen unverweilt das chriſtliche Heer mit einer ſolchen Wuth an, daß ſie ſchon einige Haufen deſſelben theils nieder gemacht, theils gefangen bekommen, oder in die Flucht geſchlagen hatten, als Otto mit der auserleſenſten Mannſchaft herbey eilte; und nachdem er ſeine Soldaten mit Worten und eigenem Beyſpiele zum Streite aufgemuntert hatte, das Treffen von neuem anfieng. Die Chriſten richteten ein ſolches Blutbad unter den Barbaren an, daß nur ſehr wenige derſelben mit dem Leben davon gekommen; denn jene dieſer wilden Völker, die ſich in die Städte oder andere haltbare Orte flüchteten, wurden nicht mehr herausgelaſſen, ſondern entweder mit Dachwerke und Mauern verbrannt, oder mußten, da ſie heraus wollten, über die Klinge ſpringen: andere, die ſich mit Schwimmen zu retten ſuchten, wurden entweder in dem Fluſſe erſäuft, oder da ſie wirklich das Geſtade erreichten, von den auf ſie laurenden Soldaten erſchlagen, indem ſich das chriſtliche Heer auf beyden Seiten des Fluſſes ſchon ausge-

gebreitet hatte, damit keiner der Feinde ihrer gerechten Rache entgehen ſollte. Den 10ten Auguſt, das iſt, am Feſte des heiligen Blutzeugens Lorenz im Jahre 955, wie Ditmar mit andern Schriftſtellern es behauptet, wurde dieſer herrliche Sieg erfochten. Nachdem nun Otto dem allerhöchſten Gott in allen Kirchen den ſchuldigen Dank dafür abzuſtatten befohlen hatte, kehrete er als ein mit Siegslorbeern gekrönter Held nach Sachſen zurücke, und wurde gerne und mit größter Freude von dem Volke aufgenommen: denn kein König, ſagt Witichind, ein Zeitgenoß des Königs Otto L. 3. Annal. kann ſich von zweyhundert Jahren her eines ſo großen und herrlichen Sieges rühmen.

Die Ungarn nehmen den chriſtlichen Glauben an.

Durch dieſe von den Deutſchen erlittene Niederlage wurden die wilden Ungarn allgemach zahm und mürbe gemacht. Diejenigen, welche dem Schwerte der Sieger und der Gefangenſchaft noch entkamen, machten nach ihrer Zurückkunft in ihre Heimat ihren Landsleuten eine ſo vortheilhafte Schilderung von den Deutſchen und andern Völkern, denen die Hungarn bisher zum Schrecken waren, und erzählten ſo vieles von der Tapferkeit jener auswärtigen Nazionen, daß ſie ſich nicht ſo leichter Dinge wieder über die Gränzen ihres Landes wagten, und nur auf Beute, auf Brennen, Morden und Plündern auszugehen ſo geſchwind wieder Luſt bekamen: ſie blieben demnach in ihrem Lande eine

Zeitlang ganz ruhig; und eben dieſe Ruhe legte den Grund zu ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume.

Daß der chriſtliche Glaube ſchon zu Zeiten Karls des Großen den Hungarn geprediget worden, verſichert uns Anton Bonfinius in ſeiner pannoniſchen Geſchichte. Es läßt ſich auch hieran um ſo weniger zweifeln, da Karl, dieſer für die Ausbreitung des Chriſtenthumes ſo eifrige Fürſt ſich es zur weſentlichen Pflicht werden ließ, die Abgötterey aller Orten auszurotten, und die chriſtliche Religion nicht nur in ſeine weitläufigten Staaten, ſondern auch in benachbarte Provinzen, in auswärtige Länder, und wo es ihm nur möglich ſchien, einzupflanzen. Allein, wenn auch der Glaube ſchon zu jener Zeit in Ungarn einen kleinen Anfang bekam, ſo faßte er doch noch keine veſte Wurzeln; und diejenigen, welche ſich durch die dahin geſchickten Glaubensprediger zum Chriſtenthume bekehret hatten, waren in ſo kleiner Anzahl, daß ſie ſich nicht einmal getrauen durften, ihre Religion öffentlich auszuüben, wenn ſie ſich nicht dem allgemeinen Geſpötte, oder gar einer augenſcheinlichen Gefahr als Verächter der vaterländiſchen Götter verfolgt zu werden, ausſetzen wollten. Wir finden auch in den ungariſchen Jahrbüchern ſelbſt keine Spuren von chriſtlichen Kirchen in dieſem Lande, oder von einem öffentlichen chriſtlichen Gottesdienſte bis auf das Jahr 978, da Pilgrin oder Piligrin, Erzbiſchof des ehemaligen Erzſtiftes Lorch, (Laureacum) in jenem Briefe, worinn er bey Päpſt Benedikt dem Siebenten um das Pallium anhielt,

hielt, ſich bey dem Papſte dadurch entſchuldigt, daß er nicht perſönlich nach Rom kommen könnte, weil er, wie er ſich in ſeinem Briefe ausdrückt, bey dem ungariſchen Volke, welches den ſchon lange aus ſeinem Kirchenſprengel dahin abgeſchickten Glaubenspredigern den Eingang immer verſchloſſen hatte, deſſen ungeachtet nun abermal das Predigtamt auf ſich genommen habe: indem der allmächtige Gott, der gemäß ſeiner Barmherzigkeit das Zerſtreute sammelt, die lange Zeit verſchloſſene Thüre ſeines Herzens dieſem Volke endlich zu eröffnen ſich gewürdiget hat. In eben dieſem Schreiben rühmt Piligrin dem Papſte an, daß er ſowohl durch ſich als durch andere taugliche Männer, welche theils Mönche, theils Prieſter und andere Kirchendiener waren, und die er, auf wiederholtes inſtändiges Bitten der Ungarn, ihnen das Evangelium zu predigen in ihr Land abgeſchickt hatte, bereits bis fünftauſend Seelen nur aus dem vornehmern Adel beyderley Geſchlechtes in dem chriſtlichen Glauben unterwieſen, und mit dem heiligen Taufwaſſer abgewaſchen, hiedurch aber ſie der Kirche Chriſti gewonnen habe. Es läßt ſich daher mit beſtem Grunde vermuthen, daß von dieſer Zeit an, nämlich von dem Jahre Chriſti 978 der chriſtliche Glaube in Ungarn zu blühen angefangen habe; eben darum, weil in dieſem und dem folgenden Jahre, da Pilgrin und ſeine evangeliſchen Mitarbeiter daſelbſt den Glauben predigten, eine ſo beträchtliche Anzahl aus dem hungariſchen Adel ſich zum Chriſtenthume bekennet hatte.

Die

Die nun zum Chriſtenthume bekehrten Ungarn, welche das Abergläubiſche und Niederträchtige des Götzendienſtes vollkommen einſahen, wünſchten nichts ſo ſehr, als daß derſelbe endlich aus ihrem Lande möchte ausgerottet, und das wahre Glaubenslicht auch dem gemeinen Volke angezündet werden. Allein, dieſes rohe, des Krieges, des Raubens und Herumſchwärmens angewohnte Volk war allzuſtark auf ſeine heidniſchen und vaterländiſchen Gebräuche verpicht, als daß man hoffen konnte, daſſelbe mit Gelindigkeit davon abzubringen; mit Gewalt aber wilde und felſenharte Herzen von den evangeliſchen Wahrheiten überzeugen wollen, ſchien eben ſo gefährlich, als dem Ziele, das man zu erreichen ſuchte, unangemeſſen, ja völlig zuwider. Es ließen daher einige aus dem neubekehrten ungariſchen Adel gleichſam in der Stille aus den benachbarten Provinzen Glaubensprediger rufen, welche ſich beſtreben ſollten, die wilden Ungarn zuerſt zwar in geſittete Menſchen zu bilden, aus dieſen aber nachher Chriſten zu machen. Dieſes Abſehen gelang ihnen ſo gut, daß ſie ſogar dem Herzoge der Ungarn Namens Geyſa, welcher der vierte Fürſt dieſer Nazion war, ſeit dem ſie ſich in Pannonien niedergelaſſen hatte, eine Luſt zur chriſtlichen Religion beybrachten. Geyſa, welcher nachher eine pohlniſche Prinzeſſin Namens Adelheit unter der Bedingung, daß er ſich öffentlich zum chriſtlichen Glauben bekennen ſollte, zur Ehe bekam, empfieng wirklich im Jahre 989 von dem heiligen Adalbert, Biſchofe zu Prag, die heilige Taufe, und wurde nicht nur ein eifriger Chriſt, ſondern gab auch von dem erſten Augenblicke ſei-

ner Bekehrung an die glänzendſten Beyſpiele der Tugend und Frömmigkeit von ſich. Nur bedauerte Geyſa, daß, nachdem er durch das Licht des chriſtlichen Glaubens erleuchtet den wahren Gott erkennt hatte, er ſeine Unterthanen noch länger in den Finſterniſſen des Heidenthumes herumirren, und in ihren Götzen Stein und Holz anbethen ſehen ſollte. Doch that er, was er konnte: er berief noch mehrere Glaubensprediger, welche, durch ſein Anſehen unterſtützt, das Chriſtenthum öffentlich verkündigen durften, und hatte den Troſt, einen Sohn zu hinterlaſſen, dem Gott das große Werk, die ganze ungariſche Nazion zum chriſtlichen Glauben zu führen, vorbehalten hatte. Geyſa ſtarb im Jahre 997, und Stephan, deſſen Sohn und würdige Nachfolger des erſten chriſtlichen Fürſten in Ungarn, kam gleich zur Regierung. Weil Stephan ſchon mit ſeinem Vater im Jahre 989 die heilige Taufe empfangen hatte, und ſich folglich bey Antretung ſeiner Regierung ſchon zum Chriſtenthume bekannte, ſo fieng er auch dieſe mit lauter gottſeligen Werken, vorzüglich aber mit einem unermüdeten Eifer, die chriſtliche Religion in ſeinem ganzen Reiche auszubreiten, und alle ſeine Unterthanen Gott zu gewinnen, an. Zu dieſem Ende theilte er ſchon in den drey erſten Jahren ſeiner Regierung, und als er noch Herzog war, Ungarn in eilf Diözeſen oder Kirchenſprengel ein, wovon er Gran (Strigonium) als ſeinen Geburtsort und ordentlichen Aufenthalt zum Metropolitanſitze des ganzen Landes ernannte. Im Jahre 1000 ſchickte er eine anſehnliche Geſandtſchaft nach Rom, um von dem Papſte die Beſtättigung

gung ſeiner zu Ausbreitung und Aufnahme der chriſtlichen Religion gemachten Einrichtungen zu erhalten; zugleich aber ließ er auch den Papſt um die Erlaubniß, den Titel eines Königs zu führen, und um die königliche Krone bitten. Silveſter der Zweyte, welcher damals auf dem apoſtoliſchen Throne ſaß, beſtättigte nicht allein die von Stephan dem Fürſten Ungarns geſtifteten Bißthümer, ſondern ſchickte ihm auch eine prächtige mit vielen koſtbaren Steinen ausgeſchmückte Krone, mit welcher dieſer Prinz im folgenden Jahre 1001 zum erſten König von Ungarn feyerlich gekrönet worden.

Gleichwie nun das eben bemerkte Jahr 1001 für die eigentliche Zeitſtufe muß angeſehen werden, in welcher Ungarn die Ehre eines Königreiches erlangt hat, ſo kann man es auch für die eigentliche Zeitſtufe der in dieſes Reich eingeführten chriſtlichen Religion gelten laſſen: denn obgleich dieſe, wie wir oben bemerkt haben, ſchon im Jahre 978 darinn geprediget worden, und einen guten Anfang bekam, ſo wurde ſie doch erſt unter der Regierung Stephan des erſten Königs die allgemeine und herrſchende, und iſt es von jener Zeit an auch bis auf den heutigen Tag. Dieſer Stephan regierte ſo löblich, ſo fromm und gottesfürchtig, daß er nach ſeinem Tode, welcher im Jahre 1038 den 15ten Auguſt, als am Feſte der Himmelfahrt Mariä, die er durch ſeine ganze Lebenszeit mit einer kindlichen Andacht verehrte, erfolgt iſt, in die Zahl der Heiligen verſetzt zu werden verdienet hat. Wegen ſeines brennenden Eifers, die chriſtliche Religion auszubreiten, ward ihm der ſchöne Name

eines Apoſtels der Hungarn von dem apoſtoliſchen Stuhle beygelegt, zugleich aber ihm und ſeinen Nachfolgern, den ungariſchen Königen, die Erlaubniß ertheilet, bey kirchlichen Prozeſſionen und andern öffentlichen Vorgängen ſich das Kreuz vortragen zu laſſen. Innozenz der Eilfte verſetzte die feyerliche Begehung ſeines jährlichen Gedächtniſſes auf den 2ten des Herbſtmonats; weil an eben dieſem Tage das mit den tapfern Hungarn vereinigte chriſtliche Heer Leopold des Erſten, römiſchen Kaiſers und Königs von Ungarn, auf die Vorbitte ihres heiligen Königs Stephan den herrlichſten Sieg über die Türken durch göttlichen Beyſtand erfochten hat.

Kirchenräthe Deutſchlandes im zehnten Jahrhunderte.

Dem reißenden Strome der Laſter einen Damm zu ſetzen, dem Verderbniſſe der Sitten abzuhelfen, und dem gänzlichen Zerfalle der Kirchenzucht vorzubeugen, wurden auch in dieſem Jahrhunderte verſchiedene Kirchenräthe in Deutſchland gehalten. Um aber über das uns vorgeſteckte Ziel der Kürze nicht hinauszugehen, führen wir hier nur die merkwürdigſten davon an.

Zu Altheim oder Althain, einem zwiſchen Braunau und Riedt liegenden Flecken in Niederbaiern, wurde unter der Regierung Konrads, Königs in Deutſchland, im Jahre 916 eine zahlreiche Zuſammenkunft der Biſchöfe gehalten, zu welcher Papſt Johann der Zehnte ſeinen Apokriſar oder Legaten ſchickte. Nachdem dieſer

dieſer eine ſehr dringende Ermahnungsrede an die verſammelten Väter gehalten hatte, wurden 38 Kanonen abgefaßt, welche alle auf eine ernſtliche Sittenverbeſſerung ſowohl der Biſchöfe als anderer Geiſtlichen und Kirchendiener, wie nicht minder auf eine des Chriſtenthumes würdige Aufführung der Layen abzielten. Auch wurde hier durch ein feyerliches Dekret beſchloſſen, daß jener, welcher dem Könige als ſeinem rechtmäßigen Herrn Treu und Glauben gebrochen hat, oder wider ihn einen Aufruhr anzuſtiften ſich erkühnen würde, mit dem Kirchenbanne ſolle belegt werden.

Im Jahre 922 verſammelten ſich auf Befehl **Karls**, mit dem Beynamen des **Einfältigen**, Königs in **Frankreich**, und **Heinrichs** des **Voglers**, Königs in **Deutſchland**, acht deutſche Biſchöfe zu **Koblenz** am **Rheine** mit den Aebten und ſehr vielen andern angeſehenen Ordensmännern Deutſchlandes. Die vornehmſten der gegenwärtigen Biſchöfe waren **Herimann**, Erzbiſchof zu **Kölln**, und **Heriger**, Erzbiſchof zu **Mainz**. Nur acht Dekrete wurden allda aufgeſetzt. Durch das erſte wird das Ehehinderniß, welches aus der Blutsverwandtſchaft entſtehet, bis auf den ſiebenten Grad ausgedehnet. Das zweyte, dritte und vierte Dekret ſind nicht mehr vorhanden. In dem fünften wird den Layen, welche Kirchen oder Kapellen geſtiftet haben, verboten, von derſelben Gütern den Zehnden ſich zuzueignen, als welcher den Prieſtern ſolcher Kirchen und Kapellen zuerkennt wird. Der ſechste Kanon unterwirft die Mönche und ihre Kirchen, in Anſehung der

Seelſorge, der Gerichtsbarkeit der Biſchöfe, in deren Diözeſen derſelben Klöſter und Kirchen liegen. Der ſiebente macht jenen eines Todſchlages ſchuldig, welcher einen Chriſten entführet und verkaufet hat. Vermöge des achten Kanons ſoll kein Laye oder Kleriker, welcher eigene Grundſtücke beſitzet, und dieſelben verſchenken will, den Zehnden, welchen eine Kirche davon bezogen hat, zugleich verſchenken können: und wer ein ſolches zu thun ſich unterfangen wird, ſoll der Kirchenſtrafe unterworfen ſeyn; die Schenkung ſelbſt aber für nichtig erklärt werden.

Unter dem oben benennten Könige **Heinrich** dem **Erſten** oder dem **Vogler**, wurde im Jahre Chriſti 932 zu **Erfurt** eine **allgemeine** (*) Kirchenverſammlung der deutſchen Biſchöfe gehalten, in welcher verordnet wurde, daß das Feſt der heiligen Apoſteln **Peter** und **Paul** mit größter Feyerlichkeit ſolle begangen, und an den ſchon von altersher beſtimmten Vorabenden die Faſten genau beobachtet werden. Es wurden auch gewiſſe Tage benamſet, an welchen keine weltlichen oder öffentlichen Gerichte durften gehalten werden. Kein Chriſt, der Andachts halber nach der Kirche gehet, darinn ſich aufhält, oder davon zurückkömmt, ſoll, unter dem Vorwande vor Gerichte zu erſcheinen, davon abgehalten oder daran gehindert werden. Ein vor dem Biſchofe angeklagter Kleriker, ſoll dreymal ermahnet wer-

(*) Dieſe Kirchenverſammlung wird von allen Schriftſtellern darum eine allgemeine genennt, weil faſt alle Biſchöfe und Aebte der ſämmtlichen deutſchen Staaten dabey erſchienen waren.

werden, auf daß er entweder ſein Laſter bekenne, und dafür Buße wirke, oder er ſoll ſich durch einen Reinigungseid von der verdienten Strafe losmachen.

Im Jahre 948 war zu Ingelheim, einem unweit Mainz gelegenen Flecken, eine anſehnliche Kirchenverſammlung in Gegenwart Kaiſers Otto des Erſten, und Ludwigs, König von Frankreich, unter dem Vorſitze Marin, eines päpſtlichen Legaten, gehalten. 32 Biſchöfe, unter welchen vorzüglich zu merken der heilige Ulrich, Biſchof zu Augsburg, und der heilige Konrad, Biſchof zu Konſtanz, kamen nebſt einer beträchtlichen Anzahl Aebte des Benediktinerordens daſelbſt zuſammen. Eben darum wird ſie auch gleich der vorigen für eine allgemeine, das iſt, für eine Nazional-Kirchenverſammlung Deutſchlandes angeſehen, obſchon auch einige Biſchöfe Galliens ſich dabey einfanden. Die hier abgehandelten Sachen beſtunden in 10 Punkten. Erſtens, wurde Hugo, Graf von Paris, der Vater des bekannten Hugo Kapet, mit dem Kirchenbanne belegt, weil er, ſtolz auf die über die Normannen erfochtenen Siege, nachmals die Waffen wider ſeinen rechtmäßigen Herrn Ludwig Uebersmeer gekehret, und dieſen König ein ganzes Jahr in der Gefangenſchaft behalten, beynebens Rudolph, den Erzbiſchof zu Lyon, von ſeiner Kirche verjagt hatte. Zweytens, wurde auch der Biſchof Hugo in den Bann gethan, weil er ſich in den biſchöflichen Sitz von Rheims gewaltſamer Weiſe eingedrungen hatte; jenen aber, welche eben dieſen Hugo zum Biſchofe eingeweihet hatten, wurde

ebenmäßig der Bannfluch angedrohet, wenn ſie ſich dem Kirchenrathe, zu dem ſie gerichtlich vorgeladen waren, nicht ſtellen, und der auferlegten Buße nicht unterwerfen würden. Zugleich wurde dem Artald, welchen benennter Hugo von der rheiniſchen Kirche vertrieben hatte, ſein Bißthum wieder zugeſprochen. Der dritte Kanon enthielt den, wegen Vertreibung des Erzbiſchofes Rudolf, insbeſondere wider den Graf Hugo abgefaßten Bannfluch. Viertens, ward verordnet, daß die Layen ſich nicht unterfangen ſollen, die von ihnen geſtifteten Kirchen ohne biſchöfliche Erlaubniß den Prieſtern weder zu geben, noch zu nehmen. Fünftens, ſollen die Layen den Prieſtern keine Unbilden oder anderes Leid zufügen. Sechstens, wird die ganze Oſterwoche feyerlich zu begehen; an Pfingſten aber der Montag, Dienſttag und Mittwoche nicht weniger als der Sonntag zu feyern geboten. Der ſiebente Kanon gebietet das Faſten auf den Tag der größern Litaney, das iſt, auf das Feſt des heiligen Evangeliſten Marx, wie daſſelbe an den Bethtagen vor der Himmelfahrt des Herrn ſchon beobachtet wurde. Nach dem achten ſollen die Layen von den Opfergaben, welche von den Gläubigen auf den Altar gebracht werden, nichts zu genießen haben. Der neunte verordnet, daß die Streitigkeiten in Zehndſachen für kein weltliches Gericht ſollen gezogen, oder von demſelben unterſuchet, ſondern von einem geiſtlichen Richter und von Prieſtern, denen allein die Zehnden zugehören, entſchieden werden. Der zehnte verbietet die blutſchänderiſchen Ehen. Flodoard bezeugt, Papſt Agabet II. habe in folgendem Jahre die Akten dieſes Kirchenrathes beſtättiget.

Otto

Otto der Große, welchem das Beſte der Kirche eben ſo nahe als jenes des Staates am Herzen lag, und der gar wohl wußte, daß die Kirchenzucht einer ernſtlichen Verbeſſerung bedürfte, ließ im Jahre 952 einen Kirchenrath nach Augsburg zuſammenberufen; damit durch die daſelbſt abzufaſſenden Dekrete die in die Kirche eingeſchlichenen Mißbräuche abgeſchaffet, die ſchlechten Sitten der Geiſtlichen verbeſſert, und dieſe zu einer genauern Erfüllung ihrer Standespflichten angehalten würden. Um aber dieſe heilſamen Verfügungen auch allgemeiner zu machen, wußte der kluge Kaiſer es zu veranſtalten, daß nicht nur deutſche, ſondern auch italieniſche und franzöſiſche Biſchöfe bey dem zuhaltenden Kirchenrathe erſchienen. Frithurich, Erzbiſchof zu Mainz, hatte auf ausdrücklichen Befehl Kaiſers Otto dabey den Vorſitz. Hier wurden nun 11 Kanonen aufgeſetzt, welche alle den Biſchöfen, Prieſtern, Diakonen, Unterdiakonen, und überhaupt allen Klerikern reine Sitten und eine ihrem erhabenen Stande angemeſſene Lebensart, und zwar unter Androhung der ſchärfeſten Kirchenſtrafen anbefehlen. Alſo unterſagt der erſte Kanon den Biſchöfen, Prieſtern, Diakonen ꝛc. das Heyrathen unter Strafe der Entſetzung von ihrem Amte (*). In dem zweyten

(*) Hottinger, ein gelehrter Profeſſor von Zürich des vorigen Jahrhunderts, führt dieſen erſten Kanon in ſeiner Kirchengeſchichte geſtümmelt an, indem er das Wort Presbyteros (Prieſter) gefliſſentlich wegläßt, zugleich aber aus demſelben die Folge ziehen will, daß es in der alten Kirche den Geiſtlichen erlaubt ge-

ten werden die Jagdhunde, in dem dritten das Würfelſpiel den Geiſtlichen verboten. Der vierte warnet die Geiſtlichen, keinem verdächtigen Weibsbilde den Eingang in ihr Haus zu geſtatten, oder ein ſolches bey ſich wohnen zu laſſen. Der fünfte verbietet den Mönchen ohne ausdrückliche Erlaubniß ihres Abtes aus ihrem Kloſter zu gehen; gleich=

---

geweſen, ſich zu verheyrathen, nachdem ſie ſich ſchon zum geiſtlichen Stande bekennt hatten ꝛc. Das Geſetz aber, welches die Geiſtlichen zur Enthaltſamkeit verbindet, erſt in dieſem Kirchenrathe zu einem allgemeinen Kirchengeſetze gemacht worden ſey. Allein, der Ungrund einer ſolchen Folgerung, und die aus ſo einer unrichtigen Folgerung gezogene offenbare Falſchheit erhellet erſtens daraus; daß ſich eben dieſer Kanon auf das zweyte Kap. des zweyten zu Karthago im Jahre 390 gehaltenen Kirchenrathes beziehet, in welchem die Enthaltſamkeit den Geiſtlichen ſchon als ein Geſetz geboten worden, welches die Apoſtel gelehret hatten, und in dem Alterthume gegründet wäre, ut quod Apoſtoli docuerunt, ſagt der zweyte Kanon jenes Karthaginenſiſchen Kirchenrathes, & ipſa ſervavit Antiquitas, nos quoque cuſtodiamus. Zweytens, wenn ſich Prieſter oder auch Biſchöfe jemals verheirathet haben, läßt ſich deßwegen hieraus folgern, daß ſie es rechtmäßig gethan haben, und daß die Ehe den Geiſtlichen erlaubt geweſen? Auch Blutſchanden, Ehebrüche ꝛc. ſind vor Alters geſchehen, und geſchehen noch: wem ſoll es einfallen, daraus zu ſchließen, daß ſie jemals erlaubt geweſen, und noch ſind? Nicht nur das, was wirklich geſchieht oder geſchehen iſt, ſondern auch das, was wider ein ſchon lange eingeführtes Geſetz geſchehen kann, wird oft und wiederholtermalen verboten.

gleichwie ſie vermöge des ſechsten den Biſchöfen unterworfen ſeyn ſollen. Kein Kleriker aber ſoll gemäß des ſiebenten Kanons von ſeinem Biſchofe können gehindert werden, wenn er größerer Vollkommenheit halber ſich dem Mönchenſtande widmen will. Der achte gebietet eben daſſelbe in Anſehung einer Kloſterjungfrau, welche aus eigenem Triebe ſich zu einer ſtrengern Lebensart verbinden will. Der neunte beſtättiget den vierten Kanon des zu Ingelheim gehaltenen gerade oben angeführten Kirchenraths; gleichwie der zehnte das, was in eben angezogenem Kirchenrathe in Anſehung des Zehnden und der Zehndſtreitigkeiten beſchloſſen worden, auch beſtättiget. Endlich der eilfte und letzte Kanon ſchärfet den Biſchöfen, Prieſtern, Diakonen und Unterdiakonen noch einmal ein, ſich von Weibern zu enthalten, wie es ſchon in vielen Kirchenverſammlungen veſtgeſetzt worden, ſagt erwähnter Kanon, ut in multis Conciliis firmatum eſt. Da aber in eben dieſem Kanon beygefügt wird: cæteri autem clerici, quando ad maturiorem ætatem pervenerint, licet nolentes, ad continentiam cogantur; daß die übrigen Kleriker, wenn ſie das reifere Alter werden erreicht haben, auch gegen ihren Willen zur Enthaltſamkeit ſollen gezwungen werden, dieſes iſt von jenen Geiſtlichen zu verſtehen, welche, nachdem ſie in ihrer Jugend durch Empfangung der mindern Orden der Geiſtlichkeit einverleibet worden, nach erreichtem tüchtigen Alter freywillig eine der größern Weihen empfangen haben.

Berühmte Heilige des zehnten Jahrhunderts.

Wenn ſchon das Sittenverderbniß in dieſem Jahrhunderte ſich auf alle Stände und Lebensarten ausgegoſſen hatte, ſo ließen ſich doch auch wieder in allen Ständen, und zwar in der griechiſchen ſowohl als in der lateiniſchen Kirche, die herrlichſten Beyſpiele erhabener Tugenden antreffen; Männer, die ſich eben ſo viel durch ihre gründliche Gelehrſamkeit als eine nicht gemeine Frömmigkeit ausgezeichnet, nachahmungswürdige Matronen, die ſich durch große Thaten und die glänzendſte Heiligkeit weit über ihr Geſchlecht hinauf geſchwungen haben. Die hier folgenden ſind diejenigen, die wir vorzüglich unſrer Verehrung und Aufmerkſamkeit würdig halten.

Der heilige Paul, mit dem Beynamen von **Latro**; alſo nennte man ihn von dem Berge, auf deſſen Spitze er eine gute Zeit ſeines Lebens in größter Heiligkeit zubrachte. Er war ein ſehr eifriger Bußprediger im **Orient**, und erwarb ſich durch den Ruf ſeiner Heiligkeit auch in dem **Occident** eine ſolche Hochſchätzung, daß der römiſche Papſt ihn mit Briefen beehrte, und durch eine feyerliche Geſandtſchaft beſuchen ließ, gleichwie es auch der griechiſche Kaiſer **Konſtantin Porphyrgeneta** mehrmalen that. **Paul** begab ſich frühzeitig in ein nahe an benenntem Berge gelegenes Kloſter, und übte daſelbſt die größten Strengheiten: von da aber zog er in die wilde Einöde jener Gegend, wo er ſich in eine Grote verkroch, und alſo zwölf ganze Jahre gleichſam lebendig in einem Grabe verſenkt

ſenkt lag: da es dieſem ſich und der Welt abgeſtorbenen, nur Gott und dem Himmel lebenden, Einſiedler an Waſſer gebrach, erweckte er durch ein Wunder zunächſt an ſeiner Höhle eine Waſſerquelle, welche, wie der Verfaſſer ſeiner Lebensbeſchreibung es bezeuget, bis auf den heutigen Tag noch fließet. Ein ſo hellſcheinendes Licht der Heiligkeit ließ ſich in den Finſterniſſen der Einöde nicht ganz verbergen. Der Ruf ſeines wunderbaren Wandels zog ihm aus der Ferne Schüler und Verehrer zu. Paul entſchloß ſich daher eine Laura in jenen Gegenden zu errichten, damit er Gelegenheit hätte, eine um ſo größere Anzahl der Lehrjünger zu beherbergen, welche in dem einſiedleriſchen Bußeleben von ihm unterrichtet zu werden verlangten. Dieſer fromme Diener Gottes ſtarb im Jahre Chriſti 956.

Der heilige Nikon, ein armeniſcher Mönch, den man insgemein in griechiſcher Sprache Μετανοεῖτε nannte, weil er dieſe Worte des heiligen Johannes: Pœnitentiam agite, thuet Buße, aller Orten wo er predigte, faſt immer in dem Munde führte. Er war die Zierde der griechiſchen Kirche: von einem heiſſen Eifer, den katholiſchen Glauben auszubreiten angeflammt, durchwanderte er verſchiedene Landſchaften des Orients; doch glaubte er die Erſtlinge ſeines Apoſtelamtes in der Bekehrung ſeiner Landsleute der Armenier Gott widmen zu müſſen; er reinigte ihre Religion von unzählbaren Irrthümern, die ſich von dem griechiſchen Sauerteige in dieſelbe eingeſchlichen hatten: nachher begab er ſich, auf göttliche Einſprechung, in die Inſel Kreta, deren Inwohner, weil ſie

ſchon

ſchon bis 40 Jahre unter dem Joche der Sarazenen ſeufzeten, faſt unvermerkt das ganze Chriſtenthum ausgezogen hatten, und zu dem mahometaniſchen Afterglauben hingeriſſen waren. Der heilige **Nikon** ſtellete durch ſeine Bemühungen die chriſtliche Religion auch auf dieſer Inſel wieder her. Die Inwohner ſahen ihn als einen von Gott ihnen zugeſandten außerordentlichen Mann an: das Volk lief von allen Seiten her die Taufe von ihm zu empfangen: man bauete wieder überall Kirchen, und ſtellete Prieſter auf; und bald ſah man das wieder aufkeimende Chriſtenthum in vollem Flor. Dann zog **Nikon** nach **Lazedämon**, durchreiſete faſt ganz Griechenland; predigte mit beſtem Erfolge die Buße; wirkte aller Orten, wo er hinkam, eine Menge der herrlichſten Wunder; und ſammelte alſo durch die Bekehrung faſt unzählbarer Menſchen aus ſeinen Predigten die ſchönſten und häufigſten Früchte. Er war berühmt um das Jahr Chriſti 961.

Der heilige Lukas, der Jüngere. In **Theſſalien** gebohren, gieng er mit 18 Jahren auf den Berg **Johanikus**, hier als ein Einſiedler ſein Leben in ſtrenger Buße, und in Betrachtung himmliſcher Dinge zu verzehren. Er kam auch wirklich in kurzer Zeit ſehr weit in der Tugend; ſo, daß ihm Gott die Gabe der Wunder und Prophezeyung ſchenkte: er ſagte den Einfall der **Bulgaren** vor, welche einige Jahre hernach das ganze Land verwüſteten. Gezwungen eine andere Wohnung zu ſuchen, ſetzte er ſich in **Attika**, einer griechiſchen Provinz, an einem Orte, wo ein Brunnen und ein Gehölze war, das

er

er umbrach, um ſich bey dem beſchaulichen Leben auch mit der Handarbeit zu beſchäftigen. Hier ſtarb er heilig gegen Mitte des zehnten Jahrhunderts. P. Kombeſis gab hernach deſſen Lebensbeſchreibung heraus.

Der heilige Nilus, zugenannt der Jüngere, um ihn von jenem Nilus zu unterſcheiden, welcher ein Schüler des heiligen Johann Chryſoſtomus, und im fünften Jahrhunderte berühmt war. Nilus der Jüngere war gebürtig aus Roſſano, einer damals unter griechiſcher Bothmäßigkeit ſtehenden Stadt in Kalabrien. Nach dem Tode ſeiner Ehegattin begab er ſich in das Kloſter des heiligen Merkurs, und nahm darinn das Ordenskleid an: größern Vollkommenheit halber bezog er ſodann eine unweit des Kloſters gelegene Höhle, darinn er ſein Leben mit Wachen, Bethen, Faſten und andern Strengheiten zubrachte, bis er durch die in jenen Gegenden herumſtreifenden Sarazenen dieſelbe zu verlaſſen ſich genöthiget ſah. Als ein in Italien ſchon berühmter Einſiedler kam er um das Jahr 990 auf den Berg Kaſſin, wohin ihn einige Mönche, denen er vormals in ſeiner Höhle Unterricht des beſchaulichen Lebens gegeben hatte, begleiteten. Aligern, der Abt des kaſſinenſiſchen Kloſters, empfieng ihn nach ſeinen Verdienſten und ſeiner aller Orten bekannten Heiligkeit; räumte ſodann dieſem werthen Gaſte und ſeinen mitgebrachten Mönchen das Kloſter des heiligen Michaels im Lichtthale ein. Der heilige Nilus mußte ſichs gefallen laſſen, die Stelle eines Obern in dieſem neuen Kloſter anzunehmen, ſo ſehr er ſich aus Demuth dagegen

ſträubte:

ſträubte: doch glaubte er es nur zu ſeyn, um als ein Muſter der Tugend und Buße andern zu dienen. Der heilige Nilus ſtarb mit dem Ruhme einer außerordentlichen Heiligkeit in einem Alter von 96 Jahren, im Anfange des eilften Jahrhunderts.

Der heilige Hoger, ein Mönch der berühmten Benediktinerabtey Korbey in Sachſen, wurde zum Erzbiſchofe von Hamburg erwählt im Jahre 909. Mit apoſtoliſchem Eifer begabt, mit Wiſſenſchaften verſehen, und reich an Tugenden, weidete er die ihm anvertraute chriſtliche Heerde mit Worten und nachahmungswürdigen Beyſpielen. Durch ſo eine genaue Erfüllung aller Pflichten eines eifrigen Seelenhirten ſammelte er ſich einen großen Schatz der Verdienſte, deren Lohn in dem Himmel zu empfangen verließ er die Welt im Jahre Chriſti 915.

Der heilige Wenzel oder Wenzeslav. Wir haben ſchon an einem andern Orte etwas weniges von dieſem glorwürdigen Blutzeuge Chriſti angeführt. Die heilſamen Unterrichte und geiſtreichen Lehren ſeiner heiligen Großmutter **Ludmilla** haben bey **Wenzeslav** ſchon in ſeiner Jugend den Grund zu jener erhabenen Heiligkeit gelegt, den bey deſſen reifern Jahren die ganze Welt an ihm bewunderte, und die ganze Kirche an ihm noch heute verehret. Eine engelreine Jungfrauſchaft und zarte Gottesfurcht waren die karakteriſtiſchen Tugenden des jungen Prinzen: jene unverſehrt zu erhalten, und zugleich ſich alle Hoffnung zum zeitlichen Reiche ab-

abzuſchneiden, wünſchte der heilige Wenzel das Ordenskleid anzunehmen. Allein, nachdem die Böhmen das unerträgliche Joch der gottloſen Drahomira und ſeines boshaften Bruders Boleslav abgeworfen hatten, mußte ſich Wenzeslav gefallen laſſen, die ihm von den Großen des Reiches einmüthig angetragene Regierung des Herzogthumes Böhmen zu übernehmen. Doch regierte er ſein Volk durchgehends vielmehr durch Frömmigkeit und reizende Tugendbeyſpiele, als mit Gewalt und Austheilung herrſchaftlicher Befehle. Eine zarte Vaterliebe gegen ſeine ſämmtlichen Unterthanen, Freygebigkeit gegen die Armen und Nothleidenden, Mitleiden gegen die Kranken und Gefangenen, Sanftmuth und Milde gegen die Strafbaren, mit dieſen ſchönen Tugenden zeichnete der fromme Fürſt ſeine Regierung aus; ja, ſeine mitleidige Liebe gegen Wittwen und Waiſen, gegen die Kranken und in Kerkern Schmachtenden bewog ihn nicht nur einmal auf eigenen Schultern jenen Holz zuzutragen, dieſe aber nächtlicher Weile zu beſuchen, ſie zu tröſten, und mit milden und reichen Beyträgen zu unterſtützen. Nur gegen ſich war der heilige Fürſt immer ſtreng und ohne Mitleiden, indem er den Muthwillen des Fleiſches durch allerhand harte Bußwerke zu unterdrücken, und ſeine Leidenſchaften unaufhörlich abzutödten befliſſen war; da er oft bey ſtrengſter Kälte mit bloßen Füßen von einer Kirche in die andere gieng, und jezuweilen blutige Fußſtapfen zurückeließ: da er ganze Stunden lange auf den Knieen liegend ſein mit Seufzen und heißen Thränen bekleidetes Gebeth nach dem Himmel abſchickte. Seine brennende Andacht gegen das heiligſte Altars-

taropfer und ſeine ungeheuchelte Verehrung gegen das gottgeheiligte Prieſterthum an Tage zu geben, wollte der gottesfürchtige Herzog jenen Waizen ſelbſt ausſäen, jene daraus erwachſene Frucht ſelbſt einärnten, ausdreſchen, mahlen, und ſodann jenes Brod ſelbſt backen, wie auch aus den Trauben jenen Wein zubereiten, deſſen ſich die Prieſter bey dem unblutigen heiligen Opfer bedienen würden.

Allein, da die Tugend immer Feinde und Neider hat, ſo war jene des heiligen Wenzeslav um ſo härter angefochten, da ſie bey dieſem gottſeligen Fürſten auf dem Throne ſaß. Boleslav, der unwürdige Bruder Wenzeslavs, immer lüſtern nicht nach der Frömmigkeit, ſondern nach dem Reiche ſeines heiligen Bruders, ſann auf Anſtiften ſeiner höllenwürdigen Mutter Drahomira ſchon lange auf Mittel, Wenzeslav aus dem Wege zu räumen, und durch ſo eine ſchwarze That das Reich wieder an ſich zu bringen, deſſen er ſich durch einen ärgerlichen Umgang mit ſeiner ſchamloſen Mutter verluſtigt gemacht hatte. Boleslav ſuchte ſein blutdürſtiges Vorhaben mit einem freundſchaftlichen Vorwande zu bemänteln, und lud Wenzeslav zu einem Gaſtmahle ein. Der fromme Fürſt, welcher die mörderiſchen Abſichten ſeines Bruders wohl kannte, und eben darum, als er von Prag nach Bunzlau zu demſelben abreiſete, von den Seinigen Abſchied nahm, begab ſich nach vollbrachter Mahlzeit ſeiner löblichen Gewohnheit nach in die Kirche, dem Gottesdienſte frühe Morgens abzuwarten. Und gerade an dieſem geheiligten Orte wurde die ſchaudervolle

That vollzogen. Boleslav, der ſchon alles zu Ausübung des unmenſchlichen Vorhabens mit ſeinen gedungenen Spießgeſellen verabredet hatte, eilte dem heiligen Fürſten auf dem Fuße nach; und da er dieſen noch auf dem Wege antraf, fiel er ihn ſogleich auf eine mörderiſche Art an, und verſetzte ihm mit einem Schwerte zween Hiebe über den Kopf. Wenzeslav hatte zwar noch ſo viel Stärke, ſich aus den Händen ſeines meyneidigen Bruders los zu reißen, und flüchtete ſich in die Kirche; allein, der blutdürſtige Boleslav rief mit einem heulenden Geſchreye ſeine Mitverſchworenen zu Hilfe, welche dann augenblicklich mit Spieſen und Schwertern über den unſchuldigen Fürſten herfielen, und ihn auf die unmenſchlichſte Art vollends ermordeten den 28ſten Tag des Herbſtmonats im Jahre 936. Gott bezeugte nachher die Heiligkeit ſeines Dieners Wenzeslavs mit vielen herrlichen Wundern. Deſſen Gedächtniß wird in der ganzen Kirche, vorzüglich aber in Böhmen auf oben benennten Tag feyerlich begangen.

Der heilige Ulrich oder Udalrich, aus einem der edelſten Häuſer Deutſchlandes gebohren. Er wurde von ſeinen Aeltern in das zu jenen Zeiten ſehr berühmte Kloſter St. Gallen geführt, um daſelbſt in den Wiſſenſchaften unterwieſen zu werden, weil, wie ein gewiſſer Schriftſteller in deſſen Lebensbeſchreibung anmerket, alldort eine Menge adelicher Diener Gottes war, Eifer im Lernen, und Fleiß und Ernſt in dem Unterrichten daſelbſt ſich ſehen ließ. Nach einiger Zeit kam Ulrich zu dem Biſchofe von Augsburg Adal-

bero (*), unter deſſen Anleitung er ſich ſowohl in den Wiſſenſchaften als in der Tugend zu jener Vollkommenheit hinaufſchwung, die ihn würdig machte, ſeinem Lehrmeiſter dermaleinſt auf dem biſchöflichen Stuhle zu Augsburg nachzufolgen, welches dann auch nach dem Tode Hiltins, des unmittelbaren Nachfolgers Adalberons, im Jahre Chriſti 923 geſchah. Als wirklicher Biſchof widmete ſich Ulrich ganz den biſchöflichen Verrichtungen, dem geiſtlich- und zeitlichen Nutzen ſeiner Heerde. So große Sorgfalt er auf die tugendhafte Bildung der Geiſtlichkeit verwendete, ſo ſehr bemühete er ſich Zucht, Ehrbarkeit und wahre Tugend unter den Layen einzuführen, und durch ſchöne Beyſpiele zu erhalten. Als ein Vater der Armen nährte er täglich eine große Anzahl derſelben: um in einer immerwährenden Buße zu leben, ſchlief er auf einer Strohdecke, trug ſtatt der Leinwand ein rauhes Bußkleid auf bloßem Leibe, und aß kein Fleiſch. Ein ſo frommes und heiliges Leben konnte nicht anderſt als mit einem ſeligen Ende gekrönet werden. Ulrich ſtarb im Jahre 973 und im 81ſten ſeines ruhmvollen Alters.

Ulrich wurde zwar gleich nach ſeinem Tode durchgehends als ein Heiliger gehalten und verehret, weil er ſich durch ſeinen frommen Wandel,

(*) Dieſer Adalbero muß wohl unterſchieden werden von jenem, der ein Neffe des heiligen Ulrichs war, und welchem der heilige Biſchof, um dem Gebethe und ſeinem Seelenheile allein abwarten zu können, die Verwaltung ſeines Bißthumes mit Genehmigung des Kaiſers Otto übertragen wollte.

del, durch ſeine beſondere Tugenden, und vorzüglich durch die Gabe der Weiſſagung, mit welcher Gott ihn in ſeinem Leben verherrlichte, deſſen ganz würdig gemacht hatte; allein, nur zwanzig Jahre verfloſſen nach ſeinem Tode, daß er auch durch ein förmliches Urtheil des apoſtoliſchen Stuhles zu Rom, nämlich durch Papſt Johann den Fünfzehnten in einem im Jahre 993 im Lateran gehaltenen Kirchenrathe feyerlich in die Zahl der Heiligen verſetzt, und ſeine öffentliche Verehrung durch eine ausgefertigte päpſtliche Bulle beſtättiget worden. Und dieß iſt das erſte Beyſpiel, welches uns die Kirchengeſchichte von einer feyerlichen Selig- oder Heiligſprechung liefert, da vormals jene fromme Diener Gottes, welche ſich in ihrem Leben entweder durch ausnehmende Tugenden, durch Wunderthaten, durch ihre apoſtoliſchen Arbeiten für die allgemeine Kirche, oder endlich durch großmüthige Ausſetzung ihres Lebens und Vergießung ihres Blutes für die Wahrheit des Glaubens auszeichneten, gemeiniglich nur durch die Stimme des Volkes der Zahl der Heiligen einverleibt, und gleich nach ihrem Tode öffentlich verehret wurden, ohne daß der apoſtoliſche Stuhl vorher derſelben Wandel und Tugenden vermöge einer angeſtellten genauen Unterſuchung geprüfet, und ſodann Verehrung durch einen richterlichen Ausſpruch gewähret hätte.

Der heilige Konrad, Biſchof von Konſtanz, aus dem hochadelichen Hauſe der Grafen von Altorf gebürtig. Er war ein Schüler Nothings, und deſſen unmittelbarer Nachfolger auf dem biſchöflichen Sitze zu Konſtanz.

Konrad ſchätzte ſich zwar aus Demuth eines ſo erhabenen Amtes ganz unwürdig, und ließ ſich nur durch das dringende Bitten ſeines wertheſten Freundes des oben gemeldten heiligen Ulrichs bereden, daſſelbe anzunehmen: daß er aber der biſchöflichen Würde nicht allein würdig, ſondern auch von Gott beſonders dazu beſtimmt geweſen, zeigte er nachmals durch genaue Erfüllung aller Pflichten eines wachbaren und guten Hirten, der für das Wohl der ihm anvertrauten chriſtlichen Heerde emſig beſorgt war; eines vortrefflichen Kirchenvorſtehers, der ſich mit Herſtellung der alten und Erbauung neuer Kirchen raſtlos beſchäftigte, und zugleich dieſelben mit koſtbaren Geräthſchaften und reichen Einkünften verſah: eines apoſtoliſchen Mannes, welcher noch in ſeinem Leben die herrlichſten Wunder gewirket, und durch einen heiligen Wandel und die rühmlichſten Tugendbeyſpiele ſich Gott angenehm und der ganzen Welt unvergeßlich gemacht hat, ob er gleich, um bey den Menſchen in Vergeſſenheit zu kommen, aus einer bewunderns würdigen Demuth noch bey Lebzeiten verordnete, daß nach erfolgtem Tode ſein Leichnam unter freyem Himmel begraben, und ihm kein Grabmaal ſollte errichtet werden. Konrad ſtarb im Jahre Chriſti 976 als ein Heiliger, weil er durch 41 Jahre das Bißthum Konſtanz heilig regieret hatte.

Der heilige Bruno, Erzbiſchof von Kölln, war Kaiſers **Otto des Erſten** Bruder. **Walderich**, Biſchof zu **Utrecht**, lehrte ihn Tugend und Wiſſenſchaften: nach erlernten Anfangsgründen widmete er ſeine meiſte Zeit der

Leſung gelehrter und nützlicher Bücher, und machte eben hiedurch große Schritte in der griechiſchen und lateiniſchen Litteratur. Seine mit einer ganz außerordentlichen Fähigkeit vergeſellſchaftete Frömmigkeit aber war ſo groß, und von jedermann ſo hoch geſchätzt, daß er ohnerachtet ſeiner Jugend im Jahre 953 zum Erzbiſchofe von Kölln erwählet wurde: doch er bewies ſogleich die Klug- und Weisheit des Greiſen. Seine gründliche Wiſſenſchaft, ſeine ungeheuchelte Demuth und ſeine ſittſame Leutſeligkeit empfohlen ihn bey Großen und Niedern, und gewannen ihm aller Herzen. Da er als Erzbiſchof auch über das Königreich Lothringen geſetzt war, wurde er Vermittler und Friedensſtifter in den benachbarten Landſchaften bey jenen Zwiſtigkeiten, welche Ludwig, König von Frankreich, faſt unaufhörlich mit den Großen ſeines Reichs hatte. So großes Anſehen nun Bruno ſich bey dem Staate und in der Kirche bereits erworben hatte, ſo beſeufzete er doch ſehr oft den Glanz, der ihn umgab, und wählete immer nur das einfachſte und ſchlechteſte für ſich. Er predigte mit eben ſo viel Eifer als Unverdroſſenheit. Da Bruno immer ſein beſonderes Augenmerk auf die Reinigkeit des Glaubens, auf die Aufrechthaltung der Kirchenzucht, und auf einen untadelhaften Wandel der Geiſtlichen hielt, ſo trieb er heftig daran, daß nur gelehrte und tugendhafte Männer zu Biſchöfen geſetzt würden. Er ſtarb im 40ſten Jahre ſeines Alters voll des Ruhmes bey den Menſchen, und der Verdienſte bey Gott im Jahre Chriſti 965.

Der heilige Wolfgang, Biſchof zu Regensburg, gebohren in Schwaben von mehr chriſtlich= als adelichen Aeltern, mit Sorgfalt in Frömmigkeit und Wiſſenſchaften erzogen. Dem geringern Adel ſeines Geſchlechtes aber gab Wolfgang einen großen Glanz durch ſeine Kenntniſſe in Künſten und Wiſſenſchaften; einen noch größern durch ſein biſchöfliches Hirtenamt, und den größten durch ſeine Tugend und Heiligkeit. Wolfgang zeichnete ſich ſchon als Schüler dadurch aus, daß, als ihm ſein Lehrmeiſter Stephan, welcher zu Würzburg die höhern Wiſſenſchaften lehrte, die vorgetragenen Zweifel aufzulöſen nicht im Stande war, er von deſſen öffentlichen Vorleſungen ausgeſchloſſen wurde, und alſo genöthiget war, durch eigene Anwendung ſich in den Wiſſenſchaften zu bilden, welches er auch mit ſo glücklichem Erfolge that, daß er ſich ſelbſt zum Lehramte tüchtig machte. In dem Kloſter Einſiedeln bekannte er ſich zur Regel des heiligen Benedikt, von einem höhern Geiſte aber angetrieben, verließ er mit Bewilligung ſeines Abtes das Kloſter in der frommen Abſicht, den Ungläubigen das Evangelium zu predigen. Er that es auch wirklich in den Gegenden von Niederöſterreich, nachdem ihm der heilige Ulrich noch vorher die prieſterliche Weihe ertheilet hatte. Wider ſeinen Willen endlich zum Biſchofe von Regensburg erwählt, ließ nun Wolfgang ſeine ſchönen Eigenſchaften in voller Größe ſehen. Mit Lehre und Beyſpielen that er ſeiner Kirche unendlich viel Gutes. Seine Reden waren nicht künſtlich, aber ſo rührend, daß ſeine Zuhörer in Thränen zerfloßen. Er beſuchte ſeinen Kirchen-

ſpren=

ſprengel: wand Sorge, Mühe und Gebethe an, Mißbräuche und Laſter auszureuten, Tugend und Frömmigkeit aller Orten einzupflanzen: vorzüglich ermahnte er die Pfarrherren ein reines ihrem erhabenen Stande gemäßes Leben zu führen, und alle ihre großen Pflichten genau zu erfüllen. Nachdem Wolfgang 22 Jahre der Kirche zu Regensburg rühmlich vorgeſtanden, entſchlief er im Herrn den 30ſten Tag des Wintermonats im Jahre Chriſti 994, und wurde von Leo dem Neunten im Jahre 1052 in die Zahl der Heiligen verſetzt.

Der heilige Adalbert, Biſchof von Prag, aus einem edlen und erlauchten Hauſe in Böhmen gebohren. Er wurde in einer berühmten Schule erzogen, wo man die jungen Leute, die dahin zu ſtudiren kamen, vor allen Dingen zur Frömmigkeit anhielt, und vorher als Chriſten zu bilden befliſſen war, ehe man ſie zu Gelehrten zu machen gedachte. Adalbert machte in beyden ſo trefflichen Fortgang, daß er in der Folge zum Biſchofe von Prag ernennt wurde. Als wirklicher Biſchof befliß er ſich ſein Leben in allem nach den heiligen Kanonen einzurichten. Er ertheilte häufige Almoſen, beſuchte die Gefangenen und Kranken; predigte unausgeſetzt, und nachdem er den ganzen Tag zu apoſtoliſchen Arbeiten und biſchöflichen Verrichtungen verwendet hatte, lag er, ein wenig auszuruhen, auf einem Bußſacke, und brachte den größten Theil der Nacht im Gebethe zu.

Allein, da Adalbert ſah, daß er den Unordnungen, welche unter ſeinem Volke herrſche-

ten, nicht abhelfen könnte, verließ er ſeinen Sitz, und gieng in das Kloſter Montekaſſino. Nachdem er einige Zeit die Mönche daſelbſt durch ſeinen frommen Wandel, beſonders durch ſeine Demuth erbauet hatte, gieng er von da nach Rom in das Kloſter des heiligen Bonifaz, nahm das Ordenskleid an, und führte durch fünf ganze Jahre ein mönchiſches Bußleben. Doch mußte er ſichs gefallen laſſen im Jahre 994 auf Befehl Papſtes Johann des Fünfzehnten wieder zu ſeiner Heerde nach Prag zurückzukehren. Hier wurde er zwar von dem Adel und Volke unter tauſend Freudensbezeugungen empfangen; allein, da er bey ſeiner mit der Seuche der Laſter angeſteckten Heerde gar keine Zeichen des Heils wahrnahm, ſagt ſein Lebensbeſchreiber, gab er das Bißthum auf, und begab ſich, um die über ſein Volk verhängten Uebel nicht mit anſehen zu müſſen, gleich in folgendem Jahre 995 abermal nach Rom, wo er ſich aber nur eine kurze Zeit aufhielt, indem er im Jahre 996 den Pohlen und Hungarn das Evangelium predigte, und auch an der Bekehrung der Preußen, welche noch Heiden waren, zu arbeiten ſich vornahm. Was aber der eifrige Glaubensprediger bey dieſer Miſſion zu leiden hatte, läßt ſich mit wenig Worten nicht ausdrücken: doch hatte er den Troſt, den Herzog der Hungarn Geyſa und deſſen Sohn Stephan Gott zu gewinnen, und durch die Taufe der Kirche Chriſti einzuverleiben; er hoffte daher, es dürfte ihm eben ſo gut bey den Preußen glücken, durch ſeine apoſtoliſchen Bemühungen Früchte des Glaubens bey ihnen einzuſammeln. Kaum aber fieng Adalbert ſein Pre-

digt-

digtamt an, lohnten ihm die Barbaren ſeine evangeliſchen Arbeiten mit einem grauſamen Tode: ſie banden ihn an einen Pfahl, zerſchlugen ihn mit Kolben, und tödteten ihn endlich mit ſieben Lanzenſtichen im Jahre Chriſti 997.

Mathild, welche von der Kirche als eine Heilige verehrt wird, war die Gemahlin Heinrichs des Voglers, und die Mutter Kaiſers Otto des Großen. Von ihrer Großmutter der Aebtiſſin des adelichen Stiftes Hervord in aller Gottesfurcht erzogen, und ſchon in ihrer Jugend zur Heiligkeit gebildet, konnte ſie auch bey zunehmendem Alter nichts anders als ein Muſter der erhabenſten Tugenden abgeben; dieſe aber bekamen einen neuen Glanz, nachdem ſie eine Gemahlin des Königs Heinrich wurde. Unter einer ihrem hohen Range angemeſſenen Kleidung verbarg ſie die Demuth einer wahren Chriſtin, und der Purpur diente ihr nur mehrer Gutes zu wirken, und ihrer Frömmigkeit ein helleres Licht zu geben. Nachts zu gewiſſen Stunden dem Gebethe abzuwarten, wußte ſie ſich unvermerkt den Augen ihres königlichen Gemahls zu entziehen, dem ſie auch, nach deſſen eigenen Geſtändniß, in der Regierung ſeiner weitläufigten Staaten mit heilſamſten Räthen an Handen gegangen. Die von der Kirche vorgeſchriebenen Faſten beobachtete Mathild auf das genaueſte, und übte, ſich abzutödten, noch viele andere Strengheiten. Nichts aber wahr mehr an ihr zu bewundern als die Standhaftigkeit, mit welcher ſie die Verfolgung ihrer beyden Söhne Otto und Heinrichs übertrug. Nach dem Tode ihres Gemahls begab ſie ſich in das mit

königlicher Freygebigkeit von ihr geſtiftete Kloſter Quedlinburg, bekannte ſich da zur Regel des heiligen Benedikt, deren Satzungen ſie nach dem Gebrauche jenes geiſtlichen Hauſes auf das pünktlichſte hielt; übte alle Arten gottſeliger Werke, und bereitete ſich hiedurch zu einem ſeligen Tode, welcher dann auch im Jahre 968 erfolgte.

Die heilige Adelheid. Otto der Große vermählte ſich mit dieſer gottesfürchtigen Prinzeſſin und Königin von Wälſchland nach dem Tode ſeiner Gemahlin Editha. Als Wittwe verwaltete ſie währender Minderjährigkeit ihres Sohnes Otto des Zweyten das Reich mit einer bewundernswürdigen Klugheit, erbauete jedermann durch ihre erhabene Frömmigkeit, und ſetzte das Gute fort, das ihr Gemahl angefangen und gethan hatte. Sie war ein Muſter der Tugend in den zerſchiedenen Ständen, in welche ſie Gott verſetzte: denn ſie hielt alle Prüfungen, ſo hart und grauſam auch dieſelben waren, mit Geduld und einer ihr Geſchlecht überſteigenden Standhaftigkeit aus: die Wachſamkeit auf die öffentlichen Angelegenheiten beeinträchtigte ihre frommen Uebungen nicht: ſie beſorgte die Geſchäfte des Reichs mit vieler Emſigkeit, aber vergaß dabey jene ihres Heils um ſo weniger, da ſie dieſe letztern immer für die wichtigſten hielt: eben darum ſtiftete ſie eine Menge Klöſter, um auch andern die Wege zu erleichtern, ihr Seelenheil in Sicherheit zu ſtellen, und von dem Weltgetümmel entfernt demſelben allein in der Einſamkeit abwarten zu können. Mit derley gottgefälligen und dem Nebenchriſten nützlichen Werken

ken ſammelte ſich Adelheid einen ungeheuren Schatz der Verdienſte; ſie verließ die Welt, dafür den Lohn im Himmel zu empfangen, im Jahre 999.

Kirchenſchriftſteller des zehnten Jahrhunderts.

Die in dieſem Jahrhunderte herrſchende Unwiſſenheit war nicht ſo allgemein, daß daſſelbe gar keine Geburten des Witzes und Verſtandes aufzuweiſen hätte. Neben jenen Biſchöfen und frommen Aebten, welche mit einer ausnehmenden Heiligkeit eine tiefe Gelehrſamkeit zu vereinbaren gewußt, und die wir gleich oben angeführt haben, gab es noch hier und dar Männer, die ſich durch gelehrte Werke auszeichneten, und deren hinterlaſſene Schriften noch heute bey dem gelehrten Haufen in vollem Werthe ſtehen. Unter dieſen verdienen vorzüglich die folgenden bemerkt zu werden:

Rhegino oder **Regino**, von Geburt ein Deutſcher, und Benediktinermönch des Kloſters Prüm, Trierer Bißthumes, nachmals im Jahre 892 zum Abte daſelbſt erwählt, aber bald durch den Neid einiger Mitwerber gezwungen, die Abtswürde einem gewiſſen Richar zu überlaſſen, ſchrieb in zwey Büchern eine Chronik, die ſich von der Geburt Chriſti anfängt, und bis auf das Jahr 908 erſtreckt. Er verfertigte auf Befehl Rathbods, Erzbiſchofs zu Trier, noch zwey andere Bücher de eccleſiaſticis diſciplinis & religione chriſtiana, nachdem er aus dem Prumienſiſchen Klo-

Kloſter verjagt, und von gemeldtem Rathbod zum Vorſteher des Kloſters des heiligen Martins ernannt worden. Das eben benennte Werk von der Kirchenzucht und chriſtlichen Religion hat P. Harzheim dem zweyten Bande ſeiner im Jahre 1760 herausgegebenen Sammlung deutſcher Kirchenräthe F. 438 eingerückt. Rhegino kam endlich in die außerhalb Trier gelegene Benediktinerabtey des heiligen Maximins, wo er in einem Privatleben ſeine meiſte Zeit mit Bücherſchreiben zubrachte, und daſelbſt um das Jahr 909 ſtarb.

Nothker, wegen ſeines Anſtoßes in der Rede der Stammelnde zugenannt, ein Mönch des berühmten Benediktinerſtiftes St. Gallen, vor ſeinem Eintritte in das Kloſter aber ein Freyherr von Ellgow im Zürchergebiete, und geheimer Rath bey Karl dem Dicken. Er verwendete ſich mit großem Fleiße auf die Sing- und Dichtkunſt, verfertigte viele Hymnen, machte proſaiſche Aufſätze für die heilige Meſſe, und ſchrieb mit Hilfe ſeines Mitſchülers Hiaban, der ſich im nämlichen Kloſter zum Mönchsleben bekannte, ein Martyrologium, ſtarb im Jahre 912.

Simeon Metaphraſtes, ein griechiſcher Schriftſteller des zehnten Jahrhunderts; ein Mann, der wegen ſeinem hohen Adel, Reichthümen, anſehnlichen Würden, die er zu Konſtantinopel am kaiſerlichen Hofe unter Leo dem Weiſen und deſſen Sohne Konſtantin Porphyrogeneta begleitete, noch vielmehr aber wegen ſeiner Gelehrſamkeit, Weisheit und Wohlreden-

redenheit bey jedermann in großer Schätzung ſtund. Er verfertigte viele Lebensbeſchreibungen der Heiligen: ſeine Erzählungen ſind durchgehends mit rhetoriſchen Blumen aufgeputzt, und lauten ſehr ſchön; doch ſind ſie zuweilen mit ſo viel Wunderbarem vermengt, daß der Verfaſſer davon in ein- und anderm von der platten Wahrheit ein wenig zu weit abzugehen ſcheint.

Flodoard oder **Frodoard**, Prieſter und Chorherr der Kirche zu **Rheims**, gab nachmals ſein Kanonikat auf, bekannte ſich in dem Benediktinerkloſter des heiligen **Remigius** daſelbſt zum Mönchsleben, und wurde zum Abte erwählt. Dieſer würdige Mann und ſcharfſinnige Schriftſteller empfahl ſich durch Wiſſenſchaft wie durch Frömmigkeit. Wir haben von ihm eine Chronik, welche das Merkwürdige enthält, das ſich bey ſeinen Lebzeiten, das iſt, von dem Jahre 919 bis auf das Jahr 966, welches ſein Sterbjahr war, zugetragen hat. **Frodoard** ſchrieb auch in 4 Büchern die Geſchichte der Kirche zu **Rheims** von ihrer Stiftung an. Er verfertigte auch noch andere gelehrte Werke theils in Verſen, theils in ungebundner Rede, die aber durch den Druck nicht bekannt worden, ſondern zu **Rheims** und zu **Trier** im Manuſcript aufbewahrt werden.

Luitprand, zuerſt Diakon an der Kirche zu **Pavia**, nachher Biſchof zu **Cremona**, erwarb ſich Ruhm durch ſeine Geſandtſchaften an zween morgenländiſche Kaiſer, und durch ſeine gelehrte Schriften, die er aber, ſeinem eigentlichen von Natur beißenden Karakter gemäß, meiſtens

ſtens in ſatyriſcher Schreibart verfaſſete. Berengar der Zweyte, König von Italien, ſchickte ihn zuerſt im Jahre 946 nach Konſtantinopel an Konſtantin Porphyrgeneta, und Otto der Große im Jahre 968 eben dahin an den Kaiſer Nizephorus Phokas, um von dieſem die Prinzeſſin Theophania als Braut für ſeinen Sohn anzuwerben. Bey ſo wichtigen Geſandtſchaften und in Betrachtung ſo vieler merkwürdigen Begebenheiten, die ſich zu ſeiner Zeit in der Kirche und dem Staate zugetragen hatten, widmete ſich Luitprand dem Bücherſchreiben: zuerſt verfaſſete er in 6 Büchern die Begebenheiten der Kaiſer und Könige Europens, und machte den Anfang mit Erzählung jener merkwürdigen Vorfälle, welche unter den Zeiten Kaiſers Arnulfs hin und wieder geſchehen ſind. Er beſchrieb auch in einem beſondern Werke ſeine letztere Geſandtſchaft an den Kaiſer Phokas. Gleichwie aber Baronius und Bellarmin bemerken, daß in jenen 6 Büchern von den Begebenheiten Europens das ſechste Hauptſtück des ſechsten Buches keineswegs den Luitprand zum Verfaſſer habe, ſondern von einem andern jenem Werke ſey beygefügt worden: alſo behaupten auch viele heutigen Gelehrten mit beſtem Grunde, daß das Buch von den Thaten der römiſchen Päpſte, von dem heiligen Peter an bis auf den Papſt Formos, welches man für eine Geburt des Luitprands anſah, eben ſo wenig dieſem Schriftſteller könne zugeeignet werden. Wenn man das Zeugniß des Voſſius will gelten laſſen, ſo iſt ein Deutſcher, nämlich ein Mönch des berühmten Benediktinerkloſters Hirſchfeld, der Verfaſſer davon.

Luit-

Luitprand ſtarb bald nach ſeiner letztern Geſandtſchaft nach Konſtantinopel, das iſt, entweder zu Ende des 968ſten, oder im Anfange des 969ſten Jahres.

Witikind oder Witichind, ein gebohrner Deutſcher, und Benediktinermönch des Kloſters Korvey in Sachſen. Er blühete von dem Jahre 946 bis auf das Jahr 973, in welchem er ſtarb. Seiner gedachten mit großem Lobe Sigebert in ſeinem Buche von den Kirchenſchriftſtellern Kap. 129, und in ſeiner Chronik auf das Jahr 973. Adam von Bremen Lib. 1. Cap. 6. und Tritheim in ſeiner Chronik von Hirſchau auf das Jahr 952; und in dem Verzeichniſſe der Kirchenſchriftſteller und berühmter Männer Deutſchlandes ꝛc. Witichind ſchrieb drey Bücher von den ſächſiſchen Begebenheiten, oder von den Thaten Heinrichs des Voglers, und ſeines Sohnes Kaiſers Otto des Erſten bis auf das Jahr 973. Dieſes Werk widmete er der Königin Mathild, einer Tochter Kaiſers Otto. Meibom veranſtaltete eine Herausgabe deſſelben im Jahre 1621, welcher er auch noch andere Werke dieſes Schriftſtellers beyfüget, deren Aechtheit aber die heutigen Gelehrten nicht ohne Grund in Zweifel ziehen wollen.

Rather, den andere auch Rathar und Rothar nennen, von deſſen beſondern Schickſale im folgenden Artikel etwas wird geſagt werden, war ein Benediktinermönch des Kloſters Laubium, nachher Biſchof zu Verona. Er ſchrieb verſchiedene gelehrte Werke; als: ein Buch,

das er Agoniſticon nannte, und Meditationes cordis: zu Gunſten eines adelichen Knabens, Namens Roeſtangni, ein Buch de arte grammatica, welches er Speradorſum oder Servadorſum betitelte, weil es den Knaben unterrichtete, wie er ſich vor Streichen hüten könnte: ein Buch wider die Antropomorphiten; eines der Bekenntniſſe (Confeſſionum); das Buch von dem Leibe und Blute unſers Herrn Jeſu Chriſti, und von der Gnadenwahl (de Prædeſtinatione Dei); eine Abhandlung über die Kanonen, und ſehr viele Sendſchreiben ꝛc. die meiſten von dieſem gelehrten Biſchofe hinterlaſſenen Werke hat Lukas Dachery geſammelt, und Tom. 2. Spicileg. herausgegeben. So ſonderbar übrigens Rather in ſeiner Schreibart iſt, ſo ſind doch ſeine Schriften in Anſehung der reinen Lehre und Feſthaltung auf die Kirchenzucht katholiſchen Gelehrten ſehr ſchätzbar. Er ſtarb um das Jahr 974.

Dunſtan, ein von adelicher Herkunft und frommer Erziehung berühmter, durch den Neid vom Hofe des engelländiſchen Königs Athelſtan vertriebener, hierauf ſehr gottesfürchtiger Mönch und frommer Prieſter, endlich eben ſo heiliger als gelehrter Biſchof zu Kantelberg in Engelland. Sein heiliger Eifer, mit welchem er den unzüchtigen König Eduin den Armen einer unverſchämten Buhlerin zu entreißen, und auf beſſere Wege zu leiten ſich bemühete, zog ihm zwar die Verweiſung ins Elend, aber auch den ehrvollen Namen eines apoſtoliſchen Seelenhirten zu: gleichwie die Standhaftigkeit, mit welcher er einen wegen begangener Blutſchande mit dem

Kir=

Kirchenbanne belegten Grafen auch gegen den Befehl des römiſchen Papſtes, der ſich durch einen falſchen von dieſer Sache gemachten Bericht täuſchen ließ, ohne vorherige Buße von dem Banne loszuſprechen, und in die Gemeinſchaft der Gläubigen wieder aufzunehmen ſich weigerte, ſeinen bereits ſchon erworbenen Ruhm nur vermehrte. Das Zeugniß, welches **Dunſtan** von ſeiner Gelehrſamkeit der Nachwelt gab, iſt jenes ſchöne Werk, welches er über die Kirchenzucht verfaſſete, und den Titel führet: Concordia Regularum. Er ſtarb im Jahre 988.

Oekumenius, ein griechiſcher Schriftſteller, durchaus gründlich gelehrt, in Erklärung der heiligen Schrift kurz, wohlfaßlich, und beynebens zierlich, auch in den Kommentarien, welche die alten Väter über die Schrift verfaſſet haben, ſehr bewandert. Er ſelbſt machte eine anſehnliche Sammlung aus den Sprüchen und Erklärungen der berühmteſten griechiſchen Kommentariſten: gleichwie er auch eine Kette ſolcher Erklärungen über das ganze neue Teſtament mit eben ſo großem Fleiße aus den vornehmſten alten Schriftauslegern zuſammen ſetzte; denen er noch ſeine eigenen Auslegungen und Anmerkungen, und zwar unter Ausdrückung ſeines Namens beyfügte, damit der Leſer ſolchergeſtalt unterſcheiden könnte, was er in Rückſicht auf die Erklärung der heiligen Schrift den alten Vätern überhängt, und dann was er dem **Oekumenius** zu verdanken habe. **Johann Hentenius**, ein Mönch aus dem Orden des heiligen **Hieronymus**, überſetzte alle Werke des **Oekumenius** aus dem griechiſchen in die lateiniſche Sprache,

und Friederich Morell gab ſodann ſolche Ueberſetzung verbeſſert heraus. Von dem eigentlichen Zeitalter des Oekumenius läßt ſich nichts gewiſſes angeben; doch iſt es wahrſcheinlich, daß er zu Ende des neunten, oder im Anfange des zehnten Jahrhunderts gelebt habe.

Olympiodorus, ein griechiſcher Mönch, und Philoſoph der Peripatetiſchen Schule. Von ihm iſt vorhanden ein Kommentar in die Werke des Ariſtoteles; er ſchrieb auch eine kurze, unterrichtende und zierliche Erklärung über den Eccleſiaſten, welche Zenobius Acciajolus, ein Florentiner, ins Lateiniſche überſetzt hat. Noch ein

Olympiodorus, ebenmäßig ein Grieche, und Diakon an der Kirche zu Alexandrien, oder wie andere wollen zu Konſtantinopel, verfertigte eben ſo gelehrte als zierliche Kommentarien nach dem Litteralſinne über den Job, wovon ein guter Theil in catena Patrum græcorum, welche lateiniſch und griechiſch herausgegeben worden, anzutreffen iſt; das ganze Werk aber wird noch in Manuſcript in der Vatikaniſchen Bibliothek zu Rom aufbewahret. Zu welcher Zeit dieſer Olympiodorus gelebt habe und geſtorben ſey, kann auch mit keiner Gewißheit beſtimmt werden. Doch ſetzen einige ſeinen Tod auf das Jahr 990.

Roſwith oder Roſweid, eine Nonne des ehemals ſo berühmten freyen Reichsſtifts adelicher Benediktinerinnen Gandersheim. Roſwith verdient mit beſtem Rechte den Gelehrten und

Schrift=

Schriftſtellern des zehnten Jahrhunderts beygezählet zu werden, denn ſie übertraf in Wiſſenſchaften viele Männer, die ſich in dem gelehrten Fache hervorgethan haben, und ſchrieb ſowohl in Verſen als ungebundener Rede die vortrefflichſten Werke, welche noch heutzutage als ſchöne Geburten des menſchlichen Witzes, und als Muſter der Wohlredenheit bewundert werden. Neben der deutſchen Sprache verſtund ſie die lateiniſche und griechiſche aus dem Grunde. In ungebundener Rede verfertigte ſie eine Lebensbeſchreibung des heiligen Willibalds, erſten Biſchofs zu Eichſtätt, und dann jene des heiligen Märtyrers Gangulfs, der heiligen Dionyſius und ſeiner Geſellen, des heiligen Pelagius, nebſt noch anderer heiligen Blutzeugen Chriſti, in zierlichen Verſen, welche Konrad Zeltes im Jahre 1501 zu Nürnberg herausgab. Nebſt 6 geiſtlichen Gedichten und andern moraliſchen Schriften, welche eben gemeldter Konrad Zeltes drucken ließ, beſang ſie auf Anſuchen Otto des Zweyten, und auf Befehl ihrer Aebtiſſin Gerberg in einem Heldengedichte die Thaten Kaiſers Otto des Großen, welches Meibom mit der Geſchichte Witikinds im Jahre 1621 zu Frankfurt in Druck gab. Roſwith blühete um das Jahr 980, ihr Sterbtag aber kann nicht eigentlich angegeben werden.

Abhandlung
von dem Zuſtande Italiens im neunten und zehnten Jahrhunderte.

I. Kirche und Staat mit einander vermiſchet, beyde müſſen miteinander betrachtet werden.

Italien eröffnet uns zum Theile ſchon in dem neunten, ganz beſonders aber in dem zehnten Jahrhunderte recht traurige Scenen. Doch wollen wir hiemit unſere Leſer nicht blos an alle die blutigen Auftritte erinnern, welche dieſes ſchöne Land zu einem immerwährenden Schauplatze des Krieges machten. Was der weltlichen Geſchichte gehöret, wollen wir derſelben auch weitläufiger abzuhandeln überlaſſen. Unſere Abſicht und Aufmerkſamkeit iſt auf die Kirche gerichtet. Allein, die Verwirrungen des Staates verbreiteten Unordnung auf die Kirche. Dieſe wurde gewiſſermaßen mit jenem zerrüttet, und ihre Verfaſſung litt mit den Verheerungen, welche Ruhe und Frieden in dem Staate ſtöreten. Man würde alſo den Zuſtand der Kirche in Italien nie recht kennen, wenn man den Zuſtand, oder vielmehr die Verfaſſung oder das Schickſal des Landes ſelbſt nicht kennete. Die Uebel ſchlichen ſich von einem auch bey dem andern ein; und da Italien zugleich den Hauptſitz aller chriſtlichen Kirchen hat: ſo verdienet es unſere Aufmerkſamkeit, und auch unſere Unterſuchung nur deſtomehr, wenn wir nicht nur hin und wieder Unordnung und Verderbniß zunehmen; ſondern das Heiligthum das Spiel der Gottloſen werden, das oberſte Prieſterthum von der Unverſchämtheit zur äußerſten Verachtung gemißhandelt, und

und bis zur Sklaverey und zur Dienſtbarkeit der Nichtswürdigkeit herabgeſetzet, das Aergerniß auf den erhabendſten Thron geſtellet, das Laſter über den erſten biſchöflichen Siz der Chriſtenheit herrſchen, Rom in der Knechtſchaft, und die höchſte Kirchenwürde beynahe zur Sklaverey der Bosheit herabgedemüthiget, den Greuel der Verwüſtung alſo in dem oberſten Heiligthum ſehen müſſen.

Wir finden den Urſprung aller dieſer Uebel in der übeln Verfaſſung, in der ſich ganz Italien damals befand, in den Unruhen, Verwirrungen und Meutereyen, die damals in dieſem ganzen Lande herrſcheten; und die Beſchaffenheit des ganzen Kirchenweſens recht zu erkennen, müſſen wir gleichſam die völlige Staatsverfaſſung des ganzen Landes, das unter Italien begriffen iſt, und den Zuſtand der Kirche in dieſem Lande miteinander betrachten, wenn wir uns die Sache deutlich vor Augen ſtellen wollen; weil eines von dem andern hergeleitet wird. Nur müſſen wir noch anmerken, daß wir die Päpſte, ſeitdem wir ſie zugleich für weltliche Herrſchaften anzuſehen haben, nicht nur mit zur Staatsverfaſſung ziehen, ſondern noch dazu bey ihnen anfangen müſſen, wenn wir die Hauptvorfälle und Veränderungen nicht halb im Dunkeln laſſen wollen.

II. Der weltliche Staat der Päpſte unter der Oberherrſchaft der Kaiſer.

Nun nach der Verfaſſung Italiens, wie wir ſie in unſerer Geſchichte bisher beſchrieben, und ſo, wie wir ſie in dem vorigen vierten Theile verlaſſen haben, würden vielleicht unſere Leſer für Rom und den päpſtlichen Stuhl kein ſo trau-

riges Schickſal erwarten. Wir verweiſen ſie hier zum Theile auf die zwey Abhandlungen: **Von der Wahl der römiſchen Päpſte, und von der Schenkung Pipins** zurück. Das, was dort geſagt wird, ſtellet uns einerſeits den Papſt als den Herrn der Stadt und des Herzogthumes Roms, und des Exarchats, alſo eines großen und ſchönen Theils von Italien vor; und andererſeits zeiget es uns für den päpſtlichen Stuhl eine freye Wahl der Geiſtlichkeit und des Volkes zu Rom ohne Zwang und Abhängigkeit, nur daß zur Einweihung des Gewählten die Beſtättigung der Wahl von dem Kaiſer erfodert wurde. Allein, dieſe Wahlbeſtättigung verſicherte auch den römiſchen Stuhl eines mächtigen Schutzes wider Gewaltthätigkeit und wider alle ſchlimmen Ränke eines ſtürmenden oder ſchleichenden Ehrgeizes. Die eigene Macht alſo der Päpſte, könnten wir denken, und der Schutz der Kaiſer hätten Rom und den päpſtlichen Stuhl wohl wider Unfug und wider die boshaften Streiche der Betrügerey und des Laſters vertheidigen und bewahren können. Doch es gab Veränderungen, welche alles unter und über ſich kehreten, die Verfaſſung blieb nicht die nämliche, wie wir ſie uns nach den obigen Abhandlungen vorſtellen können. Selbſt das, was wir uns nach dieſen Abhandlungen für die Kirche vortheilhaft gleichſam vorſtellen müſſen, kam nach und nach in eine ſolche Lage, daß es endlich ſelbſt zu der Verwirrung in dem Kirchenweſen leitete. Wir wollen bey dieſem anfangen, und uns das übrige von Italien eines nach dem andern vorſtellen.

Wir haben ſchon in der Abhandlung von der Schenkung Pipins angeführt, daß die Päpſte zu dem Exarchat auch noch die Herrſchaft über das Herzogthum Rom erlangten, und ſo hätte der päpſtliche Stuhl, die Sache nach dem erſten Anblicke zu beurtheilen, Macht genug gehabt, ſich ſelbſt zu erhalten, zu ſchützen, und jede boshafte Unternehmung zu unterdrücken. Allein, wir dürfen die Herrſchaft der Päpſte eben nicht nach der Zahl der Städte und nach dem Umfange des Landes ſchätzen. Die Italiener waren getreue Anhänger der Päpſte, ſo lange ſie unter weltlichen Herren, den morgenländiſchen Kaiſern, waren. Sobald ſie die Päpſte zu ihren Herren hatten, waren viele auch mit dieſen wieder nicht zufrieden. Es gab nun auch itzt manchen Verſtoß, man nahm ſeine Zuflucht zu den abendländiſchen Kaiſern, die man als die Oberherren anſah, und da dieſe auch ihre Oberherrſchaft ſowohl über Rom als über das Exarchat auszuüben nicht ermangelten: ſo waren die Päpſte zwar Herren eines beträchtlichen Landes, allein, ihre Macht, welche durch die Oberherrſchaft der Kaiſer eingeſchränkt war, konnte ſich nicht alle jene tiefe Ehrfurcht und jene demüthige Unterthänigkeit verſchaffen, welche die Päpſte wünſchten, und bey andern Fürſten Italiens auch jenes Anſehen nicht behaupten, welches die Päpſte wider gewaltſame Unternehmen nöthig gehabt hätten.

1. In Anſehung Roms.

Wie es mit Rom und dem Exarchat unter Karl dem Großen ſtund, haben wir ſchon anderwärts angeführet, und die Geſchichte führet Beweiſe genug an, welche von den Nachfolgern

dieſes großen Prinzen das nämliche beſtättigen. In eine weitläufige Kritik über einige Schenkungsurkunden können wir uns hier nicht einlaſſen. Dieſes würde mehr erfodern, als die Abſicht unſeres Werkes geſtattete. Genug, daß alles ſchon von andern gerüget, und recht ſcharfſichtig geprüfet worden. Genug, daß wir auf Thatſachen bauen können, die wir nur anführen dürfen, unſere Meynung zu unterſtützen, und die Oberherrſchaft der Kaiſer über Rom und das Exarchat deutlich genug zu erweiſen. Im Anfange der Regierung Ludwigs des Frommen ließ der Papſt Leo der Dritte (a) einige Römer wegen einer angeſponnenen Verſchwörung gefangen nehmen, und dem Gerichte übergeben, welches ſie zum Tode verurtheilte. Der Kaiſer, welcher damit nicht zufrieden war, gab ſogleich Bernarden, dem Könige von Italien, Befehl, die Sache mit dem Grafen Herold zu unterſuchen, und der Papſt fand es für nöthig, ſich durch beſonders abgeſchickte Geſandte beym Kaiſer zu rechtfertigen. Leo ſtarb bald hernach; aber kaum war Stephan der Vierte an deſſen Stelle gekommen: ſo ließ er alſobald das römiſche Volk dem Kaiſer den Eid der Treue ſchwören (b). Wenn aber der Eid der Treue, den ein ganzes Volk einem Fürſten ſchwört, eine gewiſſe Unterthänigkeit eben dieſes Volkes anzeiget: ſo muß er nothwendig auch eine gewiſſe Herrſchaft eben dieſes Fürſten beweiſen. Stephan der Vierte ſaß nur von dem Brachmonate

(a) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 815.

(b) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 816. ex Thegan. de geſt. Ludov. Pii. Num. 16.

nate des 816 Jahres bis zum 24. Jänner des folgenden Jahres auf dem päpſtlichen Stuhle. Paſchal war ſein Nachfolger, und unter eben dieſem Papſte ereignete ſich ein Vorfall, der demjenigen unter Leo dem Dritten völlig ähnlich iſt. Zwey vornehmen Römern wurden in dem Lateranpallaſte die Augen ausgeſtochen, und hernach die Köpfe abgeſchlagen. Ludwig der Fromme erhielt die Nachricht davon auf dem Reichstage zu Kompiegne (c). Sogleich ſchickte er zwey Abgeordnete, welche die genauſte und ſtrengſte Unterſuchung anſtellen ſollten. Und obſchon Paſchal unterdeſſen auch Geſandte an den Kaiſer geſchickt hatte: ſo wurden doch dieſe ziemlich trocken abgewieſen, und die kaiſerlichen Abgeordnete erhielten neue Befehle, die ſchärfeſte Unterſuchung vorzunehmen. Der Papſt ſah ſich in dieſem kützlichen Handel ſo ſehr gedränget, daß er endlich vor vielen Biſchöfen mit einem Eide betheuerte, er habe keine Schuld und keinen Theil an dem Tode der Hingerichteten. Eine neue Geſandtſchaft an den Kaiſer, noch mehr aber, weil die Abgeordnete nichts gewiſſes erforſchen konnten, brachte endlich Ludwigen dahin, daß er die Sache nicht weiter betrieb. Daß aber doch dieſer fromme gegen die Kirche und den päpſtlichen Stuhl ſo gütige Kaiſer mit der päpſtlichen Regierung zu Rom nichts weniger als zufrieden war, zeigte er ſelbſt, indem er, ſobald Eugen der Zweyte Papſt war, ſeinen Sohn und Mitkaiſer (d) Lothar gleich darauf nach Rom ſchickte, damit dieſer das Nöthige

 mit

(c) Aſtronom. in vita Ludov. Pii.

(d) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 824.

mit dem neuen Papſte und dem römiſchen Volke in Ordnung brächte und veſtſetzte. Eginhard (e) ſagt uns, was Ludwig unter dem Nöthigen verſtehen wollte, und in was der Auftrag beſtund, den er ſeinem Sohne Lothar gegeben hatte. Denn nachdem uns dieſer Schriftſteller berichtet hat, daß Lothar dem Papſte den Auftrag ſeines Vaters angezeigt hatte, ſetzt er ſogleich hinzu, daß eben dieſer Lothar mit Einwilligung des Eugen ſelbſt den Zuſtand des römiſchen Volkes, der durch die Lüderlichkeit einiger Päpſte ſehr verſchlimmert worden, verbeſſert habe, indem er denjenigen, welche um ihre Güter gekommen waren, dieſelben wieder zurückgeben ließ. Die Lebensbeſchreibung Ludwigs des Frommen macht die ganze Sache noch deutlicher, und auch noch etwas nachdrücklicher (f). Der Verfaſſer derſelben erzählt nicht nur die Beſchwerden über die ungerechte Hinrichtung einiger Römer, ſondern ſagt auch noch, daß die Klagen der Bedrückten beſonders die Päpſte, und die von ihnen aufgeſtellte Richter und obrigkeitliche Perſonen betroffen, und daß man bey der Unterſuchung auch wirklich fand, daß man niemand anderer als einigen Päpſten und ihren habſüchtigen Beamten die Schuld geben konnte, daß vielen ihre Güter unbilliger Weiſe waren weggenommen und eingezogen worden. Lothar ließ dieſe Güter ihren alten Beſitzern zu ihrer größten Freude wieder einräumen, und zugleich wurde beſchloſſen, daß der Kaiſer nach altem Brauche Abgeordnete ſchicken ſollte, welche mit ihrer Richter-

(e) Eginhard. Annal. Fran.

(f) Aſtronom. in vita Ludov. Pii.

tergewalt den Römern Recht ſchaffen, und die Gerechtigkeit handhaben ſollten, wann und ſo lange es dem Kaiſer belieben würde.

Neben dem allem iſt es noch ſehr wahrſcheinlich, daß Lothar ſogar die Richter, welche der Ungerechtigkeit überführet wurden, von Rom nach Frankreich ins Elend jagen, und vielleicht gar ihre eigenen Güter einziehen ließ; weil wenigſtens Anaſtaſius berichtet, daß römiſche Richter in Frankreich in der Verweiſung und Gefangenſchaft ſchmachten mußten; die aber der Papſt Eugen, nachdem ſie auf ſein Verwenden wieder nach Haus kommen durften, aus ſeiner Schatzkammer unterſtützete, indem ſie beynahe um alles ihr Vermögen gekommen waren. Gewiß aber iſt, daß Lothar nicht zufrieden war, die alten Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen; ſondern noch durch neue Verordnungen auch auf das Künftige für die Stadt Rom Ruhe, Ordnung und Gerechtigkeit einführen wollte (g). Unter andern beſiehlt er Gehorſam und Unterthänigkeit gegen den Papſt und deſſen Statthalter. Die Klagen über ungerechte Richter ſollen zuerſt an den Papſt gelangen, damit dieſer durch ſeine eigenen Abgeordnete die Sache ſchlichten, oder ſie dem Kaiſer durch Abgeordnete zu ſchlichten überlaſſen könne. Doch verordnet Lothar auch, daß kaiſerliche Abgeordnete alle Jahre unterſuchen ſollen, wie Recht und Gerechtigkeit verwaltet, und die kaiſerlichen Verordnungen beobachtet würden: daß man den Senat und das

(g) Baronius. Holſtenius. Collect. Com. part. II.

das Volk fragen ſollte, nach welchen Geſetzen jeder wollte gerichtet und behandelt werden, das iſt, nach den römiſchen, ſaliſchen, bajeriſchen, ripuariſchen oder longobardiſchen; daß endlich die Statthalter, Richter, und wer zur Regierung gehörte, vor dem Lothar, wenn er zu Rom ſeyn würde, erſcheinen ſollten, damit er ſie zu der Beobachtung ihrer Amtspflichten ermahnen könnte. Man ſieht alſo aus dieſem ganzen Vorgange, daß es die päpſtliche Kammer ſelbſt war, welche zur Zurückgabe der eingezogenen Güter verurtheilet wurde, daß es Lothar nicht erſt einführte, ſondern daß es eine ſchon eingeführte Gewohnheit war, daß die Kaiſer Richter nach Rom ſchickten, welche über die Verwaltung der Gerechtigkeit die Aufſicht hatten, und ſelbſt Recht ſprachen, daß ſich Lothar als Kaiſer und als Abgeordneter ſeines Vaters für den anſah, welcher den Römern Verordnungen zu machen, das Recht hätte, und daß man ihn zu Rom durchgehends für den hielt, von dem man Verordnungen annehmen müßte. Man ſieht daß die Päpſte zwar Herren zu Rom, und die Kaiſer auch aufmerkſam waren, ihnen Gehorſam und Unterthänigkeit zu verſchaffen; daß aber doch die Kaiſer die letzte Inſtanz blieben, und ſogar die päpſtliche Regierung unter der Gewalt der Kaiſer und ihrer Abgeordneten ſtund, daß die Kaiſer den römiſchen Gerichtshöfen ſelbſt die Gerichtsordnung vorſchrieben, und für Rom das gelten mußte, was Karl der Große für Italien, welches von verſchiedenen Nazionen Einwohner hatte, verordnet hatte, daß jeder nämlich nach ſeinen Geſetzen ſolle behandelt und gerichtet werden.

Unter

Unter eben dem Kaiſer **Ludwig** dem **Frommen** und unter dem Papſte **Gregor** dem **Vierten** wurde von den kaiſerlichen Abgeordneten, **Joſeph**, einem Biſchofe, und **Leo**, einem Grafen zu **Rom**, und zwar in dem Lateranpallaſte ein Gericht gehalten, welches von den berühmteſten Schriftſtellern angeführt wird (h), und für uns recht merkwürdig iſt. Der Abt des Kloſters **Farfa** machte vor den kaiſerlichen Abgeordneten Foderungen an die päpſtliche Kammer, und beklagte ſich, daß die Päpſte **Hadrian** und **Leo** ſeinem Kloſter ein Landgut weggenommen, und obſchon man unter den Päpſten **Stephan**, **Paſchal** und **Eugen** ſeine Beſchwerden eingebracht, hätte doch das Kloſter keine Gerechtigkeit erhalten können. Der Papſt, welcher zugegen war, ließ ſeine Sachen durch ſeinen Advokaten führen. Allein, der Abt brachte für ſein Recht ſo viele und ſo wichtige Urkunden vor, daß endlich der päpſtliche Advokat keine Ausflucht mehr fand, als daß er läugnete, daß das Kloſter dieſes Landgut jemals beſeſſen habe. Doch der Abt ſtellete dagegen ſo verſchiedene tüchtige Zeugniſſe auf, daß die kaiſerlichen Abgeordneten endlich das Landgut dem Papſte ab, und dem Abte zuſprachen. Der Papſt ſträubte ſich zwar wider dieſes Urtheil. Allein, was er dabey that, beweist eben das, was das Gericht ſelbſt beweist. Er appellirte an den Kaiſer, vor dem er mit dem Abte ſeinen Prozeß weiter führen wollte.

(h) Mabillon. Append. ad Tom. II. Annal. Benedict. P. Pagi in Critic. Baron. ad Ann. 839.

Da wir einen Theil dieſer Begebenheiten zugleich unter die kaiſerliche Regierung Lothars rechnen müſſen; weil er damals wirklich von ſeinem Vater ſchon zum Mitregenten im Kaiſerthume angenommen war, und ſogar bey einem Vorgange ſelbſt die Hauptperſon hatte: ſo kann das bisherige auch für einen Beweis der Rechte des Nachfolgers Ludwigs des Frommen dienen und angeſehen werden. In der That vergaßen die Römer ſelbſt nicht ſo geſchwinde, was ſie den Kaiſern ſchuldig wären. Denn als Kaiſer Lothar ſeinen Sohn Ludwig nach Rom ſchickte, dort als König von Italien gekrönet zu werden, und einige Hofherren des jungen Prinzen (i) von dem Papſte begehrten, er ſollte den Adel und das römiſche Volk dem neuen Könige Ludwig den Eid der Treue ſchwören laſſen: ſo war der Papſt ſtandhaft genug, dieſes Begehren geradehin abzuweiſen; weil die Römer den Königen von Italien nie einige Unterthänigkeit ſchuldig wären. Dagegen erbot ſich der Papſt die Römer dem Lothar als Kaiſer den Eid der Treue ſchwören zu laſſen, welches auch geſchah. In der That hatten die bloßen Könige von Italien nie einige Rechte über Rom, und der Papſt hatte in der Abweiſung der Anfoderung völlig recht. Allein, eben die Standhaftigkeit des Papſtes, den Römern keine neue und nie ſchuldige Unterthänigkeit aufbürden zu laſſen, muß uns beweiſen, daß er auch gegen den Lothar nie würde ſo willfährig geweſen ſeyn, wenn der Kaiſer zu dem, was geſchehen war, nicht einiges Recht, und die Römer nicht einige Pflicht

(i) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 844.

Pflicht gehabt hätten. Zwey Briefe, die nach der Anmerkung des Herrn Muratori (l) nicht von Leo dem Dritten, ſondern von Leo dem Vierten an die Kaiſer Lothar und Ludwig den Zweyten, weil dieſer letzte damals ſchon zum Mitregenten angenommen war, geſchrieben ſind, und die Grazian auch an dieſe beyden Kaiſer geſchrieben anführt (m), enthalten zwey Stellen, und für die Nachwelt ein wichtiges Zeugniß und eigenes Geſtändniß dieſes heiligen Papſtes von der Oberherrſchaft der Kaiſer über Rom. In der erſten Stelle bekennet dieſer Papſt, daß er die kaiſerlichen Verordnungen jederzeit nach ſeinem ganzen Vermögen unverbrüchlich halten und beobachten würde: De capitulis vel præceptis imperialibus veſtris veſtrorumque prædeceſſorum irrefragabiliter cuſtodiendis & conſervandis, quantum valuimus & valemus Chriſto propitio & nunc & in ævum nos conſervaturos modis omnibus profitemur. In dem andern Briefe aber ſagt der Papſt ſelbſt, wenn er etwas unſchickliches oder widerrechtliches gegen ſeine Unterthanen ſollte gethan haben: ſo wollte er alles nach dem Gutbefinden und nach dem Urtheile des Kaiſers, oder deſſen Abgeordneten verbeſſern: Nos ſi incompetenter, heißt es, aliquid egimus, & ſubditis juſtæ legis tramitem non conſervavimus, veſtro ac miſſorum veſtrorum cuncta volumus emendare judicio. Ja, der Papſt bittet noch um gottesfürchtige Abgeordnete, welche im Namen des Kaiſers alles, es möchte

(l) Ad Ann. 855.

(m) C. 9. Diſt. 10. & C. 141. 2. qu. 7.

möchte hernach gering oder wichtig ſeyn, das man von dem Papſte vorbringen würde, unterſuchen und entſcheiden ſollten: Inde Magnitudinis veſtræ magnopere clementiam imploramus, ut tales ad hæc, quæ diximus, perquirenda miſſos in his partibus dirigatis, qui Deum per omnia timeant & cuncta (quemadmodum ſi veſtra præſens fuiſſet imperialis gloria) diligenter exquirant, & non tantum hæc ſola, quæ ſuperius diximus, quærimus, ut examuſſim exagitent, ſed ſive minora, ſive etiam majora illis ſint de Nobis indicata negotia; ita eorum cuncta legitimo terminentur examine, quatenus impoſterum nihil ſit, quod ex eis indiſcuſſum vel indefinitum remaneat So ſchreibt ein Papſt ſelbſt, was wir von der päpſtlichen Regierung und von der Gewalt der Kaiſer zu Rom zu halten haben; und für Gewaltthätigkeiten oder widerrechtliche Eingriffe können wir nach dieſem Zeugniß **Leo** des **Vierten** es nicht mehr anſehen, wenn wir finden, daß die Kaiſer einige Herrſchafe zu **Rom** ausgeübet hatten.

Ludwig der **Zweyte** hielt ſelbſt zu **Rom** Gericht (n), und ließ ſogar verſchiedene **Römer** wegen dem Verbrechen der beleidigten Majeſtät ins Gefängniß werfen, und nur auf das dringende Bitten des Papſtes **Hadrian** des **Zweyten** wieder in Freyheit ſetzen (o). Und eben dieſer **Hadrian** der **Zweyte** war es, welcher vom Kaiſer **Ludwig** dem **Zweyten** Abgeordnete

(n) Anaſtaſ. Biblioth. in vita Leonis quarti.

(o) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 867.

nete begehrte, welche Richter und Beſtrafer einer greulichen Mordthat ſeyn ſollten. Eleutherius hatte die Tochter der Stephania (*) entführet, und geheirathet. Wahrſcheinlich war dem Räuber ſeine Beute wieder weggenommen worden; weil Eleutherius voll Wuth in das Haus der Stephania gieng, und Mutter und Tochter miteinander ermordete. Dieſes Verbrechen zu beſtrafen, verlangte Hadrian kaiſerliche Richter, welche er auch erhielt, und die in dem gehaltenen Gerichte Eleutherium zum Tode verurtheilten und hinrichten ließen.

Karl der Kahle war der unmittelbare Nachfolger Kaiſers Ludwig des Zweyten. So viel Weſens man aber auch aus den Schenkungen und Abtretungen Karls des Kahlen machen will: ſo hat doch der P. Pagi (p) bewieſen, daß die Abtretung der Oberherrſchaft über Rom ganz und gar keinen Grund habe. Was Peter de Marka für Abtretung (q) geſchrieben, hat er auf das Anſehen eines Schriftſtellers (r) gebauet, dem man viele Unrichtigkeiten aufweiſen kann, der bey geſunden Kritikern wenig

(*) Stephania war die Gemahlin Hadrians des Zweyten, ehe er in den geiſtlichen Stand trat, mit der er auch eben die Tochter gezeuget hatte, welche Eleutherius entführte.

(p) In Critic. Baron. ad Ann. 875. Num. 4. 5. 6. & 7.

(q) Lib. III. Cap. II. de Concord. Sacerd. & Imper.

(r) Eutropii. Longobardi.

nig gilt, und den die Begebenheiten der Geſchichte vielfältig, und gar oft ſelbſt widerlegen. Wenigſtens zeiget ein Brief des Papſtes Johann des Achten, daß Karl der Kahle Lamberten, dem Herzoge von Spoleto, Befehl gegeben, den Römern Geiſel abzufodern, damit ſich der Kaiſer auf dieſe Art ihrer Treue verſicherte. Karl mußte alſo glauben, daß er das Recht habe, Geiſel zu fodern, und mußte zum voraus ſetzen, daß die Römer ihm Treue und gewiſſe Unterthänigkeit ſchuldig wären. Doch kann es ſeyn, daß er ihnen wegen den deutſchen Prinzen nicht recht trauete, und die Römer alſo durch Geiſel veſter halten wollte. Daß der Papſt ſich dieſer Foderung des Kaiſers widerſetzte, wiſſen wir. Aber was Johann deßwegen ſchrieb, beveſtiget vielmehr die Oberherrſchaft Karls des Kahlen, als daß es dieſelbe umſtoßen ſollte. „Wir finden nicht, ſchreibt er, daß die Römer jemals Geiſel gegeben haben, um wie viel weniger ſollen es jene Römer thun, welche die Treue gegen den Kaiſer im Herzen bewahren, und im Werke erfüllen?“ Neben dem wiſſen wir aus einem Briefe eben dieſes Papſtes Johann des Achten an Karl den Dicken, daß Karl der Kahle in dem römiſchen Gebiete die Güter eines gewiſſen Gregor, der eine anſehnliche Stelle am päpſtlichen Hofe bekleidete, eingezogen, und ſie der päpſtlichen Kammer geſchenket hat. Nun dieſes zeiget doch, daß Karl der Kahle in dem Herzogthume Rom, und ſogar über päpſtliche Bediente einige Gewalt und Herrſchaft hatte; wir wollen daher andächtige Geſchichtſchreiber errathen laſſen, was Karl der Kahle in Betreff der kaiſerlichen Oberherrſchaft

ſchaft über Rom an die Päpſte abgetreten habe.

Karl der Dicke war ein träger Prinz, und bekümmerte ſich überhaupt um Italien nicht viel. Nichtsdeſtoweniger nahm doch Johann der Achte zu ihm ſeine Zuflucht, damit Karl Abgeordnete ſchicken möchte, durch deren Anſehen der römiſchen Kirche der erlittene Schaden und Ungerechtigkeiten wieder könnten gutgemacht werden. Von Karl dem Dicken an nahmen die Unruhen in Italien immer mehr zu. Kaum ließ ein Mitwerber um die Kaiſerkrone dem andern Zeit, einige Rechte der Kaiſerwürde ruhig auszuüben. Und doch findet man in einer Verſammlung zu Ravenna von 74 Biſchöfen, welcher der Papſt ſelbſt beywohnte, dem Kaiſer Lambert die oberſte Richtergewalt über Rom beſtättiget (s). Ludwig, der Sohn Boſons, übte ſie gleich nach ſeiner Kaiſerkrönung in einem öffentlich gehaltenen Gerichte ſelbſt aus (t), bis endlich Rom ſeine eigenen Tyrannen bekam, und hernach erſt unter den Ottonen ſeine alte Verfaſſung wieder erlangte. Allein, eben deßwegen dürfen wir uns auch deſtoweniger verwundern, daß die erſten ſächſiſchen Kaiſer ein Recht ſo fleißig ausübten, welches vorher die Päpſte ſelbſt den Kaiſern anerkennet, und dieſe bey jeder Gelegenheit ſo oft gebrauchet hatten. Wir wollen hier nichts von einer Schenkung Ottos des Erſten melden. Aber das Verſprechen dieſes Prinzen, welches er dem Papſte Johann

(s) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 898.

(t) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 901.

dem Zwölften that, kann uns doch beweiſen, daß Otto der Erſte gleich anfangs wußte, was für Rechte über Rom er mit der Kaiſerkrone erlangte. Denn wie man auch immer dieſes Verſprechen herumdrehen mag; kann man doch aus demſelben nicht einmal eine vernünftige Muthmaßung herausbringen, daß Otto dadurch Verzicht auf die Oberherrſchaft gethan habe. Vielmehr zeigt er offenbar, daß er ſich eben dieſe Oberherrſchaft recht bedachtſam vorbehalten. Otto verſprach nur (u) zu Rom kein Gericht zu halten, und keine Verordnungen zu machen, welche den Papſt und die Römer angiengen, ohne mit dem Päpſte darüber zu Rathe zu gehen: In romana urbe nullum placitum aut ordinationem faciam de omnibus, quæ ad te, aut ad romanos pertinent, ſine tuo conſilio. Wenn das Verſprechen des Otto eine Abtretung der Oberherrſchaft ſeyn ſollte; müßte es wohl heißen, daß Otto ſich in die Regierung zu Rom gar nicht miſchen, und ganz und gar keine Verordnungen machen wollte. Da aber Otto nur verſprach, dieſes ohne Vorwiſſen des Papſtes nicht zu thun, und zwar nur in Sachen, welche den Papſt und die Römer unmittelbar beträfen, mit Vorwiſſen des Papſtes zu handeln und zu Werke zu gehen: ſo behielt er ſichs auch augenſcheinlich vor, Gericht halten und Verordnungen machen zu können, und war gewiß auch entſchloſſen, ſolches zu thun, wenn es die Umſtände erfodern würden. Daß er es gethan, führet die Geſchichte Beweiſe an. Die harte Züchtigung, welche

(u) Gratian. Diſtinct. 63. C. 33. Baron in Annal. Eccleſ. ad Ann. 960. Num. 5.

welche die wider den Papſt Johann den Drey⸗zehnten aufrühriſchen Römer von dem Otto erfahren mußten (w), kann uns für zehn andere Beyſpiele gelten. Seine Thronfolger thaten es nach ihm, und beſonders ſein Enkel Otto der Dritte. Die Geſchichte des berüchtigten Kreſcenz zeiget uns, daß dieſer Bößwicht, der von Otto dem Dritten ſchon einmal zur Ver⸗weiſung verdammet worden, aber auf das Bit⸗ten Papſtes Gregor des Fünften Gnade er⸗hielt (x), doch endlich auf den Befehl des Otto wegen neuen Meutereyen und Gewaltthätigkeiten den Kopf verlieren mußte (y). Als eben dieſer Otto der Dritte eine Verordnung wegen Ver⸗äußerung der Kirchengüter ergehen ließ; ſo ſchrieb er ſolche Conſulibus ſenatus populique ro-mani, wie allen übrigen Obrigkeiten und Vaſal⸗len zu, die in Italien unter ſeine Herrſchaft gehörten (z). In einem Gerichte, welches Otto der Dritte (a) zu Rom vor den Thüren der Vatikankirche in Gegenwart des Papſtes Gregor des Fünften hielt, gewann der Abt des Kloſters Farfa durch den Ausſpruch des Kaiſers einen Prozeß, welcher gewiſſe zu Rom gelegene Güter betraf, und kündigte noch dazu

(w) Continuat. Rhegin. in Chron. Baron. in annal. eccleſ. ad Ann. 966. P. Pagi in Critic. Baron.

(x) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 996. Annaliſta ſaxo apud Eccardum.

(y) Lambert. Schaffnab. annal. Hildeshem. Chronograph. ſaxo.

(z) Holſten. Labbe Collect. Concil.

(a) Mabillon in annal. Benedict.

denjenigen, welche ſich an dieſen Gütern vergreiſen würden, eine Strafe von zehn Pfunden des feinſten Goldes an, wovon die eine Hälfte der kaiſerlichen Kammer, die andere aber dem Kloſter Farfa ſollte bezahlet werden. Noch merkwürdiger iſt ein anderes Gericht, welches Otto der Dritte gleichfalls zu Rom hielt (b). Der Abt des Kloſters der heiligen Koſmas und Damian, hatte wider den Abt des Kloſters Farfa beym Papſte Gregor dem Fünften einen Prozeß gewonnen. Allein, da der Abt des Kloſters Farfa den Handel wieder anfieng, fiel das Urtheil des Kaiſers zum Beſten des Kloſters Farfa aus, mit der Ankündigung einer Strafe von hundert Pfunden reinen Goldes, wovon der halbe Theil wieder der kaiſerlichen Kammer, und der andere halbe Theil dem Kloſter Farfa ſollte bezahlet werden. Der Kaiſer mußte alſo ſeine eigene Rentkammer zu Rom haben, die doch kein Fürſt in einem ganz fremden Staate hat. So war die Herrſchaft der Päpſte über Rom beſchaffen. Sie waren zwar Herren, konnten aber doch nicht hindern, daß die Kaiſer nicht immer von Zeit zu Zeit Gelegenheit fanden, die Rechte ihrer Oberherrſchaft auszuüben, und ſo die Römer immer in einer gewiſſen Unterthänigkeit zu erhalten.

2. In Anſehung des Exarchats. Was das Exarchat anbelangt: ſo war auch über daſſelbe die päpſtliche Herrſchaft nicht freyer und nicht unabhängiger als zu Rom. Wir haben die Oberherrſchaft Karls des Großen ſchon in der Abhandlung von der Schenkung Pi-

(b) Mabillon in annal. Benedict.

Pipins gezeiget. Wie es unter dieſem Prinzen war; ſo gieng es auch unter ſeinen Nachfolgern. Wir finden in der Geſchichte in dem Exarchat kaiſerliche Miſſos oder Abgeordnete als oberſte Richter, wie zu Rom. Die Rechte der Oberherrſchaft trieben das ihrige ſo weit, daß endlich die päpſtliche Herrſchaft vieles von ihren Rechten, und endlich beynahe alles verlohr. Schon unter Ludwig dem Frommen war die Sache ſchon ſo weit, daß ſich der Papſt Leo der Dritte nicht einmal getrauete, den Erzbiſchof von Ravenna zu ſtrafen. Er ließ daher Ludwigen durch einen Geſandten um Erlaubniß bitten, dieſen Prälaten zur Strafe zu ziehen. Ludwig gab Erlaubniß; ſchickte aber auch einen Geſandten, welcher den Erzbiſchof dem Papſte vorſtellen ſollte (c). Papſt Johann der Achte beklagte ſich ſehr über die Gewalt, welche die kaiſerlichen Geſandten als oberſte Richter zu Ravenna gebraucht hatten, und in der That hatte auch Karl der Dicke einen Abgeordneten nach Ravenna geſchicket, welcher eine zwiſchen dem Erzbiſchofe und einigen vornehmen Ravennatern entſtandene Mißhelligkeit ohne Vorwiſſen des Papſtes durch den Weg des Rechtes ſchlichtete (d); und doch ſollte der Papſt Herr ſeyn. Allein, es kam endlich ſo weit, daß die Päpſte ihre Herrſchaft über das Exarchat von jedem Kaiſer beynahe auf das neue empfangen mußten; indem ihnen dieſelbe von jedem neuen Kaiſer, wie Muratori anmerket (e), durch

 einen

(c) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 815.
(d) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 881.
(e) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 898.

einen neuen Vertrag und durch eine neue Urkunde verſichert und beſtättiget wurde.

In jenen Zeiten, wo ſich nach und nach ſo viele um die Herrſchaft in Italien ſchlugen, und einer den andern verdrängte, wurde immer weniger aus der Herrſchaft der Päpſte über das Exarchat. **Berengar der Erſte** machte eine Zeitlang den Herrn in des Papſtes Lande, und ſeine Abgeordnete ſpielten zu **Ravenna** die Richter, ohne ſich viel um den Papſt zu bekümmern. Wie es die Kaiſer gethan; ſo machten es die Könige. **Muratori** muthmaßet ſogar, weil die Ravennatiſchen Urkunden ſo fleißig mit den Regierungsjahren des **Hugo** und **Lothar** bezeichnet ſind, **Hugo**, dieſer hinterliſtige Mann, habe nur deßwegen die Jahre der päpſtlichen Regierung beyſetzen laſſen, damit er für die Italiener die alte Gewohnheit und einige Ehrerbietung gegen den Papſt beobachtete. Bey **Berengar dem Zweyten** und deſſen Sohn **Adalbert** finden wir das nämliche, weil man Urkunden von **Ravenna** hat, welche gegeben ſind: **Unter der Regierung Berengars und Adalberts ſeines Sohnes.** Wenn alſo **P. Pagi** (f) ſchreibt, daß die Könige in Italien nicht anders, als auf Art der Tyrannen ſich die Regierung des der römiſchen Kirche gehörigen Landes hätten anmaßen können: ſo wird er hier ganz gewiß etwas mehr als nur eine bloße Oberherrſchaft verſtehen; weil er kurz vor dieſen Worten aus dem **Rubeus** (g) anführet, und auch anzunehmen ſcheint,

(f) In Critic. ad Annal. ad Ann. 953. Num. 5.
(g) Hiſtor. Ravenn. Lib. V.

ſcheint, daß Adalbert ſogar die Stadt Ravenna zu ſeiner Reſidenz gemacht habe. Die Könige von Italien giengen alſo noch viel weiter, als ehmals die Kaiſer, und eigneten ſich eine Oberherrſchaft über das Exarchat zu, die den Päpſten gar keine Herrſchaft mehr übrig ließ. Die Päpſte ſahen ſich alſo in ſehr mißlichen Umſtänden, bis ſie von Otto dem Erſten ihre alte Herrſchaft wieder erhielten. Denn, ohne daß wir uns auf die Schenkungsurkunde dieſes Kaiſers, die von gelehrten Kritikern ſo gewaltig angefochten wird, gründen wollen; hat es doch ſonſt ſeine Richtigkeit, daß Otto den Päpſten ihre alte Herrſchaft wieder einräumete, wie ſie ſelbige ehemals unter den Kaiſern gehabt hatten. Wir ſagen, wie ſie ſelbige unter den Kaiſern gehabt hatten; weil Otto mit dieſer Einräumung der Herrſchaft ſeine Oberherrſchaft ganz und gar nicht abtrat. Dieſer Kaiſer gab, wie Rhegino's Fortſetzer ſchreibt, das Gebiet und die Stadt Ravenna mit ſehr vielem andern, das den Päpſten ſchon lange war weggenommen worden, wieder zurück. Alſo nicht das, was die Päpſte nie hatten, und bis dahin den Kaiſern zugehörte; ſondern das, was die Päpſte ehemals beſaßen, und nun ſeit langer Zeit verlohren hatten. Dieſes war aber die Herrſchaft über das Exarchat, welche die Könige in Italien ganz an ſich geriſſen hatten. Denn daß Otto nachher eben ſo, wie die vorigen Kaiſer, die Oberherrſchaft über das Exarchat ausgeübet, und ſogar dieſelbe ziemlich weit getrieben habe, davon finden wir Beweiſe genug in der Geſchichte. Otto ließ ſich zu Ravenna, der Hauptſtadt des Exarchats, einen eigenen Pallaſt erbauen,

wie Muratori in ſeinen italieniſchen Alterthümern zeiget (h), und hielt ſich auch daſelbſt mehr als irgendwo in Italien auf, wie es noch Urkunden beweiſen, deren Unterſchrift: Gegeben zu Ravenna, den Aufenthalt dieſes Kaiſers zeigen. Er hielt ſogar in ſeinem Pallaſte an dieſer Stadt ſelbſt öffentlich Gericht, wie es Mabillon berichtet (i). Otto der Zweyte nahm ſeinen meiſten Aufenthalt auch in dem Pallaſte ſeines Vaters zu Ravenna, und beſtättigte nicht nur die Güter eines ravennatiſchen Kloſters, davon das Diplom: Gegeben zu Ravenna, unterzeichnet iſt (k), ſondern er rechnete in der Beſtättigung der Verträge mit dem Doge zu Venedig, wo er die venezianiſchen Länder von ſeinem italieniſchen Reiche unterſcheidet, Ravenna und beynahe das ganze Exarchat zu ſeinem Reiche; indem er neben Pavia, Mayland und andern Städten auch Ravenna, Rimini und die anſehnlichſten Städte des Exarchats anführet, und endlich mit den Worten beſchließt: und alle übrigen, die zu unſerm italieniſchen Reiche gehören (l). Nach dem Tode Otto des Zweyten ſchickte ſogar Theophano, Otto's des Dritten Mutter, Abgeordnete nach Ravenna, welche daſelbſt öffentlich Gericht hielten (m). Und in einem andern Gerichte, welches zwey Abgeordnete des Otto ſelbſt zu

(h) Diſſert. 31.

(i) Annal. Benedict. ad Ann. 971.

(k) Bullar. Caſſin. Tom. II. Conſtit. 62.

(l) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 983.

(m) Murat. Antiquit. Italic. Diſſert. 31.

zu Imola hielten (u); wurde das Marienkloſter zu Ravenna in den Beſitz einiger Güter geſe- ꝛzet, welche in dem Gebiete von Imola und Faenza gelegen waren, bey hundert Goldſtücke Strafe, von welchen der halbe Theil der kaiſerlichen Kammer, und der andere halbe Theil dem Kloſter entrichtet werden ſollte. Und doch gehörte Imola wie Faenza zum Exarchat.

Dieſe Beyſpiele und Beweiſe aus der Geſchichte für die Oberherrſchaft der Ottonen über das Exarchat, kommen dem Herrn Muratori ſo wichtig vor, daß er nicht weiß, was er für eine Meynung halten ſoll. Die alten Geſchichtſchreiber ſagen, daß Otto der Erſte den Päpſten das Exarchat zurückgegeben habe, und doch ſcheint dem Herrn Muratori die Oberherrſchaft der Ottonen ſo weit getrieben, daß er muthmaßet, Otto der Erſte möchte wohl gar das Exarchat den Päpſten nie überlaſſen haben. Und da zugleich die Geſchichte von der Herrſchaft der Päpſte ganz ſtill iſt, und dieſe den Kaiſern ſo ruhig und zufrieden zuſahen: ſo argwohnet er, Otto könnte mit den Päpſten gewiſſe Verträge gehabt haben, durch welche ihm das Exarchat überlaſſen wurde. Doch bekennet Herr Muratori ſelbſt, daß ihm für dieſe Meynung die Beweiſe und genugſame Gründe aus der Geſchichte mangeln. Allein, die Muthmaßung dieſes forſchenden Geſchichtſchreibers, das iſt, die Verträge, welche Otto der Erſte mit den Päpſten könnte gemacht haben, ſetzt die Herrſchaft der Päpſte über das Exarchat voraus,

(u) Murat. Antiquit. Italic. Diſſert. 10.

aus, und Otto hätte eben dadurch die Päpſte ſelbſt für Herren des Exarchats erkennet; weil man nur mit denen Verträge über eine Sache macht, die einiges Recht dazu haben. Neben dem hatten die Kaiſer ihre Rechte über Rom eben ſo weit getrieben, und Muratori zieht doch keine andere Beweiſe daraus, als die Oberherrſchaft der Kaiſer, und läßt die Päpſte dabey ruhig für die Herren Roms gelten. Wir haben alſo auch das Recht, ſie noch immer für Herren des Exarchats anzuſehen, ſo viele Gewalt ſich auch die Kaiſer über dieſes Land als vermeintliche Rechte ihrer Oberherrſchaft herausnahmen und anmaßeten. Und da doch die alten Geſchichtſchreiber ſagen, daß die Päpſte das Exarchat von Otto dem Erſten wieder erhalten hätten: ſo wird uns eben ſowohl als dem Herrn Muratori erlaubt ſeyn, doch ganz etwas anderes, als er, zu muthmaßen. Nämlich, daß die Päpſte wohl deßwegen ſtill und zufrieden ſeyn konnten, weil ſie von Otto dem Erſten doch wieder etwas erhalten hatten; da im Gegentheile die vorhergehende Könige Italiens, beſonders Hugo, Berengar der Zweyte, und Adelbert ihnen nichts mehr, ſogar nicht einmal Einkünfte aus ihrer Herrſchaft übrig gelaſſen hatten. Die Päpſte ſchwiegen alſo, und waren zufrieden, daß die Ottonen das, was ſie thaten, ſelbſt nur als Rechte der Oberherrſchaft anſahen, und auch nach dieſer Meynung ausübten.

III. Die Papſtwahl unter der Beſtätigung der Kaiſer.

Wir ſehen hieraus, wenn wir Rom und das Exarchat zuſammen nehmen, was eigentlich die Herrſchaft der Päpſte war. Weitläufig genug,

genug, den Päpſten eine anſehnliche Macht zu verſchaffen; aber durch die Oberherrſchaft der Kaiſer auch eingeſchränkt genug, ihnen nicht viel Gewalt zu überlaſſen. Beſonders zog Rom noch aus einer andern Urſache ſich das Anſehen der Kaiſer auf den Hals, welches die guten Römer in Ehrfurcht erhalten mußte. Dieſes war die Beſtättigung der Papſtwahl, von der wir in einer beſondern Abhandlung des vierten Theils ſchon geredet haben.

Daß Karl der Große keine Papſtwahl beſtättigen konnte; weil unter ſeiner Kaiſerregierung keine vorkam, iſt in der obenangeführten Abhandlung ſchon gemeldet worden. Allein, als in den erſten Jahren der Regierung Ludwigs des Frommen Leo der Dritte ſtarb, wurde Stephan der Vierte an deſſen Stelle erwählet, und ganz ſicher ohne die kaiſerliche Beſtättigung eingeweihet. Allein, dieſer Papſt mußte doch auch wiſſen, was für ein Recht die Kaiſer in dieſer Sache hätten. Er ſchickte deßwegen, noch ehe er ſelbſt zu Ludwigen nach Frankreich reiſete, eine Geſandtſchaft vorher, welche dieſen Kaiſer wegen ſeiner Einweihung befriedigen, und ihm Genügthuung leiſten ſollte (o). Stephan mußte alſo Urſache haben, den Unwillen dieſes Prinzen zu befürchten. Und doch hätte er von dem gegen die Kirche ſo gutgeſinnten Ludwig nichts dergleichen nur von weitem muthmaßen können, wenn nicht wider die Rechte dieſes Kaiſers wäre gehandelt worden. Und eben deßwegen ſuchte vielleicht dieſer Papſt den ge-

(o) Aſtronom. in vita Ludov. Pii.

geſchehenen Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß er ſo hurtig war, das ganze Römervolk Ludwigen den Eid der Treue ſchwören zu laſſen, wie ſchon oben angezeiget worden. Von Beſtättigung der Wahl Paſchals, der in kurzem auf den Stephan folgte, weiß man gleichfalls nichts. Dagegen ſchickte aber auch dieſer Papſt Ludwigen durch eine Geſandtſchaft (p) ein Entſchuldigungsſchreiben wegen ſeiner Einweihung, und dabey noch große Geſchenke. Man ſieht alſo wohl, daß die Römer, welche ſich ſeit langer Zeit von den morgenländiſchen Kaiſern losgemacht hatten, auch itzt von ihrer alten Verbindlichkeit ſich unter den neuen abendländiſchen Kaiſern frey erhalten wollten, und vielleicht von Ludwigen gute Nachſicht hoffeten. Daß ſie ſich aber mit einer falſchen Hoffnung ſchmeichelten, können wir daraus erkennen, daß wir in der Geſchichte Spuren finden, daß eben dieſes eine von den Beſchwerden war, über welche Lothar auf den Befehl ſeines Vaters mit dem neuen Papſte Eugen dem Zweyten das Nöthige in Ordnung bringen und veſtſetzen ſollte, wie oben gemeldet worden. Und wenn wir dem Fortſetzer der Geſchichte Pauls des Diakons glauben dürften (q): ſo hätten die Römer auf den Befehl des Lothar und Eugen neben dem Eide der Treue gegen den Kaiſer auch noch ausdrücklich geſchworen, daß ſie nicht zugeben wollten, daß ein neuerwählter Papſt eingeweihet würde, bis er in Gegenwart der kaiſerlichen Abgeord-

(p) Aſtronom. in vita Ludov. Pii. Annales Laureshamenſes.

(q) Rerum Italic. part. II. T. I.

geordneten einen gleichen Eid abgeleget hätte (r). So ſtill es aber bey der Einweihung Valentius, des Eugen des Zweyten Nachfolger, hergieng: ſo muthmaßet doch Muratori (s), es ſey nur deßwegen geſchehen, weil der kaiſerliche Abgeordnete damals gerade zu Rom war. Dieſe Muthmaßung hat deſtomehr Grund; weil bald darauf der anſtatt des verſtorbenen Valentin erwählte Gregor nicht eher eingeweihet wurde, bis die kaiſerliche Beſtättigung dazu angelanget war. Eginhard ſagt: Non prius ordinatus eſt, quam legatus imperatoris romam venit, & electionem populi, qualis eſſet, examinavit. Und der Verfaſſer des Lebens Ludwigs des Frommen ſchreibt: Dilata conſecratione ejus usque ad conſultum imperatoris. Welches, wie Muratori anmerket, eine Folge und Wirkung der Verordnung des Eugen und Lothar geweſen.

Lothar war eben ſo aufmerkſam als ſein Vater, daß in dieſer Sache ſeinen Rechten nichts entwiſchte, nur war er dabey ein wenig ernſtlicher; aber auch zugleich etwas ſtürmiſch und wild. Kaum war nach dem Tode Gregors des Vierten Sergius der Zweyte erwählet: ſo ſchickte Lothar ſeinen Sohn Ludwig mit dem Drogo, Biſchof von Metz, nach Rom (t) darauf zu dringen, daß ferner nach dem Tode eines Papſtes bis auf den Befehl des Kaiſers, und

(r) Pagi ad annal. Baron. ad Ann. 825. Num. 29. & 30.

(s) Hiſt. Ital. ad Ann. 827.

(t) Annales Bertiniani.

und ohne die Gegenwart ſeiner Abgeordneten kein neuer ſollte eingeweihet werden. Nach dem Berichte des Anaſtaſius gab Lothar dem Ludwig eine Armee mit, welche die guten Römer ihren Frevel bey der Einweihung des Sergius durch viele verübte Grauſamkeiten büßen ließ.

Dieſe harte Züchtigung ſetzte alles zu Rom in ſolchen Schrecken, daß man daſelbſt nach dem Tode Sergius des Zweyten und nach der Wahl Leo's des Vierten in der äußerſten Beſtürzung war (u); weil man ſich nicht getrauete, den neuen Papſt ohne die kaiſerliche Beſtättigung einzuweihen. Da aber die nahe Gefahr und die Furcht vor den Sarazenen die Römer doch nöthigten, den neugewählten Papſt einzuweihen: ſo betheuerten ſie doch feyerlich in der Verſammlung, daß ſie aus Noth gedrungen, die Ehre und Rechte des Kaiſers dadurch in nichts kränken wollten. Lothar ließ ſich durch den Nothfall, durch die Betheuerung, und durch die Angſt der Römer befriedigen, die ihm zeigte, in wie friſchem Angedenken die letzte Züchtigung noch bey ihnen wäre. Nach dem Tode Leo's des Vierten wurde der neuerwählte Benedikt der Dritte beynahe deßwegen verdränget; weil er auf die Beſtättigung ſeiner Wahl gewartet hatte. Man ſehe in der Biographie der Päpſte des neunten Jahrhunderts. Nachdem aber die Standhaftigkeit der Geiſtlichkeit zu Rom die kaiſerlichen Abgeordneten auf die gute Seite zu treten genöthiget, wurde Benedikt

(u) Anaſtaſ. Biblioth. in vita Leonis IV.

nedikt nach feyerlicher Beſtättigung ſeiner Wahl eingeweihet.

Solche Unordnung und Aergerniß zu verhüten, eilte der Kaiſer Ludwig der Zweyte, ſobald er den Tod Benedikts des Dritten erfuhr, nach Rom, wo dann mit völligem Beyfalle des Adels und des Volkes Nikolaus zum Papſte erwählet wurde. Nach dem Tode dieſes großen Papſtes gab es einigen Verdruß; weil die kaiſerlichen Abgeordnete, welche damals gerade zu Rom waren, erwartet hatten, daß man ſie ſogar zu der Wahl Hadrians des Zweyten einladen würde, welches doch nicht geſchah, allein, Kaiſer Ludwig der Zweyte, welcher wohl wußte, daß die Rechte der Kaiſer ſich nicht über die Wahl ſelbſt; ſondern nur auf die Beſtättigung des Gewählten erſtreckten, gab der Wahl und dem Gewählten ſein Lob, und ſo wurde Hadrian der Zweyte eingeweihet (w). Bey der Wahl des Nachfolgers Hadrians des Zweyten, Johann des Achten finden wir nichts für, aber auch nichts wider die Beſtättigung des Kaiſers. Das wahrſcheinlichſte iſt, daß es bey der Wahl Johann des Achten zugieng, wie es bisher gebräuchlich war; weil ohnehin Kaiſer Ludwig der Zweyte ſich damals beſtändig in Italien befand. Johann überlebte Ludwigen den Zweyten, Karl den Kahlen, und Karlmannen, den deutſchen Prinzen. Allein, er erlebte auch große Verwirrung und Unordnung. Marin, ſein Nachfolger, wurde er-

(w) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 867.

erwählet und eingeweihet, da Karl der Dicke eben ſelbiges Jahr, die Staaten ſeines verſtorbenen Bruders Ludwig in Beſitz zu nehmen, nach Deutſchland gegangen war, und dort mit den Normannen zu ſchaffen fand. Ohne Zweifel ſuchten die Römer die ihnen damals günſtigen Umſtände wegen der Papſtwahl zu benutzen; weil nach dem Tode des Marin Hadrian der Dritte erwählet und eingeweihet wurde, ohne daß man etwas von einer kaiſerlichen Beſtättigung weiß. Ja, dieſer neue Papſt ſoll ſogar eine Verordnung gemacht haben, welche den Kaiſern das alte Recht der Beſtättigung geradezu wegnahm. Dieſe Verordnung hat Gelegenheit zu vieler Kritik gegeben. Einige (x) führen es nur von der Wahl der Päpſte an; daß ſich der Kaiſer nicht darein miſchen ſollte. Und ſo hätte Hadrian der Dritte nur eine Verordnung wider das gemacht, was den Kaiſern nie gehörte, und was ſie nie als ein Recht fodern konnten. Andere aber (y) melden dieſe Verordnung von der Einweihung der Päpſte ohne die Beſtättigung der Kaiſer: Daß nämlich der neuerwählte Papſt ohne die Gegenwart des Kaiſers oder ſeiner Abgeordneten ſoll können eingeweihet werden. Nichtsdeſtoweniger halten einige gar dieſe Verordnung ſelbſt für untergeſchoben (z), denen aber

---

(x) Martin. Polon. in Chronic. Ptolomæus Lucenſ. Hiſt. Eccleſ. Tom. IX. Rerum. Ital. Platina in vita pontific. rom.

(y) Sigonius de regno Ital. Lib. V.

(z) Eccardus. Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 884. & 885.

aber doch noch andere widerſprechen, unter welchen auch der große Kritiker **Pagius** iſt, welcher dieſe Verordnung, und zwar von der Einweihung der Päpſte, als richtig annimmt (a). Was bald hernach bey und wegen der Wahl und Einweihung **Stephans** des **Fünften** geſchah, wird von beyden letzten Theilen für ſeine Meynung benutzet und vorgewendet. In der That war **Karl der Dicke** in **Deutſchland**, als **Hadrian der Dritte** auf der Reiſe dahin ſtarb, und zu **Rom Stephan** der **Fünfte** erwählet und eingeweihet wurde. Doch war bey der Einweihung **Johann**, Biſchof von **Pavia**, der ſich als kaiſerlicher Abgeordneter zu **Rom** aufhielt. **Karl**, dieſer ſonſt ſchläfrige Prinz, kam in Wuth, als er die Einweihung **Stephans** erfuhr, und ſchickte geradehin **Leutwarden**, ſeinen Kanzler und Biſchof zu **Verzelli**, mit andern Biſchöfen nach **Rom**, den neuen Papſt ſchlechterdings abzuſetzen. Doch ließ ſich der aufgebrachte Kaiſer durch die päpſtliche Geſandten wieder beſänftigen und befriedigen. Aus dieſem Vorgange nun will **P. Pagi** die Verordnung **Hadrians** des **Dritten** beſtättigen, weil die **Römer**, wie er ſagt, ſelbige bey der Einweihung **Stephans** des **Fünften** wollten geltend machen, und der Kaiſer doch nur wegen der allgemeinen Uebereinſtimmung der römiſchen Geiſtlichkeit zufrieden wurde. Dagegen behauptet **Muratori**, daß man den Kaiſer gar nicht auf die Seite geſetzet habe; weil ſein Abgeordneter doch bey der Einweihung zugegen war,

 wie

(a) Pagi Critic. ad annal. Baron. ad Ann. 884. Num. 3. & ad Ann. 885. Num. 3. & 4.

wie Pagi ſelbſt anführet, und daß der Kaiſer eben deßwegen beſänftiget wurde, weil er erfuhr, daß die Einweihung in der Gegenwart ſeines Abgeordneten geſchehen war. Unterdeſſen mag es mit der Verordnung Hadrians des Dritten ſeyn, wie es will: ſo ſehen wir doch, daß Karl der Dicke ſich von den Römern nichts von ſeinen Rechten wollte nehmen laſſen.

Allein, dieſer Kaiſer war auch der letzte, der ſich um die Papſtwahl annahm, bis dieſes Recht von den Ottonen wieder hervorgeſuchet, und mit den Römern ſelbſt erneuert wurde. Die italieniſchen Prinzen, welche ſich nach Karls des Dicken Tod um die Herrſchaft in Italien und um die Kaiſerkrone herumſchlugen, wollten theils die Päpſte und die Römer nicht vor den Kopf ſtoßen; theils waren ſie auf weſentlichere Vortheile bedacht, die ihre Macht entweder vergrößern oder beveſtigen halfen, und bekümmerten ſich wenig um ein Recht, das zu ihren Vergrößerungsabſichten wenig beytrug. Arnulf machte ſich bey den meiſten Italienern verhaßt. Er erhielt zwar die Kaiſerkrone, gieng aber gar bald wieder nach Deutſchland zurück, und überließ am Ende Italien ſeinem Schickſal, das er ganz zu bändigen, keine Zeit, und wahrſcheinlich auch keine Luſt mehr hatte. Pagi (b) führet zwar eine Verordnung an, die er dem Papſte Stephan dem Sechsten zueignet, und welche das Wahlbeſtättigungsrecht der Kaiſer auf das neue bekräftiget; allein, nicht alle Kritiker laſſen ſie für die Verordnung Stephans des Sechs-

(b) Critic. ad annal. Baron. ad Ann. 897. Num. 4.

Sechſten gelten. Und wenn ſie es auch war: ſo wirkete ſie doch nicht viel. Die Römer ſuchten ſich für die Beſetzung des päpſtlichen Stuhles von den Kaiſern frey zu machen. Sie wurden auch auf dieſer Seite frey: aber die Jahre ihrer Freyheit, wurden die Zeit der Sklaverey, der Knechtſchaft, der ſchändlichſten Dienſtbarkeit, der härteſten Drangſalen für die Römer ſelbſt, und des Aergerniſſes für die ganze Kirche. Sie hatten es ſelbſt geſuchet, und als ſie es gefunden hatten, war das allerſchlimmſte, daß, wo ſie ſich umſehen wollten, ſie kein Hilfs- oder Rettungsmittel fanden. Ihre Abſicht war ſchon lange (c), ſich von auswärtigen Prinzen los zu machen; und doch war Italien in einer ſolchen Verfaſſung, daß Rom und die Päpſte nichts als Vermehrung der Unordnung erwarten konnten. Wir wollen es ſehen, das auf ſich immer ſtolze, und an ſich ſchwache, das zerſtückelte Italien.

IV. Italien in viele Fürſtenthümer zerſplittert.

Venedig wagte die ganze Zeit hindurch wenig Auftritte, die beſonderes Aufſehen für unſere Geſchichte machen könnten. Doch war es ſchon ein beſonderer Staat, der ſo ganz ſtill immer mehr und mehr empor kam; obſchon es immer einigen Schein der Unterthänigkeit bald gegen die abendländiſchen, noch mehr aber gegen die griechiſchen Kaiſer beybehielt. Es war Schein, nie ganze, nie wahre Unterthänigkeit. Den Griechen, als ſie den größten Theil Italiens verloh-

(c) Sigonius de regno Ital. Lib. V. ad Ann. 884. Pagi Critic. ad Annal. Baron. ad Ann. 884. Num. 2.

lohren, war doch noch neben Sizilien ein ſchöner Strich von Apulien und Kalabrien geblieben, der Saamen zu vielen Streitigkeiten und Zänkereyen. Auf dieſer Seite an dem Meere hin bildeten ſich nachher zwey Herzogthümer Gaeta und Amalfi, die für unſere Abſicht eben keine beſondere Aufmerkſamkeit erfodern. Benevent war das einige Herzogthum, welches ſich bey dem Umſturze des longobardiſchen Reiches erhielt, doch mit einiger Unterwerfung gegen den König von Italien; obſchon dieſes Gelegenheit zu vielen Händeln gab, und die Beneventaner bisweilen antrieb, ſich an die griechiſchen Kaiſer zu hängen. Das übrige Italien war der Kirchenſtaat, und das damalige Königreich von Italien, welches Karl der Große auf den Trümmern des longobardiſchen Reiches errichtet hatte. Allein, in eben dieſem Königreiche ſehen wir von Karls des Großen Zeiten an verſchiedene Grafſchaften, Fürſten- und Herzogthümer entſtehen, welche zwar entweder ſo, wie ſie von den Zeiten der Longobarden her geblieben waren, oder nachher eingeführet worden, das iſt, ſo wie ſie Karl der Große gelten ließ, oder ſelbſt ſtiftete, weiter nichts als ein Theil des italieniſchen Königreiches, und ihre Beſitzer nur die Statthalter und wirkliche Unterthanen des Königs von Italien waren. Die Grafen waren meiſtens nur über eine Stadt, die Markgrafen aber oder Herzogen über eine ganze Provinz geſetzet; und daher kommt es auch, daß Markgrafen und Herzogen in der Geſchichte von Italien bisweilen nur Grafen genennet werden; weil man ſie entweder für die Grafen derjenigen Städte anſah, in denen ſie ihren Sitz hatten;

oder

oder weil ſie wirklich zugleich Grafen in einer Stadt waren; obſchon ſie dabey zugleich über die ganze Provinz zu befehlen hatten. Man findet davon mehrere Beyſpiele in den alten Urkunden, wo die Grafen wirklich für Markgrafen oder Herzogen gelten müſſen. Von Karls des Großen Zeiten an finden wir die Herzogthümer Spoleto, Toſkana und Friaul. Hernach die Markgrafen von Jvrea, und etwas ſpäter noch die von Montferat.

Von Spoleto haben wir ſchon anderswo gemeldet, daß es nicht zu dem dem päpſtlichen Stuhle überlaſſenen Staate gehöret habe, und wir finden auch für das neunte und zehnte Jahrhundert noch keine Spuren einiger Herrſchaft der Päpſte über dieſes Herzogthum. Deſto deutlicher aber zeiget es ſich, daß die Herzogen von Spoleto Vaſallen der Könige von Jtalien und der Kaiſer geweſen ſind, die zugleich Könige von Jtalien waren. Gleich im Anfange der (d) Regierung Ludwigs des Frommen gab Bernard, der König von Jtalien, dem Winigis, Herzog von Spoleto, Befehl, mit Truppen nach Rom zu eilen, einen entſtandenen Aufruhr zu unterdrücken, welches der Herzog mit allem Eifer erfüllete. Und wenn damals Spoleto unter die Herrſchaft der Päpſte gehöret hätte, würde Kaiſer Lothar in ſeiner Verordnung für die Schulen, wo er doch durchaus nur für ſein Königreich Jtalien ſorget, nicht ſo ſehr auf Spoleto bedacht geweſen ſeyn, und befohlen haben, die Schulen für dieſes Herzogthum zu Fermo

(d) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 815.

zu halten. Unter Ludwig dem Zweyten zeigte es ſich noch deutlicher, wer eigentlich Herr des Herzogthums Spoleto wäre. Lambert, der Herzog, wurde von dem Papſte und den Römern bey dieſem Kaiſer verklaget. In der That hatte er auch zu Rom viele Gewaltthätigkeiten ausgeübet, und da er noch dazu durch ſeine Aufführung Ludwigen ſeine Treue ſelbſt verdächtig gemacht, konnte er wohl vorſehen, daß ihm dieſer Kaiſer nicht mehr länger trauen, und eben ſo wenig verſchonen würde. Lambert floh nach Benevent, und Ludwig machte unterdeſſen einen gewiſſen Suppo zum Herzoge von Spoleto. Unter Karl dem Dicken finden wir eine ähnliche Begebenheit mit dem Spoletiniſchen Herzoge Wido. Die Päpſte waren ſchon lange mit ihm nicht zufrieden, und hatten ihn ſchon bey dem Kaiſer verklaget. Endlich wurde er der Untreue und eines angeſponnenen Aufruhres beſchuldiget, rettete ſich zwar mit der Flucht, wurde aber doch von Karl dem Dicken in die Reichsacht erkläret. Wido fand zwar bald wieder Gnade, und der Kaiſer vielleicht auch Urſache, ihn wieder anzunehmen. Allein, Wido mußte doch, um die Herzogthümer Spoleto und Kamerino wieder zu erhalten, mit einem Eide betheuern, daß er in nichts wider die dem Kaiſer ſchuldige Treue gehandelt hätte. Wir finden in der Geſchichte der folgenden Zeiten noch verſchiedene Herzogen und verſchiedene Begebenheiten, die das Herzogthum Spoleto betreffen. Da aber eben dieſer gemeldete Wido derjenige iſt, unter dem jene entſetzliche Verwirrungen in Italien anfiengen; er ſelbſt aber dabey eine Hauptperſon hatte, und ſich nach dem Tode Karls

des Dicken ſo gewaltig mit dem Berengar, Herzog in Friaul, um die Herrſchaft in Italien und die Kaiſerkrone herumſchlug: ſo wird genug ſeyn zu melden, daß die ganze Geſchichte des Herzogthumes Spoleto zeige, daß es ein Theil des italieniſchen Königreiches, und unter der Herrſchaft der Könige von Italien und der Kaiſer geweſen ſey. Wann es aber zu dem Kirchenſtaate kam, wird in der weitern Fortſetzung der Kaiſergeſchichte zu ſeiner Zeit gemeldet werden. Doch muß man noch, um nicht durch die Geſchichte ſelbſt verwirrt zu werden, von Spoleto folgendes merken. Das Sabino zu dieſem Herzogthume gehörte, daß Spoleto ſelbſt endlich in zwey Herzogthümer abgetheilet wurde, in das von Spoleto und in das von Kamerino, die bisweilen nur einen Herzog miteinander, bisweilen jedes ſeinen beſondern Herzog hatte. Wodurch denn beſonders die alten Urkunden irre führen könnten, wenn man in denſelben, ohne zu wiſſen warum, zu einer Zeit zwey verſchiedene Herzogen von Spoleto findet. Endlich, daß man auch für Spoleto, Tuſzien in der Geſchichte antreffen kann; weil Umbrien von den alten auch zu Tuſzien oder Toſkana gerechnet wurde.

Friaul war ſchon unter Karl dem Großen ein Herzogthum, und Trivigi ſchon unter dieſem Prinzen eine Münzſtadt. Wir finden die Herzogen Heinrich, Kadolaus und Balderich, dem aber unter Ludwig dem Frommen das Herzogthum genommen, und unter vier Grafen vertheilet wurde. Unter dem Kaiſer Lothar erſcheint wieder ein Herzog Eberhard,

hard, der ſogar die Giſele, des Kaiſers Ludwigs des Frommen Tochter, zur Gemahlin hatte, mit welcher er zwey Söhne, den Unrokus und Berengar zeugete. Unrokus ſtarb gar bald, als er ſeinem Vater in dem Herzogthume Friaul nachgefolget war, und hatte ſeinen Bruder Berengar zum Nachfolger. Eben dieſer iſt es, der unter dem Namen Berengar der Erſte, als König von Italien, und endlich ſogar als Kaiſer ſo bekannt iſt.

Toſkana. Auch ſchon zu Karls des Großen Zeiten finden wir Herzogen in Toſkana. Da wir aber deren mehrere neben dem Allo, den die Geſchichte zum Herzoge macht, noch einen Reginald, der zu Chiuſi, und einen Gundibrand, der zu Florenz Herzog war, antreffen: ſo kann man zweifeln, ob Toſkana damals ganz unter der Verwaltung eines einigen Herzoges geſtanden, der auch über die andern etwas zu befehlen hatte, und folglich, ob es damals ſchon eine eigene Mark oder ein Herzogthum geweſen ſey. Aber richtig iſt es, daß Lukka anfänglich die Hauptſtadt von ganz Toſkana war, wo Karl der Große ſchon Münzen prägen ließ. Um das Jahr 813 findet man einen Bonifaz, Grafen von Lukka, von welchem Muratori in ſeinen italieniſchen Alterthümern beweiſt (e), daß er zugleich Herzog von ganz Toſkana geweſen ſey. Wenigſtens zeiget es ſich bey deſſen Sohne Bonifaz dem Zweyten, welcher ſeinem Vater nachfolgte, und der zu einer Unternehmung wider die Sarazenen in Afrika die andern

(e) Diſſert. 70.

dern Grafen aufbot, daß er den übrigen Grafen etwas zu befehlen hatte, und Toſkana alſo, welches unter ihm geſtanden, eine eigene Mark oder ein Herzogthum war. Die übrigen Grafen waren Statthalter in beſondern Städten, Bonifaz aber über die ganze Provinz, und folglich Herzog; obſchon er nur Graf von Lukka in den Urkunden geſchrieben iſt. Bonifaz dem Zweyten folgte ſein Sohn Adalbert der Erſte, und auch dieſer hatte ſeinen Sohn Adalbert den Zweyten zum Nachfolger. Dieſer letzte iſt der in der Geſchichte ſo berüchtigte Herzog Adalbert von Toſkana, welcher in den verwirrten Zeiten Italiens eine ſo wichtige Rolle geſpielet hat.

Von den Markgrafen nehmen die von Jvrea großen Theil an den folgenden Begebenheiten, deſtoweniger aber wiſſen wir von jenen zu Montferat. Adalbert, der Markgraf von Jvrea, half zu einer Verſchwörung wider Berengarn den Erſten, und lockte wider denſelben Rudolfen, den König von Burgund, nach Italien. Und doch hatte Adalbert anfangs Berengars Tochter zur Ehe, und hinterließ von derſelben einen Sohn, welcher ſeines Großvaters Namen führte, und Berengar der Zweyte iſt, welcher nachher König in Italien wurde, bis ihn Otto der Erſte gefangen nahm, und nach Bamberg verwieß.

Benevent, in dem ſich allein noch ein Ueberbleibſel der Herrſchaft der Longobarden erhielt, kann wohl noch den Herzogthümern des italieniſchen Reiches angehänget werden, erſtlich, weil es doch zum Theile die Oberherrſchaft der

Könige

Könige in Italien und der abendländiſchen Kai-ſer erkannte. Zweytens, weil es auf die Ge-ſchichte des übrigen Italiens zu viel Einfluß hat, und drittens, weil man doch ſchon von Karls des Großen Zeiten her ein Recht für den päpſtlichen Stuhl auf einen Theil dieſes Her-zogthumes gründen will. Die Abkömmlinge der longobardiſchen Fürſten blieben in dem Be-ſitze dieſes Herzogthumes, und was man auch unternahm, konnte man ſie doch nicht weiter bringen, als zu einem jährlichen Tribut, zu wel-chem ſie ſchon unter Karl dem Großen genö-thiget wurden. Im übrigen waren ſie freye unabhängige Fürſten. Wenn ſie ſich eine Zeit-lang an die griechiſchen Kaiſer hielten, ſo ge-ſchah es nur, wenn ſie von einer andern Seite her im Gedränge waren, und gar bald lagen ſie den Griechen ſelbſt wieder in den Haaren, wor-an dieſe letzten gar wohl ſelbſt Schuld ſeyn konn-ten; weil ſie jede Gelegenheit benutzen wollten, in Italien um ſich zu greifen, bis ſie nach und nach das ihrige daſelbſt ganz verlohren. Die Lage des Herzogthumes Benevent, die Macht ſeiner Herzoge, und ihre Luſt ſich ſelbſt zu ver-größern, ihr Muth und die Nothwendigkeit, ſich gegen andere mit Hartnäckigkeit zu verthei-digen, welche entweder an ihnen zwacken, oder ſie mehr zur Unterthänigkeit bringen wollten, ver-wickelte ſie auch in die meiſten Händel, die in Italien entſtunden, und ſo bekamen ſie jenen großen Antheil an der Geſchichte dieſes Landes. Was die Anſprüche des päpſtlichen Stuhles auf einen Theil des Herzogthumes Benevent be-trifft: ſo findet man auch in dieſer Zeit nicht, daß man ſie etwas gelten ließ, oder ſie für gültig und

gegründet anſah. Sie verlohren ſich endlich gar, und dagegen ſieht man, daß die Kaiſer immer mehr und mehr Anſehen, und eine Gattung von Oberherrſchaft gewannen. Wie es unter Karl dem Großen, und einige Zeit nach dieſem Prinzen mit Kapua ſtund, haben wir ſchon in der Abhandlung von der Schenkung Pipins angemerket. Unter Lothar dem Kaiſer kam ſogar Sikonulf, der ſich mit Radelgiſen, dem Herzog von Benevent, ſchon einige Zeit herumſchlug, und ſchon in dem Beſitze von Salerno und eines ſchönen Theils des Herzogthums Benevent war, zu Ludwigen Lothars Sohne nach Rom, und unterwarf ſich dieſem Prinzen. Die Bertimaniſchen Jahrbücher ſagen, daß er es Lotharn gethan, vielleicht weil Ludwig im Namen ſeines Vaters ſoll gehandelt haben: Sigenulfus Beneventanorum dux, heißt es, ad Lotharium cum ſuis omnibus ſui deditionem faciens. Gewiß aber iſt, daß es zu Rom geſchehen, wo damals Ludwig ohne ſeinen Vater war, und wohin ſich Sikonulf begeben hatte. Erchempert (f) ſchreibt deßwegen: Romam adiit, aureos tribuit, Sacramentum dedit, jusjurandum accepit. Sikonulf leiſtete alſo Ludwigen den Eid, und bekam dagegen auch die Verſicherung, daß man ihm, wie er es begehrte, zum Beſitze des ganzen Herzogthumes Benevent verhelfen wollte. Allein, er erreichte hierinn ſeinen Zweck nicht. Da Radelgis, den die Sarazenen unterſtützeten, nicht ſo leicht zu vertreiben war, und der fortdauernde Krieg zwiſchen dieſem Fürſten und dem

Si-

(f) Hiſt. Cap. 18.

Sikonulf das ganze Land zu Grunde richtete: kam endlich Ludwig nach Benevent, ließ ſich die daſelbſt befindlichen Sarazenen ausliefern, und ihnen die Köpfe abſchlagen: ſchlichtete darauf als Schiedsrichter die Händel ſo, daß er das bisherige Herzogthum Benevent in zwey Fürſtenthümer theilte; indem er Radelgiſen das eigentliche und alte Benevent ließ; Sikonulfen aber zu Salerno auch noch die mächtige Grafſchaft Kapua gab. Niemand dachte damals an einiges Recht, welches die Päpſte auf Kapua haben ſollten. Es fiel ſogar den Päpſten ſelbſt nicht einmal ein, damals einige Foderung oder Anſpruch zu machen. Die Theilung des Ludwig machte alſo aus einem Herzogthum zwey Fürſtenthümer Benevent und Salerno. Es ſtund aber nicht lange an, ſo wurden aus zweyen drey; indem ſich Kapua von Salerno losriß, ein eigenes und beſonderes Fürſtenthum wurde, und ſich auch erhielt. Doch findet man auch von dieſer Zeit an nicht, daß der päpſtliche Stuhl einiges Recht über Kapua gehabt habe. Vielmehr zeigen ſich offenbare Beweiſe der Oberherrſchaft Ludwigs des Zweyten über dieſen kleinen Staat. Wir ſehen daß Kapua Ludwigen Truppen ſtellte, und obſchon der Fürſt von Kapua ſelbſt dem Kaiſer nicht gar getreu war: ſo wurde er doch von Ludwigen auch dafür gezüchtiget, der ſogar in der Stadt Kapua im Jahre 873 ſelbſt ein öffentliches Gericht hielt. Wie es mit der Schenkung Karls des Kahlen ſey, können wir hier nicht zur Unterſuchung nehmen. Richtig aber iſt, daß man, was Kapua betrifft, auch in der Folge der Geſchichte die daſigen Fürſten ohne Unterwürfigkeit gegen den päpſt-

päpſtlichen Stuhl findet. Papſt Stephan der Fünfte trat zwar in Unterhandlung mit Athenulfen, welcher ſeinen Vetter Lando, den rechtmäßigen Fürſten von Kapua, vertrieben hatte. Athenulf verſprach zwar dem Papſte deſſen Vaſall zu werden. Allein, der ſchlaue Kapuaner that es nur, den Papſt in ſeine Vortheile einzuflechten, bis er ſich in ſeiner ungerechter Weiſe an ſich geriſſenen Gewalt veſtgeſetzet hätte, und die Geſchichte merket an, daß er nichts von allem dem gehalten, was er dem Papſte versprochen hatte. Die beſondere Ehrerbietung, welche die Fürſten von Kapua, die ſich unterdeſſen auch zu Herren von Benevent gemacht hatten, nachher Otto dem Erſten erwieſen, zeigen deutlich genug, unter was für eine Oberherrſchaft die Fürſten von Kapua gehörten; ſobald ein abendländiſcher Kaiſer kam, der ſeine Rechte geltend machen konnte. Unterdeſſen findet man doch nicht, daß die kapuaniſchen Fürſten vom Otto mit Gewalt wären genöthiget worden, ſeine Oberherrſchaft zu erkennen und anzunehmen. Pandulf, der eiſerne Kopf, und ſein Bruder Landulf der Dritte, thaten es vielmehr freywillig. Man hat noch eine Urkunde (g), welche ein Privilegium der Kirche zu Benevent enthält, und vom Otto ſelbſt in dieſer Stadt ſoll gegeben worden ſeyn. Nizephorus Phokas, der griechiſche Kaiſer, foderte bey Luitpranden, dem Geſandten des Otto, von eben dieſem Otto ſeine alten Vaſallen, die Fürſten von Kapua und Benevent zurück, und man kann nicht glauben, daß Otto Pandulfen den eiſer-

(g) Vghell. Ital. Sacr. in Epiſcop. Benevent. T. VIII.

ſernen Kopf, noch ſogar zum Herzoge von Spoleto und Kamerino würde gemacht haben, wenn er ihn nicht vorher ſchon für ſeinen Vaſallen angeſehen hätte. Doch das geſchah in ſpätern Zeiten, da Italien durch eben den Otto ſchon wieder in eine beſſere Verfaſſung geſetzet worden.

V. Die Zerſtückelung Italiens, der Urſprung der Verwirrungen.

Unterdeſſen ſehen wir doch aus den vielen Herzog- und Fürſtenthümern, wie zertheilet das Land, die Macht, die Abſichten, und verſchiedene Intereſſe war, und wir können es vorſehen, wie leicht aus allem dem Unruhen entſtehen konnten, wie der Grund aller wirklich erfolgter Uebel für Italien in der Verfaſſung Italiens ſelbſt lag. Es war hier mit den Herzogthümern und Markgrafſchaften eben ſo, wie wir ſie anderwärts in ihrem Urſprunge und Fortgange finden. Ihre Beſitzer waren anfangs Statthalter in der Provinz oder Mark, die ihnen von ihrem Herrn anvertrauet worden, und ihre Gewalt dauerte nur ſo lange, als es ihren Herren gefiel, ihnen ſelbige zu laſſen. Unterdeſſen, da wir ſie vom Vater auf Söhne und Enkel kommen ſehen, kann man auch denken, daß man ſie gar bald als ein ererbtes Eigenthum betrachtete, welches man auf allerley Art zu vergrößern ſich angelegen ſeyn ließ. Da alſo unter den vielen Herren, mit denen Italien angefüllet war, jeder nur ſeinen Vortheil in acht nahm, jeder gegen den andern mistrauiſch war, jeder Verbindungen ſuchte, entweder ſich zu erhalten oder zu verſtärken, oder auch die Abſichten eines andern zu vereiteln; da der Eigennutz alles trennete, und ſo viele Entwürfe, ſo viele

Ab-

Abſichten ſich nothwendig wider einander verſtoßen mußten: ſo ſieht man offenbar, daß zur völligen Verwirrung weiter nichts fehlte, als die Gelegenheit, daß ſich jeder entweder für frey anſehen, oder frey machen konnte. Der Kappzaum für dieſe guten Herren war nur noch das Anſehen und die Macht der Kaiſer, eine ſolche Macht, welche ſie in Furcht, und ſo auch in der Unterthänigkeit, in Ruhe und in den Schranken halten konnte. Kaum aber waren die Kaiſer weg, oder doch nicht mächtig genug ſich Ehrfurcht zu verſchaffen: ſo brach auch das traurige Schickſal Italiens ein. Schon der Tod **Ludwigs des Zweyten** eröffnete kriegeriſche Scenen, und man weiß es, wie unruhig es unter zwey aufeinander folgenden trägen Prinzen **Karl dem Kahlen** und **Karl dem Dicken** in **Italien** zugieng, welches damals ſchon von ſeinen Herzogen Raubereyen, Gewaltthätigkeiten und Verwüſtungen erfahren mußte. Allein, **Karls des Dicken** Tod verſetzte **Italien** erſt noch in den traurigſten Zuſtand. Von dieſer Zeit an wurde dieſes Land der Schauplatz blutiger Kriege, die beynahe ein ganzes Jahrhundert fortdauerten.

Gleich anfangs ſchlugen ſich **Berengar**, Herzog in **Friaul**, und **Wido**, Herzog von **Spoleto**, miteinander. **Wido** und **Lambert** ſein Sohn wurden zwar zu römiſchen Kaiſern gekrönet; allein, **Berengar** nahm vor der überlegenen Macht des **Wido** ſeine Zuflucht zu **Arnulfen**. Nun kamen auch noch die **Deutſchen**, Italienerblut zu vergießen, und die Drangſalen zu vermehren. **Arnulf** wurde auch zum Kaiſer gekrönet, und **Lambert** blieb es

gleichfalls; weil er doch nach dem Tode ſeines Vaters nicht ganz unterdrücket werden konnte. Nach dem Abzuge des Arnulf und Tode des Lambert blieb Berengar allein Meiſter. In kurzem aber trat ein neuer Mitwerber auf. Ludwig, König von Provence, des Boſo Sohn, ließ ſich von unruhigen und mißvergnügten Fürſten nach Italien locken. Berengar kam anfänglich in die Enge, brachte aber doch endlich Ludwigen, der ſchon die Kaiſerkrone erhalten hatte, in ſeine Gewalt, und ließ ihm die Augen ausſtechen. Unterdeſſen war Italien unter einem Oberherrn, dem Berengar, nicht lange ruhig. Gar bald hatten unzufriedene Fürſten Berengarn ſchon wieder einen Gegner erwecket. Rudolf, König von Burgund, kam auf ihr Einladen und Verſprechen nach Italien, den Kaiſer Berengar zu verdrängen. Dieſer letzte verlohr wirklich eine ſehr blutige Schlacht, und wurde nicht lange hernach von einem gewiſſen Flambert ermordet. Rudolf fand aber an den Italienern nichts als Verräther, und an dem Herzoge von Provence Hugo einen Mitwerber, welcher ihn gar bald um die mit ſo vielem Blute erworbene Herrſchaft von Italien brachte. Hugo, ein liſtiger, betrügeriſcher, argwöhniſcher und meyneidiger Herr, vermehrte die Unruhen und Drangſalen Italiens durch ſeine Raubereyen und Ungerechtigkeiten. Niemand, ſogar nicht einmal ſeine nächſten Anverwandten und Brüder waren vor ſeinen boshaften Streichen und Gewaltthätigkeiten ſicher. Berengar, der Markgraf von Jvrea, den es endlich auch gelten ſollte, floh zu Otto dem Erſten, und kam nur aus Deutſchland nach

Italien zurück, den König Hugo von dem Throne zu ſtoßen, und denſelben, nachdem Lothar des Hugo Sohn aus der Welt geſchaffet worden, ſelbſt mit ſeinem Sohne Adalbert in Beſitz zu nehmen. Dieſer Berengar iſt der nämliche, welcher nach einer unruhvollen Regierung von Otto dem Erſten als ein Gefangener nach Bamberg verwieſen wurde. Man kann ſich das Schickſal Italiens unter allen dieſen Unruhen, und unter ſo vielen blutigen Auſtritten vorſtellen, die lange Zeit nicht einmal für die Zukunft etwas Gutes hoffen ließen: ſo ſehr war alles getrennt und untereinander verwirret. Die italieniſchen Herren konnten ſich nicht vereinigen, ſich nicht miteinander vertragen, und doch auch keiner allein die andern bändigen. Kam kein Auswärtiger für ſich ſelbſt: ſo riefen und lockten ſie ihn auf den Schauplatz. Kaum war dieſer aufgetreten: ſo ſtellten ſie ihm ſchon wieder einen andern entgegen. Wenn ſie nicht Zeit hatten einander ſelbſt in die Haare zu fallen: ſo waren ſie doch in Partheyen getheilet, und ſtritten für und wider; ſobald ein neuer Mitwerber aufſtund, ſich durch Schwert und Blutvergießen ein Reich zu erwerben, das er nie ruhig beſitzen konnte. Kaum iſt ein Land auf Gottes Erdboden, das ſo fortdauernde Mißhelligkeiten, blutige Zwiſte und verderbende Bürgerkriege aufweiſen kann, als Italien zur Schande des chriſtlichen Namens von chriſtlichen Fürſten erfahren mußte. Zum Verderben Italiens kamen noch Ungläubige dazu, die das Elend vermehrten. Die Sarazenen, nachdem ſie Sicilien erobert, kamen von dort in Apulien und Kalabrien, ſtreiften, plünderten und verwüſte-

ten weit und breit herum. Rom ſelbſt war ſchon lange Zeit vor ihren Anfällen oft nicht ſicher. Wo ſie veſten Fuß ſetzten, ſahen ſie ſich durch immer neue Verſtärkung im Stande, den chriſtlichen Fürſten ihre Kriegsdienſte zum Verderben anderer anzubieten, und zu ihrem eigenen Vortheile zu leiſten. Und was Schande für das Chriſtenthum iſt, wurde ſolche Hilfe nicht nur angenommen; ſondern noch geſuchet, und ſogar durch Bündniſſe verſichert. Am Fluſſe Garigliano ſaß eine Rotte dieſer wilden und räuberiſchen Nazion, die bey 40 Jahre lang alle umliegende Gegenden beläſtigte und verheerte. Auch Fraſſineto war ein Raubneſt einer andern Parthey Sarazenen, die ſich zur Plage Frankreichs und Italiens ziemlich lange daſelbſt erhielten. Die eigentliche Lage des Ortes Fraſſineto kann nicht ſo genau beſtimmt werden. Doch weiß man, daß ſie aus dieſem Schlupfwinkel ſowohl in Provence als in Italien einfielen, und auf beyden Seiten den Schrecken ihres Namens durch Morden, Plündern und Verwüſten verbreiteten. Und damit in Italien alles zuſammen käme, was die Welt damals wildes hatte: ſo fielen auch noch die Hungarn und Slaven in dieſes Land ein. Die Hungarn waren es beſonders, welche bey den öftern Beſuchen, die ſie in Italien machten, die Merkmale und das Andenken der äußerſten Wuth und Grauſamkeit zurückließen. So mußte dieſes ſchöne Land ſeine eigene Ruhe und Friedensſtörer in ſeinem Schooſe ernähren, und noch dazu den wildeſten Völkern des Erdbodens gleichſam ein zum Verwüſten preisgegebener Raub werden.

Doch

Doch hier ein Elend zu beſchreiben, das ſich kaum beſchreiben läßt, iſt unſere Abſicht nicht. Man denke ſich aber in ſolchen Verwirrungen, in ſolchen Verheerungen, in ſolchen anhaltenden verwüſtenden Kriegen, die Verfaſſung der Kirche in Italien. Man weiß ohnehin die bittern Folgen und Früchte langwieriger Kriege. Gemeiniglich werden Rechte und Geſetze unterdrücket, gehen verlohren, oder werden doch verachtet. Künſte und Wiſſenſchaften werden erſticket, die Sitten werden verdorben, die Frechheit und Freyheit zu thun was man will, welche gemeiniglich die Waffen begleiten, bringen das Laſter in Schwung, und machen es zur Mode. Die Religion ſelbſt, derer Stimme die Ausgelaſſenheit unter dem Schutze der Waffen nicht hören will, und die Redlichkeit unter dem Getümmel des Krieges nicht hören kann, verliert immer mehr von ihrer Verehrung, von ihrem Glanze, von ihrem Anſehen, und ſogar von ihrem wahren Geiſte. Sie leihet ihren Bekennern noch einen Namen, findet aber dagegen bey ihnen immer weniger von ihrem innern Weſen. Wie das Kenntniß des Guten immer abnimmt, ſo wächst die Bosheit, und nimmt überhand. Die Beyſpiele des Böſen vermehren ſich, nehmen den Abſcheu vor dem Laſter hinweg, und machen endlich das Verderbniß der Sitten allgemein. Dieſes ſind die Früchte verheerender und fortdauernder Kriege, die kein anderes Recht, als die Macht gelten laſſen, keine andere Tugend, als wilden Muth kennen, keine andern Geſetze, als die Entſcheidung der Waffen wiſſen, keine andern Sitten, als Muthwillen und Freyheit gewöhnt ſind, und mit ſich bringen. Italien

VI. Elend und übler Zuſtand der Kirche in der Verwirrung des Staates.

mußte alle dieſe Folgen des Krieges doppelt empfinden; weil in ſeinem Schooſe ſelbſt einer wider den andern war, zu den einheimiſchen Feinden noch auswärtige von allen Nazionen, von den Deutſchen, Sachſen, Baier, Allemannier, Schwaben, dazu noch Burgunder und Franzoſen kamen, neben dem, daß Feinde des chriſtlichen Namens ſelbſt, Hungarn und Sarazenen, ein mit allen Plagen angefülltes Land, ihre Wuth und Raubbegierde auch noch empfinden ließen.

VII. Trauriger Zuſtand der Kirche zu Rom.

Rom und der päpſtliche Stuhl mußten es gewiſſermaßen zuerſt, und auch am meiſten erfahren, wie weit alle Uebel und Ungerechtigkeiten kommen; wenn es einmal ſo weit iſt, daß ſich keiner ſcheuen darf zu wagen, zu was er Luſt und Macht hat. Schon nach dem Tode Karls des Kahlen konnte der Papſt merken, was für gute Freunde er an den benachbarten Herzogen des italieniſchen Reiches haben würde, wenn Italien nicht einen Regenten hätte, der dieſe Herren im Zaume halten könnte. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Herzogen Lambert von Spoleto, und Adalbert von Toſkana zu Rom ausübten, konnten in der That für die Römer keine gute Vorbedeutung ſeyn; da ſie offenbar ſehen mußten, wie wenig Anſehen und Achtung der Papſt bey weltlichen Fürſten, und wie wenig Ehrerbietung und Ehrfurcht dieſe gegen den Papſt hätten. Unterdeſſen war die gewaltſame Unternehmung dieſer Herzogen nur ein vorübergehender Sturm; aber das Anſehen der Päpſte fiel immer tiefer herab, die Ehrfurcht, welche man vor Zeiten gegen die oberſten Hirten

der Chriſtenheit hatte, verlohr ſich immer mehr und mehr; und wie man ſich immer weniger ſcheuete, ſich deßwegen auch immer mehr erlaubte und anmaßte: ſo grif man nachher auch immer ſtärker zu, und ließ endlich für den Papſt gar kein Recht mehr gelten; bis er alles verlohr, und endlich nichts mehr hatte als Widerwärtigkeit und den nagenden Verdruß, daß er ſehen mußte, daß der päpſtliche Stuhl der Ball und das Spielwerk weltlicher Fürſten geworden wäre. In der That muß es ſehr verwirrt und gewaltſam zugegangen ſeyn, und man muß ſich recht beeifert haben, die Päpſte, wo man konnte, zu zwacken, ihnen, was man Luſt hatte, wegzunehmen; weil ſie vor kurzem nach ihren Beſitzungen noch großen Fürſten zu vergleichen waren, und doch ſchon unter den Kaiſern Arnulf und Lambert ſo wenig Einkünfte hatten, daß ſich Papſt Johann der Neunte bey Lamberten über Armuth beklaget, und bezeuget, daß die römiſche Kirche fremder Noth nicht mehr ſteuern könnte; indem ihr ſelbſt nicht einmal ſo viel übrig geblieben wäre, daß ſie ihre Geiſtlichkeit erhalten könnte. Nun betraf zwar dieſes eigentlich nur die zeitlichen Güter, und die weltlichen Beſitzungen der Kirche, die Herrſchaft der Päpſte; da man aber doch ſchon vorher das Zeitliche ſo ſehr beſorgt hatte, daß man das Geiſtliche damit vermengte; da die Kirchenangelegenheiten mit jenen des weltlichen Staates der Kirche vermiſchet und ineinander geflochten wurden; da man unter frommen Vorwänden und heiligen Nåmen zeitliche Vortheile ſuchte; da man den weltlichen Fürſten von dem geiſtlichen Oberhaupte nicht mehr unterſchied; da man das Weltliche

nicht nur mit dem Geiſtlichen zu vereinigen und zu verknüpfen trachtete; ſondern für die Erhaltung des erſten weit mehr, als für die Beybehaltung oder Verbeſſerung des letzten aufmerkſam und befliſſen war; da man für die Erhaltung zeitlicher Güter ſo ſehr eiferte, daß man dabey Kirchenzucht, Ordnung und Geſetze ihren Schritt zum Verfalle fortgehen ließ: ſo geſchah es auch, daß weltliche Fürſten unter dem Geiſtlichen und Weltlichen keinen Unterſchied mehr machten, dem Staate der Kirche nicht mehr wegen der Kirche ſchoneten, das Geiſtliche nicht mehr achteten, keine Ehrerbietung mehr gegen daſſelbe hatten; ſobald ſie nach dem Zeitlichen der Kirche lüſtern wurden, und ſich nicht mehr ſcheueten, die Kirche ſelbſt zu kränken, ihre Ruhe und Verfaſſung zu ſtören; ſobald ſie Gelegenheit fanden oder ſuchen konnten, durch den Raub der Kirchengüter ſich zu bereichern, oder ihrer Macht und Größe dadurch einen Zuwachs zu verſchaffen.

In der That ſieht man auch, wie in der Kirche zu Rom alles in Verwirrung, alles in Unordnung und durcheinander kam, wie ihre ganze Verfaſſung und Einrichtung litt; ſobald man ihre Güter und Beſitzungen angriff und wegnahm. Und eben hieraus müſſen wir erkennen, wie tief das ganz Weltliche ſich ſchon in das blos Geiſtliche eingeſchlichen und eingedrungen hatte, wie enge das Zeitliche ſchon mit dem Geiſtlichen vereiniget und verknüpfet war. Wir dürfen hiezu nur noch die Kirche in frühern, und in jenen Zeiten betrachten, da man noch nicht ſo viel auf das Zeitliche bauen konnte, weil man noch nichts hatte. Dort, da die Kirche zu Rom ſich noch

von dem Almoſen der mildthätigen Gläubigen erhielt, waren die Zeiten der härteſten Verfolgungen gerade die glänzendſte Tage der Kirche. Da, wo man das Weſentliche der Kirche und der Religion ſelbſt angriff, wo es nicht auf Güter, ſondern auf Blut und Leben gieng, wurde die innere Verfaſſung der Kirche in nichts geſtöret. Man hielt nur deſto mehr und veſter auf Ordnung und Zucht, man blieb dabey ſo gut gefaßt und ruhig, als wenn der ganze Sturm nicht auf die Kirche wüthete. Die Diener der Kirche waren in ihrem Berufe und Amte nur deſto getreuer und eifriger, unter ſich und mit allem zufrieden, bey den Gläubigen in der größten Verehrung, alles unter ſich in Liebe und ſüßem Frieden vereiniget. Was für ein Unterſchied gegen den Zuſtand der Kirche im neunten und zehnten Jahrhunderte? Was für eine Erſchütterung in dem Kirchenweſen und ſeiner Verfaſſung verurſachte damals ein Anfall auf die zeitlichen Güter der Kirche? Alles gerieth darüber in Unruhe und Unordnung. Die Geiſtlichkeit verlohr ihren Eifer, die Kirchenzucht ihr Anſehen und Gewicht. Gleich als wenn die Religion ſelbſt einen gewaltigen Stoß erlitten hätte, kam alles in Verwirrung. Man erlaubte ſich Freyheiten, welche die Kirchengeſetze nicht geſtatteten. Es gab Partheyen und Spaltungen unter den Dienern der Religion ſelbſt, Ungehorſam und Empörungen gegen die Vorſteher und Hirten, diejenigen, welche bisher der Kirche gedienet, und von der Kirche gelebet hatten, lebten nun wie ſie wollten, die meiſten hiengen ſich, ihr Intereſſe zu befördern, an weltliche und mächtige Perſonen, dienten ihnen zu ihren ſchlimmen Abſich-

ten, halfen ihnen zu ihren böſen Streichen, ließen ſich mit ihnen in Komplote ein, um ſie ein andersmal auch wieder zu Gehilfen zu haben; man verachtete ſeinen geiſtlichen Beruf, entehrte ihn durch einen ſchlechten Lebenswandel. Anſtatt eingezogener und eingeſchränkter zu leben, weil man ärmer geworden war; lebte man eben deßwegen nur ausgelaſſener, und geſtattete ſich eine zügelloſe Freyheit. Selbſt bey den Römern überhaupt, die bisher zu ſehr an eine weltliche Macht gewöhnet waren, fiel das geiſtliche Anſehen mit dem Verluſte der weltlichen Herrſchaft und Gewalt. Obſchon die Päpſte noch eine Zeitlang Herren über Rom blieben, nachdem ſie anderwärts beynahe alles verlohren hatten: ſo ſahen ſie doch Ehrfurcht und Unterthänigkeit bey ihren eigenen Unterthanen abnehmen, nachdem ihre Herrſchaft geſtutzet worden; und Römer wurden in ihrer Ehrerbietung gegen das Oberhaupt der römiſchen und ganzen Kirche immer mehr kalt, da ſie einmal an dem Papſte keinen ſo mächtigen Fürſten mehr zu verehren hatten. Man kann ſich die Folgen davon bey einem ſonſt ohnehin übermüthigen und zu Ausſchweifungen geneigten Volke vorſtellen. Man ſah in dem heiligen Rom nichts unchriſtlicheres als die chriſtlichen Römer ſelbſt. Der Geiſt der Liebe und des Friedens, die Seele unſeres Chriſtenthumes verſchwand; dagegen bemeiſterte ſich der Geiſt der Unruhe, der Zwietracht, der Empörung aller Gemüther. Alles war in Partheyen, jeder fand an Unruhe und Verwirrung Vergnügen. Nichts war ſo heilig, das man nicht angrif, und da das ganze Volk zum Aufruhr jederzeit bereit war: ſo zeigte ſich kaum ein

Kom-

Komplot, ſo gottlos er auch war, als er gleich unter den Römern Anhänger und Unterſtützer fand. Da die Mächtigen anderwärts zugrifen, wollten die Römer auch nicht ganz ohne Raub davon gehen. Sie beſtürmten nach dem Tode eines jeden Papſtes den päpſtlichen Pallaſt, plünderten alles rein aus, was der Papſt hinterlaſſen hatte, und machten ſogar daraus ein Recht, dem man es an andern Orten in Italien bey biſchöfli-chen Sitzen gar bald nachmachte.

VIII. Tyranney der verſchrienen Weiber über Rom und den päpſtlichen Stuhl.

Da alſo die Römer keine Ehrfurcht mehr zurück und keine Gewalt mehr in Schranken halten konnte; weil ſie die Achtung gegen alles verlohren hatten: ſo wurde alles unter und über ſich gekehret, und ſo ſchmiedeten ſich die Römer ſelbſt die Ketten der ſpöttlichſten Knechtſchaft, die je ein Volk des Erdbodens getragen hat. Denn in der That kann nichts als die Zerrüttung Roms ſelbſt Gelegenheit gegeben haben, auch noch dieſe Stadt der Herrſchaft der Päpſte zu entreiſſen, und die alte Beherrſcherin der Welt ſogar nichtswürdigen Weibern zu unterwerfen. Wir können hier nicht alles anführen, was die Geſchichte den damaligen elenden Zuſtand von Rom zu ſchildern, erfoderte. Wir verweiſen die Leſer hier auf die gleich folgende Biographie der Päpſte, wo ſie von jenen verſchrienen Weibern, die nach dem Zeugniß der meiſten Geſchichtſchreiber wohl noch etwas mehr, als nur den Namen unverſchämter Buhlerinnen verdienet haben, von der Theodora der ältern, und von ihren zwey Töchtern Theodora und Marozia, wie auch von einigen Päpſten dasjenige finden werden, was ihnen den betrübten

Zuſtand Roms und der daſigen Kirche deutlich genug vor die Augen ſtellen kann.

Der Herr Muratori hat es ſich zwar angelegen ſeyn laſſen, einigen Päpſten, und gerade denjenigen, welche ſonſt am übelſten beſchrieben werden, das Wort zu reden. Ob aber Wahrheit der Geſchichte und Ueberzeugung von ihrer Unſchuld ſein Beweggrund geweſen ſeye, können wir hier nicht unterſuchen. Er ſelbſt ſcheint wenigſtens ſeiner eigenen gutgemeinten Behauptung nicht viel zu trauen; weil er beym Jahre 911, ſo ſehr er auch mit Rechte die Schmähſucht des Luitprand tadelt, nichtsdeſtoweniger bekennet, es könne doch ſeyn, daß Luitprand die Wahrheit ſage. Der berüchtigte Adalbert der Zweyte, Herzog von Toſkana, hat gleichfalls an dem Herrn Muratori ſeinen Vertheidiger gefunden. Allein, dieſer Schriftſteller verräth auch ſelbſt nicht gar undeutlich, daß er Adalberten wegen der Marozia zu rechtfertigen und für unſchuldig zu erklären, deßwegen für ſeine Pflicht angeſehen habe; weil er einige hohe Häuſer Europens von dieſem Fürſten abſtammen läßt (*). Sonſt aber hilft er der Sache einiger Päpſte und Adalbertens ſehr viel mit einem gewiſſen Alberich, welcher Markgraf oder Herzog zu Kamerino, und hernach auch zu Spoleto, der Marozia erſter Gemahl, des jüngern Alberichs, nachmaligen Fürſtens zu Rom, und des Papſtes Johann des Eilften Vater geweſen ſeyn ſoll. Daß um dieſe Zeit ein Albe-

(*) Das Haus Eſte, und das in Hannover und Engelland regierende Haus Braunſchweig Lüneburg.

Alberich, Herzog zu Kamerino und Spoleto geweſen, hat Muratori ſo ziemlich erwieſen; weil doch ein gewiſſer Waldpert im Namen des Markgrafen Alberich, an einem zur Mark Kamerino gehörigen Orte Gericht gehalten haben ſoll (h); weil bey der Unternehmung wider die Sarazenen am Garigliano, zu welcher Papſt Johann der Zehnte die Truppen verſchiedener italieniſcher Fürſten zuſammen brachte, die kameriniſchen und ſpoletiniſchen Truppen vom Luitprand ausdrücklich gemeldet werden; und Leo von Oſtia berichtet, daß der Papſt Johann ſelbſt mit dem Herzoge Alberich und einem ſtarken Heere dieſem Feldzuge habe beywohnen wollen; und endlich, weil Berengar als Kaiſer in einem Diplom, wo er dem in dem ſpoletiniſchen gelegenen Kloſter Farfa alle Privilegien beſtättiget, noch das beſonders hinzuſetzet: Und was immer der Herzog Alberich dieſem Kloſter in der Mark Fermo geſchenket hat (i). Nichtsdeſtoweniger hat Muratori damit noch nicht alles gehoben. Der Bericht des Luitprand (k), welcher der Ehre des Papſtes Sergius des Dritten ſo nachtheilig iſt, ſagt ſelbſt, daß Marozia verheirathet geweſen, und viele gelehrte Prüfer der Geſchichte, welche den Herzog Alberich für den erſten Gemahl der Marozia, den jungen Alberich aber für deſſen Sohn gelten laſſen, wollen ſich doch nicht bereden laſſen, den Papſt Johann den Eilften deßwegen auch für einen Sohn des ältern Alberich,

(h) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 910.

(i) Chron. Farfenſ. part. II. Tom. II. rer. Ital.

(k) Hiſtor. Lib. II. Cap. 13.

rich, und eben ſo wenig den Herzog von Toſkana ganz für unſchuldig anzuſehen, welchem letzten viele das wegen der jüngern Theodora zur Laſt legen, was Muratori wegen der Marozia rechtfertigen will.

Unterdeſſen kann doch der ältere Alberich die Sache aufklären, woher wohl die Macht kam, welche die in der Geſchichte ſo berüchtigte Weiber zu Rom und ſogar über Rom hatten. Da wir dieſen Alberich nicht nur als Herzog; ſondern auch bey einigen Geſchichtſchreibern (1) als einen römiſchen Patrizier und römiſchen Konſul finden: ſo kann dieſes zeigen, daß er ſeine Gewalt auch zum Theile über Rom ausgedehnet, die man daſelbſt noch mit den Titeln eines Patriziers und Konſuls zierte. Und ſo iſt ſich gar nicht zu verwundern, warum die ſchon mehreremale gemeldete Weiber zu Rom ſo viel vermochten. Beſonders da ſie ſich noch anderwärts Unterſtützung zu verſchaffen wußten, und ſich nachher durch den Schutz des Herzoges von Toſkana, bey ihrer einmal erlangten Gewalt erhielten. Wenigſtens weiß man, daß ſchon Theodora die ältere, zu Rom alles nach ihrem Willen lenkte und einrichtete. Allein, ihre noch unverſchämtere Tochter Marozia brachte es noch viel weiter. Da ſie zu einer Zeit, da das päpſtliche Anſehen wenig mehr galt, und Rom von dem Kaiſer auch keinen Schutz hatte, weil Berengar der Erſte aus dem Wege geräumet, und übrigens alles in Verwirrung war, Gelegen-

(1) Leo Oſtienſ. in Chronic. Lib. I. Cap. 61. Salernitanus paralipom. part. II. Tom. II. rer. Ital.

genheit fand, ſich Hadrians Grabmaals, das iſt, der heutigen Engelsburg zu bemächtigen, und ſo den Römern, weil dieſes Gebäude damals ſchon für eine unüberwindliche Feſtung angeſehen war, die Ketten der ſchändlichſten Sklaverey anzulegen. In dieſer Verfaſſung, weil Alberich von Kamerino todt war, bot ſie ſich dem Wido, Herzog von Toſkana und Sohn Adalberts des Zweyten, zur Gemahlin an, und Wido trug kein Bedenken ein Weib anzunehmen, welches ihm zum Heirathgute die Herrſchaft über Rom mitbrachte.

Daß aber bey dem Schickſale Roms nichtswürdigen Weibern unterthan zu ſeyn, und endlich von der unverſchämteſten Buhlerin des Erdbodens mit einer uneingeſchränkten Macht beherrſchet zu werden, die Kirche mit ins Gedränge kam, und am meiſten dabey zu leiden hatte, davon hat uns die Geſchichte die traurigſten Beweiſe aufbewahret. Wir leſen es beynahe in allen Geſchichtſchreibern, und können es nicht anders, als mit der größten Betrübniß des Herzens leſen, daß ſogar der päpſtliche Stuhl bey dieſer Verfaſſung Roms mit in die Sklaverey gezogen wurde, daß deſſen Beſetzung von der Willkühr und Gunſt dieſer laſterhaften Weiber abhieng, daß die heiligſte Würde ſich in den Händen und in der Gewalt der Gottloſigkeit befand, welche glaubte, dieſelbe nach Belieben austheilen, nach eigenem Gefallen damit handeln, und ſich derſelben zu ihren ſchändlichen und ungerechten Abſichten bedienen zu können. Daß, nachdem man die weltliche Herrſchaft an ſich geriſſen, die Hände auch über das Heiligthum ausſtreckte,

ſtreckte, welches man für einen Raub anſah, den man zu demjenigen rechnete, was man mit Liſt und Gewalt an ſich gebracht hatte. Daß diejenige Würde, welche ſelbſt dem Himmel ehrwürdig iſt, durch Mißbrauch und Mißhandlung auf Erden ihre Verehrung verlohr, bey allen, welche ſie bis dahin verehret hatten, herabgeſetzet, der Verachtung, dem Geſpötte, und ſogar der Beſchimpfung preis gegeben wurde. Daß man ſich ſogar über jene Würde, die auf Erden mit Gottes Gewalt verſehen iſt, nicht nur eine gebietende und herrſchende Macht anmaßte; ſondern Tyranney und Gewaltthätigkeit wirklich ausübte, wie es wenigſtens Papſt Johann der Zehnte hat erfahren müſſen. Alle dieſe Greuel hat uns die Geſchichte mit ihren Umſtänden aufbewahret. Und wenn wir je ſo vielen angeſehenen Schriftſtellern glauben dürfen, was wir gerne nicht glauben wollten: ſo war die Gewalt, welcher man ſich über den päpſtlichen Stuhl anmaßte, an ſich ſelbſt eben noch nicht das ſchlimmſte. Das Betrübteſte dabey war, daß man von der angemaßten Gewalt einen ſo boshaften, abſcheulichen und gottloſen Mißbrauch machte, daß der heiligſte Sitz die Lockſpeiſe des Laſters, und der Lohn des Laſters wurde. Daß diejenige Würde, zu der die größte Heiligkeit kaum würdig machen kann, das Ziel werden mußte, nach welchem man nur durch Lüderlichkeit trachten, und den Weg dazu ſich nur durch eine Art von Verdienſten bahnen konnte, über welche die verdorbenſten und ſchamloſeſten Menſchen noch würden erröthen müſſen. Daß man der Chriſtenheit ſolche Väter gab, deren ſich die Kinder noch bis auf den heutigen Tag ſchämen. Daß man

in das oberſte Hirtenamt ſolche Leute einſchob und eindrang, die wegen ihrem Lebenswandel das Aergerniß der Heerde waren, und bey denen man nach Sitten und Eigenſchaften gerade den wenigſten Beruf dazu fand. Daß der Sitz, welcher der Mittelpunkt der Einigkeit ſeyn ſollte, die Gelegenheit, der Antrieb, und das Ziel ſo bitterer Zwieſpalte, Zänkereyen, und der ärgerlichſten Streite wurde. Solche Streite entſtunden nun nach der Hand nur leichter und öfter, ſeitdem man in der Zeit, da der päpſtliche Stuhl ſelbſt von dieſer härteſten Sklaverey gedrücket wurde, die Beyſpiele geſehen hatte, daß entweder Gunſt oder Gewalt und Uebermacht den Mangel erfoderlicher Verdienſte erſetzen könnten.

Unterdeſſen dauerte dieſe Sklaverey, die mit der Herrſchaft der Weiber über Rom ihren Anfang nahm, noch über die Zeiten des Weiberregiments hinaus. Marozia war zwar bedacht, nachdem Wido auch geſtorben war, noch ſo fort auf was immer für eine Art ſich bey der einmal erlangten Herrſchaft über Rom zu erhalten, und ſcheuete ſich nicht, ſich dem Hugo, König von Italien, zur Gemahlin anzutragen; obſchon dieſer des Wido von Toſkana Stiefbruder war. Hugo dachte aber in dieſen Umſtänden, wie Wido gedacht hatte, und heirathete die Marozia. Allein, der neue Gemahl begieng die Unvorſichtigkeit, den jungen Alberich zu beleidigen, welcher die Römer ſogleich zu einem ſo wüthenden Aufruhr brachte, daß Hugo aus Rom fliehen, und die Herrſchſchaft dieſer Stadt Alberichen überlaſſen mußte, und ſo nahm die Weiberregierung zu Rom ein Ende. Denn die-

ſer junge Prinz war vorſichtig und klug genug, ſeiner eigenen Mutter nicht zu trauen. Sich vor den liſtigen Streichen ihrer Herrſchſucht ſicher zu ſtellen, ließ er ſie einſperren. Und damit ſein Bruder Johann der Eilfte, der unterdeſſen Papſt geworden war, weder etwas für ſeine Mutter noch wider ſeinen Bruder thun könnte, wurde auch dieſer von Alberichen ſo ſehr eingeſchränkt gehalten, daß für ihn beynahe nichts als prieſterliche Verrichtungen übrig blieben (m), und Alberich den Papſt thun ließ, was er haben wollte, daß er thun ſollte. Der päpſtliche Stuhl kam alſo durch den Sturz der Marozia noch nicht in Freyheit, und ſo lange Alberich lebte, finden wir auch bey den Nachfolgern Johann des Eilften keine Spuren, daß ſich ihre Verfaſſung gebeſſert, oder ſie wieder einige Rechte erlanget hätten. Nur erſt nachdem Alberich im Jahre 954 geſtorben, und ſein Sohn Oktavian, der ihm in der Regierung Roms nachfolgte, im Jahre 956 unter dem Namen Johann des Zwölften auch auf den päpſtlichen Stuhl ſtieg, geſchah es, daß, weil der Fürſt Roms Papſt wurde, der Papſt auch wieder Herr über Rom war. Was für eine Ehre aber die Kirche von dieſer Wiedervereinigung der geiſtlichen und weltlichen Gewalt hatte, was für Vortheile der Kirchenzucht und Ordnung daraus zuwuchſen, wie Johann der Zwölfte den päpſtlichen Stuhl zierte, wird man in der Biographie der Päpſte finden. Daß aber doch die Herrſchaft dieſes Papſtes auch nicht lange ohne Kränkung blieb, beweiſen die Geſandte,

(m) Frodoard. de roman. pontif.

te, welche Johann der Zwölfte an Otto den Erſten nach Deutſchland ſchickte, und durch die er ſich wider den Berengar und Adalbert über Gewaltthätigkeit und Tyranney beklagte. Otto kam, und gab ganz Italien eine andere Verfaſſung. Sobald dieſes Land wieder einen Herrn hatte, gegen deſſen überwägende Macht geringere Fürſten Ehrfurcht haben mußten: ſo bekam der Staat nach und nach wieder Ruhe, und die vorige Einrichtung. Die Kirche erhielt nach und nach wieder ihre Rechte, ihre Freyheit, ihre Geſetze die Gültigkeit und Kraft. Dem Verderbniß folgte die Verbeſſerung nach. Alles wurde Schritt vor Schritt wieder in die Ordnung zurückgeführet, aus welcher die Sachen durch die anhaltenden Unruhen wären gebracht worden. Freylich ſieht man unter den Ottonen auch Auftritte, und man trifft Vorfälle an, welche jenen in den verderbten Zeiten völlig ähnlich ſind. Allein, bewundern müßte man es, wenn ein ſo tief eingeriſſenes Verderbniß auf einmal wäre gehoben worden, wenn es gar keine Spuren und Merkmale mehr hinterlaſſen hätte, wenn man gar keine Ueberbleibſel, keine kleine Reſte hin und wieder davon anträfe, und die Wirkung der böſen Beyſpiele der verworrenen Zeiten auf einmal ſo völlig wäre gehemmet, und gänzlich unterdrücket worden. Man merket alſo für was man einige auffallende Begebenheiten unter den Ottonen halten muß. Unterdeſſen ſieht man doch auch, daß alles, was man Schlimmes findet, einzelne und unterbrochene Stürme, gewagte Verſuche ſind, keine aneinander hangende Kette der Bosheit iſt. Die Hilfe war dagegen ſchleunig, die Bosheit fand ihre

 Strafe,

Strafe, die Verwegenheit ihre Züchtigung, und das Uebel alſo auch ſein Gegenmittel und Verbeſſerung.

IX.
Betrübter Zuſtand der Kirche in dem übrigen Italien.

Allein, mit dem einigen Schickſale Roms haben wir noch nicht den ganzen Zuſtand Italiens geſchildert. Das Uebel und das Verderbniß war anſteckend, es fraß auf allen Seiten um ſich, und ließ kaum einen Stand der Kirche davon frey. Wir finden die Biſchöfe meiſtens weit mehr mit der Welt als mit ihrem Berufe beſchäftiget, oft als ſolche Hirten, welche ſich zum Schrecken ihrer Heerde, zum Gegenſtande des Haſſes und des Abſcheues ihrer eigenen Schafe machten. Ihre untergebene Geiſtlichkeit war nach dem Beyſpiele ihrer Vorgeſetzten ſchier durchgehends von der Heiligkeit ihres Berufes ausgeartet, und man fand bey ihr weder die Wiſſenſchaft noch die Sitten, welche ihr Stand erforderte. Und was noch mehr iſt, ſelbſt der Mönchsſtand, welcher zu andern Zeiten den in die Geiſtlichkeit einreiſſenden Strom des Verderbniſſes aufhielt, war damals in Italien das Aergerniß der Welt. Nun kann man ſich vorſtellen, wie das Chriſtenthum unter dem Volke beſchaffen war, das ſolche Hirten und ſolche Lehrer hatte. Muratori ſagt daher, daß man jene ganze Reihe Jahre der Verwirrung in Italien nach dem überall herrſchenden Verderbniß mit Rechte die eiſerne Zeiten heißen könne.

Allgemeines Verderbniß

1. Unter den Biſchöfen.

Die biſchöfliche Würde betreffend, wurde ſelbige zuerſt bey denjenigen verächtlich, welche ſie zuerſt und am meiſten ſchätzen ſollten. Dieß waren die Biſchöfe ſelbſt. Unzufrieden über einen

nen Beruf und über ein Amt, das ſie blos der Beſorgung des Heils anderer Menſchen widmete, und das mit der Ehre des lehrenden und predigenden Heilandes erſte Stellvertreter und Nachfolger der Apoſtel zu ſeyn, nach ihrer Meynung nicht genug Aufſehen machte, und ſich nicht genug mit Pracht ſehen laſſen konnte, waren ſie bedacht, ſich auch ein äußerliches Anſehen und einen weltlichen Glanz zu verſchaffen, und das durch weltliche Hoheit und Macht ihrer Würde beyzulegen, was Jeſus Chriſtus ſelbſt nicht dazu geſtiftet hatte. Es mag ſeyn, daß das Beyſpiel der Päpſte, die eine ſo weitläufige Herrſchaft erlanget hatten, für die Biſchöfe Reiz und Verführung war. Sie ließen ſich's aber ſo ernſtlich angelegen ſeyn, daß man ſchon ziemlich frühe einige, und zu der Zeit, da die Herrſchaft der Päpſte allbereit ganz verſchwunden war, beynahe die meiſten Biſchöfe in Italien als weltliche Herren antrifft. Was für eine Herrſchaft ſich die Erzbiſchöfe von Ravenna anmaßten, iſt ſchon anderwärts gemeldet worden. Unter dem Kaiſer Ludwig dem Zweyten fieng Johann, der Erzbiſchof von Ravenna, die Händel auf das neue an, trieb ſeinen Ehrgeiz noch viel weiter, als ſeine Vorfahren, gieng mit ſeinen Suffraganen und mit der ihm untergeordneten Geiſtlichkeit ganz deſpotiſch um, und machte den Päpſten, beſonders Nikolaus und Johann dem Achten, wegen ihrer Herrſchaft und Gütern bittern Verdruß. Das auffallendſte und ärgerlichſte Beyſpiel aber gaben die Biſchöfe Landulf von Kapua, und Athenas von Neapel. Einer wie der andere ſuchte ſeinem heiligen Biſchofskarakter auch noch die Macht und Hoheit

eines weltlichen Fürſten, ſogar durch Aufruhr und Empörung, und durch die boshafteſten und verhaßteſten Mittel beyzulegen. Landulf hetzte zuerſt einen gewiſſen Guaifer wider den Ademar, Fürſten von Salerno, auf. Guaifer war glücklich, und wurde durch Empörung Fürſt von Salerno. Allein, Landulf hielt ihm Eid und Treue nicht, empörete ſich ſelbſt, gab ſo Gelegenheit zu einem blutigen Kriege zwiſchen den Salernitanern und Kapuanern, jagte ſeine Vettern aus Kapua, und machte ſich ſelbſt allda zum Fürſten. Dieſer Fürſtbiſchof hat in der Geſchichte einen durch Untreue, Meutereyen und Meyneid ſehr beſchmitzten und verhaßten Namen hinterlaſſen. Den Mönchen war er ſo günſtig, daß er an dem Tage ein gewiſſes Unglück erwartete, an welchem ihm ein Mönch nur unter die Augen gekommen war. Athenas, deſſen Ehrgeiz durch Landulfs Beyſpiel noch eiferſüchtiger und mehr angefeuert wurde, that eben das zu Neapel, was Landulf zu Kapua gethan hatte. Nur war ſein Unternehmen noch abſcheulicher; weil der Herzog von Neapel, Sergius der Zweyte, ſein eigener Bruder war. Nichtsdeſtoweniger zettelte Athenas wider ihn eine Verſchwörung an, nahm ihn gefangen, ließ ihm die Augen ausſtechen, und ſchickte ihn in dieſem elenden Zuſtande als einen Gefangenen nach Rom. Das erbaulichſte bey dieſer Sache iſt, daß der über den Sergius wegen ſeinem Bündniß mit den Sarazenen aufgebrachte Papſt Johann der Achte Theil an dem Unternehmen des neapolitaniſchen Biſchofes hatte. Wenigſtens hat man Spuren in der Geſchichte, daß er von der Sache unter-

rich-

richtet war, und ſogar das Geld hergeſchoſſen, durch welches man die Neapolitaner zur Empörung lockte und brachte. Richtig iſt, daß dieſer Papſt nachher ſowohl an die Einwohner als an den Biſchof von Neapel geſchrieben. Jene lobte er, daß ſie ihrem Biſchofe ſo getreuen Beyſtand bey ſeinem Unternehmen geleiſtet, und verſprach ihnen das Geld, welches ſie erwarteten. Dem Athenas aber berichtet er, neben dem Lobe, welches er ſeinem glücklich ausgeführten Streiche beyleget, noch ausdrücklich, daß er neben den ſchon bezahlten Mankoſen (*) noch tauſend vierhundert Mankoſen nachtragen müſſe, die er ihm auch entweder anfangs der Faſten, oder auf Oſtern ganz richtig ſchicken würde. Allein, Johann der Achte bekam von Athenaſen den Lohn, den man von Leuten, die ſolcher Thaten fähig ſind, erwarten kann. Er that gerade das, was vorher den Papſt an dem Sergius ſo ſehr verdroſſen hatte. Er war die Geiſel der benachbarten chriſtlichen Staaten, denen er alle mögliche Uebel zufügte. Er ſchickte ſogar in der Charwoche ein Kriegsheer von Sarazenen, Griechen und Neapolitanern nach Kapua, dieſe Stadt unverſehens mitten unter der Andacht ihrer Einwohner zu überrumpeln. Er hielt es beſtändig mit den Sarazenen, half zu allen ihren böſen Streichen und Abſichten, und theilte dafür mit ihnen die Beute, welche dieſe Barbaren den Chriſten abnahmen. Kurz, die-

(*) Mancuſi, Mancoſi, Mancoſæ werden vom Muratori für eine gewiſſe Sorte ſowohl Gold- als Silbermünzen gehalten. Andere aber ſagen, ſie ſeyen eine gewiſſe Art von Gold- und Silbergewicht geweſen.

dieſer geiſtliche Fürſt war nach ſeinen Betrügereyen, nach ſeinem Rauben, Plündern und Verwüſten, nach dem vielen Unheil, das er in Italien ſtiftete, für alle angränzende chriſtliche Staaten ein ſo ſchlimmer Nachbar, und an ſich ſelbſt ein ſo arger Mann, daß Muratori von ihm ſchreibt, der gute Biſchof habe nicht einmal den Namen eines Chriſten verdienet. So weit hatte der Ehrgeiz die erſte und heiligſte Würde in der Kirche Jeſu Chriſti gebracht. Doch wurde ihr Karakter eben nicht durchgehends und allenthalben ſo ſehr entheiliget. Dieſe zwey Biſchöfe von Kapua und Neapel blieben lange Zeit der Gegenſtand des Haſſes und des Abſcheues in Italien ſelbſt, ſo ſehr hatten ſie ſich durch die Entehrung ihres heiligſten Berufes und durch den Mißbrauch der weltlichen Hoheit und Macht, die ſie durch die abſcheulichſten Mittel an ſich riſſen, ausgezeichnet. Nichtsdeſtoweniger konnte doch der allgemeine Haß und Abſcheu, den dieſe zwey Männer ſich auf den Hals gezogen hatten, ihre Amtsbrüder noch nicht ganz auf ihren geiſtlichen Beruf und Amt allein einſchränken. Nur daß andere keinen ſo verhaßten Weg einſchlugen, zu ihrem Zwecke zu kommen. Man ſieht aber doch, daß ſie es ſich angelegen ſeyn ließen, keine Gelegenheit zu verſäumen, immer mehr Güter zuſammen zu bringen, ihre Beſitzungen ſo ſehr zu vermehren, daß ſie endlich an Gütern und Reichthum vielen Großen des Staates gleich kamen, viele noch übertrafen. Ihr Anſehen wußten ſie in den Städten, wo ſie den Sitz ihres geiſtlichen Hirtenamtes hatten, ſo hoch zu treiben, daß, obſchon ſie eben nicht Fürſten hießen, doch wirklich

Für-

Fürſten waren; weil beynahe alles von ihnen abhieng, alles auf ſie ankam, bis ſie ſich endlich ſelbſt als Herren derjenigen anſahen, die eigentlich nur unter ihre geiſtliche Leitung gehörten, und nur als Schafe der Heerde Jeſu Chriſti ſie als Hirten, und an ihnen nur eine geiſtliche Gewalt und Gerichtsbarkeit zu erkennen hatten. Auf gleiche Art wußten ſie ſich bey den Regenten ſo viel Kredit zu erwerben, in ſolche Achtung zu ſetzen, daß wir die vornehmſten Stellen des Reichs mit Biſchöfen beſetzet finden, und ſo beynahe die ganze Regierung des Staates in ihren Händen war. Eigentlich kann man nicht beſtimmen, ob dieſe Ehre und dieſer Vorzug ihnen zu dem Anſehen half, welches ſie nach und nach erlangten; oder ob ihr Anſehen, das ſie ſich ſelbſt zu verſchaffen wußten, und das ihnen ſo viel Gewicht und ſo ſtarken Einfluß in die Staatsgeſchäfte brachte, ſie auch bey den Königen zu den vornehmſten Reichswürden empfohlen und erhoben habe. Freylich treffen wir auch früher Biſchöfe in den wichtigſten Staatsämtern an; aber doch werden ſie weit häufiger, und folgen beynahe in ununterbrochener Reihe, nachdem ſie einmal ſo weit gekommen waren, daß man ſie unter die Großen des Staates nicht nur rechnen konnte, ſondern mußte, und für die Könige beynahe alles daran gelegen war, die Biſchöfe auf ihrer Seite zu haben. Daß ſie als Miſſi oder außerordentliche Richter, welche ſelbſt über die wichtigſten Dinge zu urtheilen und zu ſprechen hatten, in die Provinzen kamen, geſchah ſchon unter **Karl dem Großen** und ſeinen erſten Nachfolgern; da bisweilen ein Geiſtlicher und Weltlicher einander begleiteten. Allein, nach-

her kam es ſo weit, daß ſchier ordentlicher Weiſe der Biſchof des Ortes, wo das Gericht gehalten wurde, oder ein benachbarter als Richter Beyſitzer war, wie es die meiſten Urkunden noch aufweiſen, wenn nicht ein Biſchof als beſtimmter Schiedsrichter, oder mehrere miteinander das Gericht ſelbſt hielten. Dieſes war ſchon genug andere vor den Biſchöfen zittern zu machen, ihr Anſehen zu erheben, zu beveſtigen, und ſie immer mehr in die Staatsgeſchäfte einzuflechten. Allein, für die Biſchöfe ſelbſt war dieſes noch nicht alles. So wie die Regenten immer mehrere Beyſtände zu den Regierungsgeſchäften annahmen: ſo findet man auch Biſchöfe als königliche Räthe. Bey **Rudolfen** den **Lambert**, Erzbiſchof von **Mailand**, den **Wido**, Biſchof von **Plazenz**, den **Benedikt**, Biſchof von **Tortona**, und den geheimen Rath **Aikard**, Biſchof von **Parma**. Und da doch die Könige ſo manches nur auf das Gutbefinden der lieben Räthe thaten, wie es Urkunden noch beweiſen: ſo kann man denken, wie vieles an dem Hofe, und für andere auf die Biſchöfe ankam, und wie hoch ihr Anſehen dadurch ſtieg. Die Würde der Kanzler und Erzkanzler des Reiches gab ihnen vollends alles in ihre Hände, und ſetzte ſie an dem Hofe und in dem Reiche über alle andere hinauf. **Karl der Dicke** hatte ſchon **Leutwarden**, den Biſchof von **Verzelli**, zu ſeinem Erzkanzler, und hatte auch dieſem größtentheils ſein Unglück und ſein trauriges Ende zu verdanken. In den folgenden Zeiten blieb dieſe Stelle ſchier durchgehends mit Biſchöfen beſetzet, wie es Urkunden noch aufweiſen. **Leutward**, Biſchof von **Komo**, war Erzkanzler in **Italien** beym

Lud=

Ludwig von Provence. Eine Urkunde vom Jahre 905 iſt unterzeichnet: Arnulphus ad vicem Liutuardi Epiſcopi & Archicancellarii. Beym Berengar dem Erſten hingegen bekleidete Ardengus, Biſchof von Breſcia, die nämliche Würde, wenigſtens bis auf das Jahr 921, denn ſo lange zeigen uns die Urkunden von dieſem Prinzen dieſen Biſchof als Erzkanzler. Rudolf, der auf Berengarn folgte, vertrauete dieſe Stelle dem Beatus, Biſchof von Tortona, und obſchon Hugo, welcher Rudolfen aus Italien verdrängte, Gerlennum oder Gerlannum, einen Layen zum Erzkanzler hatte: ſo war doch, um ihn ſeinen Vorfahren in dieſer Würde gleich zu machen, für ihn ein Bißthum beſtimmet, und Hugo glaubte, wenn er ſeinen Erzkanzler nicht zum Biſchofe machen könnte; ſo müßte er doch wenigſtens einen Abt zum Erzkanzler haben, und gab Gerlennen die anſehnliche Abtey Bobio. Allein, bald darauf erſcheinen in der Geſchichte wieder die Biſchöfe Brunengus von Aſti, und nach ihm Wido von Modena, als Erzkanzler. Dieſer letzte muß wohl gemerket werden; weil er eben dieſe Würde, zu der ihn Berengar der Zweyte erhob, auch unter Otto dem Erſten behielt. Eine Urkunde von dem erſten kaiſerlichen Regierungsjahre des Otto hat die Unterſchrift: Autherus Cancellarius ad vicem Widonis Epiſcopi & Archicancellarii; und in einer andern vom nämlichen Jahre heißt es: Widoni ſanctæ mutinenſis Eccleſiæ venerabili epiſcopo dilectoque noſtro fideli & archicancellario. Wie Wido dieſe Würde vom Berengar verdiente, und unter Otto dem Erſten wieder verlohr,

lohr, wird einen Zug in den Karakter dieſes Biſchofes geben. Hubert, Biſchof von Parma, folgte dem Wido als Erzkanzler. Dieſe Biſchöfe nun, welche ſo nahe am Throne ſaßen, wußten ihr Zeitliches Intereſſe meiſterlich zu beſorgen. Wir ſehen es bey dem Wido, der vom Berengar und Adalbert neben der reichen Abtey Nonantula noch vier Schlöſſer erhielt. Hubert mußte ſich gleichfalls nicht vergeſſen haben; weil er, ſobald Otto der Erſte todt war, ſowohl von Adalberten, Biſchof von Bononien, als auch von den Ravennatern angegriffen wurde, die ihm Güter anſtritten, von denen er doch vorgab, daß ſie ihm ex inveſtituris magni Ottonis imperatoris gehörten. Doch eben dieſes ſchien ſchon lange Zeit die Hauptſorge und das Hauptgeſchäft auch der übrigen Biſchöfe zu ſeyn, und ſie waren bey ihren Bemühungen ſo glücklich, daß ſchon Kaiſer Ludwig der Zweyte, als er das Kloſter Kaſaura ſtiften wollte, von Grimbalden, Biſchof zu Penna, ſehr viele Güter kaufte, und wir finden etwas ſpäter Biſchöfe in Italien, die doch noch lange nicht unter die reichſten und mächtigſten gehörten, die aber nichtsdeſtoweniger von ihren weitläufigen Beſitzungen weltlichen Herren Lehen austheilten, und ſich ſo Vaſallen machen konnten. Selbſt die Ahnen der berühmten Gräſin Mathild waren Lehensträger der Biſchöfe, und das berüchtigte Kanoſſa ein Lehen des Biſchofs von Reggio. Azzo, der Mathild Aeltervater, hatte ſelbiges mit andern Gütern als ein Lehen von Adelarden, Biſchof zu Reggio, erhalten. Azzo ſtieg zwar unter den Ottonen ziemlich ſchnell in die Höhe; allein, eben

eben Kanoſſa, das biſchöfliche Lehen, hatte ihn in den Stand geſetzet, der Adelheid, und ſo Otto dem Erſten ſelbſt jenen wichtigen Dienſt zu leiſten, der ihm ſeine Erhöhung verdiente. Daß aber die Biſchöfe weit mehr behielten, als ſie veräußerten, wird jeder ſelbſt glauben, und doch verkauften ſie nicht nur weitläufige liegende Güter; ſondern auch noch Schlöſſer. Ein Beyſpiel kann eine Urkunde beym Herrn Muratori (n) liefern, aus welcher man erſieht, daß der Herzog Otto, Vater des Papſtes Gregor des Fünften und Markgraf zu Verona, von Leutfreden, Biſchofe zu Tortona, auf einmal viele Güter und viele Schlöſſer gekaufet hat.

Man kann ſich alſo den Reichthum der damaligen Biſchöfe in Italien vorſtellen, und eben dieſer half ihnen ihre weltliche Hoheit und Macht immer weiter bringen. Wir haben ſchon oben angemerket, daß ſie nach und nach die weltliche Herrſchaft mit der geiſtlichen vereinigten, als geiſtliche Hirten beynahe weltliche Fürſten waren, und diejenigen, welche als Schafe zu ihrer geiſtlichen Heerde gehörten, nicht anders, als für ihre Unterthanen anſahen. Nachdem die Räubereyen der Sarazenen, und die Einfälle der Hungarn die guten Italiener nöthigten, hinter Mauern und Thürmen ihre Sicherheit zu ſuchen, und die Könige Italiens in dieſem durch anhaltende Kriege und beſtändiges Plündern erarmten und erſchöpften Lande doch ſchier niemand fanden, der ſchwachen und ganz offenen Plätzen Thürme und Mauern geben konnte: ſo beka-

(n) Antiquit. Italic. Diſſert. 41.

bekamen die Biſchöfe von den Regenten die Erlaubniß, hin und wieder Städte und Schlöſſer zu beveſtigen, und auf dieſe Art wurde man gleichſam gezwungen, diejenigen für ſeine Herren anzuſehen, von welchen man Schutz und Sicherheit, wenigſtens wider auswärtige Räuber erhielt.

Allein, die große Hoheit, der Reichthum und die Macht der Biſchöfe hatte für die Kirche recht traurige Folgen. Sie verlohr ihre Hirten, ſeitdem dieſe weltliche Fürſten geworden. Die Geſchäfte der Reichsämter, die Sorge für ihre weltliche Hoheit und Macht zog die ganze Aufmerkſamkeit dieſer Biſchöfe auf ſich. Aus ſo mancherley Vorfällen und Veränderungen zeitliche Vortheile zu ziehen, bey ſo vielen Unordnungen eher etwas zu gewinnen, als zu verlieren, in die Staatsangelegenheiten ſich ſo zu miſchen, daß man ſein Privatintereſſe dabey zuerſt beſorgte, oder wenigſtens doch nie aus den Augen ließ; dieß war das Anliegen, die Abſicht und die Beſchäftigung der Vorſteher der Kirchen in Italien. Das übrige wurde ſeinem eigenen Gange und Laufe überlaſſen, und gerade zu der Zeit, wo die Kirchengeſetze Ordnung und Zucht, wo Sitten und Religion die größte Wachſamkeit erfoderten, um ſie vor dem gänzlichen Verfalle zu bewahren, war Niemand, der ſich ihrer annahm, ihnen in den Unordnungen wider das um ſich freſſende und alles Gute zerſtörende Verderbniß Schutz verlieh, oder noch einige Unterſtützung leiſtete. Doch darüber darf ſich ein Geſchichtkundiger nicht verwundern, wenn man einmal geſehen hat, daß das Verderbniß dort anfieng, wo es ſonſt,

nach

nach unſern Muthmaßungen, erſt angreifen ſollte, nachdem es alles Uebrige vorher über den Haufen geworfen hatte. Allein, itzt änderte es zuerſt den Karakter der Biſchöfe, und verbreitete ſich von dort aus deſto leichter auf alles übrige. Die Hochachtung und Verehrung, welche die geiſtlichen Würden bey den Glaubigen hatten, war jederzeit noch die Stütze für Chriſten und Chriſtenthum wider Irrthum und Verderbniß; denn ſie gab Lehrern und Lehren Anſehen, Gewicht und Nachdruck. Wie ſollte ſich aber dieſe Hochſchätzung erhalten, da ſie ſich bey denjenigen zuerſt verlohr, welche dieſe Würden ſelbſt bekleideten? Denn es zeigte ſich gar zu offenbar, daß diejenigen, welche Bißthümer beſaßen oder ſuchten, mehr auf den Herrn, als auf den Hirten und Biſchof ſahen, und ein größeres Augenmerk auf die Herrſchaft, als auf das Bißthum hatten. Und doch wird nur das zuerſt geſucht, was man zuerſt ſchätzet, und man giebt nur auf das zuletzt acht, was man am wenigſten achtet. Die Sache war in die Augen fallend, wie konnte ſich alſo das Ehrwürdige der erhabenſten Würde erhalten, da dieſe bey jenen nichts mehr galt, die doch durch ſie ehrwürdig wurden?

In der That, wie weit herab ſehen wir den Biſchofskarakter erniedriget, wenn wir merken, daß Biſchöfe ſelbſt Reichthum, weltliche Hoheit und Macht für die größte Ehre und für die mächtigſte Stütze des oberſten Prieſterthumes anſahen. Dieſe geiſtliche und heilige Würde, welche die Zierde der übrigen iſt, glänzte nie prächtiger, als da ſie noch allen entlehnten Schimmer verwarf, und hat nie eine mächtigere Stütze, als ihre eigene

gene Heiligkeit und die Verachtung der Welt, bey ihren Beſitzern gehabt. Wie weit herabgedemüthiget und gleichſam verächtlich gemacht treffen wir die biſchöfliche Würde an, wenn wir ſehen müſſen, daß diejenige, welche ſie entweder beſaßen oder noch darnach trachteten, ſelbſt ſie als eine Beute anſahen, welche man durch Verachtung der Kirchengeſetze, durch Störung der Kirchenordnung erlangen; durch Weltdienſte ſich erwerben; durch Gunſt der Fürſten erſchnappen; durch Geld, wie eine feile Waare an ſich ziehen; durch Untreue und die niederträchtigſten Handlungen entweder verdienen, oder nach den damaligen Begriffen mit mehr weltlicher Hoheit und Macht zieren konnte? Wir finden hin und wieder in der Geſchichte Beyſpiele hievon an Biſchöfen, die ihre Würde ſelbſt entehreten, und beynahe ſelbſt vergeſſen hatten, daß ſie Biſchöfe wären. So wenig kam ihr Betragen mit dem Karakter eines Biſchofs überein. Manaſſes, der Erzbiſchof zu Arles, für deſſen Ehrgeiz ein einiges Bißthum zu wenig war, kam nach Italien, bey dem damaligen Könige Hugo, als deſſen Anverwandter, ſein Glück weiter zu treiben, und erhielt auch wirklich von dieſem Fürſten die Bißthümer von Verona, Trident und Mantua, und noch dazu die Markgrafſchaft von Trident. Nichtsdeſtoweniger war dieſer ehrgeizige Prälat undankbar genug, an dem Hugo ein Verräther zu werden; ſobald ihm Berengar der Zweyte noch das Erzbißthum Mailand verſprach. Adelard, ein Geiſtlicher des Manaſſes, und, was noch merkwürdig iſt, Kommandant einer Veſtung, ließ ſich als Unterhändler zu dieſer Verrätherey gebrauchen; weil

ihm gleichfalls das Bißthum von Romo verheißen wurde. Berengar, dem alſo die tridentiniſche und veroniſche Mark in die Hände geſpielet wurden, erhielt dadurch wichtige Vortheile wider den Hugo, und Manaſſes wurde auch nachher wirklich, doch nur von einem Theile der Geiſtlichkeit zu Mailand zum daſigen Erzbiſchofe erwählet. Der andere Theil erwählte Adelmannen, einen mailändiſchen Prieſter. Dieſe Trennung zeigte es eigentlich, was man bey den Bißthümern ſuchte; weil beyde Mitwerber, ohne wirkliche Hirten dieſer Kirche zu ſeyn, die Einkünfte derſelben miteinander theilten, bis endlich Walpert anſtatt dieſer beyden zum Erzbiſchofe von Mailand erwählet wurde; obſchon auch nach dieſer Wahl Willa, des Berengar Gemahlin, noch immer den Manaſſes in dieſes Erzbißthum einzudrängen ſuchte. Wido, der Biſchof von Modena, ließ ſich gleichfalls durch die große Abtey Nonantula zum Verräther des Hugo erkaufen, und erwarb ſich durch dieſes Verdienſt zugleich die Erzkanzlerſtelle beym Berengar dem Zweyten. Aber kaum kam Otto nach Italien, den Berengar vom Throne zu ſtoßen, ſo war auch Wido ſo hurtig auf die Seite des Otto zu treten, daß er auch bey dieſem Prinzen in der Würde eines Erzkanzlers blieb. Als er aber nachher die Unternehmungen des Adalbert wider den Otto in der Stille auch wieder begünſtigte, und alſo dem einen ſchmeicheln, und dem andern helfen wollte, um bey jedem Ausgange nichts zu verlieren: ſo wurde er bey einer Reiſe, die er an den Hof des Otto nach Deutſchland gethan hatte, auf der Rückkehre über die Alpen aus Befehl des Kai-

ſers gefangen geſetzet. Er kam zwar durch, verlohr aber die Stelle eines Erzkanzlers, und blieb als dreymaliger Verräther Biſchof von **Modena.**

Wie ſehr mußten die Heiligkeit, die Pflichten, der Endzweck der biſchöflichen Würde vergeſſen oder verachtet ſeyn, und noch mehr von andern verachtet werden, wenn man ſolche Handlungen der Biſchöfe mit ihrem Berufe zuſammen oder gegeneinander hält? Allein, die Heiligkeit und Ehrwürdigkeit der Biſchofswürde litt noch mehr und ſchier allenthalben in **Italien.** Es kam endlich ſo weit, daß um die meiſten biſchöflichen Sitze Händel und Streite entſtunden, und dieſe heilige Würde beynahe die Eroberung oder der Raub des Stärkern wurde. Man ſieht Biſchöfe mit ihren Heerden in blutigem Streite, und Heerden wider ihre Hirten in wüthender Aufruhr und Empörung. Ohne Zweifel konnten viele Städte die Gewalt der Biſchöfe nicht ertragen, und trachteten damals ſchon nach der Unabhängigkeit, welche einige Städte nachher auch erhielten. Man findet aber doch auch Biſchöfe, welche ihre Herrſchaft immer ſchwerer und unerträglicher machten, und durch ihre weltliche Macht mehr Thaten unternahmen und erzwingen wollten, als es ſich zu ihrem geiſtlichen Berufe und Amte ſchickte. Man findet einen **Ammulus** oder **Ammulo,** Biſchof zu **Turin,** der anfänglich von den Einwohnern dieſer Stadt verjaget wurde, und nachher die Veſtungswerke eben dieſer Stadt unter dem Schutze gewaffneter Krieger zu einer Zeit zerſtörete, da man in **Italien** ſchier durchaus ſolche wider die Räubereyen

der

der Barbaren herzuſtellen ſich alle Mühe gab. Man findet einen Waldo, Biſchof zu Komo, der ſeinen eigenen Sprengel plünderte, viele Menſchen mit der größten Grauſamkeit mishandelte, und ſich endlich den Ruhm eines Eroberers durch die Einnahme der Veſtung Iſola erwarb, deren Veſtungswerke er ſchleifen ließ. Nun, von Biſchöfen, die ſich durch ſolche Handlungen auszeichneten, iſt es eben kein Wunder wenn ſie alles an ſich riſſen, wo ſie Gelegenheit zum Zugreifen fanden; wenn ſie alles verſchlangen, wo ſie Schwächere antrafen; und allenthalben raubten, wo man ſich ihnen nicht widerſetzen konnte, oder ſich nicht getrauete. Die vielen Händel und Rechtsſtreite, welche man in der Geſchichte über die Güter und Beſitzungen der Biſchöfe findet, liefern hierüber gar keine vortheilhafte Vorſtellung ihres Betragens und ihres ehrwürdigen Charakters. Es mag ſeyn, daß ſie auch bisweilen unbillig angegriffen, und in gerechten Beſitzungen geſtöret wurden. Wenn man aber die vielen Beweiſe, wo ſie offenbar unrecht hatten, auch zuſammen nimmt: ſo kann man nicht anders denken, als daß ſie ſelbſt dazu Gelegenheit gegeben; weil ſie wegnahmen, und an ſich zogen, wo ſie bekommen konnten, und daß man bisweilen nur deßwegen ungegründete Foderungen an ſie machte, weil ſie ſich ſelbſt ſo viele unrechtmäßige Zugriffe erlaubet hatten, daß man ihnen endlich das gegründete Recht in Zweifel zog; indem man endlich alle ihre Güter von gleichem Schlage hielt.

Selbſt die Kloſtergüter konnten ſich gegen die Eingriffe und Anmaßungen der Biſchöfe

nicht ſchützen. Und obſchon einige Klöſter ſelbſt zu einem erſtaunlichen Reichthum, und zu einer beſondern Macht ſich erſchwungen hatten: ſo waren ſie doch zu ſchwach, den noch mächtigern Biſchöfen ſich zu widerſetzen, und das Ihrige zu vertheidigen. In der That waren die Biſchöfe nicht zufrieden, daß man ihnen Abteyen als Pfründen gab, und ſie mit dieſen fetten Biſſen von einer Parthey zu der andern lockte. Sie griffen auch die Güter derjenigen Klöſter an, über die ſie nicht einmal den Vorwand eines Rechtes hatten. Man hielt es zwar offenbar für Räubereyen; allein, es war für jeden Regenten gefährlich, die mächtigen Biſchöfe vor den Kopf zu ſtoßen, und ihnen ihren Raub wieder zu entreiſſen. Man hat hievon ein Beyſpiel an dem Könige Hugo. Gerlenn, welcher die Abtey Bobio erhalten hatte, verlangte von dieſem Prinzen die Zurückgabe vieler Güter, welche dieſem Kloſter von einigen mächtigen Herren, beſonders aber vom Wido, Biſchofe zu Plazenz, waren entriſſen worden. Allein Hugo, welcher ſich nicht getrauete wider die Räuber das Recht mit Gewalt zu unterſtützen, rieth Gerlennen, mit einem geiſtlichen Schauſpiele den Verſuch zu machen, die entzogenen Güter wieder an das Kloſter zu bringen. Der Körper des heiligen Kolumban wurde nach Pavia gebracht, und in der Michaelskirche ausgeſtellet. Gerlenn erlangte durch dieſes Mittel für das Kloſter wieder viele Güter von ihren unrechtmäßigen Beſitzern; aber gar nichts von dem hartnäckigen Biſchofe Wido, der doch wahrſcheinlich am ſtärkſten zugegriffen hatte. Man kann aus ſolchen Beyſpielen ſehen, was damals das

Haupt-

Hauptgeſchäft der Biſchöfe war, und wie weit dieſe ihr Anſehen nach dem Verhältniß gegen die Gewalt der Regenten ſelbſt ſchon gebracht hatten. Allein, eben dadurch, daß ſich die Biſchöfe nach und nach den Königen ſelbſt furchtbar machten, wurden die Könige aus Staatsklugheit gereizet und angetrieben, ſich Meiſter und zu Herren über die Bißthümer ſelbſt zu machen, und um ſich der Treue der Biſchöfe zu verſichern, die Bißthümer nach ihrem Gefallen und Intereſſe zu beſetzen. In der That mußten die Regenten Italiens die Bißthümer beynahe als eine ganz weltliche, unter ihre Herrſchaft und willkührliche Verfügung und Anordnung gehörige Sache anſehen, um ſo damit zu handeln, wie ſie wirklich damit umgiengen. Das Staatsintereſſe ſtieß alle Kirchengeſetze um, und wir haben ſchon oben ein Beyſpiel geſehen, daß die Fürſten, weil ſie ſich einbildeten die Bißthümer hiengen von ihnen ab, auch glaubten, ſie könnten einem ſo viele geben und verleihen, als ſie wollten. Und da ſie einmal ihren Arm über das Heiligthum ausgeſtrecket hatten, maßeten ſie ſich auch die Gewalt an, diejenigen daraus zu verjagen, welche ihnen nicht gefielen, und andere dafür einzuſchieben und einzudrängen, auf welche man für die Staatsabſichten mehr Vertrauen hatte, oder von denen ſich doch mehr für die weltlichen Vortheile des Regenten hoffen ließ; obſchon diejenigen, welche man zu verſtoßen trachtete, für die Kirche gemeiniglich würdiger, oder doch nicht gar ſo unwürdig waren, als jene, welche man an ihrer ſtatt einzudrängen ſuchte. Das Beſte des Reiches beſtimmte zum Nachtheile der Kirche die Erhebung und Wahl ihrer Hirten. Man gab

dieſes Amt denjenigen, welche es auf ſo eine Art geſuchet, oft auch verdienet hatten, daß die Kirche zum voraus weder Nutzen noch Ehre von ihnen erwarten konnte, und man beförderte oft ſolche zu Bißthümern, welche gerade am wenigſten dazu taugten, und die nicht ſelten nach den alten Kirchenſatzungen gar davon ausgeſchloſſen waren.

Da man nun ſo mit den Bißthümern ſelbſt umgieng, iſt ſich gar nicht zu verwundern, daß man auch die Einkünfte derſelben allbereit als Staatsgefälle anſah. Wenigſtens verſuchten es die Fürſten, auch mit denſelben nach Belieben zu ſchalten, und ſo die erſten Kirchenvorſteher gleichſam zu ihren Lohndienern zu machen; indem ſie den Biſchöfen einen Theil von den Einkünften ihrer Kirchen anweiſen, das übrige aber nach eigenem Gefallen verwenden wollten. Rather, der in der Kirchengeſchichte des zehnten Jahrhunderts ſo bekannte Biſchof von Verona, berichtet wenigſtens, daß ihm Hugo der König nur einen geringen Theil von den Einkünften dieſes Bißthumes anwieß; wegen dem übrigen aber ſogar einen Eid foderte, daß Rather weiter nichts mehr verlangen wollte. Ueberhaupt ſahen die Fürſten Italiens die Kircheneinkünfte für ihre Beute an, die ſie unter jene austheilten, welche ſie wegen ihren Dienſten und Treue belohnen, oder ſich getreu machen wollten. Denn daß es dabey mehr auf Einkünfte, als nur gerade auf Bißthümer ankam, zeigten die Könige dadurch, daß ſie für diejenigen, denen ſie entweder am meiſten trauten, oder am meiſten verbunden waren, nur die fetteſten und reichſten Bißthümer

thümer auslaſen und beſtimmten. Andere hingegen, welche das Glück nicht hatten, bey den Regenten ſo in der Gunſt zu ſeyn, mußten ſich Geld genug koſten laſſen, entweder zu Bißthümern zu gelangen, oder die bisher beſeſſenen beyzubehalten. Es wurde endlich Gewohnheit (o), daß auch neuerwählte Biſchöfe die Einwilligung des Regenten haben, und dieſe meiſtens ſehr theuer bezahlen mußten. Schon Berengar der Erſte foderte von Lamberten, neuerwähltem Erzbiſchof von Mailand, ſo viel, daß dieſer Prälat ſein Bißthum ſo gut als kaufen mußte. Hugo handelte noch willkührlicher mit Bißthümern und ihren Einkünften, und Berengar der Zweyte trat getreu in ſeine Fußſtapfen. Zu der Zeit, als dieſer letzte anfieng Bißthümer zu geben und zu nehmen; konnten ſich die Biſchöfe Boſo von Plazenz, und Leutfred von Pavia, nur durch Geld wider ſeine Anmaßungen ſchützen, und auf ihren Biſchofsſtühlen erhalten.

Nach allem, was bisher angeführet worden, kann man ſich den traurigen Zuſtand der Kirche in Italien in den damaligen betrübten Zeiten deutlich genug vorſtellen, und ſich ſelbſt überzeugen, daß Hatto, der eben ſo fromme als gelehrte Biſchof von Verzelli in ſeinem Buche von den Drangſalen der Kirche, welches er in eben dieſen Verwirrungen an das Licht treten ließ, nichts weniger als übertriebene Dinge geſchrieben, und nichts weniger als ungerechte Klagen geführet habe. Man nehme die Biſchöfe, wie ſie uns die Geſchichte der damaligen Zeiten

(o) Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 921.

vorſtellet, Biſchöfe, welche im Staate herrſche-ten, und die Sorge für die Kirche vergaßen. Man nehme dazu weltliche Fürſten, welche in der Kirche, wie im Staate, herrſchen wollten; und man wird die traurigen Folgen von dieſem Miſch-maſch ohne viele Mühe vorſehen können, welche ſich nach und nach auch auf die übrigen Glieder der Kirche verbreiteten. Ordnung und Geſetze bleiben meiſtens nur ſo lange in Verehrung; ſo lange ſie von außen unterſtützet werden. Sie ſinken aber und fallen in Verachtung, ſobald die-jenige, welche ihre Beobachtung betreiben ſol-len, nicht mehr über dieſelbe wachen. So ge-ſchah es im neunten und zehnten Jahrhunderte. Sobald die Oberhirten in der Kirche ſelbſt wenig Sorge für die alten Satzungen und Regeln bli-cken ließen, verlohren dieſe auch ihre Achtung und ihre Rechte bey der übrigen Geiſtlichkeit. Sobald die Biſchöfe ſelbſt ſich ſo manches er-laubten, was ſie andern nicht erlauben konnten: hielt ſich auch die Kleriſey für frey und unge-bunden; und ſobald der Damm durch böſe Bey-ſpiele durchbrochen war, riſſen Unordnung und Verwirrung auch unter andern ein. Die Bi-ſchöfe vergaßen den Beruf ihres Amtes, und die übrige Geiſtlichkeit die Würde ihres Standes. In der That befand ſich die Kirche nie in einem ſo ſchlechtem Zuſtande, als ſie zum Theile in dem neunten und zehnten Jahrhunderte in Italien war. Die ganze Geiſtlichkeit ſchien nach Sit-ten und Lebensart ausgeartet, und weltlich ge-worden zu ſeyn. Wie es mit biſchöflichen Sitzen zugieng, eben ſo war es auch mit geiſtlichen Be-nefizien. Allenthalben entſchieden Geld, Gunſt und unerlaubte Mittel. Man ſah nichts als

Han-

Handelſchaft und Wucher mit geiſtlichen Stellen und Gütern. Nirgends war Belohnung für gerechtes Verdienſt. Nirgends war billige Eintheilung und Austheilung der Kirchengüter und Einkünfte. Jeder riß mehr oder weniger an ſich, je nachdem er in dieſen verdorbenen Zeiten ſeine Ränke zu ſpielen und Kunſtgriffe zu brauchen wußte, und von keiner Zeit ſind die Klagen über herrſchende Simonie in der Geſchichte ſo allgemein, als ſie es durchgehends in der Geſchichte Italiens vom neunten, und beſonders vom zehnten Jahrhunderte ſind. Die Biſchöfe mußten allbereit ihre Bißthümer kaufen, und da ſie ſich hernach an ihrer untergebenen Geiſtlichkeit wieder ſchadlos hielten, und Prieſter, von denen viele ums Geld geweihet worden, auch kein Bedenken trugen, im Kleinen die nämliche Handelſchaft zu treiben: ſo ſah die Kirche in Italien endlich ihr ganzes Heiligthum in eine Kramerey umgekehret.

Ein anderes Verderbniß, welches ſich unter die Geiſtlichkeit einſchlich, die meiſten anſteckte, für die Welt ein eben ſo großes Aergerniß, und für die Geiſtlichkeit ſelbſt eine eben ſo große Schande war, als Geiz, Wucher und Simonie, war die Unenthaltſamkeit der Geiſtlichen. Da ſie ohne Aufſicht, Geſetze und Schranken ganz nach eigenem Gefallen lebten, und ſich allbereit ganz auf den Fuß freyer und ungebundener Weltmenſchen geſetzet hatten: glaubten ſie auch den letzten und einigen Unterſchied noch vollends wegraumen zu können, und Weiber nehmen zu dürfen. Der Zölibat, eine der größten Zierden unſerer Kirche, die Ehre unſerer Geiſt-

lichkeit, wurde anfangs verachtet, endlich gar verhaßt. Wir wiſſen, daß der Konkubinat in der römiſchen Kirche nie geduldet worden, und ohne Zweifel war es anfangs nur gewagt. Allein, die Beyſpiele wurden gar bald häufiger, und in kurzem ſchien den damaligen Prieſtern und andern Geiſtlichen der eheloſe Stand ein tyranniſches Joch, welches ſie ohne Scheu abſchütteln dürften. So ſah man das Uebel und das Verderbniß endlich für ein Recht, und das, was jeder Zeit verboten war, für giltig und erlaubt an; weil ohnehin ſolche Beyſpiele immer mehr Nachfolger bekamen.

Itzt leben wir, Dank dem Himmel! doch in beſſern Zeiten. Obſchon aus unſerer Geiſtlichkeit in unſern Tagen es einige verſuchet haben, der Welt ihre menſchenfreundliche Geſinnungen vorzulegen, und über das Bedürfniß der menſchlichen Schwachheit ſo viel Mitleiden zu äußern, daß jeder Ehrlichdenkende mit dieſen guten Herren und ihren zärtlichen Herzen ſelbſt Erbarmen haben mußte; obſchon ſichs dieſe Prediger des reinen Chriſtenthumes angelegen ſeyn laſſen, der Welt recht handgreiflich zu beweiſen, daß man Lüſte zur Ehre des Schöpfers nicht unterdrücken dürfe; ſondern daß es Pflicht ſey, die vom Schöpfer erhaltenen Kräfte zur Ehre des Urhebers der Natur zu brauchen, anzuwenden, ja ſogar anzuſtrengen, und hierinn ſo viel zu thun, als Kräfte und Vermögen zulaſſen und hinreichen; obſchon dieſe für das Staatsbeſte ſo ſehr beſorgte Kirchendiener es deutlich gezeiget haben, was für Vortheile daraus entſpringen würden, wenn ſich auch die bisher enthaltſame Geiſtlichkeit ernſt-

ernſtlich darauf verlegte, dem Staate Brodeſſer, ſo viel ſie könnte, zu verſchaffen: ſo haben ſie doch mit allen dieſen dringenden Vorſtellungen nichts anders ausgerichtet, als daß ſie der Welt durch dieſes öffentliche Bekenntniß die Beſchaffenheit ihrer Herzen aufgedecket, ihre Krankheit geoffenbaret, und hiedurch zweymal erbarmungswürdig geworden ſind; weil alle Rechtſchaffene erkennen, daß es für dieſe Krankheit kein erlaubtes Heilungsmittel geben könne. Unterdeſſen ſind doch unſere itzigen Deutſche in dieſem Stücke noch etwas feiner als die Italiener des neunten und zehnten Jahrhunderts. Jene wollten doch zuerſt andere bereden, daß ſie Recht hätten, um es thun zu dürfen, fanden aber doch Unrecht, und getraueten ſich auch nicht es zu thun. Allein, dieſe thaten es zuerſt, beredeten ſich hernach ſelbſt, daß ſie Recht hätten, und bekümmerten ſich wenig, was andere von ihnen dächten. In der That brachten ſie es wenigſtens dahin, daß man ſolche Geiſtlichkeit und ſolche Lebensart wenig mehr achtete, ſie eben deßwegen auch nicht ſtörete, und ſie ſich ſelbſt auch nicht ſo leicht ſtören ließen. Man kann daraus abnehmen, wie weit dieſes Verderbniß damals in Italien um ſich gefreſſen hatte; indem es ſogar, auf die Menge ſeiner Verfechter trotzig, ſich wider ernſtlich verſuchte Verbeſſerung behaupten zu können glaubte, und ſich auch wirklich eine Zeitlang behauptete. Rather, der oben ſchon gemeldete Biſchof von Verona, kann uns hierüber Beyſpiele und Beweiſe liefern. Dieſer Eiferer ſuchte die Geiſtlichkeit ſeiner Diözes nach der Vorſchrift und den Geſetzen der Kirchenzucht beſſer einzurichten. Aber kaum hatte er ſich merken laſſen,

daß

daß die Weiber ſeiner Geiſtlichen der Hauptartikel wären, welcher bey der vorzunehmenden Muſterung abgeſchaffet werden ſollte: ſo zog er ſich dadurch alle jene Verfolgungen auf den Hals, welche ihm ſo bittern Verdruß, und ſo viele Widerwärtigkeiten verurſachten. Es fiel der Geiſtlichkeit weit leichter ihren Biſchof mehreremale von ſeinem Bißthume zu vertreiben, als es für den Rather war, ſeine Geiſtlichen um ihre Weiber zu bringen. Es iſt wahr, daß dieſer Biſchof einen gewaltigen Aufſtand wider ſich durch die Neuerungen erregte, welche er mit der Eintheilung der Kirchengüter und Einkünfte gern zu Stande bringen wollte. Allein, Rather ſelbſt hatte dieſes doch nur als ein Mittel zu ſeinem Endzwecke angeſehen, und auch nur deßwegen einführen wollen. Denn da bey der großen Ungleichheit der Einkünfte ſeiner Geiſtlichen einige ſehr viel und andere ſehr wenig hatten, und doch alle den Vorwand brauchten, daß ihnen die Weiber einigen wegen dem Vielen, andern aber wegen dem Wenigen nothwendig wären: ſo hätte Rather gern alles ſo eingetheilt, daß die Weiber eben nicht mehr ſo nothwendig ſeyn ſollten; indem ein Theil ſo viel erlangen, der andere aber ſo viel behalten ſollte, daß man beyderſeits ohne Weiber leben könnte. Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, wie tief das Verderbniß eingefreſſen hatte, wenn wir einen eifrigen Biſchof ſehen, der die Unordnung und eingeriſſenen Uebel mit allem Ernſte angrif, und doch in dieſem Streite unterliegen mußte; weil das Laſter Beyſtand und Unterſtützung fand. Wie ſehr mußte ſich nicht das Kenntniß der reinern chriſtlichen Sittenlehre, der alten guten Kirchenzucht verlohren

haben.

haben, da wir Sitten, Meynungen und Begriffe miteinander bey den Italienern ſchier durchaus verſchlimmert, ganz roh und verwildert ſehen?

X. Schlechter Zuſtand des Chriſtenthums unter dem Volke.

Doch darüber dürfen wir uns eben nicht wundern. In Italien, dem alten Sitze der Künſte und Wiſſenſchaften, herrſchete damals durchgehends die gröbſte Unwiſſenheit. Diejenigen, welche man auch für Gelehrte rechnete, waren kaum mittelmäßige Leute, dazu ſehr ſelten, und überdas neben ſeichten Kenntniſſen mit den Vorurtheilen und irrigen Meynungen ihrer Zeiten angeſtecket und verblendet. Ein Halbgelehrter machte alſo Aufſehen; weil er eine wunderbare Erſcheinung war, und alles um ihn herum in der größten Dummheit ſteckte. Und eben dieſe Unwiſſenheit war es, welche vielleicht das allgemeine Verderbniß gebahr, oder doch ganz gewiß ernährte und unterhielt. Selbſt bey der Geiſtlichkeit, welche das Lehramt für das Volk verſehen ſollte, fand man nicht mehr Kenntniſſe, als bey dem gemeinen Haufen. Und wenn wahr iſt, daß Rather, als er ſeine Geiſtlichkeit prüfete, viele unter denſelben antraf, welche nicht einmal das Glaubensbekenntniß wußten: ſo kann man daraus wohl den Schluß machen, wie es mit dem Kenntniſſe des Chriſtenthums überhaupt müſſe beſchaffen geweſen ſeyn. Die Geiſtlichen waren theils ſelbſt nicht im Stande, theils ſuchten ſie ſich auch nicht in den Stand zu ſetzen, oder es ſich angelegen ſeyn zu laſſen, das Volk zu unterrichten. Es blieb alſo bey dem Volke vom Chriſtenthume nichts übrig, als ein Reſt von dem rohen Unterrichte in den Kinderjahren

und

und einige Meynungen, die, weil ſie allgemein waren, indem ſie die erſten Grundwahrheiten des Chriſtenthumes betrafen, ſich nicht ſo leicht verlieren konnten. Da man alſo von der Geiſtlichkeit ſchier keinen Unterricht erhielt, als was man ſie ſelbſt thun ſah: ſo mußten endlich die Sitten des Volks ſehr wenig mit dem Chriſtenthume übereinſtimmen; weil ſelbſt die Beyſpiele der Geiſtlichen nichts beſſeres lehrten. Endlich, da unter der Geiſtlichkeit ſelbſt ein Prieſter, der die heilige Schrift las, und dem Volke erklärte, der ſich ſelbſt in dem Worte Gottes unterrichtete, und es andern vorpredigte, ein ſehr ſeltenes Ding war: ſo konnten die dunkeln und rohen Begriffe des großen Haufens weder erweitert noch beſſer aufgeheitert werden. Man tappete im Finſtern herum, und je weniger man vom Weſentlichen wußte, deſtomehr hielt man ſich an Nebendinge: und je weniger man helles Licht und wahre Aufklärung hatte, deſtomehr liebte man das Sonderbare. Und dadurch geſchah es, daß das Fromme und Andächtige ſo ſehr durch irrige Begriffe, Vorſtellungen und Anwendung gemißſtaltet, mit Falſchheiten angefüllet, und hin und wieder gar mit Aberglauben geſpicket wurde. Hieher kann man vieles ſetzen, was an ſich ſelbſt löblich ſeyn könnte, wenn es nicht übertrieben wird. Die Kirche ſelbſt hat jederzeit die heiligen Oerter und die Reliquien der Heiligen in Ehren gehalten. Allein, dieſe Andacht wurde im neunten und zehnten Jahrhunderte ſo weit getrieben, daß Fürſten ihr ganzes Volk, Biſchöfe die Regierung ihrer Kirchen, Aebte die Verwaltung ihrer Klöſter, Mönche, Nonnen und andere Weiber ihren Beruf und Stand vergaßen, durch

hun-

hundert Gefahren die weiteſten Wallfahrten zu verrichten, und ſich für heilig zu halten; weil ſie Rom und Jeruſalem geſehen hatten. Die Sache behielt immer das Anſehen der Andacht, doch mußte Kirchen= und Kloſterzucht darunter leiden. Die Italiener waren es, welche andern Nazionen ihren Enthuſiaſmus mittheilten, um hernach von ihnen ihren Vortheil zu ziehen, welchen ſie ſogar aus den Gebeinen der Heiligen herauszupreſſen ſuchten. In der That war die Verehrung gegen die Reliquien der Heiligen ſo groß, daß man von allen Seiten ſich ſolche zu verſchaffen trachtete. Die Italiener trieben nicht ſelten damit ihren Handel, und wo man nichts zu kaufen fand, oder nichts zu verkaufen hatte, ſcheuete man ſich nicht, ſolche heilige Ueberbleibſel gar zu ſtehlen. Dieſes gab Gelegenheit viele falſchen Akten der Heiligen zu ſchmieden. Wo entweder die Lebensgeſchichte der Heiligen nicht mehr vorhanden war, oder nie vorhanden geweſen: ſetzte man eine auf, welche für die damaligen Zeiten taugte, das iſt, welche viel Sonderbares, aber wenig Wahres hatte. Man ſpickte dieſe Geſchichten mit Wundern, die niemand in Zweifel zog; weil man ſie als Wunder erzählte. Man fügte andere Begebenheiten hinzu, welche die Frömmigkeit nur deſto lieber glaubte, je weniger ſie Glaubwürdiges hatten. Und ſo haben wir der Unwiſſenheit und Dummheit jene falſchen Legenden zu verdanken, welche man in unſern Zeiten nach aller klugen Prüfung für fromme Fabeln und andächtige Mährchen halten muß. Auch andächtige Unwahrheiten bleiben und ſind Lügen. Was ſie in der Stille erbauen, reiſſen ſie öffentlich nieder, und wenn ſie die

Fröm=

Frömmigkeit einzelner Perſonen nähren, gerei-
chen ſie doch endlich der Religion ſelbſt zum Spotte und zur Verachtung. Doch in dem neunten und zehnten Jahrhunderte hatte man keine ſo geſunde Kritik das Wahre von dem Falſchen, und Nebendinge vom innern Geiſte des Chriſtenthumes zu unterſcheiden. Die von der Kirche jederzeit wider alle Irrlehre behauptete Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien gieng damals ſo weit, daß ſie wirklich in Aberglauben ausartete. Wir können hier nicht alle und jede Mißbräuche anführen. Genug, daß man die verehrungswürdigen Ueberbleibſel der Heiligen ſo hielt, als wenn ſie das allerheiligſte unſerer Religion wären, genug, daß man ſich dabey nicht ſcheuete, Gott ſelbſt zu verſuchen, indem man aus Andacht gegen die Reliquien mit denſelben Prüfungen anſtellete, die der Pöbel Urtheile oder Gerichte Gottes nennte, und dabey man Gott gleichſam nöthigen wollte, bey den Gräbern der Heiligen Wunder zu wirken, dadurch geheime Dinge zu entdecken, die Unſchuld oder das Verbrechen gewiſſer Perſonen zu beweiſen.

Solche Mißbräuche und ſolcher Überglauben, der aus der Unwiſſenheit entſprungen war, und den damals die allgemeine Meynung noch rechtfertigte und guthieß, zeiget uns, wie ſchlecht das Chriſtenthum beſtellet war, wie wenig man wahre und heitere Begriffe von dem Weſentlichen unſerer Religion hatte. Und wenn man ſieht, wie das Prieſterthum den großen Haufen im Finſtern herumtappen ließ, und ſelbſt mit tappete: ſo kann man nichts anders denken, als daß den erſten das Licht ſelbſt mangelte, welches ſie den

andern

andern anzünden ſollten, und daß das Volk nur deßwegen ſchlecht unterrichtet war, weil die Geiſtlichkeit ſelbſt nicht viel wußte. Nun iſt aber die Lebensart meiſtens nach den Kenntniſſen der Menſchen, und ihre Sitten ſind nach den Begriffen und nach dem erhaltenen Unterrichte beſchaffen. Was Wunder daher, wenn die Geſchichte Italien in den damaligen Zeiten als ganz verwildet vorſtellet? Wenn Laſter und Unordnungen herrſcheten, die dem Chriſtenthume ſelbſt zur Schande gereichen? Wenn alles Barbarey war, was man mitten in Italien antraf? Wo einmal das Verderbniß bis dorthin eingedrungen, wo Verbeſſerung herkommen ſoll, die Quellen des Guten ſelbſt verſtopfet ſind, läſſet ſich nichts anderes als Zunahme, Wachsthum und Verbreitung des Uebels vermuthen und erwarten. Wir haben es bisher geſehen, daß das Verderbniß wie ein Schwall einbrach, alles mit ſich fortriß, und niemand war, der wider den Strom arbeitete. Sogar diejenigen, welche vielleicht doch etwas von dem Sturme hätten retten können, wurden mit fortgetrieben, das heißt, jene, die vielleicht bey dem um ſich freſſenden Verderbniß wenigſtens einen Theil Gutes hätten erhalten können, waren zuerſt vor andern, oder doch mit andern angeſtecket. Da alſo alles von gleichem Schlage war; ſo mußte nothwendig ein Theil durch den andern eingeſchläfert, beruhiget, in gleichem Zuſtande erhalten werden. Man dachte an nichts Beſſeres; weil man nirgendswo etwas Beſſeres zum Erbauen antraf, oder an andern ſah.

XI. Verfall der Kloſterzucht.

Wir haben geſagt, nirgendswo; weil das Verderbniß ſogar bis in die Klöſter eingeſchlichen, und ſich bis in die Mönchszellen eingedrungen hatte, von da es wieder zum völligen Verderben anderer herausbrach. Zu andern Zeiten waren wenigſtens die Klöſter von der allgemeinen Seuche des Verderbniſſes frey geblieben. Die Klöſter waren es, welche das Gute, das bey den ſchlimmſten Zeiten in der Welt abnahm, und ganz verlohren zu ſeyn ſchien, noch in ihrer Einſamkeit bewahrten, ernährten, und hernach in der Welt ſelbſt wieder fortpflanzten. Die Tugend und Religion fanden in den Klöſtern ihren Zufluchtsort und ihren Schutz. Von daher erhielt die Welt nach den erſchrecklichſten Verwüſtungen wieder den Saamen alles des Guten, welches durch Verführung, durch überhand genommene Mißbräuche, durch eingeriſſene Laſter, durch Mode gewordene Unordnungen, durch anhaltende Verwirrungen, und ſelbſt durch Verfolgungen war unterdrücket worden, und gänzlich zu Grunde gegangen ſchien. Die Klöſter waren es, die durch den Schimmer, den ihre verſchloſſene Tugend und Heiligkeit bis in die Welt warf, wieder neues Licht anzündeten. Aus den Klöſtern kamen muthige Vertheidiger der Religion, Prediger reiner Tugend. Aus den Klöſtern erhielten die Kirchen heilige Vorſteher, das Volk fromme Hirten und geſchickte Lehrer. In den Klöſtern wurden die Wiſſenſchaften erhalten, da Barbarey um ſie herum überhand nahm; weil man allda immer etwas lernte und lehrte, die koſtbaren Ueberbleibſel des Alterthumes ſorgfältig aufbewahrte, und endlich durch einen Theil der Mönche Bücher abſchreiben

ließ

ließ, die hernach entweder zur Unterſtützung der Tugend und Religion, oder zur Erhaltung und Aufhelfung der Wiſſenſchaften wieder in die Welt kamen. Solche Verdienſte erwarben den Klöſtern Freunde, Gönner, Verehrer und Gutthäter. Die meiſten Klöſter wurden von großen Fürſten in beſondern Schutz genommen, von allen Seiten her reichlich beſchenkt, erhielten anſehnliche Güter, fette Einkünfte, Gefälle, und hin und wieder anfänglich kleine Herrſchaften. Wie es mit den Klöſtern überall war, ſo war es auch in Italien. Nur war hier das Schickſal derſelben trauriger. Ihre Begüterung verdunkelte endlich durch das Anſehen, welches ſie dadurch in dem Staate erwarben, ihr weſentliches Verdienſt, und je näher ſie mit dem Staate ſelbſt vereiniget wurden, deſto näher kamen ſie ihrem Verfalle; weil ſie deſtomehr in die Verwirrungen des Staates mit verwickelt wurden. Was anfänglich ihr Glück und Aufnahme war, wurde endlich ihr Unglück und Verderben. Es iſt wahr, daß je enger ihre Verbindung mit der Welt wurde, deſto leichter ſich auch das Verderbniß für ſich ſelbſt aus der Welt in dieſelbe einſchlich. Ihr größtes Unglück beſtund aber doch darinn, daß man ſie endlich ganz und gar mit zum weltlichen Staate rechnete. Die Abweichungen von zweckmäßigen Satzungen und eingeführter Ordnung werden in Klöſtern nicht leicht ſo allgemein, daß ſich das Uebel nicht eben ſo leicht wieder verbeſſern läßt, wenn nur nicht etwas anderswoher zum allgemeinen Verderben mithilft, oder dazu antreibt. So können wir zwar nicht läugnen, daß in den Klöſtern Italiens zum Theil im 9ten, und beſonders im

10ten Jahrhunderte vieles für ſich ſelbſt nachließ, doch würde Verbeſſerung immer leichter geweſen, und wahrſcheinlicher auch erfolget ſeyn, wenn man dieſelbe nicht dadurch gehindert und beynahe unmöglich gemacht hätte, daß man die Klöſter gleichſam mit Gewalt mit in die Verfaſſung des Staates zog, ſie ſo genau damit einflocht, daß ſie genöthiget waren an jedem Schickſale des Staates Theil zu nehmen, und alſo durch die Zerrüttung des Staates ſelbſt auch zerrüttet werden mußten. Es war ſchon ein harter Stoß für die Kloſterzucht, daß die Aebte nicht blos durch weitläufige Begüterung ihrer Klöſter; ſondern noch durch beſondere Aemter und Würden anſehnliche Herren des Staates wurden. Den Herzſtoß bekamen aber die Klöſter doch dadurch, daß man ſie zu Pfründen oder Kommenden machte, die man nicht blos Geiſtlichen, ſondern auch Weltlichen, und bisweilen ſchlechten Perſonen, und ſogar Weibern nach Willkühr gab. Schon ehe Italien ganz in jene Verwirrung und in jenen traurigen Zuſtand gerieth, finden wir hin und wieder Beyſpiele, daß Kaiſer den Biſchöfen Klöſter als Kommenden gegeben und überlaſſen haben. Ludwig der Zweyte beſtätigte dem Amalrich, Biſchofe von Komo, alle Güter des Kloſters Bobio, welches er dieſem Prälaten überlaſſen hatte, und weswegen auch Amalrich in der Urkunde Abt von Bobio genennet wird. Auf gleiche Art erhielt Adalard, Biſchof von Verona, von Karl dem Kahlen das reiche Kloſter Nonantula. Allein, je ſchlimmer die Zeiten nach und nach in Italien wurden, deſto häufiger geſchah dasjenige, was vorher die Kaiſer nur bisweilen gethan hatten.

Es wurde nach und nach gewöhnlich, und kaum treffen wir Abteyen in Italien an, die nicht auf ſolche Art an verſchiedene Perſonen überlaſſen würden. Nun waren es aber nicht mehr Biſchöfe allein, wie wir oben ſchon den Wido, Biſchof von Modena, geſehen haben, der vom Berengar dem Zweyten die Abtey Nonantula erhielt, und neben dem Aikard, Biſchofe von Parma (p), welchem Rudolf die Abtey Berzeto beſtättigte, auch noch einige andere Biſchöfe antreffen; ſondern es waren jeßt ſogar Weltliche, welchen man Klöſter, oder doch einen Theil ihrer Güter und Einkünfte gab. Die Urkunden von einem Gerichte, welches (q) Berengar der Erſte zu Pavia hielt, zeiget noch, daß ein gewiſſer Markgraf Radald einen Theil von den Gütern des Kloſters Bobio zu Lehen hatte. Unter dem Könige Hugo erhielt deſſen Erzkanzler Gerlenn, wie wir oben geſehen haben, die Abtey Bobio. Und noch unter den Ottonen, dem Erſten und Zweyten, treffen wir einen Markgrafen Otbert an, welcher eben dieſe Abtey Bobio als eine Pfründe von dieſen Kaiſern bekommen hatte (r), wie aus der Urkunde eines im Jahre 972 von eben dieſem Otbert gehaltenen Gerichtes erhellet. Andere Klöſter hatten das nämliche Schickſal, wie die Abtey Bobio, und bey dem Heirathgute, welches Lothar, des Hugo Sohn, der burgundiſchen Prinzeſſin Adelheid ausſeßte, waren nicht weniger als drey Abteyen. Solche Behand-

 lung

(p) Murat. Antiquit. Ital. Diſſert. 73.

(q) Murat. ibidem.

(r) Murat. Antichita Eſtenſ. part. I. cap. 16.

lung der Klöſter mußte nothwendig Verwirrung und Unordnung in dieſelbe bringen. Ihre Güter wurden geraubet und zerſtreuet, ihre Einkünfte verſchwendet. Die Biſchöfe machten es hierinn nicht beſſer als andere, die von ihnen eigentlich nur ein Beyſpiel nahmen. Wir haben es ſchon geſehen, was das Bobienſiſche Kloſter von Wido, dem Biſchofe von Modena, leiden mußte. Der kurz vorher gemeldete Adalard von Verona zog alle Einkünfte der Abtey Nonantula an ſich, und ließ die Mönche in der äußerſten Dürftigkeit und Noth ſchmachten. Was Wunder, wenn es ihnen Weltliche nachthaten, die, wenn ſie einen Theil zur Lehe hatten, auch noch an dem Uebrigen zwackten, oder ihre Kommende gar als ein Eigenthum betrachteten, an welchem die Mönche des Kloſters nun gar keinen Theil mehr hätten. Es kann ſeyn, daß der Reichthum auch Bequemlichkeit in die Klöſter brachte, die nun bey ihrem Aufhören manche Unordnung verurſachte. Es kam aber nur darauf an, zu was Bequemlichkeit von den Mönchen angewendet wurde, und ob nicht größerer Nutzen und mehrere Vortheile daraus entſtunden. Nachdem aber die Klöſter von ihren Gütern andere ärnten ſahen, nachdem ſie mit dieſen Herren oft des gehörigen Unterhaltes wegen verſchiedene Händel bekamen, nachdem man ſie in allen Sachen kränkete, und für ſie doch weder Hilfe noch Mittel war; weil die Pfründbeſitzer meiſtens ſolche waren, welche die Könige ſelbſt nicht gerne vor den Kopf ſtießen: ſo mußten nothwendig Unordnungen und Verwirrungen in den Klöſtern entſtehen. Wir wollen es nicht läugnen, daß der anwachſende Reichthum

man=

manches der Kloſterzucht nachtheiliges mit ſich kann gebracht, oder dazu Gelegenheit gegeben haben; doch finden wir in jenen Zeiten noch keinen gänzlichen Verfall. Nachdem aber die Klöſter ſo ſehr mit der Welt vermenget, nachdem ſie endlich die gute Beute der Staatsbedienten und anderer Großen wurden, nachdem die Aebte (*) und andere Vorſteher ſich meiſtens mit der Sorge, die Rechte und Einkünfte ihrer Klöſter zu erhalten, beſchäftigen mußten; hörte einer Seits die ſtrenge Aufſicht, und anderer Seits der warme Eifer auf. Je mehr man die Mönche am Weltlichen kränkete, deſto mehr geſtattete man ihnen im Geiſtlichen, oder ſie geſtatteten es ſich ſelbſt. Von außen drängete man auf ſie zu, und im Innern ließen ſie für ſich ſelbſt nach. Mit der Ruhe, die man unter ihnen ſtörete, ſtörete man auch Ordnung, Zufriedenheit und die genaue Beobachtung. Man brachte Zerſtreuung und Aufmerkſamkeit auf die Welt in die Klöſter, und je mehr man die Welt beobachtete, deſto mehr nahm man nach und nach von der Welt an, und je verdorbener damals alles in Italien war, deſto ſchneller griff auch das Verderbniß um ſich, welches Gelegenheit genug und offenen Weg fand, ſich in die Klöſter einzuſchleichen, und in kurzem alles anzuſtecken. In der That finden wir in jenen ſchlimmen Zeiten die Klöſter meiſtens in völligem Verderben, ganz von der Heiligkeit ihres Berufes ausgeartet, in denſelben eine zügelloſe Freyheit, und an den Mönchen einen eben ſo ausgelaſſenen Lebens-

(*) Denn auch in Klöſtern, die zu Kommenden gemacht wurden, finden wir noch eigene Aebte.

wandel, als an weltlichen Italienern. Die Mönche ſchienen ſich für das, daß ſie bey der Welt wenig mehr geachtet wurden, dadurch ſchadlos halten zu wollen, daß ſie ſo lebten, daß ſie ſich der allgemeinen Verachtung immer würdiger machten. Freylich war das Verderbniß eben nicht durchgehends in allen Klöſtern gleich. Ueber den allgemeinen Verfall der Mönchszucht klaget die Geſchichte zwar überhaupt: allein, an einigen Orten brachten es doch die Mönche ſo weit, daß ihre Klöſter, die vormaligen Sitze der Tugend und Heiligkeit, gleichſam die Freyſtätte der Bosheit und der Böſewichte wurden. Muratori (s) hat uns von dem Kloſter Farfa einen Vorgang aufgezeichnet, der Schauer bey jedem Leſer erwecken muß. Ratfred, der Abt, wurde von zwey Ungeheuern aus ſeinen Mönchen, dem Kampo und Hildebrand, durch Gift aus der Welt geſchaffet. Kampo erhielt durch Geld vom Könige Hugo die Abtswürde zu Farfa, und überließ Hildebranden vier kleine Klöſter, die von Farfa abhiengen (*). Doch Laſterfreundſchaft iſt von keiner Dauer. Beyde Böſewichte wurden uneins. Hildebrand bemächtigte ſich mit Gewalt des Kloſters Farfa. Kampo bot in der Noth den Gehilfen ſeines Mitbuhlers eine größere Summe Geldes an, und verjagte durch dieſes Mittel Hildebranden wieder. Der Ueberwinder zeichnete ſich hernach durch verſchiedene

Laſter

(s) Hiſt. Ital. ad Ann. 939.

(*) Die meiſten von den bekannten großen Klöſtern in Italien hatten mehrere ſolche kleine Klöſter unter ſich.

Laſter aus, und ließ ſich beſonders das angelegen ſeyn, was man an den heutigen Mönchen tadeln will, weil ſie es verabſcheuen. Rampo befliß ſich nämlich vorzüglich, das Seinige zur Bevölkerung Italiens nach Vermögen beyzutragen, und ſeine Beyträge durch Kloſtereinkünfte zu unterſtützen und zu verſorgen. Nun das hieß doch dem Staate keine Bettler geben. Doch machte es endlich der ſchöne Abt ſo arg, daß Alberich, der damalige Fürſt zu Rom, andere Ordensmänner nach Farfa ſchickte, die aber, vor den Mordmeſſern des Rampo und ſeiner Mönche ſicher zu ſeyn, den Weg nach Rom wieder ſuchen mußten. Alberich ſchickte Soldaten, und Rampo mußte entfliehen. Allein, der fromme Dagibert, den man Verbeſſerung einzuführen und handzuhaben nach Farfa geſchicket hatte, wurde doch nach einigen Jahren von den Mönchen auch wieder durch Gift aus dem Wege geräumet.

Solche Merkwürdigkeiten aus der italieniſchen Mönchsgeſchichte, Meuchelmord und Giftmiſcherey, können wenigſtens zeigen, wie es da und dort in den italieniſchen Klöſtern zugieng; obſchon ſolche Thaten eben noch nicht beweiſen, daß es allenthalben in den Klöſtern ſo ausſah. Freylich waren ſolche Ausſchweifungen ohne alle Schranken und Zurückhaltung eben nicht ſo allgemein. Daß man ſich aber doch auch in den übrigen Klöſtern von der alten Heiligkeit, Zucht und Regelmäßigkeit ziemlich weit mußte entfernet haben, zeigen die allgemeinen Klagen der Geſchichte und der Beweis, daß man in Italien ſelbſt wenig Erbauliches hatte, das Aergerliche

damit zu verbeſſern; weil man das Heilungsmittel auswärts ſuchen mußte, als man anfieng ernſtlich darauf bedacht zu ſeyn, dem Mönchsſtande in Italien wieder aufzuhelfen, und ihn in die vorige gehörige Verfaſſung zu bringen. Frankreich, welches ehemals mit dem Orden des heiligen Benedikt eine beſſere Einrichtung des Kloſterlebens aus Italien erhielt; ſollte nun Italien dieſen Dienſt erwiedern; indem man daſelbſt zu der in Kluny eingeführten und gar bald weit und breit berühmten Verbeſſerung ſeine Zuflucht nahm. Allein, es gieng mit dieſem Unternehmen in Italien ſo hart und langſam zu, daß dieſes auf das neue beweist, wie weit es daſelbſt das Verderbniß gebracht hatte. So wenig hatte damals Italien Gutes bey dem Ueberfluſſe und bey der Vermiſchung aller Uebel.

XII. Beſchluß und Betrachtungen über das Ganze.

Wir haben ſeine ganze Verfaſſung geſehen, mit einem Blicke läßt ſich alles auf einmal wieder überſehen. In dem Staate nichts als Verwirrung und Zerſtörung, in der Kirche nichts als Unordnung und Verwüſtung. Staat und Kirche untereinander vermenget, beyde in dem traurigſten und erbärmlichſten Zuſtande. Wir haben hin und wieder einige Quellen bemerket, wie bey dem Fortgange der Zerrüttung ein Uebel aus dem andern entſtund. Dieſes war aber allemal die nächſte Quelle, ohne daß wir ſo genau einem entfernten und allgemeinen Urſprunge nachſuchten. Rom kam gewiſſermaßen, wenn wir Kirche und Staat betrachten, zuerſt ins Gedränge, zuerſt in Verfall. Mit dem Schickſale Roms eröffnete ſich das Trauerſpiel für das übrige Italien. Das Beyſpiel, welches man an der alten

Welt=

Weltbeherrſcherin und an der erſten Kirche der Chriſtenheit ſah, war gleichſam eine betrübte Loſung, welche den übrigen Städten und Kirchen Italiens das Einbrechen des nämlichen Schickſales verkündigte. Wie aber Rom ſo ein Schickſal vorbereitet wurde, oder wie es ſich ein ſolches ſelbſt vorbereitete, iſt nicht ſo leicht zu entwickeln. Wenn Muthmaßungen für Beweiſe gelten könnten, könnte man etwas dergleichen in ſeiner vorigen Verfaſſung finden. Rom, könnte man denken, mit ſeinem ganzen Staate unter der Oberherrſchaft der Kaiſer, der päpſtliche Stuhl ſelbſt an die Wahlbeſtättigung der Kaiſer gebunden, zu was konnte dieſes in der Kirche und in dem Staate nicht den Weg bahnen? Es mag auch ſeyn, daß die Oberherrſchaft der Kaiſer Gelegenheit und Reiz in den verwirrten Zeiten für andere ſeyn konnte, den Päpſten endlich gar alles wegzunehmen. Nichts iſt leichter, als daß man zu einem Schritte verleitet wird, wenn man nach der vorherigen Verfaſſung weiter nichts als nur einen Schritt nöthig hat, ſo vieles zu gewinnen. Und was koſtete es denn eine Herrſchaft vollends zu vertilgen, die bis dahin unter einer Oberherrſchaft geſtanden hatte? Wenigſtens würden die Eingriffe der Fürſten Italiens in die weltlichen Rechte der Päpſte in der Geſchichte weit auffallender vorkommen, wenn die Herrſchaft der Päpſte unabhängiger, und nicht durch die Majeſtät der kaiſerlichen Oberherrſchaft ſchon etwas verdunkelt geweſen wäre. Nichtsdeſtoweniger iſt wider dieſe Muthmaßungen vieles zu bedenken. Es iſt itzt gar keine Frage mehr, ob die Fürſten Italiens nicht das nämliche gethan hätten, wenn die Kaiſer von den Zeiten Pipins

und

und Karls des Großen her auch keine Oberherrſchaft über den Staat des päpſtlichen Stuhles gehabt und ausgeübet hätten. Das in ſo viele Fürſtenthümer zerſplitterte Italien ſetzte faſt jeden Fürſten in die Nothwendigkeit zuzugreifen, wo er konnte. Denn da ſich jeder vor dem andern fürchten mußte, war ſo zu ſagen ſchier jeder gezwungen, das der Macht eines andern zu entziehen, was man ſelbſt an ſich riß; damit man ſich ſeinen Nebenbuhler nicht über den Kopf wachſen ließ, und ſich ſelbſt deſtomehr Sicherheit verſchaffte, je mehr man ſich durch Wachsthum eigener Macht Anſehen und Furcht bey andern erwarb. Da es alſo einmal auf das Zugreifen ankam, konnte man es nirgend ſo ungeſtöret als an der päpſtlichen Herrſchaft wagen; indem es andere deſto eher gelten ließen, weil ſie ſelbſt dabey nichts verlohren, und weil man hier doch weniger Widerſtand als anderswo antraf. Zu Rom thaten es jene, die zunächſt dabey waren, die beſte Gelegenheit hatten, und endlich Weiber, die ohnehin, wenn ſie den Meiſter ſpielen können, keine andere Geſetze als ihren Ehrgeiz und ihre Lüſte kennen, und ſich am wenigſten um das bekümmern, was ihnen im Wege ſtehen könnte, wenn ſie nur durchzudringen und ihren Zweck zu erreichen getrauen. An dem Exarchat thaten es Fürſten, die als Kaiſergeſpenſter, oder doch als Könige von Italien auftraten, die, weil ſie anderwärts wenig oder keine Macht hatten ihr Anſehen zu unterſtützen, in Italien ſelbſt ſo viel Land zu gewinnen und ſich ſo ſehr zu vergrößern ſuchen mußten, als ſie nur immer konnten, um ſich und ihre Würde mit Nachdrucke behaupten zu können. Man gab weder auf Herr-

ſchaft

ſchaft noch auf Oberherrſchaft acht; indem ſchon die Zeiten waren, wo Recht oder Unrecht gleich viel galten; weil die Nothwendigkeit, ſich ſo viel möglich zu verſtärken, alles übrige auf die Seite ſetzte.

Aus allem dem kann man ſchließen, wie viel einige Päpſte ſich ſelbſt und dem ganzen übrigen Italien geſchadet haben, wenn man ihr Betragen nur geradehin, wie es vor den Augen liegt, betrachten will. Die Kaiſer, welche im Stande waren, Italien in der Ehrfurcht durch eigene Macht zu erhalten, waren auch der Schutz der Päpſte, die Oberherrſchaft der Kaiſer war die Stütze der päpſtlichen Herrſchaft, und Italien hatte ziemlich Ruhe, ſo lang es einen Regenten hatte, vor dem ſich die andern Fürſten beugen mußten. Rom und die Päpſte mußten es zeitlich genug erfahren, was ſie zu erwarten und zu fürchten hätten, wenn kein Kaiſer da wäre, den man fürchten mußte, und man hätte es vor und wenigſtens noch früh genug einſehen können, daß die Ruhe und das ganze Wohl Italiens nur durch einen mächtigen Kaiſer konnte erhalten werden; und doch ließen ſichs die Päpſte recht ernſtlich angelegen ſeyn, gerade keinen ſolchen Kaiſer zu haben. Daß die Päpſte ſich's anmaßten, Kaiſer nach ihrem Gefallen machen zu können, und keinen dafür zu erkennen, der nicht von ihnen gekrönet worden; hieß in der That ſich recht viel anmaßen. Mit was für einem Rechte ſie es thaten, können wir hier nicht unterſuchen. Man müßte zuerſt wiſſen und genau beſtimmen können, was denn Karl der Große von dem Papſte erhalten, das er nicht vorher hatte, und wie und

auf was für eine Art er es erhalten und angenommen habe. Alles war damals in den Händen Karls des Großen, und die Sachen in einer ſolchen Lage, daß dieſer Prinz ſich ſelbſt, für was er wollte, hätte können erkennen laſſen, und gewiß auch von Römern und allem Italienervolke ohne den Papſt wäre erkennet worden; wenn er ſelbſt Abſichten auf die Kaiſerwürde gegen ein ganzes Volk hätte äußern wollen. Was für ein Recht die Päpſte vorher hatten, iſt bekannt. Aus allen könnte bis dahin keiner auch nur etwas beytragen einen Kaiſer zu machen. Was für ein Recht aber der Papſt für ſeine Nachfolger gründete, als er es einmal that, wird ganz darauf ankommen, was er damals geben und austheilen konnte, wirklich einen Kaiſer zu machen. Man darf nur die Frage ſtellen: was konnte denn der Papſt einem andern geben, wenn er einen andern, als Karl den Großen, zum Kaiſer hätte machen wollen? was der Papſt einem andern geben konnte, das erhielt Karl vom Papſte. Da aber Karl damals ſchon völliger Herr war; kam es gewiß mehr darauf an, was er ſelbſt ſeyn wollte, als was der Papſt aus ihm machen wollte. Was aber Karl doch mit Dank erkannte, war die Gefälligkeit, daß der Papſt die Sache einleitete, daß man dieſem Prinzen eine Würde antrug, welcher in ſeiner Perſon nichts als der Titel fehlte. Karl ſah wohl, daß er dadurch doch mehr Ehre bey der Nachwelt fand, als wenn er ſeine Kaiſererklärung ſelbſt hätte betreiben wollen. Allein, von Rechten der Päpſte über die Kaiſerwürde, oder von einer Abhängigkeit der Kaiſerkrone von der Wahl oder Willkühr der Päpſte ließ ſich Karl nicht einmal

etwas träumen. Er betrachtete vielmehr dieſe erhabene Würde als ein Geſchenk des Himmels, der ſeine Waffen geſegnet, und das alte Reich der ehemaligen Römerkaiſer ſeinem Scepter unterworfen hatte. Dieſe Geſinnungen äußerte er genugſam, als er ſeinen Sohn **Ludwig**, ohne ihn vom Päpſte wählen zu laſſen, von den Vornehmſten der Nazion zu ſeinem Nachfolger ernennen ließ. **Ludwig** mußte hierauf zum Zeichen, daß er ſeine Krone von niemand anderer als von Gott habe, dieſelbe vom Altare nehmen, und ſich ſelbſt aufſetzen (t). So beſtimmte **Ludwig** ſeinen Sohn **Lothar**, **Lothar** ſeinen Sohn **Ludwig** den **Zweyten**, zu ſeinem Mitkaiſer und Nachfolger. Nichtsdeſtoweniger unterließen dieſe Kaiſer nicht, ſich nachher von den Päpſten krönen zu laſſen, und die Päpſte wendeten alles an, dieſe krönen zu können. Daher kommt auch die Verſchiedenheit der Regierungsjahre einiger Kaiſer in der Geſchichte, da einige den Anfang ihrer Kaiſerregierung von der Zeit annahmen, wo ſie zu Kaiſern waren erkläret worden; andere aber erſt von ihrer Krönung an rechneten. Unterdeſſen ſahen doch die Kaiſer ſelbſt die Krönung durch den Papſt meiſtens nur für eine Ehre, und nicht für eine Schuldigkeit an, übereilten ſich gar nicht ſelbige zu erhalten, und regierten einige Zeit als Kaiſer, ehe ſie ſich von dem Papſte krönen ließen. Allein, den Päpſten ſchien etwas daran gelegen zu ſeyn, den Kaiſern dieſe Ehre zu erweiſen. Sie munterten dieſe Prinzen auf, lockten, ermahnten und baten ſie, die Krönung von ihnen zu empfangen. So brachten ſie es end-

(t) Thegan. de geſt. Ludov. pii. Cap. 6.

endlich dahin, daß ſie ſich endlich bereden konnten, es kåme nur auf ſie an, einen Kaiſer zu machen, was ſie für einen wollten. Als Ludwig der Zweyte ohne Erben geſtorben war, hatte unſtreitig Ludwig der Deutſche als der ålteſte Onkel des verſtorbenen Kaiſers das erſte Recht zur Nachfolge; weil Karl der Kahle noch dazu von mütterlicher Seite nur der Stiefbruder, Ludwig der Deutſche aber durchaus der rechte Bruder Lothars des Kaiſers war. Allein, die Påpſte, ſchon Nikolaus und Hadrian der Zweyte, ſuchten die Kaiſerkrone auf Karl den Kahlen zu bringen, und Johann der Achte führte nach dem Tode Ludwigs des Zweyten den Entwurf ſeiner Vorfahren aus. Dadurch entzog nun der Papſt der deutſchen Linie der Karolinger nicht nur die Kaiſerwürde; ſondern auch das Kőnigreich Italien, welches mit dem Kaiſerthume eben in keiner Verbindung war, und unſtreitig Ludwig dem Deutſchen als ein rechtmåßiges Erbe zuerſt gehőrte. Doch der Papſt erreichte dadurch ſeiner Vorfahren und ſeinen eigenen Endzweck; aber nicht alles, was er damit zu erreichen ſich eingebildet håtte. Er ſchloß die deutſchen Prinzen aus, derer Macht ungleich ſtårker, und derer Muth und Tapferkeit ungleich grőßer, als des franzőſiſchen Kőnigs war. Allein, was Italien in Ruhe, und den Papſt bey ſeiner Herrſchaft wider lüſterne Fürſten håtte erhalten kőnnen, ſchien ſelbiger Zeit den Påpſten ihr Anſehen zu verdunkeln, und den vielleicht gehofften noch grőßern Wachsthum zu verhindern. Ein tråger und bey weitem nicht ſo raſtloſer und muthiger Prinz, als Ludwig der Deutſche war, ſollte zu ihren Abſichten

ſichten beſſer taugen. Man fand dieſen an Karl dem Kahlen. Allein, damit beſchleunigte man das Unglück Italiens, und den Verluſt der päpſtlichen Herrſchaft. Ludwig der Deutſche würde die Kaiſerwürde eine Zeitlang noch beſſer unterſtützet haben, ſeine Söhne hatten den Muth und die Tapferkeit ihres Vaters ererbt bis auf Karl den Dicken. Aber Karl der Kahle, der ſich in ſeinem eigenen Reiche kaum erwehren konnte, konnte Italien weder helfen, noch ſelbiges in Ehrfurcht erhalten. Die Fürſten dieſes Landes lernten unter ihm das erſtemal einen Kaiſer verachten, welcher zum Beſten der Italiener, und beſonders des Papſtes der Kappzaum für ſie ſeyn ſollte. Und da ſie noch bey der Ueberlegenheit der deutſchen Prinzen unter dem Vorwande Karlmanns, Sohnes Ludwigs des Deutſchen, Vortheile zu beſorgen, Gelegenheit genug fanden, Verſuche für ihren eigenen Ehrgeiz zu wagen, und am ungehindertſten Rom und den Papſt zu kränken und zu zwacken: ſo lernten ſie dadurch ihre eigene Macht kennen, und kamen zugleich auf die Spur, wo ſie am leichteſten zugreifen könnten; wenn ſie keinen mächtigen Oberherrn zu fürchten hätten. Sie ſahen, daß ganz Italien vor ihnen zittern mußte; ſobald ſie nicht einen andern fürchten durften. Je näher alles zur Verwirrung kam; deſto lieber war es ihnen: weil ſie ſchon merkten, wo ſie im trüben fiſchen könnten. Der Papſt that alſo niemand als ſich ſelbſt einen größern Schaden, da er einen blöden und trägen Kaiſer ſuchte, und niemand einen größern Dienſt, als denjenigen, die ganz Italien verwirren konnten, und dem Papſte ſelbſt nicht zu ſchonen ſchon lange bereit waren.

Indem aber Johann der Achte nach dem Tode Karls des Kahlen ſich faſt krank zappelte, nicht wußte wohin er ſich wenden ſollte, und doch auf allen Seiten, wohin er ſich auch nur kehren wollte, alles in volle Bewegung ſetzte, einen Kaiſer nach ſeinem Sinne zu finden: ſo verwirrte er die Sachen nur noch mehr. Schon ſein Vorfahrer hatte es in Betreff des Königreichs Lothringen erfahren, daß man damals noch nicht alle nöthige Ehrerbietung hatte, die gebietende Macht der Päpſte über Königreiche und ihre Theilung oder Einrichtung mit ſtiller Demuth zu erkennen; und doch warf ſich Johann der Achte mit allen Fürſten und Biſchöfen Italiens, welche letzten nach und nach auch zu dem Range der Großen dieſes Königreiches geſtiegen waren, gleichſam mit Gewalt ab; da er mit allen im gebietenden Tone ſprach, und es ſich allbereit allein anmaßte, Italien einen Oberherrn, und dem Occident einen Kaiſer zu geben. Alles wurde dadurch beleidiget, und da man den Grund dieſer Herrſchaft kannte, durch die man ſich nicht wollte niederdrücken laſſen: ſo wurden die Mächtigen nur gereizet, ſelbigen mit guter Gelegenheit zu untergraben, und gar wegzuräumen. Johann wollte zu viel weltlich gebietende Macht ſeyn. Seine Nachfolger mußten es büßen; indem man ihnen endlich gar nichts mehr von dem ließ, vor was ſich kurz vorher andere hatten beugen ſollen. Die Wahl Karls des Dicken zum römiſchen Kaiſer gab zwar den italieniſchen Fürſten wieder einen Oberherrn; aber gerade ſo einen, wie ihn ihr Privatintereſſe und ihre beſondern Abſichten am beſten ertragen konnten, dem Papſte keine Stütze, ganz Italien

lien keinen Beſchützer. Einen Fürſten, unter dem die Vaſallen noch vollends Könige wurden, wie ſie es unter Karl dem Kahlen angefangen hatten zu ſeyn. Es war alſo auch eine Wirkung der Politik der Päpſte, daß zwey träge, unthätige und ſchüchterne Prinzen aufeinander folgten, unter denen man Zeit hatte, die Unabhängigkeit zu gewöhnen, oder doch darnach lüſtern zu werden, und ſich dazu vorzubereiten. Wenn die Päpſte bey der deutſchen Linie geblieben wären: würde Italien eben ſo muthige als mächtige Beherrſcher gehabt haben; bis die Reihe an Karl den Dicken durch das Abſterben ſeines Vaters und ſeiner ältern Brüder gekommen wäre. Dieſer Prinz wäre das erſte Beyſpiel geweſen, und das Uebel hätte, ſo zu ſagen, unter ihm erſt anfangen müſſen; anſtatt daß es ſich nur fortpflanzen, erhalten durfte, einwurzeln und überhand nehmen konnte. Wir können daher dieſes nicht anders als eine Vorbereitung zu den Unruhen anſehen, welche Italien nach dem Tode Karls des Dicken unter und über ſich kehrten, und unter welchen die Kaiſerkrone bald dieſem, bald jenem zu Theil wurde. Nichtsdeſtoweniger haben wir in der Kaiſergeſchichte nicht die Kaiſer in Italien; ſondern die Regenten Deutſchlandes angeſetzet. Doch haben wir ſie, andern nicht zu trotzen, auch nicht Kaiſer genennet. Nur glaubten wir, die Reihe unſerer deutſchen Regenten nicht unterbrechen zu dürfen, wegen Fürſten, die in Italien eine Krone trugen, die auf keines Haupt veſt ſaß, und einen Titel führten, der ihnen keine Macht gab, und eben ſo wenig bey ihnen Macht zur Unterſtützung fand. Zu dem waren in Italien ſelbſt bisweilen, und vor

Otto dem Großen lange Zeit nur Könige, keine Kaiſer. Arnulf brachte die Kaiſerwürde anfangs auch wieder einige Zeit an die Deutſchen. Der Zwiſchenraum zwiſchen ihm und Otto dem Erſten iſt zwar groß, doch blieb auch die Kaiſerwürde hernach für immer bey den Deutſchen, nachdem ſie Otto wieder auf dieſelbe gebracht hatte. Allein, bis Otto kam, hatte Italien beſonders Rom und die Päpſte genug zu leiden. Daß es aber Früchte der Staatsklugheit der letzten waren, kann nicht ganz geläugnet werden. Ihre Abſicht war es freylich nicht. Sie hatten nur das Unglück, daß es ganz anders ausfiel, als ſie es meinten, und daß der Erfolg und der Ausgang dem Beyſpiele ihrer Vorfahrer ganz entgegen, ihren Entwürfen völlig zuwider war. Man durchgehe alſo nur die Geſchichte, und was man auf die Oberherrſchaft der Kaiſer über den Kirchenſtaat ſchieben will, davon wird man den Grund in den damaligen Umſtänden, und großen Theils in dem Verhalten einiger Päpſte, ſelbſt finden.

Eben ſo iſt es mit der Beſtättigung der Papſtwahl. Dem Anſehen nach konnte nichts leichter, als eben dieſe Beſtättigung, Gelegenheit geben, und die weltliche Macht verführen, ſelbſt über den erſten biſchöflichen Sitz der Kirche ihre Herrſchaft und gebietende Gewalt ausüben zu wollen. Mußte die Wahl einmal beſtättiget werden: ſo konnte dieſes gar leicht für ein Recht und für eine Gewalt über die Würde ſelbſt angeſehen werden, zu welcher die Wahl geſchah, und ſo eine Meynung mußte endlich aus der Wahl ſelbſt nicht viel machen, ihrer Freyheit zu

nahe

nahe treten, oder ſie gar ſtören und aufheben. Denn da doch jeder die kaiſerliche Beſtättigung haben mußte, den apoſtoliſchen Stuhl ruhig in Beſitz nehmen zu können: ſo konnte nichts leichter als dieſes auf den Einfall und zu dem Unternehmen verleiten, den päpſtlichen Sitz eigenmächtig mit Männern nach willkührlichem Geſchmacke und Gefallen zu beſetzen. Daß es endlich ſo weit kam, weiß man aus der Geſchichte. Daß aber auch dieſes eine der Hauptquellen aller Unordnungen in der Kirche zu Rom und durch ganz Italien war, iſt richtig und unſtreitig. Das Unternehmen ſelbſt ſtiftete zu Rom Verwirrungen, die ſich gar bald weiter verbreiteten. Und da durch den Druck und die Tyranney, unter die der päpſtliche Stuhl gerathen war, der Papſt zu gleich Anſehen, ſeine rechtmäßige Gewalt, Kraft und Nachdruck verlohr: ſo konnte der Papſt deſtoweniger durch das übrige Italien etwas gut machen, das Verderbniß aufhalten, und Uebel verbeſſern; da er zu Rom ſelbſt Uebel, Unordnung und Verwüſtungen in der Kirche nicht einmal hindern konnte. Unterdeſſen hat man doch nicht nöthig, bis auf die Wahlbeſtättigung bey dieſen Uebeln zurückzugehen. Weniger auffallend war es freylich, als ſich die weltliche Macht die Herrſchaft über den päpſtlichen Stuhl anmaßte, da man vorher ſchon gewohnt war, denſelben wenigſtens in etwas von den Kaiſern abhängig zu ſehen; allein diejenigen, die es ſo weit trieben, würden es gethan haben, wenn Rom nie etwas von einer kaiſerlichen Beſtättigung gewußt hätte. Die Hauptquellen waren die Herrſchſucht derjenigen, die es unternahmen, und das Betragen einiger Päpſte.

Da man nach der Herrſchaft der Päpſte lüſtern war, ſelbige von allen Seiten zwackte, ihnen ſogar Rom und ihren ganzen weltlichen Staat entriß, daß ihnen weiter nichts übrig blieb, als daß ſie Päpſte waren: ſo war wohl dabey ruhig und ungeſtört zu bleiben, das nächſte und ſicherſte Mittel, Päpſte zu machen, was man für welche wollte, und ſo mit den Päpſten umzugehen, daß man nichts von ihnen zu beſorgen hätte. Neben dem hatten ſchon einige Päpſte in jenen verderbten Zeiten durch einen unheiligen Lebenswandel den heiligen Stuhl ſo ſehr entehret; daß man ſich nun auch nicht mehr ſcheuete, mit dem päpſtlichen Stuhle wie mit dem Papſte umzugehen, und ſich auch an das zu wagen, was Päpſte ſelbſt nicht ehreten. Im Gegentheile war die kaiſerliche Beſtättigung der Schutz des Papſtes und des apoſtoliſchen Stuhles. Sie erhielt und unterſtützte ſowohl die Wahlfreyheit als die Ordnung und Ruhe in der Kirche. Boshafte Ränke und Gewalt, welche Ordnung und Frieden ſtören konnten, mußten ſich vor der Macht der Kaiſer ſcheuen, die alſo nur ein Recht hatten und ausübten, welches das Beſte der Kirche zum Endzwecke hatte und beförderte. Aber Unordnung und Verwirrung folgten. Die Kirche kam in die kläglichſte Verfaſſung: ſobald man keine Kaiſer mehr hatte, welche durch ihr Anſehen Ordnung und Ruhe zu Rom erhielten, entweder weil gar kein Kaiſer war, oder weil nur ſolche Prinzen den Kaiſertitel führten, welche ſich um Rom und die Kirche theils wenig bekümmerten, theils dem Unfuge nicht wehren konnten, da ſie zu Rom nichts zu ſagen hatten, welches unter der eiſernen Ruthe ſeiner eigenen Tyrannen ſeufzete.

Erſt als mit den Ottonen wieder mächtige Kaiſer auftraten, kamen die Sachen wieder in ihr altes Geleiſe. Daß es aber Mühe koſtete, und man gleichſam mit allem Ernſte und Gewalt durchbrechen mußte, daran waren die eingewurzelten Unordnungen, und die an Unordnung gewöhnten Römer ſelbſt Schuld, die immer die alten Verwirrungen mit neuen vermehrten. Es wird zwar den Ottonen vieles zur Laſt gelegt, ſie wurden aber auch von den ſtöriſchen Römern dazu genöthigt, das zu thun, was ſie ſonſt nicht gethan hätten. Wenn man ſich in der Geſchichte genau erkundigt, aufmerkſam forſcht und unterſucht: ſo findet man falſche Beſchuldigungen, und andere, die bey weitem das nicht ſind, für was man ſie ausgiebt. Denn daß ſchon Stephan der Achte eigentlich vom Otto dem Erſten auf den päpſtlichen Stuhl erhoben worden, wird dem Baronius kein Geſchichtkundiger glauben (u). Was wider Johann den Zwölften geſchah, wird unbillig ganz auf die Rechnung des Otto geſchoben, der ſchier nicht zu bereden war, und Johannem theils vertheidigte, theils entſchuldigte. Zu dem ſchreibt Muratori (w), daß die Kirchenverſammlung, in welcher dieſer Papſt abgeſetzet wurde, auf Anſuchen der Biſchöfe und des Volkes gehalten worden. Wenn aber Otto doch gegen Benedikten den Fünften zu ſtrenge war: ſo hatten ihn auch die Römer, die ihn allem Anſehen nach zum beſtem haben wollten, zum Zorn gereizet. Was dieſer

(u) Vide Papebroch. in Conatu Chronic. Hiſt. Pagi in Breviar. Pontif.

(w) Hiſt. Ital. ad Ann. 973.

Kaiſer hernach bey der Wahl Johann des Dreyzehnten that, zeiget deutlich, daß er der Kirche gern ihre Freyheit, den Sachen ihre gehörige Ordnung ließ; wenn nur die Römer mit ihrer angebohrnen Widerſetzlichkeit auch die Rechte des Kaiſers erkannten. Otto ließ ihre Abgeordneten, durch welche ſie nur geradehin vom Kaiſer einen Papſt begehret hatten, von ſeinen Geſandten nach Rom begleiten, wo Johann der Dreyzehnte nicht vom Otto aufgedrungen, oder von ſeinen Miniſtern eingeſchoben, ſondern von der Geiſtlichkeit und dem Volke frey zum Papſte erwählet wurde. Aber eben deßwegen waren die Römer auch deſto ſtrafbarer, und verdienten die ſtrenge Rache des Otto zweymal, als ſie ſich bald darauf auch wider dieſen Papſt vergriffen. Nach Johann dem Dreyzehnten wurde Benedikt der Sechste von den Römern gewählet, nur daß man bis zu deſſen Einweihung einige Monate auf die kaiſerliche Beſtättigung warten mußte (x). Das Schickſal dieſes Papſtes aber und deſſen trauriges Ende zeigten auf das neue, daß die Römer noch immer allen Muthwillen gegen den päpſtlichen Stuhl, und die entſetzlichſte Grauſamkeit gegen Päpſte ſelbſt auszuüben im Stande wären; ſobald ſie die Macht und Rache des Kaiſers nicht zu fürchten hatten, und daß eben deßwegen die Wahlbeſtättigung, die den Kaiſern eine gewiſſe Aufſicht einräumte, und zugleich Schutz wider Unfug von ihnen foderte, eigentlich die Ruhe in der Kirche, die Ehre des päpſtlichen Stuhles, und die Sicherheit der Päpſte ſelbſt erhalten mußte. Die

Fre=

(x) Pagi in Critic. ad Annal. Baron. ad Ann. 972.

Frevelthat wider Benedikt den Sechsten wurde begangen, als Otto der Erſte geſtorben, und Otto der Zweyte noch in Deutſchland war, wo man alſo den Kaiſer nicht viel fürchtete. Otto der Zweyte war noch nicht in Italien, als Donus der Zweyte zum Papſte erwählet wurde, und man hat gar keinen Grund, dieſem jungen Prinzen aufzubürden, daß er dieſen Papſt eingedrungen habe. Wenn es aber auch die Grafen oder Markgrafen in Toſkana thaten (y), die des Kaiſers Abſichten dadurch zu erfüllen glaubten; indem ſie den immer aufrühriſchen Römern zuwider handelten, da ſie eine ruhige Wahl, und einen Mann, von dem man keinen Tadel weiß, auf den päpſtlichen Stuhl beförderten: ſo kann man ihnen deßwegen doch weit weniger zur Laſt legen, als den Römern, die einen rechtmäßig erwählten Papſt erdroſſelten. Wenn übrigens auch wahr iſt, daß Otto der Zweyte nach dem Tode Donus des Zweyten gern den heiligen Majolus auf dem päpſtlichen Stuhle gehabt hätte: ſo bewog den Kaiſer ohne Zweifel die Heiligkeit dieſes Abtes dazu, und dieſer Fürſt ſtörte deßwegen doch die Wahlfreyheit ſo wenig, daß er, ſeiner Neigung für den heiligen Majolus ungeachtet, den Römern nichtsdeſtoweniger den von ihnen gewählten Benedikt den Siebenten ließ. Wenn aber einige vom Jahre 983 ſchreiben: Otto der Zweyte ſey nach Rom gekommen, und habe der daſigen Kirche ein Oberhaupt, nämlich Johann den Vierzehnten gegeben: ſo kann dieſes nicht von einer Wahlſtörung oder eigenmächtigen Ein-

(y) Sigonius de regno Ital. Lib. VII.

ſetzung verſtanden werden; weil man zugleich findet, daß Johann der Vierzehnte doch gewählet worden; obſchon die Römer es dießmal dem Kaiſer konnten zu Liebe gethan haben, daß ſie ſeinen Erzkanzler in Italien zum Papſte erwählten. Neben dem wollen es viele nicht gelten laſſen, daß Johann der Vierzehnte noch unter Otto dem Zweyten auf den päpſtlichen Stuhl gekommen ſey; weil ſie den Tod Benedikts des Siebenten und die Erhebung Johannes des Vierzehnten in das Jahr 984 ſetzen (z), und ſo wäre die Herrſchaft, welche Otto der Zweyte, der ſchon im Jahre 983 ſtarb, über den päpſtlichen Stuhl ſoll ausgeübet haben, eine offenbar falſche Beſchuldigung. Sogar die Erhebung Gregors des Fünften geſchah durch die Wahl der Geiſtlichkeit und der vornehmſten Römer, und nicht durch gewaltſame Einſchiebung von Otto dem Dritten. Diejenigen, welche das letzte behaupten (a), können andern, die das Gegentheil berichten (b), das Gleichgewicht nicht halten; indem man ausdrücklich findet, daß Otto 1. den Gregor durch öffentliche und allgemeine Einſtimmung und Wahl auf den apoſtoliſchen Stuhl brachte; daß es Otto mit verwilligte 2. daß Gregor nicht nur von der Geiſtlichkeit; ſondern mit Uebereinſtimmung aller Römer zum Papſte erwählet wurde; daß er 3. von den Vornehmſten erwählet, mit allgemeinem Beyfall und Lob 4. der

(z) Vide Murat. Hiſt. Ital. ad Ann. 984.

(a) Sigonius de regno Ital. Lib. VII. Rubeus Hiſt. Ravenn. Lib. V.

(b) 1. Annal. Hildeshem. Annaliſta ſaxo. 2. Chronogr. ſaxo. 3. In vita Adalberti. 4. Dilhmarus.

der ganzen Verſammlung erhebet worden. Daß aber Otto ſein Verlangen gegen die Römer mag geäußert haben, beweist kein Eindringen. Genug, daß Gregor der Fünfte durch die Wahl Papſt wurde. Daß aber doch eben dieſer bey der Wahl Gregors ſo beſcheidene Otto hernach bey der Erhebung Gerberts, unter dem Namen Silveſters des Zweyten, weiter gieng, und die Sache etwas ernſtlicher betrieb, mag gar wohl ſeyn; obſchon Muratori nur berichtet, daß Gerbert ſich unter dem Vorſpruche des Kaiſers um den päpſtlichen Stuhl beworben habe. Allein, Otto der Dritte ſah gar wohl, daß ſich zu Rom weder Ruhe in der Stadt erhalten, noch Ordnung in der Kirche ſtiften, und wieder auf das neue einführen ließen, wenn er nicht einen Mann auf dem apoſtoliſchen Stuhl hätte, der mit ihm zu ſeinen Abſichten durchaus einſtimmig wäre. Da er aber den Römern durchaus nicht zu viel trauen durfte: ſo war er auch genöthiget, mehr Ernſt zu brauchen, ſeine guten Abſichten für den Staat und die Kirche zu erreichen, und etwas zu thun, was er ſchwerlich oder gar nicht gethan hätte, wenn die Römer ein ſchwüriges, und zur Empörung immer geneigtes Volk, eben ſo gut als er geſinnet geweſen wären. Otto hatte an dem Afterpapſte Bonifaz und an dem herrſchſüchtigen Kreſzenz den Beweis, daß die Römer allemal bereit wären, jeden Böswicht zu unterſtützen, der ſie zum Aufruhr und zu Meutereyen auffoderte. Solche Warnungen erfoderten Aufmerkſamkeit und ernſthafte Vorſicht. Zu dem blieb bey allem, was die Ottonen thaten, den Römern immer einige Wahl und einiges Recht; da im Gegentheile

theile auf der Seite der Aufrührer, die doch von Römern unterſtützet wurden, alles durch ſtürmende Gewalt, durch übertumpelnde, Geſetze und Menſchlichkeit verachtende, Macht unternommen, ausgeführet, und mit Mordgeſchichten vollendet wurde. Kurz, ohne den Eifer, mit welchem ſich die Ottonen um die Päpſte und den päpſtlichen Stuhl annahmen, würden die Sachen zu Rom ſchwerlich in die Ordnung gekommen ſeyn, in welcher man ſie nach der Hand findet. Man kann alſo deſtoweniger die Verwirrungen in der Kirche von dem Wahlbeſtättigungsrechte der Kaiſer herleiten, da eben dieſes ehemals die Ruhe in der Kirche erhielt, und nachher Ordnung in der Kirche wieder herſtellete, den päpſtlichen Stuhl wieder allgemein in Verehrung brachte, den Päpſten nach und nach ſelbſt wieder zu ihrem alten Anſehen verhalf, und ſie dadurch in den Stand ſetzte, das übrige, was ſie noch verlohren hatten, eines nach dem andern wieder zu erlangen. In der That findet man unter allen den Päpſten, die unter dem Wahlbeſtättigungsrecht der Kaiſer den apoſtoliſchen Stuhl beſtiegen, und unter jenen, derer Erhebung man ganz allein den Kaiſern zuſchreiben will, nicht einen, der den heiligen Sitz ſo entehret, ſeiner Perſon ſelbſt ſolche Schande zugezogen hätte, als mehrere in jenen Zeiten, wo die Römer von den Kaiſern zwar frey waren; aber eben deßwegen entweder unter einem andern weit härtern Joche ſeufzeten, oder ſelbſt durch Muthwillen, Frechheit und ihren Empörungsgeiſt alles unter und über kehrten; ſobald ſie den Kopf nur ein wenig in die Höhe heben durften.

Ueber-

XIII. Die Vorſehung Gottes in allen dieſen Verwirrungen.

Ueberhaupt wird man die Urquellen des übeln Zuſtandes Italiens in jenen betrübten Zeiten nicht leicht entdecken; da man immer eines aus dem andern entſtehen ſieht, da man jedes bald als Wirkung und als Folge, bald als Urſprung und Urſache des andern betrachten kann. Nichtsdeſtoweniger muß man auch mitten in jenen Verwirrungen die Hand Gottes ſowohl in Erhaltung ſeiner Kirche als ſelbſt in den Drangſalen, welche ſie auszuſtehen hatte, erkennen. Es iſt wahr, eines half dem andern die Uebel vermehren, aber auch eines war Züchtigung und Strafe für das andere. Wir ſehen Päpſte, welche die heiligſte Würde der Kirche zur Zielſcheibe ihres Ehrgeizes gemacht, durch die niederträchtigſten und ſchändlichſten Mittel darnach trachteten; nachdem ſie aber erhalten, was ſie ſuchten, wurde eben dieſes die Urſache ihres Sturzes, die Quelle ihres Elendes, und für einige ihres traurigen Endes. Selbſt die Gehilfen ihres Ehrgeizes wurden am Ende die Beförderer ihres Falles, und die mörderiſchen Werkzeuge ihres Todes. Gott wollte nicht, daß das heiligſte Amt und die erhabenſte Würde der ruhige Lohn unheiliger Abſichten und niederträchtiger Mittel ſeyn ſollte. Wir ſehen Päpſte, die aus Herrſchſucht und Eifer nur immer ihren weltlichen Staat zu vermehren, die Kirche Gottes und ihr Beſtes beynahe ganz vergaßen, oder doch ſchlecht beſorgten; und Gott ließ zu, daß ihr unruhiges Beſtreben andere reizte, der Kirche dasjenige wegzunehmen, zu rauben, was nur den Stolz ihrer Vorſteher nährte. Was weltliche Herrſchaft gebahr, und in die Kirche einführte, wurde die Gelegenheit zur Verdemüthigung.

gung. Gott ließ aus dem die größte Bitterkeit entſpringen und verkoſten, aus was man nichts als ſüße Früchte gehoffet hatte; und was Menſchen für ihre Hoheit gebauet hatten, ließ er zu Trümmern gehen, zu zeigen, daß für ſeine Kirche, die er gegründet, die weltliche Macht eine viel zu ſchwache Stütze wäre; wenn ſie nicht ſein allmächtiger Arm erhielte. Wir ſehen Päpſte, welche durch ihre Sitten und Aufführung die Würde ſelbſt entehreten, welche ſie bekleideten. Gott ließ aber ſolche Päpſte ihre eigene Schande werden, und erhielt die Würde in der Kirche in Ehren. Solche Päpſte wurden ein Scheuſal für die Nachwelt, die noch immer das verehret, was ſie durch ihren Lebenswandel entehret hatten. Gott wollte dadurch zeigen, daß dasjenige, was er geſtiftet hatte, ſeinen Werth von ſeinem Stifter hätte, und nicht erſt durch Menſchen erwerben müßte; daß dasjenige, was ſeinen Urſprung von Gott ſelbſt herleitete, durch Menſchen weder etwas gewinnen, noch verlieren könnte; daß dasjenige, was Gott ſelbſt geheiliget hat, durch Menſchen, ſo laſterhaft ſie auch wären, nicht könne unheilig gemacht werden; daß endlich die heiligſte Würde Einſchleicher und Eindringer leide, daß ſie aber ſolche nicht heiligen könne, die nicht von Gott ſelbſt durch den Beruf dazu geheiliget werden. In der That blieb die Würde des Statthalters Jeſu Chriſti auf Erden in der Kirche immer das, was ſie von ihrem Urſprunge her war. Die Hand ihres Stifters war offenbar mit ihr. Man ſah nicht, daß ſich Glieder von ihrem Haupte wegen der Unwürdigkeit desjenigen trenneten, welcher das Haupt vorſtellte. Im Gegentheile ehrete man

man die Würde in unwürdigen Perſonen, und man ſah Biſchöfe in verſchiedenen Provinzen gegen die ſchlechteſten Päpſte eben das beobachten, was man vorher gegen heilige Päpſte beobachtet hatte. Man war alſo in jenen Zeiten, wo das Aergerniß nagelneu war, wo es wirklich auf dem erhabenſten Throne ſaß, und ſich weder verbergen ließ, noch ſich Gewalt anthat verborgen zu bleiben; damals, wo man es alſo vor den Augen haben mußte, war man aufgekläret genug, jenen Unterſchied zu merken, der für die Würde foderte, was Perſonen nicht zu verdienen ſchienen. Jetzt geht man in die Finſterniſſe des Alterthumes zurück, aus denſelben das Perſönliche herauszuholen, ſelbiges nicht hiſtoriſch, ſondern durch boshafte Anwendung zur Verachtung einer Würde vorzuſtellen, die nach der Abſicht ihres Stifters in der Kirche jederzeit an ſich verehrungswürdig bleiben ſoll. Wir ſagen nicht, daß man das Tadelwürdige einiger Päpſte verdutſchen müſſe. Alles kömmt auf die Anwendung an. Nur ſollte man ganz billig auch betrachten, daß das Perſönliche ſchlechter Päpſte jener verworrenen Zeiten, durch eine lange Reihe verdienſtvoller Männer, die ihre Nachfolger waren, ſchon längſt verdunkelt worden. Man nehme jetzt die Päpſte, welche durch den verdienten Ruhm wahrer Weisheit und Tugend die ſpätern Zeiten verherrlichet haben, und laſſe jene des 9ten und 10ten Jahrhunderts in der Dunkelheit des Alterthumes vergraben liegen. Es waren Päpſte ihrer Zeiten, und viele noch beſſer, als ihre Zeiten. Sollte denn nicht das allgemeine Verderbniß eben deßwegen, weil es allgemein war, eben deßwegen, weil aus dem allgemeinen

meinen Verderbniß Männer auf den päpſtlichen Stuhl ſtiegen, ſo wie ſie Italien und Rom damals hatten, vieles wegwiſchen, entſchuldigen, oder doch zudecken? Nichtsdeſtoweniger findet man auch in jenen verderbten Zeiten Männer auf dem päpſtlichen Stuhle, denen man nichts von dem allgemeinen anſteckenden Verderbniß vorwerfen kann: warum ſieht man nicht auf ſolche ſonderbare Erſcheinungen, die damals ganz wider die Beſchaffenheit ihrer Zeiten waren? und warum reißt dasjenige die ganze Aufmerkſamkeit auf ſich, das doch weiter nichts war, als was die damaligen Zeiten an ſich ſelbſt mit ſich brachten. In der That ſchien damals nicht nur zu Rom; ſondern in ganz Italien alles ausgeartet. Allein, auch hier können wir die Hand Gottes ſuchen und finden, die vieles leitete und anordnete, was wir bey einer flüchtigen Ueberſicht der Geſchichte als Zufälle betrachten. Wie ehrwürdig die ältern Väter der Kirche, die kein anderes Geſchäft kannten, als die Lehren des Glaubens mit Mund und Feder zu verbreiten und zu vertheidigen, in ihrer Prieſterſtole bey dem ganzen Chriſtenhaufen waren, wiſſen wir. Ihre Nachfolger, die im Harniſche mit Schild und Degen auftraten, galten nichts mehr. Biſchöfe, die dasjenigt, was ihr Beruf nicht foderte, mit gewaffneten Schaaren ſuchten, verlohren endlich das, was ſie als ſanftmüthige Hirten ruhig hätten genießen können. Gott fügte es, daß diejenigen, die das Schwert wider ihren Beruf geführet hatten, ſich das Schwert anderer auf den Hals zogen, und ſogar durch das Schwert der Ungläubigen gezüchtiget wurden. Die Streifereyen, Einfälle, Verwüſtungen und Räubereyen

der

der Barbaren waren eine andere Strafruthe in der Hand Gottes. Da Geldgeiz und Habſucht alles, auch ſogar Biſchöfe beherrſchte, da alle Abſichten nur auf Schätze ſammeln abzweckten; ließ Gott wilde Völker, Sarazenen, Hungarn, Slaven, wie ein Schwall einbrechen, und auf einmal durch Ungläubige rauben, was ſchlechte Chriſten geſammelt hatten. Es iſt wahr, daß ſich Biſchöfe leicht wieder erholten. Es geſchah aber durch Anmaßung einer Hoheit, die nicht zu ihrem Berufe gehörte, und eben je mehr ſie ſich anmaßeten, je näher ſie ſich Mächtigen an die Seite ſetzten, deſto mehr zogen ſie ſich Kränkungen zu. Ihr Aufſteigen erweckte die Aufmerkſamkeit anderer, die das waren, was Biſchöfe werden wollten. Durch das, was ſie ſich erwarben, verlohren ſie bey andern das, was ihrem Karakter eigen war. Man behandelte ſie nach ihrem Beſtreben, und da man ſie noch nach ihren Handlungen mehr, als nach ihrem Berufe ſchätzte: ſo wurde ihre Hoheit die Gelegenheit zu ihrer Verdemüthigung und Verachtung, wider welche ſie nun nichts mehr ſchützen konnte, weil Biſchöfe das ſelbſt nicht mehr kannten, was allein Biſchöfe verehrungswürdig macht. So verordnete Gott zur Strafe ihres Ehrgeizes, daß ſie weit mehr verlohren, als ſie gewannen; weil man ſie in dem, was ſie ſeyn wollten, beunruhigte, und nach dem, was ſie ſeyn ſollten, nicht mehr ſchätzte. Durch die Anwendung ihrer ganzen Sorge auf das Zeitliche, ließen die Biſchöfe die alte Zucht verfallen, die Kirchenrechte und Satzungen in Vergeſſenheit und Verachtung kommen. Gott ſtrafte ſie dafür dadurch, daß eben dieſe Geſetze auch für ſie

nichts mehr galten, und ſie in den alten Kirchenrechten auch keinen Schutz mehr wider die Gewalt und Eingriffe weltlicher Fürſten fanden. Die Biſchöfe drangen in das Weltliche ein, und ſo lockten ſie die weltlichen Herren ſich in das Geiſtliche einzudrängen, wobey die Biſchöfe zu ihrer eigenen Strafe nun von beyden Seiten ins Gedränge kamen. Aber eben da Gott die Unordnungen, welche das Verderbniß geſtiftet hatte, auf einer Seite zur Strafe derjenigen anwendete, welche zu den Verwirrungen mitgeholfen hatten: ſorgte ſeine Vorſehung und Güte auf einer andern Seite für ſeine Kirche. Nichts fehlte zum völligen Verderben Italiens, als daß zur Zeit, wo das Aergerniß auf dem erhabenſten Throne ſaß; zur Zeit wo die Vorſteher der Kirche geſchäftige und wachſame Herren, aber träge und ſchläfrige Hirten waren; zur Zeit, wo man ſchlechte Kenntniſſe des Chriſtenthumes, und noch ſchlechtere Sitten hatte; die Religion ſelbſt noch in ihren Grundveſten und in ihrer eigenen Lehre angegriffen wurde. Allein, Gott verhütete es, daß zu eben der Zeit, da das Verderbniß mit ſeiner ganzen Wuth herrſchte, auch noch zugleich Irrlehren einbrechen, die Verwüſtung zur gänzlichen Zerſtörung, und das Verderbniß ſelbſt zum völligen Verderben machen ſollte. Gott wollte mitten unter ſo vielem Böſen den Saamen des Guten erhalten, um ihn nachher zur Erbauung ſeiner Kirche zu den herrlichſten Früchten aufkeimen zu laſſen. Eben ſo erſetzte Gott das allgemeine Aergerniß in Italien durch das Gute, welches man zu gleicher Zeit in andern

Pro=

Provinzen antraf. Wie blühend der Zuſtand der Kirche eben dazumal in Deutſchland war, können die vielen heiligen Biſchöfe beweiſen, die ſchon an ihrem Orte angeführet worden. Auch das Mönchsleben hatte anderwärts viel Erbauliches und Heiliges, da es unterdeſſen in Italien ſehr erbärmlich ausſah. Je reicher daſelbſt die Klöſter, und je größere Herren daſelbſt die Aebte wurden, deſto mehr verfiel nach und nach die Mönchszucht. Je mehr die Klöſter von der Welt bekamen, deſto tiefer drang die Welt in dieſelben ein, bis endlich Zucht und Ordnung gänzlich theils zerſtöret wurde, theils ſtufenweiſe für ſich ſelbſt zu Grunde gieng, und die Klöſter endlich ein Raub derjenigen wurden, von denen ſie vorher begütert worden; indem die Welt das mit doppeltem Wucher wieder an ſich riß, was die Klöſter vorher von ihr als fromme Geſchenke erhalten hatten. Nichtsdeſtoweniger kam man in jenen verderbten Zeiten noch nicht auf den Einfall, wegen dem Verfalle der Kloſterzucht die Klöſter ſelbſt abzuſchaffen. So ſchlecht die Mönche hin und wieder lebten; ſo hieß es doch nicht: Weg mit ihnen; ſondern der Entſchluß war: Man verbeſſere ſie. In der That ſah man nicht darauf, wie die Mönche ſchier durchgehends in Italien; ſondern wie ſie anderwärts waren, und wie ſie in Italien ſeyn könnten. Und auch hier muß man die Vorſehung Gottes erkennen, der bey dem überhandnehmenden Verderbniß ſchon auf der Seite ein Gegen- und Heilungsmittel vorbereitete, indem die in ihrem Anfange ſchwache Verbeſſerung zu Kluny mit ſchneller Verbreitung

und Wachsthum dem ganzen Schwalle des Verderbniſſes ſo gewaltig entgegen arbeitete, daß ſie nicht nur wider die weitere Ergießung des anſchwellenden Uebels ein feſter Damm war; ſondern auch dort, wo das Uebel wirklich überhand genommen hatte, nach und nach das Aergerniß tilgete, und das erbauliche Kloſterleben nach ſeinem erſten Werthe, und in ſeiner erſten Tugend wieder herſtellete. Wir können alſo dieſe Abhandlung nicht beſſer beſchließen, als mit dem kurzen und veſten Grundſatze: daß die Vorſehung Gottes auch mitten unter den größten Uebeln noch immer das Gute erhalte, und für ſeine Kirche wache.

Päpſte
des
Zehnten Jahrhunderts.

Regie=rungs=anfang Jahr Chriſti. | Lebens=ende Jahr Chriſti.

CXVII. **Benedikt IV.** zu Rom, aus einem adelichen Geſchlechte entſproſſen, folgte nach Meynung der richtigſten Zeitrechner in den erſten Tagen des Auguſtmonats im Jahre 900 Johann dem Neunten auf dem
900 apoſtoliſchen Stuhle nach. Denn da man eben damals keine kaiſerlichen Legaten zu erwarten hatte, war gar keine Urſache vorhanden, nach dem Tode des eben erwähnten Papſtes Johann, die Wahl eines Nachfolgers zu verzögern. Und daß Benedikt der Vierte noch vor dem Ende des Auguſtmonats im Jahre 900 ſchon wirklicher Papſt geweſen, erhellet aus der Bulle, wodurch er den Argrim, Biſchof von Langres, in die Rechte ſeiner Kirche wieder einſetzte, als welche unter dem 31ſten des eben gemeldten Auguſtmonats ausgefertiget worden. Milde und Freygebigkeit nicht nur gegen die Armen, ſondern gegen alle, die einer Hilfe bedürftig waren, und eine unermüdete Sorgfalt für das allgemeine Beſte ſind die karakteriſtiſchen Tugenden, welche Flodoard in einer zur Ehre dieſes Papſtes verfertigten Denkſchrift beſingt. Eine beſondere Handlung finden wir bey bewährten Kirchenſchriftſtellern, wodurch Benedikt der Vierte

 ſeine

ſeine Kirchenregierung merkwürdig machte. Er ſetzte nämlich Ludwigen dem Dritten, König in Provence, da dieſer im Herbſtmonate des Jahrs 900 zum zwentenmale nach Rom kam, die Kaiſerkrone auf, und ernennte ihn feyerlich zum römiſchen Kaiſer, worauf Ludwig, um ſeine Oberherrſchaft, die er durch ſolche Krönung über Rom erhalten zu haben glaubte, auszuüben, daſelbſt Gericht hielt, und einige Staatsſachen entſchied. Dieſes, ob es gleich ſchon im zweyten Monate, nachdem Benedikt der Vierte den päpſtlichen Thron beſtiegen hat, geſchah, iſt doch alles, was wir in der Kirchengeſchichte von dieſem Papſte aufgezeichnet finden, entweder, weil das übrige, das er in den drey folgenden Jahren ſeiner Kirchenregierung noch löbliches that, von keiner Wichtigkeit war, oder aus Nachläßigkeit gleichzeitiger Schriftſteller nicht aufgezeichnet worden, oder weil ſich eben damals, große Dinge für das Beſte der Kirche zu wirken, keine Gelegenheit hervorthat: gleichwie ſich nicht alle Jahre eine reiche Aernte einſammeln läßt. Doch in ſeiner kurzen Regierungszeit von 3 Jahren und 2 Monaten ſammelte ſich Benedikt ſchon Verdienſte genug, welche Gott einer ewigen Belohnung würdig achtete. Der fromme und von jedermann hochgeſchätzte Papſt ſtarb ungefähr im Anfange des Weinmonats im Jahre 903, 903
und bekam nach einigen Tagen zum Nachfolger

CXVIII.

903 CXVIII. Leo V. einen Italiener, gebürtig von Ardea, einer Stadt im Latio, von dem man aber weiter gar nichts zu ſagen weiß, als daß er einen Monat und 26 oder 27 Tage den Namen eines römiſchen Papſtes getragen habe. Flodoard bezeuget es mit jenen zwey Verſen, in welchen er die ganze Papſtgeſchichte Leo des Fünften verfaſſet hat, ſie heißen alſo: Poſt quem (hier wird Benedikt der Vierte verſtanden) celſa ſubit Leo Jura notamine quintus: Emigrat ante ſuum quam Luna bis impleat orbem; das iſt: nach welchem (Benedikt dem Vierten) Leo der Fünfte in die höchſten Rechte der Kirche eingeſetzt wurde: er ſchied aber von dieſer Welt, ehe noch der Mond zweymal ſeinen Lauf vollendet hatte. Und wenn man das Zeugniß des Platina gelten läßt, ward Leo von ſeinem Hausgenoſſen, dem Prieſter Chriſtoph, der von dem Ehrgeize geblendet, ſelbſt nach der höchſten Würde ſtrebte, in einen Kerker geſperrt, und entweder gewaltſamer Weiſe aus der Welt geſchafft, oder ſo lange in dem Kerker aufbewahret, bis Chriſtoph ſich in dem Beſitze des päpſtlichen Stuhles beſtättiget ſah. Wir verbürgen uns jedoch nicht für dieſe Umſtände von dem Tode des Papſtes Leo, mit mehrerer Zuverläßigkeit aber behaupten wir, daß

903 CXIX. Chriſtoph, ein gebohrner Römer, den 13ten des Wintermonats im Jahre 903 ſich ſchon in den päpſtlichen Stuhl eingedrungen hatte. Dieſer eben ſo freche als herrſch-

herrſchſüchtige Mann, glaubte nun das Ziel ſeiner Wünſche erreicht zu haben. Allein, eben da er ſeinen Hochmuth durch die gewaltſame Erhaſchung der höchſten Kirchenwürde begnüget zu haben vermeynte, ſah er ſich ſchon von der Höhe, zu welcher er ſich ſo kühn hinaufgeſchwungen, wieder in die Tiefe herabgeſtürzt. Nur durch 6 Monate war er Papſt genennt, und auch dafür gehalten, ohne jedoch durch eine merkwürdige Handlung oder That, das Amt und die Gewalt eines römiſchen Papſtes ausgeübt zu haben. Ungefähr den 18ten des Maymonats im
Jahre 904 wurde dieſer Miethling, der ſich 904
mit Liſt und Gewalt in das Oberhirtenamt über die chriſtliche Heerde eindrang, von einem noch ſtärkern Uſurpator wieder aus dem Schafſtall Chriſti verjagt, und mußte den päpſtlichen Schmuck mit einer Mönchskutte vertauſchen. Damit ihm aber auch in allem mit eben dem Maaße eingemeſſen würde, mit welchem er ſeinem Vorfahrer auf dem päpſtlichen Stuhle **Leo dem Fünften** ausgemeſſen hatte, wurde er in einen Kerker geſteckt, darinn er ſeinen kühnen Stolz vermuthlich bis an ſein Lebensende abzubüßen Gelegenheit hatte.

904 CXX. **Sergius III.** war der würdige Nachfolger eines ſo unwürdigen Papſtes, als Chriſtoph war, weil er eben ſo ſtolz, eben ſo frech, eben ſo ehrgeizig, und folglich der höchſten Kirchenwürde eben ſo unwürdig war, als jener, den er davon verdränget hat. Nur in dem ſcheint Sergius noch

noch einen Vorzug zu haben, daß er laſterhafter als ſein Vorfahrer geweſen, und durch eine längere Zeit den päpſtlichen Stuhl mit ſeinen Laſtern befleckt, und das chriſtliche Volk geärgert hat. Zween Päpſte, die gewiß mit Stephan VI. und noch einigen, die wir, theils die Zeitrechnung nicht zu verwirren, theils die ordentliche Reihe der Päpſte nicht zu unterbrechen, in der Folge noch anzuführen uns genöthiget ſehen, einer ewigen Vergeſſenheit würdig wären. Dem Sergius, welcher ſich ſchon lange um das Papſtthum hitzig beſtrebte, der auch bereits im Jahre 898 nach dem Tode Papſtes Theodor II. von ſeinem Anhange, den er ſich unter der Geiſtlichkeit und dem Volke immer zu unterhalten gewußt, zu deſſen Nachfolger gewählet, aber bald wieder mit Schande von Rom verjagt, und dem von dem größern und klügern Theile rechtmäßig erwählten Papſt Johann IX. Platz zu machen genöthiget wurde, dieſem unruhigen Sergius gelang es nun endlich, ſeine heiſſen Wünſche einmal erfüllet, und ſich in dem wirklichen Beſitze der höchſten Ehrenſtufe beſtättiget zu ſehen. Seine Erhebung auf den heiligen Stuhl geſchah ungefähr zu Ende des Brachmonats oder im Anfange des Heumonats im Jahre 904, wie der gelehrte Zeitrechner Pagi aus der Unterſchrift und dem beygeſetzten Datum verſchiedener öffentlicher Dekrete ſchließet, welche Sergius im Jahre 905 ergehen ließ. So richtig es nun iſt, daß Sergius ſich nur durch Schleichwege in das Papſtthum eingedrungen hat, und ent-

entweder durch Hilfe ſeines alten Freundes Adalberts, Herzogs in Tuſzien, von deſſen Geſchlechte er abſtammte, und der berufenen Marozia, dazu gelanget iſt, wie Luitprand und mit ihm die mehreſten Schriftſteller behaupten; oder daß er von den Römern zurückberufen worden, die Stelle des Papſtes Chriſtophs einzunehmen, den ſie für einen Uſurpator anſahen, wie Flodoard und Muratori dafür halten; ſo ſicher iſt es auch, daß er im Heumonate des Jahres 904 von der allgemeinen Kirche als Papſt und Nachfolger des heiligen Peters anerkannt und gehalten worden. Denn obgleich ganz Rom den ärgerlichen Umgang ſeines oberſten Kirchenhirten mit der verſchreyten Marozia gar wohl kannte und verabſcheute; ja es ſogar nicht ganz verborgen blieb, daß Sergius mit dieſer adelichen Metze einen Sohn ſoll erzeugt haben, den wir in der Folge unter dem Namen Johannes XI. auf dem päpſtlichen Throne ſehen werden: obſchon der größte Theil der römiſchen Geiſtlichkeit (jene nämlich ausgenommen, welche aus kriechender Schmeicheley oder ſonſt nichtswürdigen Abſichten das Laſterhafte immer gut zu heißen gewohnt waren) jenes Verdammungsurtheil mißbilligte, welches Sergius auf einer zu Rom gehaltenen Synode wider den Papſt Formos ausgeſprochen, und wodurch er nicht nur die Ordinazionen dieſes rechtmäßig erwählten Papſtes für ungültig, ſondern auch alle übrige deſſen päpſtliche Verordnungen für null und nichtig erklärte: und obſchon ſich niemand

bere=

bereden konnte noch wollte, Sergius hätte als Nachfolger des Apoſtelfürſten Petrus gehandelt, da er die Akten Stephan VI. wider den Papſt Formoſus, welche von drey ſeiner Vorfahrer, den rechtſchaffenen Päpſten Roman, Theodor II. und Johann IX. mit beſtem Grunde waren verworfen und verdammet worden, wieder gutthieß und beſtättigte, ſondern die ganze unbefangene römiſche Kleriſey dafür gehalten, Sergius habe nur als geſchworner Feind des Formoſus ſeinen alten Haß durch dieſe beyden ungerechten Urtheile an Tag gegeben; obgleich, ſagen wir, alle dieſe Handlungen des Papſtes Sergius von der ganzen chriſtlichen Heerde für das angeſehen wurden, was ſie in der That waren, ſchändliche, laſterhafte, ärgerliche, eines Statthalters Jeſu Chriſti unwürdige Handlungen, ſo trug doch Rom und mit ihm die ganze Chriſtenheit für den heiligen Stuhl immer jene Verehrung, die man dem erſten Kirchenſitze ſchuldig iſt, und für jenen, welcher auf demſelben ſaß, immer die Hochſchätzung, welche dem Statthalter Chriſti gebühret, und folglich auch für die höchſte Kirchenwürde immer jene Hochachtung, welche ſie verdienet, wenn ſchon ein Unwürdiger dieſelbe wirklich begleitete. Eben dieſe allgemeine Verehrung, dieſe ſchuldige Hochſchätzung, dieſe der päpſtlichen Würde weſentlich zukommende Hochachtung war die Grundurſache, daß man auch in dem unwürdigen Stuhlerben Sergius den Statthalter Jeſu Chriſti und den wahren Nachfolger des heiligen Apo-

ſtels

ſtels **Peter** erkannte, und als ſolchen verehrte.

Neben ſo viel ſchwarzen Thaten des Papſtes **Sergius**, die wir gerne verſchwiegen hätten, wenn ſie nicht durch ſo viele Schriftſteller ſchon in die offene Welt wären ausgeſtreuet worden, und die wir nur, um nicht der Lüge beſtraft, oder der Partheylichkeit beſchuldiget zu werden, hier in die Biographie dieſes Papſtes einrückten, finden wir doch auch etwas, das ihm zum unſterblichen Ruhme gereichet; daß er nämlich die Hauptkirche im **Lateran**, welche unter **Stephan** VI. eingefallen war, vom Grunde wieder aufbauen ließ; dieſelbe mit koſtbaren Geräthſchaften verſah, und mit goldenen und ſilbernen Kunſtſtücken auszierte, wie **Mabillon** aus dem Buche **Johann**, des **Diakon** de Eccleſ. Lateran. §. 17. bezeuget. Daß übrigens **Sergius** ein beſſeres Ende genommen, als ſein Lebenswandel war, läßt ſich nicht nur chriſtlich muthmaßen, ſondern auch aus **Flodoard** und der Grabſchrift abnehmen, welche **Baronius** auf das Jahr 701 aus dem **Manlius** in Monument. Baſil. Vatican. anführt, aber irrig als die Grabſchrift **Sergius** I. betrachtet; denn daß ſie **Sergius** dem III. geſetzt worden, ſchließt **Pagi** mit beſſerm Grunde daraus, weil darinn zweener Vorfahrer dieſes letztern Meldung geſchieht, nämlich **Theodors** II. und **Johann** IX, deren je einer dem andern nur kurze Jahre vor **Sergius** III. auf dem apoſtoliſchen Stuhle nachfolgte,

folgte, und welchen beyden dieſer das Papſtthum vergebens ſtreitig machte. Ja, wer nur erwähnte Grabſchrift bey gemeldtem Pagi Crit. Hiſtor. Chronolog. Tom. 3. Sæc. X. pag. 796 aufmerkſam zu leſen ſich die Mühe geben will, wird darinn Sergius III. nach ſeinen weſentlichſten Zügen geſchildert finden. Dieſer Papſt ſtarb in den letzten 8 Tagen des Auguſtmonats im Jahre 911, und wurde, wie er es noch bey 911
ſeinen Lebzeiten verlanget, in der von ihm neu erbauten Laterankirche beerdiget. Sergius war alſo durch 7 Jahre, 3 Monate und ungefähr 16 Tage römiſcher Papſt, wenn man ſeine Regierungszeit von dem Tage berechnet, an welchem er ſeinen Vorfahrer Chriſtoph vom päpſtlichen Throne verſtoßen hat. Nach einigen Tagen, das iſt, wie Pagi dafür hält, um den 25ſten Auguſt des eben benennten Jahres 911 wurde zum Papſte erwählet

911 CXXI. Anaſtas III. von Geburt ein Römer, der Sohn eines gewiſſen Luzians, von dem uns aber die Kirchengeſchichte nichts meldet, als daß er den Biſchöfen von Pavia, einer Stadt im Mailändiſchen, allerhand Vorzüge zugeſtanden habe, unter welchen der anſehnlichſte war, daß ſie in Kirchenräthen dem Papſte zur Linken ſitzen ſollten. Seine Regierung dauerte nur 2 Jahre und 2 Monate; doch war ſie untadelhaft, und wird von verſchiedenen Schriftſtellern darinn noch beſonders gerühmt, daß Anaſtas alle ſeine Untergebenen mit Sanftmuth regie-

regieret, und mit Wohlthaten überhäufet habe. Ruhm- und Merkwürdiges genug für die kurze Regierung dieſes Papſtes, daß er das Schifflein Petri, welches in jenen betrübten, verwirrten und gefahrvollen Zeiten von Sturm und Wellen hin und her getrieben worden, als ein kluger Steuermann zu leiten gewußt: daß er von dem Unrathe der loſen Sitten zweener ſeiner Vorfahren gleichſam umgeben, nicht im mindeſten von demſelben ſich beſchmitzen ließ; und daß er den Schandfleck, den dieſelben durch ihre niederträchtigen Handlungen dem heiligen Stuhle angehängt hatten, durch eine eines apoſtoliſchen Papſtes würdige Aufführung und einen untadelhaften Wandel einigermaßen wieder abgewaſchen hat. Anaſtas verwechſelte das Zeitliche mit dem Ewigen um die Mitte des Weinmonats im Jahre Chriſti
913, und wurde in der St. Peterskirche 913
beygeſetzt; er bekam zum Nachfolger

CXXII. Lando, gebürtig aus dem Lande der Sabiner, heute einer kleinen päpſtlichen Provinz in Italien. Wenn wir die Zeitrechnung des P. Pagi gelten laſſen; (und wir finden keine genauere und keine richtigere) ſo iſt Lando den 16ten oder 17ten des Weinmonats in eben erwähntem
913 Jahre 913 zum Papſte feyerlich eingeweihet
worden; und nach 6 Monaten und 10 Tagen, das iſt, den 26ſten oder 27ſten April des folgenden Jahres wieder aus dieſer Welt geſchieden. Doch, ſo kurz die Regierung dieſes Papſtes war, ſo ſcheint ſie doch allerdings

dings zu lange für das geweſen zu ſeyn, was er während derſelben gethan hat; denn er that etwas, das ihm zur Schande, der ganzen Kirche zum Nachtheile, und dem päpſtlichen Stuhle insbeſondere zur Unehre gereichte. Aus Feigheit, andere meynen aus Furcht, einem geilen und herrſchſüchtigen Weibe nicht zu mißfallen, oder, welches das wahrſcheinlichſte iſt, weil er nicht Muth genug hatte, dem wiederholten Bitten der Theodora (*) zu widerſtehen, beförderte Lando einen gewiſſen Prieſter von Ravenna,

(*) Theodora war eine von Geburt adeliche, wegen ihrer Schönheit und der Feinheit ihres Verſtandes berühmte Römerin, aber auch der Ausgelaſſenheit ihrer Sitten und ihres unverſchämten Wandels halber eben ſo verſchreyte Buhlerin. Sie hatte zwo Töchter, Marozia und Theodora, welche beyde einer ſolchen Mutter wohl würdig waren, weil beyde an Natur und Geiſtesgaben eben ſo reich, aber auch in der Unzucht und Unverſchämtheit ihrer Mutter ganz gleich waren. Theodora die Mutter, als ein verſchrauftes und ehrgeiziges Weib, wußte durch ihre Geſchicklichkeit und allerhand Ränke, aber auch noch mehr durch ihre und ihrer beyden Töchter ſchamloſe Liebshändel mit den Markgrafen von Tuſzien, welche damals über Rom gleichſam den Meiſter ſpielten, es dahin zu bringen, daß ſie nicht nur die Engelsburg in ihre Gewalt bekam, ſondern auch beynahe über ganz Rom, das iſt, über den Staat und die römiſche Kirche eine unumſchränkte Meiſter-

na, Namens Johann, mit welchem Theodora ein unzüchtiges Liebsverſtändniß unterhielt, von dem Bißthume Bologna, zu welchem Johann ſchon beſtimmt war, auf jenes von Ravenna, und bahnete ſolchergeſtalt dem nichtswürdigen Prieſter Johann unvorſichtiger Weiſe den Weg zum päpſtlichen Stuhle, wie wir gleich ſehen werden: denn Lando ſtarb bald nach einer eben ſo niederträchtigen als ungerechten Beförderung, nämlich, wie wir eben angemerkt haben, den
26. oder 27. April im Jahre 914. 914

CXXIII.

ſterſchaft ſpielte. Sie ließ die unwürdigſten und nur ſolche Subjekte zu Päpſten wählen, die ſie ihrem Eigendünkel angemeſſen, zu Ausführung ihrer bos[illegible]ten Abſichten, und zu Begnügung ihrer und ihrer zwo Töchter viehiſchen Gelüſten für die tauglichſten hielt. Zu dieſem Ende widmete ſie ihre ältere Tochter Marozia dem wohllüſtigen Adel Roms, und vorzüglich dem ausgeſchämten Sergius, der ſchon lange um das Papſtthum buhlte, und es endlich, wie wir oben gemeldet haben, durch Hilfe ſeiner Buhlerin auch erhielt: Theodora ihre jüngere Tochter gab ſie den ſchändlichen Gelüſten Adalberts, Herzogs in Tuſzien, preis. Durch dieſe kothigten Wege und ihren ſchamloſen Witz kam die alte Theodora zu jener Hoheit, welche ihr die höchſte Gewalt einräumte, die ſie aber, ſo lang ſie dieſelbe in Handen hatte, der Kirche und dem Staate zu eben ſo großem Nachtheile ausübte, als viel es jene und dieſen entehrte, daß ſie von einem unverſchämten Weibe abhangen mußten.

914 CXXIII. Johann X. Dieſer iſt jener Prieſter Johann, von dem wir eben geredt haben. Peter, der damalige Erzbiſchof zu Ravenna, ſchickte denſelben als einen witzigen Kopf und zu Verrichtung wichtiger Geſchäfte ſehr fähigen Mann oft an den Papſt nach Rom. Nebſt ſo auszeichnenden Gaben und einer natürlichen Geſchicklichkeit hatte Johann auch eine einnehmende Geſtalt: und dieſe war der unglückliche Reiz, welcher ihn mit der auf jeden wohlgebildeten Mann lüſternden Theodora durch unreine Liebe verſtrickte: ſobald ſie ihn ſah, ward ſie in ihn verliebt. Die zaubernde Buhlerin verſtund die Kunſt ihre viehiſchen Lüſten zu begnügen ſehr gut; aber ſie wußte ihre Liebhaber auch dafür zu belohnen: denn ſie hatte Anſehen und Gewalt, und konnte Reichthumen, anſehnliche Würden und Aemter austheilen; ſie that es auch in Anſehung des Prieſters Johann, den ſie bereits in ihrem Garn hatte: durch ihren Vorſchub wurde er zum Biſchof von Bologna ernannt; da aber, noch ehe Johann dazu eingeweihet wurde, Peter, ſein voriger Erzbiſchof zu Ravenna, auch mit Tode abgieng, verſchaffte ihm Theodora dieſes entledigte Erzbißthum als einen noch anſehnlichern und erträglichern Poſten. Kaum hatte Johann dieſes bezogen, ſo verließ auch Papſt Lando das Zeitliche.

Nun war der ſchändlich verbuhlten Theodora die Entfernung ihres geilen Liebhabers doch nicht allerdings behaglich: faſt gereuete

es ſie denſelben auf den erzbiſchöflichen Sitz von Ravenna gebracht zu haben, weil es ihrer Lüſternheit nicht angemeſſen war, ſich nur ſelten mit ihrem Geliebten unterhalten zu können: ſie war daher alles Ernſtes dahin bedacht, ihren Johann von Ravenna wieder nach Rom zurückzubringen, und der gegen alles Vermuthen ſo geſchwind erfolgte Tod des Papſtes Lando gab ihr hiezu die gewünſchte Gelegenheit: denn durch Liſt und Macht wußte Theodora die Sachen ſo abzukarten, daß kaum, als das Abſterben des Papſtes in der Stadt recht bekannt war, der Erzbiſchof von Ravenna, Johann, ſchon als deſſen Nachfolger auf dem römiſchen Stuhle ſaß, und von der Geiſtlichkeit und dem Volke dafür mußte gehalten werden. Dieſe gewaltſame Eindringung Johann des Zehnten und deſſen gleich erfolgte Einweihung zum Papſte geſchah in den letzten Tagen des Aprilmonats oder Anfangs May im Jahre 914, wie aus deſſen unten zu beſtimmenden Regierungszeit erhellen wird.

Unterdeſſen, wenn ſchon Johann der Zehnte wegen ſeiner unrechtmäßigen Wahl und des ſchlechten Wandels halber, den er vor ſeiner Erhebung geführt, auch unter die Miethlinge zu rechnen iſt, ſo ſcheint er doch von der Weichlichkeit noch nicht ſogar eingeſchläfert geweſen zu ſeyn, daß ihm nicht heilſamere Geſinnungen beygehen konnten, da er einmal erkannt hatte, daß er nun das Amt eines oberſten Kirchenhirten zu vertreten habe. Und in der That; wenn man die

An-

Angelegenheiten der Kirche und des Staates, welche ihn gleich anfangs ſeiner Kirchenregierung beſchäftigten, und deren Beſorgung er ſich mit Emſigkeit angelegen ſeyn ließ, ohne auf ſeine Liebshändel, die er vorher mit der Theodora unterhielt, zurück zu ſehen, beurtheilet, ſo verdienet er einiger Handlungen wegen mit allem Rechte unter die würdigen und eifrigen Päpſte gezählet zu werden: gleichwie ihn auch noch in dem erſten Jahre nach ſeiner Erhebung die römiſche Geiſtlichkeit für einen ſolchen erkannt hat.

Von den Verheerungen, welche die Sarazenen bereits ſchon über die 40 Jahre in Italien angerichtet, und von den Bedrängniſſen, welche die Inwohner von Kampanien, insbeſondere von dieſen Barbaren immer zu leiden hatten, gerührt, war Papſt Johann alles Ernſtes darauf bedacht, ſo drückenden Uebeln abzuhelfen, und durch Hilfe verſchiedener Fürſten die Sarazenen aus Italien ganz zu verjagen. Er ſchickte daher auf Anrathen Landulfs, Herzogs von Kapua und Benevent, welcher zu dieſem Ende ſchon Hilfsvölker verſprochen hatte, eine Geſandtſchaft an den griechiſchen Kaiſer, deſſen Staaten die Sarazenen ebenmäßig verwüſteten, mit Bitte, auch dieſer möchte ihm einige Hilfstruppen zu Vertilgung ſo raubbegieriger Völker, als die Sarazenen wären, nach Italien ſenden, welches dann der Kaiſer verſprach, und nachher auch erfüllete. Nachdem nun Berengar,

König von Italien, gleichermaßen mit Hilfstruppen gegen die allgemeinen Feinde Italiens loszuziehen ſich anheiſchig gemacht hatte, ſo zog der unerſchrockene Papſt Johann mit Alberichen, dem Sohne Adalberts, Herzogs von Toſkana, ins Feld, und zeigte hiedurch, wie bereit er wäre, für das allgemeine Beſte auch dem beſchwerlichen Kriegsungemache ſich auszuſetzen.

Mit dieſem aus ſo vielen ihm zugeſchickten Hilfsvölkern beſtehenden ſehr zahlreichen Kriegsheere, glückte es dem Papſte Johann, die Sarazenen völlig in die Enge zu treiben; da ſie dann von dem chriſtlichen Heere gezwungen wurden, auch die Höhe des Berges Garelian, wohin ſie ſich geflüchtet hatten, zu verlaſſen, und ſich in die nahe gelegenen Gebirge und Wälder zu retten. Allein, auch da fanden die Barbaren keine Sicherheit; denn die tapfern Chriſten ſetzten dem Feinde muthig nach, und metzelten den größten Theil davon nieder. Jene aber, denen es noch glückte, durch die Flucht dem Schwerte zu entgehen, mußten ſich gefallen laſſeu, ein Land, darinn ſie ſich ſchon ſo lange Jahre mit Rauben und Plündern ernähret hatten, mit dem Rücken anzuſehen. So wurde Kampanien und mit ihm ganz Italien von ſeinem beſchwerlichſten und verderblichſten Feinde, den wilden Sarazenen, im Jahre 916 endlich geräumet, welche ausnehmende Gutthat die Bewohner Italiens vorzüglich den klugen Anſtalten des Papſtes Johann des Zehnten zu verdanken hatten.

Noch

Noch in eben dem Jahre krönete Papſt Johann den Berengar zum Kaiſer im Occident, dieſen Fürſten dadurch ſich verbindlich zu machen, daß er ſich angelegen ſeyn laſſen möchte, die römiſche Kirche wieder in den Beſitz einiger ihr vorher zugehörigen, aber von den Sarazenen weggenommenen Güter zu ſetzen. Dieſe feyerliche Krönung geſchah zu Rom am heiligen Oſterfeſte (*) mit großem Pracht, indem der Papſt Berengarn mit dem heiligen Oele ſalbte, und dann ihm die geſchloſſene (**) Kaiſerkrone auf das Haupt ſetzte.

Nach dem Zeugniſſe des Baronius und noch anderer Kirchenſkribenten ſoll Johann der Zehnte, dem doch, wie ſichs vermuthen läßt, ſeines Wandels halber und wegen ſeiner ungerechten Beſitznehmung von dem apoſtoliſchen Stuhle das Gewiſſen jezuweilen Vorwürfe gemacht haben wird, um

(*) Nicht im Herbſtmonat, wie Baronius und aus ihm Godeau irrig dafür halten; ſondern den 24ſten März, auf welchen das Oſterfeſt im Jahre 916 fiel, wie Pagius Tom. III. Crit. Hiſt. Chronolog. pag. 807. &c. gründlicher behauptet.

(**) Die Kaiſerkrone, mit welcher die römiſchen Päpſte Fürſten zu abendländiſchen Kaiſern zu krönen pflegten, war von der königlichen Krone darinn unterſchieden, daß dieſe oben ganz offen, jene aber geſchloſſen war, und das Haupt nicht nur umgab, ſondern von oben ganz bedeckte, und gleichſam einhüllete.

das Jahr 918 aus Andacht einen Geſandten nach Kompoſtell geſchickt haben, in ſeinem Namen den Leichnam des heiligen Apoſtels Jakob daſelbſt zu verehren, um durch die Verdienſte und Fürbitte dieſes Heiligen Vergebung ſeiner Miſſethaten von Gott zu erlangen. Papſt Johann gab ſeinem Geſandten zugleich einen Brief mit an den dortigen Biſchof Siſenand, wodurch er ſich dem Gebethe dieſes ſeiner Heiligkeit wegen ſehr berühmten Kirchenvorſtehers empfahl. Hierauf ſchickte auch Siſenand ſeinerſeits einen Prieſter, Namens Johann, nach Rom, welchem König Ordon nebſt koſtbaren Geſchenken ein Schreiben an den Papſt mitgab. Papſt Johann empfieng dieſen Geſandten mit vielen Ehrenbezeugungen, und behielt ihn ein ganzes Jahr bey ſich, um indeſſen über die Zweifel und Anfragen, welche der Abgeſandte im Namen ſeines Biſchofes Siſenand an den apoſtoliſchen Stuhl zu thun hatte, und welche einige Artikel der ſpaniſchen Kirchenzucht, insbeſondere die Meßordnung, worinn jene von der römiſchen ein wenig unterſchieden war, betrafen, ſich mit der römiſchen Geiſtlichkeit berathſchlagen zu können. Nachdem ihm endlich der Papſt über alles entſcheidende Antworten ertheilet hatte, kehrte jener im Jahre 919 wieder nach Spanien zurück.

Zu eben dieſer Zeit erhielt Papſt Johann eine Geſandtſchaft von dem Patriarchen zu Konſtantinopel Niklaus, welcher durch Schreiben den ſehnlichen Wunſch äußerte, den

den Frieden und die Einigkeit mit der römi- ſchen Kirche wieder herzuſtellen; indem die vierte Heirath des Kaiſers Leo einen Anlaß zu neuen Mißhelligkeiten zwiſchen der latei- niſchen und griechiſchen Kirche gegeben hat- te, da die Griechen eine ſolche Heirath nicht nur als unerlaubt, und der Kirchenzucht gänzlich zuwider, verdammten, ſondern ſogar als eine ſchändliche Hurerey anſahen; der apoſtoliſche Stuhl aber zu Rom, an den ſich Leo in dieſer Angelegenheit gewendet hatte, guthieß. Papſt Johann ſchickte demnach auf Anſuchen des Patriarchen Nik- laus zween Biſchöfe, Theophilakt und Karl, als Geſandten nach Konſtantino- pel, welche auf ſeinen Befehl und in ſeinem Namen den Ausſpruch dahin gaben; daß zwar die vierte Heirath vor und an ſich ſelbſt der alten und bis daher in der allgemeinen Kirche beobachteten Kirchenzucht zuwider- laufe; nichtsdeſtoweniger bey gegenwärtiger Gelegenheit in Anſehung der Perſon erlaubt ſey, indem die Klugheit anrathe, in einer Sache, welche den Glauben nicht berühre, ſondern blos von der Anordnung der Kirche abhängt, gegen einen Fürſten nachgiebiger zu ſeyn, damit er nicht durch eine allzugroße Strengheit beleidiget, zu ſchlimmern Unter- nehmungen gereizet werde. Durch dieſe ſo gemäßigte Entſcheidung waren die Gemü- ther der griechiſchen Biſchöfe ganz beruhiget, und der Friede in der Kirche von Konſtan- tinopel wieder hergeſtellt.

Mit eben ſo einer rühmlichen Klugheit und Rechtſchaffenheit entſchied auch Johann der Zehnte den wichtigen Streit zwiſchen Hilduin und dem Abte Richar, welche beyde ſich um das Bißthum Tongern (heutzutage Lüttich) verzankten. Nachdem er beede vor den apoſtoliſchen Stuhl nach Rom vorgeladen, und ſolchen Streithandel genau nach Vorſchrift der heiligen Kanonen unterſucht hatte, weihete er ſelbſt den Abt Richar, als rechtmäßig erwählten, zum Biſchofe jener Kirche ein, Hilduinen aber gebot er unter Strafe des Kirchenbanns von allen Anſprüchen auf ſolches Bißthum abzuſtehen, weil er daſſelbe von Heinrich, Könige von Deutſchland, der gar kein Recht hatte, es zu vergeben, nur mit ungeſtümmen Bitten erpreßt, und wie man verſichern wollte, mit Geld erkauft hatte.

Nicht ſo gerecht, ja höchſt ungerecht, und als einen Verächter der heiligſten Kirchengeſetze, zeigte ſich Papſt Johann der Zehnte, da er die Wahl eines 5jährigen Kindes zum Erzbiſchofe von Rheims billigte, und mit einem darüber ausgefertigten päpſtlichen Dekrete beſtättigte. Hugo, hieß der 5jährige Knab. Heribert, Graf von Aquitanien, deſſen Vater, um ſein Söhnchen zeitlich mit einer fetten Pfründe zu verſehen, ließ den wirklichen Erzbiſchof von Rheims, Namens Skulphus, welchem Papſt Johann kurz vorher das Pallium geſchickt hatte, heimlich mit Gift hinrichten, und kartete es mit der Geiſtlichkeit von

Rheims

Rheims ab, daß ſie ſeinen jungen Hugo zu ihrem Erzbiſchofe wählte; zugleich gewann er auch das Volk, daß es ſolche Wahl genehmigte, und ſich ein Kind zu ſeinem oberſten Kirchenhirten aufdringen ließ. Abbo Biſchof zu Soiſſon, und Bonon Biſchof zu Chalon, welche zu dieſer ſchönen Wahl das ihrige auch beygetragen hatten, beredeten ſodann Rudolph, den König in Frankreich, daß er die weltliche Verwaltung des Erzbißthumes Rheims an Heriberten übertrug; hiernächſt aber ſeine Geſandten mit Abbo, der bey dieſer Wahl den Vorſitz gehabt, nach Rom ſchickte, dem Papſte das Wahldekret vorzulegen, und bey ihm um die Beſtättigung anzuhalten. Johann, der feige Papſt, trug kein Bedenken in alles, was die Geſandten Königs Rudolphs von ihm verlangten, einzuwilligen: er beſtellte den Abbo, daß er während der Minderjährigkeit des kindiſchen Erzbiſchofes das biſchöfliche Amt verwalten ſolle, und gab, da er die ärgerliche und an ſich ſelbſt ſchon ungültige Wahl eines fünfjährigen Kindes zu einem Kirchenhirten beſtättigte, eine neue Probe, wie unwürdig er geweſen, zum oberſten Kirchenhirten gewählet zu werden. Doch er mußte es hart genug büßen, der unglückliche Papſt. Wie er ſich mit Gewalt auf den apoſtoliſchen Thron geſchwungen, eben ſo wurde er auch mit Gewalt wieder von demſelben heruntergeſtoßen.

Papſt Johann; der ſo lange Theodora, ſeine Beförderin zum päpſtlichen

 Stuhle

Stuhle lebte, ſich nicht getrauete, derſelben die Gewalt, welche ſie über Rom ſchon vor ſeiner Erhebung ausgeübt hatte, ſtreitig zu machen, der es aber nach ihrem Tode nicht mehr gleichgültig anſehen wollte, daß Marozia ihre Tochter, und Guido, Herzog von Toſkana, den dieſe letztere durch eine blutſchänderiſche Ehe geheirathet hatte, nunmehr die weltliche Herrſchaft über Rom auch an ſich ziehen ſollten, dachte zwar auf Mittel und Wege, ſeine alten Rechte über Rom wieder geltend zu machen. Zu dieſem Ende ſchloß er im Jahre 926 mit Hugo, der kurz vorher zu Mailand als König von Italien gekrönet worden, ein Bündniß, in Hoffnung, dieſer Fürſt würde ſich vorzüglich angelegen ſeyn laſſen, der römiſchen Kirche zum Beſitze ihrer Rechte und Gerechtigkeiten, welche ihre Vorſteher, die römiſchen Päpſte von Kaiſern und Königen erhalten, und ſchon lange ausgeübt hätten, wieder zu verhelfen. Allein, der gute Papſt Johann betrog ſich himmelweit in ſeiner Hoffnung. Marozia, obgleich eben ſo ſchamlos und eben ſo laſterhaft als ihre Mutter Theodora, war dem Papſte nicht ſo viel wegen des geheimen Liebesverſtändniſſes, das er ehedeſſen mit ihrer Mutter unterhielt, als vielmehr wegen der Oberherrſchaft über den römiſchen Staat, die ſie von ihrer Mutter ererbt zu haben glaubte, welche aber, wie ſie nicht ohne Grund muthmaßte, der Papſt ihr zu kränken und wieder an ſich zu bringen ſuchte, dieſe unverſchämte herrſchſüchtige Marozia war dem

Papſte Johann immer gehäſſig und aufſetzig. Um nun ihre Galle über denſelben völlig auszugießen, und ſich von der Furcht zu entledigen, von demſelben in Ausübung ihrer Gewalt nicht mehr beeinträchtiget zu werden, beſchloß ſie deſſen Sturz. Vielleicht irren wir nicht, wenn wir ſagen, deſſen Tod; denn die ausgeſchämte und laſterhafte Metze war zu einem ſo gut als zu dem andern aufgelegt.

Marozia, welche das Herz ihres blutſchänderiſchen Gemahls Guido in Händen hatte, hetzte dieſen wider den Papſt auf, und Guido ſäumte nicht: er brachte eine Rotte verwegener Böſewichter auf, welche mit ihm in den Lateranpallaſt eindrangen, daſelbſt Peter, den Bruder des Papſtes an dieſes letztern Seite, ermordeten, Johann aber, den Papſt ſelbſt, gefangen mit ſich fortſchleppten, und in einen finſtern Kerker einſperrten, darinn er bald ſein Leben beſchloß, entweder durch beygebrachtes Gift, wie einige wollen, oder daß man ihm mit einem Hauptküſſen den Mund verſtopfte, und alſo erſtickte, wie Luitprand, ein gleichzeitiger Schriftſteller, angiebt. Es ſey nun eines oder das andere, ſo bleibt es doch richtig, daß Johann der Zehnte eines gewaltſamen Todes ſtarb gegen Ende des Brachmonats im Jahre 928, nachdem er 14 Jahre, 2 928
Monate und 3 Tage die päpſtliche Würde bekleidet hatte. So verfuhr die ausgeſchämteſte Bosheit mit dem Statthalter Chriſti, aber ſo ließ auch Gott jene Vermeſſenheit

züch-

züchtigen, mit welcher ſich Johann X. ohne rechtmäßigen Beruf zum Statthalter ſeines göttlichen Sohnes aufgeworfen hatte. „Doch er war ein Fürſt, ſagt Rubeus Lib. 5. Hiſt. Ravenn. „der, wenn man die ge„heiligte Majeſtät der höchſten Würde, die „er bekleidete, oder ſeine zu jener Zeit ganz „Italien geleiſteten ſehr erſprießlichen Dien„ſte in Betrachtung ziehet, gewiß kein ſo „trauriges Lebensende verdienet hat. Al„lein, den die Gunſt eines Weibs erhob, „den hat der Haß eines Weibs geſtürzet.

928 CXXIV. Leo VI. von Geburt ein Römer. Die meiſten Schriftſteller kommen darinn überein, der päpſtliche Stuhl ſey nicht länger als zween Tage, nachdem Johann X. davon verſtoßen worden, leer geblieben, und ſogleich mit Leo VI. beſetzt worden. Es ſcheint, die römiſche Geiſtlichkeit, müde darüber, daß unverſchämte Weiber immer nach ihrem loſen Gefallen und ihren nichtswürdigen Abſichten mit dem heiligen Stuhle zu Rom walten und ſchalten ſollten, habe die Wahl des Papſtes Leo VI. vor die Hand genommen, und deſſen Einweihung veranſtaltet, ehe die damalige Gebieterin Roms, die verſchreyte Marozia, Zeit gewinnen konnte, ſich darein zu miſchen: denn Leo beſaß zu viele Frömmigkeit, Tugend und Rechtſchaffenheit, als daß man ſich bereden konnte, Marozia und ihr nichtswerther Anhang habe an deſſen Erhebung einen Antheil gehabt. In der That führte Leo einen ganz untadelhaften Wandel.

del. Er beſorgte, ſo viel jene verwirrten Zeiten es erlaubten, die Angelegenheiten der Kirche und des Staates: ſuchte Friede unter dem Volke, das bisher immer in Partheyen getheilet war, zu ſtiften: war bedacht die öffentliche Ruhe herzuſtellen: die bürgerlichen Beſchwerden zu erleichtern: das Vaterland von ſeinen Feinden zu befreyen: kurz, Papſt Leo VI. befliß ſich, die Pflichten eines guten Vaters gegen ſein Volk, und des beſten Kirchenhirten gegen alle Glaubigen zu erfüllen. Hiedurch gewann er zwar die Liebe der Bürger, die Zuneigung des Volkes, und die Hochſchätzung aller derjenigen, bey denen Tugend und Rechtſchaffenheit noch in einem Werthe ſtund; aber er zog ſich auch nur den Haß und Abneigung von jenen zu, welche, weil ſie ſelbſt laſterhaft waren, auch nur das Laſter ſchützten, und ihm vor der Tugend den Vorzug gaben. Dieß bezieht ſich hauptſächlich auf die gottloſe Marozia, welcher der fromme Wandel des Papſtes Leo nicht allerdings angemeſſen, der es aber, um ſich in der angemaßten Oberherrſchaft über Rom zu erhalten, daran gelegen war, die guten Abſichten zu vereiteln, welche Papſt Leo für das allgemeine Beſte der Kirche und des Staates hatte, und die Mittel zu untergraben, durch welche dieſer rechtſchaffene Papſt dieſelben zu erreichen hoffte.

Was eigentlich für Wege Marozia eingeſchlagen habe, den Papſt Leo von dem römiſchen Stuhle zu verdrängen, kann man nicht genau beſtimmen; da ſogar einige Schrift-

Schriftſteller dieſen Leo mit ſeinem Nachfolger Stephan VII. aus der Zahl der römiſchen Päpſte ausmuſtern, und in der Reihe derſelben auf Johann X. ſogleich Johann XI folgen laſſen; vermuthlich, weil ſie aus Luitprand oder andern Schriftſtellern, welche dieſem nachgeſchrieben haben, wiſſen, daß Marozia ſchon damals, als ſie Johann X. von dem päpſtlichen Throne herabwerfen, und in einem Kerker ermorden ließ, ihren ſchönen Baſtard Johann XI. darauf zu erheben bedacht war. So gewiß nun iſt, daß Leo VI. anfangs des Hornungs im Jahre 929 durch eine aufrühriſche Rotte, ohne Zweifel abermal auf Anſtiften der Erzfeindin rechtmäßig erwählter Päpſte Marozia, in ſeinem Pallaſte überfallen, und in ein Gefängniß abgeführet worden, folglich 929
nicht länger als 7 Monate und 5 Tage, nach des P. Pagi Zeitrechnung, das Papſtthum verwaltet habe; ſo richtig iſt es auch, daß

929 CXXV. Stephan VII. der Sohn eines römiſchen Bürgers, Namens Theudemund, und folglich ein gebohrner Römer, ſogleich an deſſen Stelle zum Papſte erwählet worden. Hieraus läßt ſich nicht ohne Grund ſchließen, Leo VI. habe im Kerker ein gleiches Schickſal mit ſeinem Vorfahrer Johann X. gehabt, das iſt, man habe ihn gleich nach ſeiner Gefangennehmung durch einen mörderiſchen Tod aus der Welt geſchaft; weil es nicht zu vermuthen iſt, daß die römiſche Geiſtlichkeit ihm ſo geſchwind einen Nachfolger gegeben hätte, wenn ſie nicht wenig-

wenigſtens in geheim von deſſen Tode eine ſichere Nachricht gehabt hätte.

Von Papſt Stephan VII. finden wir bey keinem Schriftſteller auch nur das mindeſte, welches Ruhm oder Tadel verdiente. Sogar Muratori, der ſich ſo viele Mühe gab, in Bücherſälen und Archiven die Geſchichte der Päpſte auszuſpüren, bekennt in dem 5ten Band ſeiner Geſchichte von Italien auf das Jahr 929 ganz aufrichtig, daß die Thaten dieſes Papſtes noch in den Finſterniſſen dieſes unwiſſenden Jahrhunderts begraben liegen. Der beſcheidene Leſer wird demnach auch von uns nichts fodern, nur getrauen wir uns mit Pagi und andern richtigen Zeitrechnern die Regierungszeit dieſes Papſtes darinn muthmaßlich zu beſtimmen, daß er ungefähr den 15ten März des Jahres 931 dieſes Zeitliche verlaſſen, und folglich, wenn man auf die Zeit, 931 in welcher er zur Papſtwürde gelanget iſt, zurücke ſieht, er die Kirche 2 Jahre 1 Monat und ungefähr 12 Tage regieret habe. Wie ſehr wünſchten wir auch, von ſeinem Nachfolger nichts weiter, als die Zeitſtufe von dem Anfange und dem Ende ſeines Papſtthumes anzeigen zu können! Dieſer war

931 CXXVI. Johann XI. ein Sohn der ſchon bekannten Marozia, den ſie, wie viele Geſchichtſchreiber es behaupten, mit Sergius III. gezeugt haben ſoll (*). Daß Jo-

(*) Muratori bemühet ſich ſehr, es zu erweiſen, Marozia habe dieſen Johann mit Alberi-

Johann XI. ſeine Erhebung auf den päpſt⸗lichen Stuhl ſeiner Mutter Marozia vor⸗züglich zu verdanken habe, iſt wohl keinem großen Zweifel unterworfen: denn daß Ma⸗rozia ſchon lange hierauf bedacht geweſen, die gutdenkende römiſche Geiſtlichkeit aber, welche ſichs immer zur Schande rechnete, bey einer vorzunehmenden Papſteswahl von einem geilen Weib abzuhangen, ihr ſchon zum zweytenmal vorgekommen ſey, kann man allerdings aus der ſo eilfertig vorge⸗nommenen Wahl der beyden vorigen Päpſte Leo VI. und Stephan VII. abnehmen: damit

---

berichen, ihrem erſten Gemahle und Herzoge von Kamerino, gezeuget; allein, die Beweiſe, welche dieſer Gelehrte für ſeine Meynung anführt, ſcheinen uns nicht gründlich genug, um derſelben mit vollem Glauben beyzupflichten; indem faſt alle ſowohl alte als neue lateiniſchen Geſchicht⸗ſchreiber Johann XI. für einen Sohn der Ma⸗rozia angeben, den ſie, wie dieſelben ſich aus⸗drücken, meretricio Concubitu, durch einen hureriſchen Beyſchlaf mit Sergius III. ge⸗zeugt hat. Muratori eifert wider Luitpran⸗den, und nennet alles, was dieſer Schriftſteller hievon erzählet, Lüge und Verläumdungen. Warum aber läßt der ſonſt ſo unpartheyiſch ſchei⸗nen wollende Muratori das Zeugniß des Luit⸗prands, als eines gleichzeitigen Schriftſtellers, in ſo viel andern Stücken und Erzählungen gelten? Doch wir wollen dem Urtheile unſerer Leſer nicht vorgreifen, und laſſen einen jeden von der Geburt Johann XI. glauben, was er für das wahr⸗ſcheinlichſte hält.

damit aber das liſtige Weib nun nicht auch zum drittenmale den Streich verfehle, ſondern ihr vorgeſtecktes Ziel ganz gewiß erreiche, ſo läßt ſich mit Grund vermuthen, Marozia habe gleich, nachdem ſie an Stephan VII. die ſchwarze That begangen hatte, ſolche Maaßregeln genommen, welche ihr die Eindringung ihres Baſtardes auf den päpſtlichen Stuhl ſchon zum voraus verſicherten. Dieſem mag aber ſeyn, wie ihm wolle, ſo hat es doch damit ſeine gute Richtigkeit, daß Johann XI allezeit als ein rechtmäßiger Papſt von der allgemeinen Kirche erkannt, und nach der Zeitrechnung des P. Pagi ungefähr in Mitte des Märzmonats im Jahr 931 eingeweihet worden.

Der Schandfleck einer unehlichen Geburt, den Johann XI. an ſich getragen, und welcher faſt als die einzige Triebfeder ſeiner Erhöhung kann angeſehen werden, ſcheint doch keinen Einfluß in ſeine Kirchenregierung gehabt zu haben; denn wir leſen doch währender ganzen Zeit, da er Papſt geweſen, nichts von ihm, welches in Anſehung der Kirchenregierung ſeiner Perſon zur Laſt gelegt, oder ſeiner höchſten Würde zur Schande konnte angerechnet werden. Aber, die platte Wahrheit zu geſtehen, er war auch, obgleich als Papſt am Ruder der Kirchen- und Staatsgeſchäfte, außer Stand geſetzt, für ſich etwas rühmliches, und für die Kirche oder den Staat etwas nützliches zu verrichten, weil er in dem einen ſowohl als dem andern anfangs zwar von ſeiner Mutter

Marozia, nachher aber von Alberich, ſeinem Bruder, abhieng. Nur in ſo weit war alſo Johann XI. eigentlich Papſt, daß er in der Kirche feyerlichen Gottesdienſt mit einer größern Pracht als gemeine Prieſter halten, geiſtliche Weihen ertheilen, und andere blos auf das Geiſtliche abzielende Dinge und Verrichtungen ausüben, endlich auch, wenn es Alberich erlaubte oder haben wollte, geiſtliche Vorzüge oder Privilegien geſtatten durfte. Alſo bezeugt Flodoard, Johann XI. habe Artalden, Erzbiſchofe von Rheims, im Jahre 933 den Gebrauch des Palliums erlaubt. Und da der morgenländiſche Kaiſer Roman ſeinen Sohn Theophilakt zum Patriarchen von Konſtantinopel ernannt hatte, ſchickte Roman eine Geſandtſchaft mit reichen Geſchenken an Alberichen, welcher damals ſeiner Mutter Marozia die Oberherrſchaft über Rom ſchon aus den Händen geriſſen hatte, und ſeinen Bruder, den Papſt Johann eingeſperrt hielt, mit Bitte, von dieſem letztern die Freyheit zuwege zu bringen, daß ſein Sohn Theophilakt als wirklicher Patriarch von Konſtantinopel, und alle deſſen Nachfolger auf dieſem Patriarchalſitze in Zukunft ohne beſondere von dem römiſchen Papſte zu begehrende Erlaubniß, das Pallium tragen dürften; welches denn Alberich von ſeinem Bruder dem Papſte unſchwer bewirkte. Der gute Papſt Johann hatte alſo bey dieſem Geſchäfte weiter nichts als das Recht, für die Geſchenke, die der Kaiſer Roman an Alberichen geſchickt hatte, das begehrte an-

ſehn-

ſehnliche Privilegium gnädigſt zuzugeſtehen, über ſolche Zuſage eine päpſtliche Bulle aus- fertigen zu laſſen, und dieſelbe mit ſeinem Namen zu unterzeichnen.

Zum guten Glücke dauerte dieſer nieder- trächtige Zwang, den man ſolchergeſtalt in dem Papſte Johann XI. der höchſten Kirchenwürde anthat, nicht länger als 4 Jahre und nicht gar zehn ganze Monate; denn Johann ſtarb in ſeinem Gefängniſſe
anfangs des Jänners im Jahre 936, wie 936
die richtigſten Zeitrechner bezeugen, und aus den meiſten Papſt-Verzeichniſſen erhellet. Weder Flodoard noch Luitprand melden etwas von ſeiner Todesart: man muß alſo dafür halten, er ſey eines natürlichen Todes geſtorben. Doch wer will zweifeln, daß die betrübte Lage, darinn ſich Johann XI. von dem Anfange ſeiner päpſtlichen Thronbeſtei- gung bis auf ſein Lebensende befand, zu ſei- nem frühzeitigen Tode beygetragen habe? beſonders, wenn man bedenkt, daß er, wie P. Schram Sum. Conc. tom. 2. angiebt, kaum das 35ſte, und wie andere berichten, erſt das 25ſte Jahr ſeines Alters erreicht hatte, als er zum Papſte ernennt worden.

CXXVII. Leo VII. ein gebohrner Rö- mer, und wie der gelehrte Mabillon da- für hält, aus dem Orden des heiligen Be- nedikts. Dieſer ſaß ſchon vor dem 9ten Jänner im Jahre 936, alſo gleich nach er-
936 folgtem Tode ſeines Vorfahrers Johann XI.
als eingeweihter Papſt auf dem apoſtoliſchen

Stuhle. P. Pagi beweißt dieſes aus einem Reſkript, welches Leo VII. dem heiligen Abt Odo mit der Unterzeichnung: V. Idus January, das iſt, den 9ten Jänner des eben bemerkten Jahres ertheilet hat, woraus nothwendig folgt, daß er ſchon vor dieſem Tage zum Papſte muß eingeweihet worden ſeyn. Ob nun die römiſche Geiſtlichkeit, um ihr altes Recht wieder einmal zu behaupten, nach dem Tode Johann XI. alſo ſchleunig auf eine Papsteswahl gedrungen, und dieſelbe wirklich vorgenommen habe; oder ob Alberich, der damals eine unbeſchränkte Oberherrſchaft über Rom ausübte, und vermuthlich nur darum ſeinen Bruder, den vorigen Papſt, bis an deſſen Lebensende in der Gefangenſchaft hielt, damit er nach ſeinem Tode einen Papſt nach ſeinem Sinne wieder auf den römiſchen Stuhl einſchalten könnte, und nun aus eigenem Triebe Leo VII. zur Papsteswürde erhoben habe, dieſes laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Uns iſt es genug, daß wir behaupten können, Leo VII. ſey ein würdiger und rechtſchaffener Papſt geweſen. Er zeigte es ſchon dadurch, daß er ſich der höchſten Würde, zu welcher ihn doch Gott beſtimmt zu haben ſchien, und zu der ihn nur ſeine Tugend erhob, aus wahrer Demuth unwürdig ſchätzte. Sein erſtes Augenmerk richtete Leo auf die Verbeſſerung der Kirchenzucht, welche in Deutſchland und Frankreich ziemlich herabgeſunken war. Und da er wohl wußte, daß bey jenen verworrenen Zeiten auch die Mönchszucht in vielen Klöſtern vernachläßiget

get worden, ſo war er mit gleichem Eifer darauf bedacht, auch dieſer wieder aufzuhelfen; jenes bewirkte er durch verſchiedene Hirtenbriefe, und hauptſächlich durch jenen, den er an die Biſchöfe Galliens und Deutſchlandes abgehen ließ, worinn der vortreffliche Papſt nicht nur die heilſamſten Geſetze zu Herſtellung und Aufrechthaltung der Kirchenzucht, zu feyerlicher Begehung des öffentlichen Gottesdienſtes ꝛc. entwirft, ſondern auch wider die Strafbaren und Verletzer der heiligen Kanonen und anderer kirchlichen Verordnungen mit gehörigen Bußen und Züchtigungen vorzuſchreiten befiehlt. Dem gänzlichen Zerfalle der Mönchszucht aber vorzubeugen, und den beynahe erloſchenen Eifer der Ordensleute wieder anzufachen, berief er den klunyazenſiſchen Abt Odo nach Rom, damit er ſowohl durch heilſame Verordnungen, als durch ſeine ſchönen Beyſpiele die genaue Beobachtung der Ordensregeln in die daſelbſtigen Klöſter wieder einführen ſollte. Und eben ſo hatte auch jenes Diplom, welches Leo, dieſer für die Kirchen- und Kloſterzucht ſo eifernde Papſt, dem frommen Abte des Kloſters St. Martin zu Tours, Namens Hugo, zuſchickte, keinen andern Gegenſtand, als die völlige Ausrottung der in die Klöſter eingeriſſenen Mißbräuche, und die Aufmunterung der Mönche zur klöſterlichen Vollkommenheit, zur Liebe der Tugend und Wiſſenſchaften, welche letztern, da ſie ehemals nur in den Klöſtern ihren ſichern Wohnſitz hatten, zu jenen finſtern Zeiten auch von da vertrieben zu ſeyn

ſchienen, oder doch ziemlich vernachläßiget wurden. Gerharden, dem Biſchofe zu Paſſau, ſchickte Leo VII. das Pallium mit einem Hirtenbriefe voller Salbung und apoſtoliſchen Lehren: die Ermahnungen, welche jener Hirtenbrief enthält, beſchließt der fromme Papſt mit dieſem ſchönen Spruche: His omnibus ſalubriter uti poteris, ſi magiſtram Charitatem habueris; dieſes alles wirſt du mit Nutzen anwenden können, wenn du die Liebe zur Lehrerin haben wirſt.

So bearbeitete ſich Leo VII. für das allgemeine Beſte der Kirche; ſo ließ er ſichs angelegen ſeyn, die alte reine Kirchenzucht wieder in Gang zu bringen; Mißbräuche auszureuten, Unordnungen abzuhelfen; in den Ordensleuten den Geiſt ihrer Stifter wieder aufleben zu machen; Liebe und wahre Frömmigkeit durch die heilſamſten Ermahnungen allen Chriſten einzuflößen. Und noch unendlich mehr würde er zum Beſten der ganzen chriſtlichen Heerde gethan haben, der apoſtoliſche Papſt, der wachbare und eifrige Hirt, wenn ihn nicht der frühzeitige Tod daran gehindert hätte. Leo ſtarb beyläufig den 18ten des Heumonats im Jahre
939, nachdem er die Kirche nicht länger als 939
3 Jahre, 6 Monate und 10 Tage ſehr rühmlich regieret hatte. Sein Nachfolger war

939 CXXVIII. Stephan VIII. den Muratori für einen Römer, andere Schriftſteller aber, und zwar in nicht geringer Anzahl,

zahl, für einen gebohrnen Deutſchen an-geben. Vielleicht laſſen ſich dieſe Meynungen dadurch vereinbaren, wenn man mit Wilhelm Burius ſagt: Stephan VIII. ſey zwar ſeiner Geburt nach ein Römer, aber in Deutſchland erzogen worden. Und wenn ſchon eben angezogener Schriftſteller gar keine Gründe anführt, durch welche ſich ſeine Meynung für eine richtige Wahrheit verkaufen läßt, ſo wird ſie doch dadurch wahrſcheinlich, daß Otto, König in Deutſchland, zur Wahl dieſes Papſtes das meiſte ſoll beygetragen haben; obgleich Muratori auch dieſes letztere deßwegen nicht will gelten laſſen, weil Otto I. damals noch keine ſolche Gewalt in Rom hatte, daß er einen Papſt hätte können erwählen laſſen. Wir getrauen uns nicht hiebey etwas zu entſcheiden, und bekennen freymüthig, daß wir weder von dem Herkommen, noch von der Wahl Stephan VIII. etwas ſicheres angeben können, als daß er gleich nach dem Abſterben Leo VII. das iſt, beyläufig den 18ten oder 19ten des Heumonats im Jahre 939 zum Papſte erwählet, durch feyerliche Einweihung auf den heiligen Stuhl geſetzt, und von der ſämmtlichen Geiſtlichkeit und dem römiſchen Volke für einen rechtmäßigen Nachfolger des heiligen Peter erkannt worden. Daß aber Alberich, der noch immer über Rom tyranniſirte, und jene, die es mit ihm hielten, mit dieſer Papſteswahl nicht am beſten zufrieden geweſen, erhellet daraus, daß einige Aufrührer, welche allem Vermuthen nach von Alberichen dazu beſtellt wa-

ren, eine Meuterey wider den neuerwählten Papſt angeſtiftet, ihn bey einem Auflaufe des Volkes mörderiſcher Weiſe angefallen, und mit Wunden in dem Angeſichte alſo ſchändlich zugerichtet haben, daß er entweder aus Furcht fernerer und noch gröberer Mißhandlungen, oder wie andere ſagen, wegen ſeines durch die empfangenen Wunden ganz verſtalteten Geſichtes ſich nicht mehr getrauete, öffentlich zu erſcheinen; nichtsdeſtoweniger fuhr der eifrige Papſt, für den ihn doch die meiſten Schriftſteller angeben, fort, die Kirchengeſchäfte zu beſorgen.

Ja, wie Flodoard in ſeiner Chronik auf das Jahr 942 berichtet, ſoll ſich Papſt Stephan VIII. auch für das Beſte des Staates verwendet haben, indem er auf die erſte Nachricht, daß Hugo, Graf von Paris, und noch einige Große des franzöſiſchen Adels einen Aufruhr wider König Ludwig den IV. angeſtiftet hätten, und ſich dieſem als ihrem rechtmäßigen Herrn, keineswegs unterwerfen wollten, unverzüglich den Biſchof Damaſus als ſeinen Legaten mit apoſtoliſcher Gewalt nach Frankreich abſchickte, um daſelbſt die Ruhe und den Frieden zwiſchen dem Könige und ſeinen Unterthanen herzuſtellen, die Aufrührer mit ihrem rechtmäßigen Herrn auszuſöhnen, ja, wenn er es nöthig befände, dieſelben ſogar unter Androhung des Kirchenbannes zur Unterwerfung und zum Gehorſame anzutreiben. Allein, der Papſt erlebte es nicht, daß ſeine guten Geſinnungen, und die durch ſeinen

Legaten gethanen Friedensvorſchläge eine Wirkung hervorbrachten, denn er ſtarb noch in eben dem Jahre anfangs des Chriſtmonats nach einer untadelhaften Kirchenregierung von 3 Jahren, 4 Monaten und 15 Tagen. Auf ihn folgte 942

942 CXXIX. **Marinus II.** ein gebohrner Römer. So wenig wir den eigentlichen Wahl- Einweihungs- und Sterbtag der vorigen Päpſte dieſes verwirrten Jahrhunderts mit Gewißheit anſetzen konnten, mit eben ſo weniger Zuverläßigkeit können wir es ſagen, an welchem Tage eigentlich **Marin II.** und ſeine Nachfolger bis ans Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts auf den päpſtlichen Stuhl erhoben worden. Wir ſehen uns demnach in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt, bey den meiſten Päpſten dieſe Zeitſtufen nur mit einem Ungefähr zu bezeichnen, und dieſelben nach der Dauer der Regierungszeit zu beſtimmen, welche ihnen die meiſten und richtigſten Papſtliſten einräumen.

Daß Papſt **Marin II.** noch in dem Jahre 942 den päpſtlichen Thron beſtiegen habe, ſchließen der genaue Zeitrechner Pagi und mit ihm der gelehrte **Muratori** aus der Unterſchrift einiger Bullen, welche dieſer Papſt während ſeiner Kirchenregierung herausgegeben hat. In dem erſten Jahre ſeiner Regierung beſtättigte er durch eine ſolche die alten Rechte und Freyheiten der Abtey **Fuld**, und ſprach dieſes Kloſter von der Gerichtsbarkeit der Erzbiſchöfe von **Maynz**

los, da Hodamar, der damalige Abt von Fuld, ſein abgebranntes Kloſter neu zu erbauen ſich vorgenommen, und deßwegen bey dem apoſtoliſchen Stuhle um ſolche Gnade angeſucht hatte. Eine eben dergleichen Bulle, wodurch dieſer Papſt dem Kloſter Monte Caſino alle Vorzüge, Rechte und Güter beſtättiget, führt P. Mabillon auf das Jahr 944 an. Uebrigens zeichnete ſich der Papſt Marin vorzüglich durch jenen Eifer aus, mit welchem er die unter einigen ſeiner Vorfahrer vernachläßigte Kirchenzucht wieder herzuſtellen, und durch ausdrückliche Geſetze veſtzuſetzen, und durch heilſame Verordnungen neuerdings in Gang zu bringen ſich angelegen ſeyn ließ. Nicht geringere Sorgfalt trug er für die Ausbeſſerung jener Kirchen, welche entweder durch Länge der Zeit oder durch andere Zufälle den Umſturz droheten, als welche er theils aus dem Grunde neu aufzubauen, theils auszubeſſern, zugleich aber auch mit allen zum öffentlichen Gottesdienſte nothwendigen Geräthſchaften zu verſehen befahl. Doch lag dieſem frommen Papſte nichts ſo ſehr an dem Herzen, als die Armen: dieſe liebte er zärtlich: er trug für ſie die Sorge eines Vaters und das Mitleiden eines gutherzigen Samaritans; denn er glaubte nur darum Einkünfte zu beſitzen, um ſie für die Dürftigen, für Wittwen und Waiſen und alle diejenigen, welche Hilfe und Unterſtützung nothwendig hatten, verwenden zu müſſen: gleichwie er ſich nur darum zum oberſten Kirchenhirten beſtellt zu ſeyn glaubte, daß er das allgemeine Beſte

der ganzen Kirche befördern, und ſich durchgehends allen Chriſten nützlich machen ſollte. Er that es auch unermüdet, der eifrige Papſt, durch 3 Jahre, 6 Monate und 13 Tage; ſo lange ſtund er, nach des P. Pagi Zeitrechnung, der Kirche vor. Er verließ alſo das Zeitliche, und ſtarb eines ſeligen Todes beyläufig um die Mitte des Brachmonates im Jahre 946. Sein Nachfolger war 946

CXXX. Agapit II. gebürtig von Rom.
946 Rubeus in Hiſt. Ravenn. L. 5. führt Briefe an, aus welchen P. Pagi Crit. Hiſt. Chronol. tom. 3. pag. 849. die richtige Folge ziehen will, daß Agapit II ſchon den 15ten Brachmonat des eben benennten Jahres 946 mit der päpſtlichen Würde bekleidet geweſen. Sein erſtes Geſchäfte, das er ſich als Papſt angelegen ſeyn ließ, war, zwiſchen Alberichen dem Patrizier und noch wirklichen Beherrſcher Roms, und Hugo dem Könige von Italien, Freundſchaft und Friede zu ſtiften: weil er aus der Vereinigung dieſer zwey Fürſten viel Gutes für die Kirche und den Staat zu ziehen hoffte. Von was für einem Erfolge aber die Bemühungen des friedliebenden Papſtes Agapit in dieſer Sache geweſen, kann man eigentlich nicht ſagen. So viel iſt gewiß, daß Alberich auch nachher noch immer die höchſte Gewalt über Rom ausgeübet, und der König Hugo noch in eben dem Jahre 946 Italien verlaſſen habe. Vielleicht hat dieſer letztere auf die eindringlichen Zuſprüche des Papſtes ſeine feindſchaftlichen Geſinnun-

gen gegen ſeinen Schwiegerſohn Alberich abgeändert, und die bisherige Feindſchaft aus Noth in Freundſchaft verwandelt, weil er doch ſah, daß ſein Anſehen in Italien bereits ſehr tief herabgeſunken war.

Eine andere Angelegenheit, welche ſchon eine geraume Zeit in der franzöſiſchen Kirche Aergerniß gegeben hatte, mußte durch einen Spruch von dem apoſtoliſchen Stuhle geſchlichtet und abgethan werden. Artald und Hugo verzankten ſich ſchon lange um das Erzbißthum Rheims. Im Jahre 948 ſchickte Papſt Agapit ſeinen Geſandten, Namens Marin, auf die zu Ingelheim gehaltene Synode, wo dieſe Streitſache unterſucht, und dahin entſchieden wurde, daß Artald, den das im vorhergehenden Jahre zu Verdun gehaltene Konzilium durch einen ungerechten Spruch von ſeiner Kirche verdränget hatte, in den erzbiſchöflichen Sitz von Rheims wieder eingeſetzt, Hugo aber als ein unrechtmäßiger Uſurpator davon verſtoßen, und mit dem Kirchenbanne belegt worden: welches Urtheil, wie Frodoard in Chronico bezeugt, Papſt Agapit gerecht fand, und um ſo einem ärgerlichen Streithandel ein Ende zu machen, im folgenden Jahre 949 auf einem in der St. Peterskirche zu Rom gehaltenen Kirchenrathe mit apoſtoliſcher Gewalt beſtättigte.

Mittlerweile aber der päpſtliche Legat Marin auf verſchiedenen in Deutſchland und Frankreich gehaltenen Konzilien die Ge-

Geſchäfte der Kirche beſorgte, that auch der Papſt Agapit zu Rom, was man immer von einem emſigen, von einem frommen und wachbaren Hirten fodern konnte. Er war bedacht, Mißbräuche in der Kirche abzuſchaffen, indem er die von ſeinen würdigen Vorfahrern auf dem päpſtlichen Stuhle zu Herſtellung der zerfallenen Kirchenzucht gemachten Geſetze nicht nur beſtättigte, ſondern auch für die Befolgung derſelben durch Androhung ſtrenger Kirchenſtrafen eiferte. Auf die von dem Abte des Kloſters Monte Caſino erhaltene Nachricht, daß einige Fürſten Italiens verſchiedene Klöſter in Kampanien beunruhigten, und ſogar ſich ihrer Güter zu bemächtigen, die Mönche aus den Klöſtern, als den damaligen einzigen Zufluchtsorten der Unſchuld, verjagt hätten, ſchrieb der für den Mönchsſtand und die Kloſterzucht ausnehmend ſorgfältige Papſt Agapit an ſolche Fürſten die eindringlichſten Ermahnungsbriefe; und um derſelben Raubbegierde Einhalt zu thun, befahl er ihnen, unter Androhung des Kirchenbannes, die geraubten Güter den Mönchen unverzüglich zurückzuſtellen. Und damit er nach eines jeden Bedürfniß und Verdienſte allen Alles würde, und ächte Verdienſte nach ihrem vollen Werthe belohnte, ſchickte er dem Erzbiſchofe von Kölln, Bruno, dieſem um die Kirche Gottes ſo hoch verdienten Manne und würdigſten Prälaten, das erzbiſchöfliche Pallium, mit der noch keinem Biſchofe zugeſtandenen Freyheit, deſſelben ſich zu bedienen, ſo oft er wollte, quoties vellet,

wie Rotger in der Lebensbeſchreibung dieſes heiligen Erzbiſchofes Cap. 23. bezeuget. Durch derley ſchöne, eines oberſten Kirchenhirten würdige Handlungen kam Papſt Agapit, der, wie ein alter Schriftſteller ſich ausdrücket, wegen Reinigkeit ſeiner Sitten, Unſchuld ſeines Wandels, und Heiligkeit des Lebens allen Frommen werth, und nur den Gottloſen verhaßt war, an das Ende ſeiner Laufbahn, und beſchloß nach einer zehnjährigen ſehr erbaulichen Kirchenregierung ſein Leben im Jahre Chriſti 956. 956

956 CXXXI. Johann XII. Nach dem Tode des Papſtes Agapit II. bemächtigte ſich Oktavian, der Sohn Alberichs, Herzogs von Tuſzien, Patriziers und Fürſten von Rom, auf Anrathen ſeiner Freunde mit Gewalt des päpſtlichen Thrones, gleichwie er nach dem Tode ſeines Vaters Alberich, welcher zwey Jahre vorher, nämlich im Jahre 954 geſtorben war, auch die weltliche Herrſchaft über Rom, ob er gleich eben ſo wenig Recht als ſein verſtorbener Vater dazu hatte, an ſich riß. Oktavian, der weder Geiſtes- und Naturgaben, noch andere gute Eigenſchaften beſaß, welche ihm eine ſo hohe Würde hätten verdienen können, war auch ſeines jugendlichen Alters wegen dem wichtigen Amte eines oberſten Kirchenhirten lange nicht gewachſen, denn er hatte kaum das 18te Jahr zurückgelegt, und konnte folglich weder Wiſſenſchaft noch Erfahrung haben, die dazu erfodert wurden: doch weil

weil keiner derjenigen, denen es zukam bey einer anzuſtellenden Papſteswahl Stimmen zu geben, der Gewalt, mit welcher ſich **Oktavian** in das Heiligthum eingedrungen hatte, widerſtehen konnte, wurde derſelbe auch gleich nach ſeiner Eindringung, um einer ärgerlichen Spaltung und größerm Unheile vorzubeugen, von der allgemeinen Kirche für einen rechtmäßigen Papſt anerkannt und angenommen; man muß ihn demnach, wie **Baronius** ſehr weißlich anmerkt, auch noch heute für einen ſolchen gelten laſſen.

Oktavian, war der erſte Papſt, welcher ſeinen Namen änderte. Er nannte ſich **Johann der Zwölfte**; dieß wurde nachher zur Gewohnheit, indem auch die folgenden Päpſte andere Namen, als ſie vorher hatten, annahmen; doch bediente ſich **Johann der Zwölfte** bey verſchiedenen Gelegenheiten noch ſeiner beyden Namen. Denn in Urkunden, die weltliche Dinge betrafen, nennte er ſich **Oktavian**, da er die päpſtlichen Bullen und andere Dekrete, welche blos geiſtliche Sachen zum Gegenſtande hatten, mit dem Namen **Johann der Zwölfte** unterzeichnete, welchen Gebrauch auch noch einige ſeiner Nachfolger beybehielten.

Um welche Zeit **Johann der Zwölfte** die päpſtliche Weihe empfangen habe, und folglich von was für einem Tage der Anfang ſeiner Kirchenregierung müſſe genommen werden, finden wir bey keinem einzigen Schriftſteller. Nur glaubt **Muratori** aus einer

Bulle, welche Ughellus Ital. Sac. Tom. VIII. Col 57. anführt, erweiſen zu können, Papſt Johann der Zwölfte ſey den 14ten des Wintermonats im Jahre 957 noch im erſten Jahre ſeines Papſtthumes geweſen, und habe im Chriſtmonat des eben erwähnten Jahres das zweyte Jahr ſeiner päpſtlichen Regierung angefangen. Woraus ſich folgern ließ, er ſey wenigſtens anfangs des Wintermonats im Jahre 956 ſchon als Papſt erkannt, und alſo auch dazu eingeweihet worden. Doch der billige Leſer würde uns ganz gerne die Beſtimmung ſolcher Zeitſtufe nachſehen, wenn wir ihm nur mehr lobſames von dieſem Papſte erzählen könnten. Allein, da wir uns zur Pflicht nehmen, nur Wahrheit zu ſchreiben, ſo müſſen wir auch öffentlich ſagen, daß er einer der unwürdigſten Päpſte geweſen, die jemals auf dem apoſtoliſchen Throne geſeſſen haben. Wir werden unten die Laſter berühren, deren man Johann den Zwölften auf einer zwar Afterſynode, aber doch nicht ohne Grund beſchuldigte, und über welche er ſich rechtfertigen ſollte: hier bemerken wir nur, daß die Jagd ſeine Lieblingsbeluſtigung geweſen, die ihn alles vergeſſen ließ, was er ſeinem Amte und ſeiner Würde ſchuldig war. Gleich in den erſten Jahren ſeines Papſtthumes bekam er einige Streitigkeiten mit Pandulf und Landulf dem Zweyten, den Fürſten zu Benevent und Kapua. Papſt Johann verſammelte daher ein anſehnliches Heer von Römern, Spoletinern und Toſkanern, welche beyde leztern Völker

er

er vielleicht durch ein mit ihnen errichtetes Bündniß zu Hilfe gerufen hatte, und zog in einer Soldatenrüſtung an der Spitze deſſelben gegen die oberwähnten Fürſten zu Felde. Ehe es aber zum Treffen kam, machte der Papſt Friede, und gieng mit der römiſchen Armee nach ſeinen Staaten zurück, vermuthlich, weil **Landulf**, der Fürſt zu **Benevent**, durch die von **Giſulf**, dem Fürſten zu **Salerno**, erhaltenen Hilfstruppen unterſtützt, mit einer überlegenen Macht dem päpſtlichen Heere entgegen kam. Um aber dieſen Frieden zu beveſtigen, ſchloß der Papſt kurz hernach mit eben gemeldtem Fürſten **Giſulf** zu **Terrazina**, wohin er ihn beſcheiden hatte, ein Bündniß. Papſt Johann hatte alſo von dieſer Seite Ruhe; aber deſto mehr Unruhe und Bedrückungen von einer andern Seite zu erdulden.

Berengar, König in **Italien**, und ſein Sohn **Adalbert**, waren ſchon lange eine Zuchtruthe **Roms** und faſt des ganzen **Welſchlandes**. Die meiſten italieniſchen Fürſten, und vornehmlich der römiſche Papſt, hatten von dieſen beyden ſo viele Bedrängniſſe, Gewaltthätigkeiten und Plackereyen auszuſtehen, daß ihnen ein ſolches Joch allgemach ganz unerträglich wurde, und ſie auf Mittel dachten, daſſelbe abzuſchütteln. Papſt **Johann** ſchickte daher im Jahre 960 **Johann**, Kardinaldiakon, und **Azzo**, den Archivar der römiſchen Kirche, als Geſandten an **Otto den Erſten**, König in **Deutſchland**, und ließ dieſen Fürſten um Gottes

und der heiligen Apoſtel Peter und Paul willen bitten, er möchte doch mit ſeiner des Siegens gewohnten Armee nach Italien kommen, ihn und die heilige römiſche Kirche von der Tyranney ihrer Verfolger des Königs Berengar und ſeines Sohns befreyen, und der Grauſamkeit, welche dieſe beyden ſchon ſo geraume Zeit in Italien ausgeübt hätten, endlich Ziel und Maaß ſetzen.

Faſt zu gleicher Zeit langten noch einige italieniſchen Biſchöfe mit eben derley Beſchwerden und Klagen in Deutſchland, bey dem Könige Otto dem Erſten, an. Ja, faſt alle übrigen Grafen und Biſchöfe Italiens, ſagt Rheginon in Chron. baten entweder durch Briefe oder Geſandte den Otto; er möchte kommen, ſie von der Dienſtbarkeit zu befreyen, welcher ſie Berengar unterjochet hätte.

Otto, welchem das harte Schickſal ſo vieler angeſehener Kirchenprälaten und die Verunglimpfungen ſo vieler Fürſten in Italien zu Herzen drang, ließ ſich durch derſelben wiederholtes Bitten, zu dem noch das dringende Zureden ſeiner eigenen Gemahlin Adelheid kam, ganz leicht zu dem Entſchluſſe bewegen, ſobald ihm ſeine Geſchäfte es erlauben würden, mit einem mächtigen Heere nach Italien zu gehen. Er machte daher noch in eben demſelben Jahre 960 dazu alle nöthigen Vorbereitungen. Hier muß man ſichs doch merken, daß die abendländiſche Kaiſerkrone, welche Papſt Johann

der Zwölfte durch ſeine Geſandten dem Otto antragen ließ, wenn er bey gegenwärtigen Umſtänden der römiſchen Kirche ſeine Hilfe würde angedeihen laſſen, und welche mit guter Art auf ſein Haupt zu bringen, der König Otto ſchon lange gewunſchen hatte, dieſem Fürſten ein weit heftigerer Antrieb geweſen ſey, mit einer Armee nach Italien zu ziehen, als alle Vorſtellungen, welche ihm von den italieniſchen Biſchöfen und Fürſten gemacht worden.

Nachdem Otto die päpſtlichen Geſandten mit einer ſchriftlichen und eidlich beſchworenen Verſicherung von ſich entlaſſen hatte, daß er die römiſche Kirche und ihr Oberhaupt den Papſt Johann den Zwölften nach allen ſeinen Kräften ſchützen, und die dem heiligen Peter geraubten Güter, die er wieder erobern, oder in ſeine Gewalt bringen würde, dem Papſte zurückſtellen wolle, brach er im Jahre 961 mit einer mächtigen Armee aus Deutſchland nach Italien auf. Alle Städte öffneten dieſem Fürſten von freyen Stücken die Thore, indem ſie ihn als ihren Erretter und Beſchützer gegen die bisher erlittenen Bedrückungen anſahen. Solchergeſtalt kam Otto, ſo zu ſagen, ohne Schwertſtreiche gegen das Ende des Jännermonats im Jahre 962 bis an die Mauern von Rom. So herrlich der Einzug war, den Otto in die Stadt hielt; ſo prächtig ward er von dem Papſte und der römiſchen Kleriſey unter dem freudigen Zu-

rufen des Volkes empfangen; hiernächſt aber den 2ten Hornung, als am Feſte Mariä Reinigung, das auf einen Sonntag fiel, mit einer Pracht, die einer ſo feyerlichen Handlung angemeſſen war, von dem Papſte Johann dem Zwölften zum abendländiſchen Kaiſer gekrönet. Bey dieſer Gelegenheit wiederholten beyde, der Papſt und der neue Kaiſer Otto, einander die gegenſeitigen Verbindungen. Der Papſt Johann verſprach, ſich niemals zur Parthey der abgeſetzten Könige Berengars und Adalberts zu ſchlagen. Hingegen ließ auch Otto eine ſchriftliche Urkunde ausfertigen, und dem Papſte zuſtellen, vermög welcher er der römiſchen Kirche nicht nur ihre wirklichen Beſitzungen beſtättigte, ſondern auch, wie Luitprand bezeugt, derſelben alles abtrat und zurücke gab, was ihr die vorigen italieniſchen Könige abgenommen hatten; zugleich aber beehrte er den Papſt Johann mit ſehr anſehnlichen aus Edelſteinen, Gold und Silber beſtehenden Geſchenken.

Gleichwie aber Papſt Johann der Zwölfte in ſeiner ganzen Aufführung nichts als Leichtſinn, Muthwillen und zügelloſe Unverſchämtheit ſehen ließ, wie man von ſeinem jugendlichen Alter, das durch deſſen weltliche Macht noch größere Freyheit zu tollen Ausſchweifungen bekam, faſt nichts anders vermuthen konnte; ſo bekümmerte er ſich auch wenig um das, was er dem Kaiſer Otto eidlich verſprochen hatte. Er beſorgte weder die Geſchäfte der Kirche, noch jene

des

des Staates, und war nur bedacht, ſeine ſchändlichen Gelüſte zu begnügen. Das allgemeine Aergerniß, das aus ſo einer unwürdigen Aufführung des oberſten Kirchenhirten erwuchs, läßt ſich leichter denken, als mit Worten ausdrücken. Dieſem nun zu ſteuern, begaben ſich einige rechtſchaffenen Römer, welche vorher aus Furcht dem zu Rom gegenwärtigen Kaiſer Otto die Ausſchweifungen des Papſtes zu eröffnen ſich nicht getrauet hatten, nach Pavia, wo Otto im Anfange des Jahres 963 ſich aufhielt, und erzählten ihm wehmüthig, wie ſchändlich die römiſche Kirche, für deren Wohlſtand und Anſehen zu ſorgen er als Kaiſer die Pflicht auf ſich genommen hätte, durch den ärgerlichen Wandel des Papſtes Johann beſleckt würde, indem dieſer den Lateranpallaſt zu einem Aufenthalte unverſchämter Dirnen machte, und faſt ohne einige Scheu Hurerey und andere abſcheuliche Unzuchten ausübte. Sie ſetzten noch hinzu, Papſt Johann unterhielte mit Adalberten, des Berengars Sohn, eine heimliche Verſtändniß, weil er ſich vor dem Kaiſer Otto, deſſen Tugendliebe und Rechtſchaffenheit er wohl kannte, noch fürchtete, und ſich zu ruhiger Fortſetzung ſeines ruchloſen Wandels mehrere Freyheit verſpräche, wenn Berengar oder deſſen Sohn Adalbert wieder auf den Thron käme.

Der Kaiſer Otto, welcher auf eingezogene nähere Nachricht die wider den Papſt angebrachten Klagen nur gar zu gut gegründet fand, und von den Unordnungen, welche

che zu Rom im Geiſtlichen und Weltlichen vorgiengen, noch mehr erfuhr, als ihm lieb war, ſchickte einige kluge Männer nach Rom, welche ſich bemühen ſollten, den Papſt durch dringende heimliche Ermahnungen auf beſſere Wege zu leiten. Papſt Johann verſprach zwar Beſſerung durch eine Geſandtſchaft, die er an den Kaiſer ſchickte; hielt aber ſehr ſchlecht Wort; indem er noch vor der Zurückkunft ſeiner Geſandten Adalberten, den geſchwornen Feind des Kaiſers Otto, mit großen Ehren in die Stadt aufnahm, und mit ihm ein neues Bündniß wider den Kaiſer ſchloß. Als nun Otto hievon Nachricht erhielt, ward er wider den Papſt ſehr aufgebracht, und beſchloß, den Meyneid zu rächen, den Johann durch das mit Adalberten neuerdings errichtete Bündniß an ihm begangen hatte. Otto zog daher eilends mit einem Theile ſeiner Armee wieder nach Rom, und ließ allda auf Anſuchen einiger Biſchöfe und des römiſchen Volkes eine Kirchenverſammlung anſtellen, welcher nicht nur ſehr viele italieniſche, ſondern auch mehrere deutſche Biſchöfe, viele Kardinäle und andere vornehme Kirchenbediente von Rom mit den angeſehenſten des Volkes beywohnen mußten. Papſt Johann, welcher ſich bey Annäherung des kaiſerlichen Heeres aus Rom geflüchtet hatte, wurde zum zweytenmale auf dieſe Synode vorgeladen, um über die wider ihn angebrachten Beſchuldigungen (*) ſich zu verantwor-

(*) Die Verbrechen, deren Papſt Johann der

worten. Allein, anſtatt zu erſcheinen, ließ er allen den Kirchenbann androhen, die ſich erkühnen würden, gegen ihn als den rechtmäßigen Papſt etwas zu unternehmen. Doch man trug ſo wenige Achtung für ſolche Drohungen, daß die Verſammlung ohne weiteres den 6ten des Chriſtmonats zur wirklichen Entſetzung des Papſtes Johann des Zwölften vorſchrit, und anſtatt ſeiner Leo, einen Archivar der römiſchen Kirche, zum Papſte erwählete, und auch ſogleich noch an eben dem Tage feyerlich einweihen ließ. Dieſer ſo widerrechtlich eingedrungene Papſt nennte ſich Leo der Achte. Um ſich nun gleich als Papſt zu zeigen, und durch eine päpſtliche Handlung auf dem apoſtoliſchen Stuhle veſt zu ſetzen, wollte er auch ohne Zeitverluſt die Gewalt ausüben, die er durch ſeine Einweihung empfangen zu haben ſich

 ſchmei-

der Zwölfte angeklagt wurde, und wegen welchen die wider ihn erbitterten Römer auf deſſen Entſetzung vom Papſtthume drangen, beſtunden darinn: daß er Meſſe geleſen, und die heilige Kommunion nicht genommen habe: daß er in dem Pferdſtalle einen Diakon ordiniret, Simonie getrieben, die Jagd der Ehre und dem Dienſte Gottes vorgezogen habe: Unſchuldigen die Augen ausſtechen, andere ihrer Mannbarkeit habe berauben laſſen: endlich ſich des Todtſchlages, des Meyneides, der Hurerey, der Blutſchande, des Ehebruches, und noch anderer grober Laſter ſchuldig gemacht habe, wie dieſes bey Natalis Alexander Hiſt. Eccl. Tom. 6. Sæc. IX. & X. Cap. I. Art. 21. kann nachgeſehen werden.

ſchmeichelte. Er hielt alſo noch in eben dem Monate eine Ordinazion, dabey er 7 Prieſtern und 2 Diakonen die Weihen ertheilte, welche aber eben ſo ungültig waren, als es die ſeinige wegen Ungültigkeit ſeiner Wahl zum Papſte geweſen iſt: denn daß eben dieſer Leo, ob er gleich in die Reihe der wahren Nachfolger des heiligen Apoſtels Peter von den meiſten Schriftſtellern geſetzet wird, dennoch als ein Afterpapſt müſſe betrachtet, und Papſt Johann ſeiner obgleich laſterhafteſten Aufführung wegen der päpſtlichen Würde nicht habe können entſetzet werden, beweiſen der Kardinal Baronius in Annal. Eccl. auf das Jahr 963. Peter *de Marca* L. 1. de Concord. Sacerd. & Imp. Cap. 11. §. 7. Natalis Alexander Hiſt. Eccl. Tom. 6. Sæc. IX. & X. Cap. I. Art. 21. und noch andere Schriftſteller mit überzeugenden Gründen, wohin wir den wißbegierigen Leſer verweiſen (*).

So

(*) Dem geehrten Leſer, der dieſe Schriftſteller nicht beſitzet, von der geſetzwidrigen Entſetzung Johann des Zwölften und der widerrechtlichen Eindringung Leo des Achten auf den apoſtoliſchen Stuhl einen kleinen Begriff zu geben, wollen wir hier nur anmerken, daß erſtens jene Verſammlung, worauf Johann der Zwölfte der päpſtlichen Würde entſetzet worden, für eine Afterſynode müſſe angeſehen werden, folglich auch in ſo einer wichtigen Sache, als da abgehandelt wurde, um ſo weniger etwas habe entſcheiden können, weil nach dem Ausſpruche der meiſten

So ein auffallendes den heiligen Kirchengeſetzen und aller Gerechtigkeit ſchnurgerade

ſten Väter der erſte Sitz von niemanden gerichtet wird; prima ſedes a nemine judicatur; und dann weil eigentlich nur der Kaiſer Otto, welcher auf eben jener Verſammlung den Vorſitz hatte, zugleich als Kläger, Zeuge und Richter dabey das Wort führte, welches alles nicht nur den kanoniſchen, ſondern auch den weltlichen Geſetzen offenbar zuwider läuft. Zweytens, daß, nachdem Johann der Zwölfte einmal von der ganzen Kirche als rechtmäßiger Papſt erkannt worden, er wegen den Ausſchweifungen, die er begieng, weder der Gewalt, die ihm als rechtmäßigen Papſte in ſeiner Einweihung verliehen worden, und eben ſo wenig der päpſtlichen Würde, mit welcher ſolche Gewalt verknüpfet iſt, habe können beraubt werden; weil weder ſolche Würde, noch die damit vereinbarte Gewalt von dem Lebenswandel und der Rechtſchaffenheit der Perſon abhängt. Drittens, ſo widerrechtlich nun die Entſetzung des Papſtes Johann war; ſo geſetzwidrig war auch ſowohl die Wahl als die Einweihung Leo des Achten, den man an deſſen Stelle erhob; weil Leo als ein bloßer Laye an ſich ſelbſt unfähig war, zur höchſten geiſtlichen Würde erwählet zu werden, als welche nach dem buchſtäblichen Ausdruck der heiligen Kanonen bey jenem, der dazu gewählet werden kann, wenigſtens die mindern geiſtlichen Weihen und die größern des Diakonats oder Unterdiakonats ſchon zum voraus ſetzet. Nicht minder ſtreitet es wider alle Kirchengeſetze, daß einer an einem und eben dem nämlichen

zuwiderlaufendes Verfahren mit einem Papſte, den man einmal für das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche erkennet hatte, konnte doch von keinem langen Beſtand ſeyn. Die Römer ſchämten ſich, die Schande ihres Hirten aufgedeckt zu haben, jagten nach 2 Monaten den eingedrungenen Leo aus Rom, und nahmen Johann den Zwölften wieder in der Stadt auf. Wir wollen zwar nicht in Abrede ſtellen, daß noch andere Urſachen, als blos die Erkenntniß der an ihrem rechtmäßigen Herrn dem Papſt Johann ausgeübten Ungerechtigkeit, und vorzüglich ihre Abneigung gegen den Kaiſer Otto, die ihnen vielleicht durch die Parthey des Papſtes Johann mag eingeflößt worden ſeyn, dieſelben zu dieſem Schritte verleitet haben.

Sobald ſich Papſt Johann in ſein Eigenthum wieder eingeſetzt, und von dem Lateranpallaſte wieder Meiſter ſah, wollte er nun

---

lichen Tage neben Empfangung der kleinen geiſtlichen Weihen zugleich nicht nur die größern des Unterdiakonats und Diakonats, ſondern auch überdieß noch die prieſterliche Weihe empfange, und ſogar, ohne eine dieſer heiligen Weihen ausgeübt zu haben, noch an eben dem Tage zum Biſchofe eingeweihet werde, welches doch alles bey der Einweihung Leo des Achten vorgieng, indem deſſen Wahltag zum Papſte, nämlich der 6te des Chriſtmonats, auch der Tag geweſen, an welchem er gleich nach geſchehener unrechtmäßiger Wahl durch eine gotteſchänderiſche Einweihung auf den heiligen Stuhl geſetzet worden.

nun auch zeigen, daß er noch rechtmäßiger Papſt und Herr über Rom wäre. Er berief auf den 26ten des Hornungs einen Kirchenrath in die St. Peterskirche: 16 italieniſchen Biſchöfe, 12 Kardinalprieſter mit der übrigen römiſchen Geiſtlichkeit erſchienen dabey. Nach einer kurzen Rede, in welcher der Papſt das in ſeiner Perſon dem heiligen Stuhle zugefügte Unrecht erwieß, wurde nun alles verdammet, für null und nichtig erklärt, was auf jener von dem Kaiſer Otto gehaltenen Afterſynode war beſchloſſen worden. Zugleich ward der zum Afterpapſte aufgeworfene Leo ſeiner vermeintlichen Würde entſetzet, und mit den drey Biſchöfen Sicho von Oſtia, Benedikt von Porto, und Gregor von Albano, welche ihn als einen Layen zum Papſte eingeweihet hatten, mit dem Kirchenbanne belegt; gleichwie auch die Weihen, welche der Afterpapſt Leo in der kurz nach ſeiner geſetzwidrigen Einweihung gehaltenen Ordinazion ertheilet hatte, für ungültig erkläret wurden.

Dieß war nun alles, was Papſt Johann zu Rom that, nachdem die Römer ihn wieder gutwillig, und zwar noch gegen den unbeſonnenen Eid, den ſie kurz vorher dem Kaiſer Otto ablegten, in ihre Stadt aufgenommen hatten. Doch er zeichnete ſich auch noch durch die ſchändlichſte und grauſamſte Rache aus, welche er an jenen ausübte, die von ſeiner Parthey abgewichen waren, und entweder dem Kaiſer Otto oder dem Afterpapſt Leo anhiengen. Aber auf nichts weniger

niger dachte er, als auf die Veränderung ſeines bisherigen ärgerlichen Wandels und ſeiner ruchloſen Aufführung; da er vielmehr fortfuhr ſich in dem Kothe der ſchändlichſten Unzuchten eben ſo hitzig und eben ſo muthwillig herumzuwälzen, als zuvor. Jedoch ſein bald erfolgter Tod machte ſeinen Unordnungen ein ſchnelles Ende. Uebrigens ſehen wir es als ein Märchen an, was einige Schriftſteller aus Luitpranden von dem unſeligen Ende dieſes Papſtes erzählen, und halten mit beſſerm Wahrheitsgrunde dafür, Gott habe endlich Rom und die Kirche von einem ſo unwürdigen Vorſteher befreyen wollen: Papſt Johann ſtarb an einer achttägigen Krankheit den 14ten May
im Jahre 964, ohne daß er ſich durch Em- 964
pfangung der heiligen Kirchenſakramente zu einem beſſern Tode, als ſein Leben war, noch vorbereitet, wohl aber nachdem er durch 7 Jahre und einige Monate den heiligen Stuhl zu Rom mit Laſtern beſudelt, und die ganze Kirche mit einer ſchamloſen Aufführung geärgert hatte.

964 CXXXII. Benedikt V. Kaum hatte der Tod Johann dem Zwölften die Augen geſchloſſen, ſo ſuchten die Römer ihr altes Recht wieder geltend zu machen, und wählten in einer nach allen Regeln der heiligen Kanonen angeſtellten Verſammlung mit einhelliger Stimme, folglich auf die rechtmäßigſte Art Benedikt, einen gebohrnen Römer, und Diakon an der römiſchen Kirche, zum Papſte, und der neue rechtmäßig erwählte

wählte Papſt, welcher den Namen Benedikt der Fünfte annahm, durfte auch nicht zaudern, ſich dazu feyerlich einweihen zu laſſen. Seine Einweihung geſchah, wie P. Pagi dafür hält, den 15ten May im Jahre 964. Sobald aber der Kaiſer Otto, der ſich noch immer in Italien aufhielt, von dieſer Wahl Nachricht erhielt, eilte er nach Rom, die Römer ihrer Untreue halber, und beſonders wegen Verletzung des ihm geleiſteten Eides, daß ſie ohne ſein und ſeines Sohns Vorwiſſen und Einwilligung keinen neuen Papſt mehr erwählen wollten, zu züchtigen.

Otto kam wirklich mit einem fliegenden Heere vor Rom an, allein, er fand die Thore geſchloſſen, und ſah ſich genöthigt, die Stadt zu belagern. Doch die Römer, denen es eben nicht gar wohl bey der Sache war, von Hunger ſchon geplagt, und vor der kaiſerlichen Rache ſich fürchtend, öffneten den 23ſten des Brachmonats gutwillig die Thore, und nahmen den Kaiſer mit aller Verehrung auf. Nun lieferten ſie auch ihren neuen rechtmäßig erwählten Papſt Benedikt den Fünften in die Hände des Siegers, und ließen ſich zum zweytenmale den Afterpapſt Leo den Achten zu ihrem Oberhirten aufdringen. Benedikt der Fünfte war alſo nicht länger als einen Monat und 9 Tage Papſt. Hiemit fieng ſich die klägliche Kirchenſpaltung und das damit verknüpfte ſchon ſo lange andauernde Aergerniß in der Kirche wieder von neuem an.

964 CXXXIII. Leo VIII. Obſchon ein Afterpapſt, wird dennoch unter dieſem Namen in den Papſtliſten angeſetzt, um die Ordnung der folgenden Päpſte, welche eben den Namen Leo angenommen haben, nicht zu verwirren: als ſich dieſer durch eben jene Gewalt, welche ihn zum erſtenmale auf den Sitz Petri eingedrungen hatte, nun auch zum zweytenmale auf denſelben erhoben ſah, glaubte er wirklich rechtmäßiger Papſt zu ſeyn. Von einem ihm ſo ſchmeichelhaften Stolze betäubt, berief er ſogleich eine Afterſynode; Benedikt der Fünfte wurde in päpſtlicher Kleidung und mit einem Hirtenſtabe vorgeführt, und nachdem er die spöttlichſten Vorwürfe angehört hatte, nicht nur der biſchöflichen, ſondern auch der prieſterlichen Würde verluſtigt erklärt, da man ihm zugleich das päpſtliche Pallium vom Leibe riß, den Hirtenſtab aber in Stücke zerbrach, und vor die Füße hinwarf. Zur Gnade und nur auf die Vorſprache Kaiſers Otto erlaubte ihm der eingedrungene Papſt Leo die Ausübung des Diakonats, weil er vor ſeiner Erhebung zum Papſtthume ſchon Diakon an der römiſchen Kirche war. Doch mit aller dieſer Rache, die man an dem rechtmäßigen Nachfolger des Apoſtelfürſten Peter, an Benedikt dem Fünften, auf jener Afterſynode ausübte, war der Afterpapſt Leo noch nicht vollkommen zufrieden. Da dieſer den Wankelmuth der Römer wohl kannte, vielleicht aber auch das eigene Gewiſſen ihm die Ungültigkeit ſeiner Wahl und Einweihung unabläßig vorrückte; fürchtete er nicht ohne Grund

von den Römern ſelbſt noch einmal von dem päpſtlichen Throne geſtoßen zu werden, ſobald Kaiſer Otto, ſein mächtiger Beſchützer und einzige Beförderer, Rom würde verlaſſen haben, wenn nicht zugleich Benedikt der Fünfte, von deſſen rechtmäßigen Wahl ihn doch das Gewiſſen heimlich überzeugte, auch weggeſchafft würde. Er brachte es daher bey dem Kaiſer zuwege, daß Benedikt der Fünfte von Rom verwieſen, und Adaldagen, dem Erzbiſchofe von Hamburg, welcher den Kaiſer nach Rom begleitet hatte, und nun auch mit ihm nach Deutſchland zurückkehren wollte, zur Verwahrung übergeben wurde.

Uebrigens halten wir jene Verordnungen, welche Leo der Achte auf ſeiner Afterſynode nach Meynung des Goldaſt und Peter *de Marca* ſolle abgefaßt haben, und wodurch er dem Kaiſer und ſeinen Nachfolgern das Recht, den römiſchen Papſt zu erwählen, ſolle eingeräumt haben, mit dem Kardinal Baronius, mit dem gründlichen P. Pagi und andern berühmten Schriftſtellern für unächt und unterſchoben, wenn ſie ſchon dem Dekrete Grazians d. 63. C. 23. einverleibt iſt. Ja, ſollte gleichwohl dieſe Verordnung ihre gute Richtigkeit haben, ſo wäre ſie doch an ſich ſelbſt ſchon ohne Kraft und Folge; weil ſie nicht von dem rechtmäßigen Oberhaupte der Kirche, ſondern von einem Afterpapſte gegeben worden.

Benedikt der Fünfte lebte in ſeinem Verweiſungsorte nur noch einige Monate:

doch

doch gab er während ſolcher kurzen Zeit ſowohl der Geiſtlichkeit als dem Volke zu Hamburg, das mit ſeinem Kirchenhirten dem Erzbiſchofe Adaldung und der geſammten Geiſtlichkeit in Benedikt dem Fünften immer den wahren Nachfolger des heiligen Peter verehrte, Lehren der Weisheit und Beyſpiele der Tugend; und ehe er noch daſelbſt ſein gottſeliges Leben endigte, wurde der Afterpapſt Leo zu Rom anfangs des Märzmonats im Jahre 965 von dem 965
Tode hingerafft, als er nur ein Jahr und etwa zwey Monate Papſt zu heißen, das eitle Vergnügen gehabt.

Die Römer gaben ungeſäumt dem Kaiſer Otto durch eine an ihn geſchickte Geſandtſchaft von dem Tode ihres bisherigen Afterpapſtes Leo Nachricht, mit der demüthigen Bitte: er möchte nun Benedikt den Fünften als ſchon einmal erwählten Papſte nach Rom zurücke gehen laſſen, und ſomit in dieſem der verwaiſten Kirche wieder einen Oberhirten geben. Da aber mittlerweile Benedikt auch ſchon mit Tode abgegangen war, ſchickte der Kaiſer den Otgar, Biſchof von Speyer, und Luitpranden, Biſchof von Kremona, mit den römiſchen Geſandten nach Wälſchland, in ſeinem Namen der Wahl eines neuen Papſtes beyzuwohnen. Erſt gegen Ende des Herbſtmonats langten die kaiſerlichen Geſandten mit jenen, welche dem Kaiſer die Nachricht von dem Tode Leo des Achten überbracht hatten, in Rom an, und ſo blieb der päpſtliche

liche Stuhl über 6 Monate entlediget: indem

965 CXXXIV. Johann XIII. den 1ſten des Weinmonats im Jahre 965 durch einhellige Stimmen der Geiſtlichkeit und mit allgemeiner Freude des römiſchen Volks zum Papſte erwählet, und auch an eben dieſem Tage, welcher ein Sonntag war, feyerlich eingeweihet worden. Dieſer Johann war von Geburt ein Römer, und Biſchof zu Narni in Kampanien, deſſen Vater, der auch Johann hieß, nach dem Tode ſeiner Gemahlin den geiſtlichen Stand antrat, und auch zur biſchöflichen Würde erhoben wurde.

Da die Wahl dieſes Papſtes ſo ruhig und mit allſeitiger Zufriedenheit des Kaiſers, der Geiſtlichkeit und des Volkes vorbey gieng, verſprach man ſich auch von allen Seiten her größere Ruhe, als deren man ſich ſchon eine geraume Zeit in der Kirche und dem Staate rühmen konnte; allein, man fand ſich gar bald in einer ſo ſchmeichelhaften Hoffnung betrogen: denn kaum hatte Johann den apoſtoliſchen Thron beſtiegen, als ſchon der Geiſt der Aufruhr ein Wetter erregte, das ihn von demſelben wieder herabzuwerfen drohete. Die ausgearteten Römer wollten ſich unter keine Gewalt mehr beugen; und da der Papſt ihnen eben nicht alles ungeſtraft hingehen ließ, empörten ſie ſich wider ihn: Rotfred, der Stadtvogt von Rom, nahm bey einem Auflaufe des Volks, den er angeſtiftet hatte, den Papſt

Johann gefangen, und ſperrte ihn auf einige Tage gefänglich in die Engelsburg. Von dannen aber ließ er ihn nach Kampanien, gleichſam ins Elend, abführen. Kapua war der Ort, wo ſich Papſt Johann über 10 Monate, das iſt, während der ganzen Zeit ſeiner Verbannung von Rom aufhielt, und erſt im Herbſtmonate des Jahres 966 kehrte er auf Bitten der Römer in ihre Stadt zurück. Dieſe ſchämten ſich nun, an dem Papſte, den ſie doch ſo einmüthig zu ihrem Hirten und Oberherrn gewählt hatten, ſich vergriffen zu haben, und fürchteten ſich wegen der Rache, welche der Kaiſer wegen ſolcher Frevelthat an ihnen auszuüben, auf das Weihnachtfeſt des eben gemeldten Jahres nach Rom kam. Otto ließ 13 der vornehmſten Römer, welche an der Gefangennehmung und Verweiſung des Papſtes Johann den größten Antheil hatten, mit dem Strange hinrichten; andere Mitſchuldige aber verwies er ins Elend, nachdem er ſie vorher mit Ruthen geiſeln ließ: nur Rotfred, der Hauptanſtifter ſolcher Meuterey, kam ohne Strafe durch, weil er ſich von Rom flüchtete, ſobald er merkte, daß Kaiſer Otto ſich der Stadt näherte.

Nachdem Otto ſolchergeſtalt dem Papſte alle Genugthuung geleiſtet, und die Ruhe in Rom wieder hergeſtellet hatte, begab er ſich im folgenden Jahre 967 nach Ravenna. Papſt Johann begleitete ihn, und berief nach gehaltenem Oſterfeſte auf Anſuchen des Kaiſers, welcher allzeit einige deutſche Biſchöfe

ſchöfe in ſeinem Gefolge hatte, viele Biſchöfe Italiens, beſonders jene aus dem römiſchen Gebiete, dahin. Nachdem nun eine ziemliche Anzahl wälſcher und deutſcher Kirchenprälaten zu Ravenna beyſammen war, hielt Papſt Johann in Gegenwart des Kaiſers daſelbſt eine Kirchenverſammlung, worauf viele heilſame Verordnungen zum allgemeinen Beſten der Kirche abgefaßt, und ſodann den Biſchöfen, um dieſelben in ihre Kirchenſprengel einzuführen, und ſowohl von ihrer unterhabenden Geiſtlichkeit als ihren Gläubigen beobachten zu laſſen, übergeben wurden.

Bey dieſer Gelegenheit, ſagt Reginons Fortſetzer, gab nun der Kaiſer die Stadt und das Eigenthum der Ravennater (hierunter muß vermuthlich das ganze Exarchat verſtanden werden) und viele andere Güter, welche in den vorigen Zeiten den römiſchen Päpſten weggenommen worden, (nämlich diejenigen, welche, wie Rubeus Hiſt. Ravenn. L. 5. pag. 261. ſehr gründlich dafür hält, die Berengarn ihnen geraubt hatten) dem Papſte Johann wieder, und ſchickte ihn von dort mit großer Freude nach Rom zurück (*).

(*) Hieraus läßt ſich deutlich bemerken, daß die Könige von Italien weder über die Stadt Rom, noch über das römiſche Herzogthum, und eben ſo wenig über das Exarchat von Ravenna zu befehlen, oder jemals eine rechtmäßige Oberherr-

Papſt Johann der Dreyzehnte trat gleich hierauf ſeine Rückreiſe an, und wurde nun von ſeinen Römern mit gebührender Ehrerbietung empfangen. Er hatte es aber zu Ravenna noch mit dem Kaiſer verabredet, deſſen Sohn, den König von Deutſchland, durch Schreiben nach Rom einzuladen, um dieſem durch die feyerliche Krönung zum Kaiſer noch bey Lebzeiten ſeines Vaters das abendländiſche Kaiſerthum zu verſichern. Otto der Jüngere kam alſo auf das Einladungsſchreiben des Papſtes und auf Befehl ſeines Vaters mit einem anſehnlichen Gefolge von Biſchöfen und andern Großen Deutſchlandes im Weinmonate des Jahres 967 nach Italien. Zu Verona feyerte er mit ſeinem Vater das Feſt Allerheiligen, und kam den 24ſten des Chriſtmonats mit ſeinem Vater dem Kaiſer Otto zu Rom an. Hier wurden beyde Fürſten von dem Papſte, der von ſeiner Geiſtlichkeit umgeben war, von dem Stadtrathe, von der frohlockenden Jugend und den anſehnlichſten des Volkes mit aller nur möglichen Pracht empfangen: und da man ſchon alle nöthige Vorbereitungen zur feyerlichen Krönung des jungen Otto gemacht hatte, nahm Papſt Johann gleich den folgenden

---

herrſchaft gehabt. Otto der Große gab daher der römiſchen Kirche nur zurück, was jene ihr mit Gewalt abgezwackt, oder ſonſt widerrechtlich an ſich geriſſen hatten, und beſtättigte hiemit die Schenkungen, welche Pipin und Karl der Große derſelben gemacht hatten.

genden Tag, nämlich am heiligen Weihnachtsfeste dieſelbe vor, indem er bey Abſingung der heiligen Meſſe den König Otto mit dem heiligen Oel ſalbte, ihm die Kaiſerkrone auf das Haupt ſetzte, und ſomit in Gegenwart aller Großen Roms zum Nachfolger Otto des Großen in dem abendländiſchen Kaiſerthume ausrief. Dieß war eine der glänzendſten Handlungen, die Papſt Johann XIII. während ſeiner Kirchenregierung verrichtete. Doch finden wir noch zwo herrliche Verrichtungen von dieſer Art, welche der Regierung dieſes Papſtes zur Ehre gereichen. Die eine geſchah noch in eben dieſem Jahre, und bald nach der Krönung Otto des Jüngern. Mada, die Schweſter Boleslav II. Herzogs in Böhmen, kam zu dieſer Zeit Andachts halber nach Rom. Sie wurde vom Papſte Johann mit der Zärtlichkeit eines Vaters, und mit der Ehre, die er einer ſo frommen und tugendſamen Prinzeſſin ſchuldig zu ſeyn glaubte, aufgenommen. Mada hatte ſich ſchon, ehe ſie nach Rom kam, Gott verlobt, und wünſchte nichts ſo ſehr, als ihr Leben in der klöſterlichen Einſamkeit zuzubringen. Dieſen frommen Wunſch erfüllen zu können, ließ Papſt Johann dieſelbe während ihres Aufenthaltes zu Rom in allem unterrichten, was zum klöſterlichen Leben erfordert wird; hiernächſt aber weihete er ſie mit dem Rathe ſeiner Kardinäle zur Aebtiſſin, gab ihr den Namen Maria, und überreichte ihr nebſt der Regel des heiligen Benedikt einen abteylichen Hirtenſtab. Dieß iſt das erſte Bey-

 ſpiel,

ſpiel, das wir in der Kirchengeſchichte von einer feyerlichen Einweihung einer Nonne zur Abtiſſin mit Ueberreichung des Hirtenſtabes leſen. Es behaupten daher auch die meiſten Kirchenſchriftſteller, daß die Ordensäbte nur dem Papſt Johann XIII. die Erlaubniß, ſich der biſchöflichen Ehrenzeichen, nämlich der Inful und des Hirtenſtabes zu bedienen, zu verdanken haben.

Die andere feyerliche Einweihung, welche Papſt Johann noch verrichtete, geſchah nach dem Zeugniſſe des Sigeberts in Chron. im Jahre 971, und beſtund darinn, daß er die Theophania, die Tochter des griechiſchen Kaiſers Romanus, eine mit ausnehmenden Natursgaben verſehene und mit den erhabenſten Tugenden ausgezierte Prinzeſſin, als Gemahlin mit Otto II. in der St. Peterskirche zu Rom eingeſegnet, und dann auch feyerlich zur Kaiſerin gekrönet hat.

Im Jahre 968 ſoll Papſt Johann eine berühmte Synode gehalten haben, deſſen Akten aber gänzlich zu grunde gegangen ſind, außer einiger Bullen, welche der Papſt auf dieſem Kirchenrathe ausfertigte. Die merkwürdigſte darunter iſt jene, welche die Benediktiner-Abtey St. Maximin außerhalb Trier von der Gerichtsbarkeit der Erzbiſchöfe von Trier losſpricht.

Im Jahre 969 den 26ſten des Brachmonats hielt der Papſt abermal eine ſehr zahlreiche Kirchenverſammlung zu Rom. Nebſt einer großen Anzahl Biſchöfe und andern

andern angeſehenen aus allen geiſtlichen Orden waren die beyden Kaiſer Otto der Große und Otto II. deſſen Sohn daſelbſt gegenwärtig. Von den Verordnungen aber, die auf dieſem Kirchenrathe abgefaßt worden, iſt uns auch weiter nichts übrig geblieben, als eine Bulle, wodurch der Papſt auf Anſuchen Pandulfs, des Fürſten von Benevent und Kapua, und zugleich auf den Zuſpruch des Kaiſers Otto ſelbſt, die Kirche von Benevent zu einem erzbiſchöflichen Sitze erhoben, und Landulfen, den Sohn des erwähnten Fürſten von Benevent, zum erſten Erzbiſchofe daſelbſt eingeſetzt, zugleich aber demſelben verſchiedene Biſchöfe jener Herzogthümer als Suffraganen unterworfen hat.

Edgar, König in Engelland, und der heilige Dunſtan, Erzbiſchof von Kandelberg, ſchickten Geſandten an Papſt Johann XIII. und baten ihn, die Stiftung des Kloſters Glaſtingebirs, und die von eben dieſem frommen Fürſten demſelben verliehenen Freyheiten mit apoſtoliſcher Gewalt zu beſtättigen. Papſt Johann nahm nicht allein dieſe Geſandtſchaft liebreich auf, ſondern fertigte auf einer Synode, die er eigends dieſer Sache wegen im Jahre 971 hielt, die verlangte Beſtättigung aus, da er zugleich auf eben dieſer Verſammlung jene Dekrete beſtättigte, welche die Biſchöfe Engellands auf einem zu London gehaltenen Kirchenrathe zum Beſten der engelländiſchen Kirche abgefaßt hatten.

Papſt Johann XIII. ſtarb endlich den 6ten des Herbſtmonats im Jahr Chriſti 972, nachdem er die Kirche 6 Jahre, 11 Monate und 5 Tage regiert hatte, und wurde in der Hauptkirche des heiligen Apoſtels Paul beerdiget, wo noch heute auf ſeiner Grabſtätte eine herrliche Denkſchrift geleſen wird. Er war ein thätiger, ein arbeitſamer Papſt, und ſuchte raſtlos das Beſte der Kirche und des Staates zu befördern. Und vielleicht nur, weil er ſich gleich nach ſeiner Erhebung auf den apoſtoliſchen Stuhl zu ernſthaft um das Beſte des Staates annahm, und die verwöhnten Römer wieder unter ihre rechtmäßige Herrſchaft zu beugen ſich beſtrebte, zog er ſich anfangs derſelben Haß auf den Hals. Doch ſie mußten das Verbrechen, das ſie wider ihn ausübten, theuer genug bezahlen. Papſt Johann ſchrieb neben den apoſtoliſchen Bullen, die er ausfertigen ließ, auch an verſchiedene Biſchöfe manche Hirtenbriefe, welche Zeugen ſind ſeiner Wachbarkeit in Erfüllung des oberſten Hirtenamtes, und ſeines Eifers in Beſorgung der Kirchenangelegenheiten (*). 972

(*) Der gelehrte P. Pagi merkt in ſeiner Crit. Hiſtor. Chronol. tom. 4. fol. 29. ad ann. 972. n. 1. ſehr weislich an, daß der Kardinal Baronius und andere, die ihm gefolgt ſind, die Päpſte, welche auf Johann XIII. folgten, irrig und in ganz verkehrter Ordnung angeſetzt haben, da ſie dem eben gemeldten Johann den Donus zum Nachfolger geben; auf den Donus aber Benedikt den VI, und hiernächſt einen Afterpapſt

papſt unter dem Namen Bonifaz VII. in der
972 Papſtliſte folgen laſſen: indem doch die meiſten und auch die älteſten Verzeichniſſe der römiſchen Päpſte Benedikt den VI. als den unmittelbaren Nachfolger Johann XIII. angeben: wir ziehen die Meynung des P. Pagi jener des Baronius vor, und ſetzen hier die Päpſte nach der Ordnung an, wie ſie uns Pagi, jener genaue und gründliche Zeitrechner, liefert.

CXXXV. Benedikt VI. ein gebohrner Römer, deſſen Wahl und Einweihung aber bis in den Chriſtmonat des oben erwähnten Jahres 972 verſchoben wurde, weil man, nach der ſchon ſo oft geſchehenen Uebereinkunft mit dem Kaiſer, dieſen zuvor von dem Tode des abgelebten Papſtes berichten, und zur Wahl eines Nachfolgers deſſen Abgeſandten erwarten mußte. Der heilige Stuhl blieb alſo beynahe 3 Monate ledig. Daß wirklich kaiſerliche Abgeordnete der Wahl Benedikt VI. beygewohnet haben, läßt ſich daraus vermuthen, weil alles bey derſelben ſtill und ruhig zugegangen, auch nicht der mindeſte Widerſpruch weder von Seiten der Geiſtlichkeit, noch von jener des Volkes, ſich dabey geäußert hat. Gleich nach ſeiner Einweihung unterzog ſich Benedikt VI. den Kirchengeſchäften: nicht nur das, was zu Rom in der Kirche anzuordnen geweſen, war der Gegenſtand ſeiner apoſtoliſchen Beſchäftigungen, ſondern auch auf auswärtige Kirchen hatte er ſein Augenmerk gerichtet. Er beſtättigte durch zwo beſonders ausgefertigte

tigte Bullen die Rechte und Freyheiten ſo-wohl der Kirche zu Trier, als jener zu Salzburg, und ernannte Friederich, den wirklichen Erzbiſchof dieſer letztern, und alle deſſen Nachfolger, zum päpſtlichen Legaten oder Statthalter über ganz Baiern und Pannonien. Kaum aber hatte Benedikt VI. angefangen, das Amt eines Oberhirten in der Kirche auszuüben, fieng ſchon der Geiſt der Unruhe, den man doch einmal aus Rom verbannet zu ſeyn glaubte, wieder neuerdings zu toben an. Bonifaz, mit dem Beynamen Franko, Kardinaldiakon an der römiſchen Kirche, ein von Stolz und Hochmuth aufgeblaſener und von toller Herrſchſucht geblendeter Mann ſetzte ſichs in den Kopf, koſte es was es wolle, ſich auf den heiligen Stuhl einzudringen. Das kühne Unternehmen durchzuſetzen, ſtellte er ſich an die Spitze einer unzufriedenen Rotte, und nahm, von Cenzius oder Kreſzenz, einem mächtigen Bürger von Rom, dem Sohn jener berüchtigten Buhlerin Theo-dora, unterſtützt, den Papſt Benedikt gefangen, ſperrte ihn in die Engelsburg, und ließ ihn bald hernach im Kerker auf eine ganz grauſame Art erwürgen (*). Bene-dikt

(*) Obgleich die meiſten heutigen Schrift-ſteller dieſe ſchauervolle Begebenheit auf die hier angeführte Art erzählen; ſo wollen doch einige zweifeln, daß Bonifaz Franko der Urheber je-ner wider Benedikt VI. erregten Meuterey und deſſen Mörder geweſen. Muratori iſt unter dieſen

dikt VI, der, weil man ihm doch nichts laſterhaftes vorwerfen konnte, ein weit beſſeres Ende verdienet hätte, ſtund alſo der Kirche nicht länger als 1 Jahr und 3 Monate vor. 974

Bonifaz VII. dieſer laſterhafte Stuhlrauber ließ ſich zwar unter dieſem Namen Papſt nennen: allein die Art, mit welcher er ſich in dieſe heilige Stelle eingedrungen, zeigt offenbar, wie unwürdig er ſey, unter die oberſten Kirchenhirten gezählt zu werden. Nur von ſeinem kleinen Anhange, einem niederträchtigen Geſindel, ward er auf einen Monat lang für das Oberhaupt von Rom erkannt, der treuloſe Mörder: und damit er ſeine ſchwärzeſte That noch durch ein anderes Verbrechen auf den Gipfel aller Bosheit hinauf brächte, wendete er die kurze Zeit, in welcher er ſich Meiſter über die Vatikankirche ſah, dazu an, daß er an dem

---

dieſen letztern, und hält mit Hermann dem Lahmen dafür, daß nur die mißvergnügten Römer auf Anſtiften des oberwähnten Kreſzenz ſich an den Papſt gewagt, und dieſer Kreſzenz ihn nachher in dem Kerker mit einem Stricke habe erwürgen laſſen. Der Leſer glaube hievon, was er für das wahrſcheinlichſte hält: aus dem Betragen des Bonifaz Franko aber, der ſich, da Benedikt VI. noch am Leben war, mit Gewalt auf den heiligen Stuhl drang, und vorzüglich aus dem an der Vatikankirche begangenen Diebſtahle läßt ſich doch faſt vermuthen, daß Bonifaz Franko auch zu andern Laſterthaten aufgelegt geweſen.

dem Schatze derſelben und an ihren heiligen Geräthſchaften einen beträchtlichen Diebſtahl begieng, um ſich mit ſolchem davon zu machen, weil ihn doch das böſe Gewiſſen nicht hoffen ließ, die Früchte ſeiner verübten Laſterthaten lange und in Ruhe zu genießen. So geſchah es auch wirklich: die Römer, denen der Schwärmgeiſt das Vernunftlicht nicht ausgeblaſen hatte, ſchämten ſich, einen Dieb und Mörder für ihren Hirten und Oberherrn zu haben: ſie karteten es daher mit den Grafen von Tuſzien, welche noch immer Anſehen und Macht in Rom hatten, ab, den Afterpapſt Bonifaz ungeſäumt aus der Stadt fortzujagen. Allein, dieſer kam ihnen noch zuvor. Sobald er von dem Vorhaben der Römer Wind bekam, machte er ſich mit ſeinem Raub, ſo viel er davon fortſchleppen konnte, eilends davon, und flüchtete ſich nach Konſtantinopel, der gottesräuberiſche Dieb.

Nicht ſobald war die Flucht des Afterpapſtes Bonifaz in der Stadt bekannt; als ſich ſogleich die römiſche Geiſtlichkeit mit den Vornehmſten des Volkes zu einer neuen Papſteswahl verſammelte. Dieſe nun fiel einmüthig auf

CXXXVI. Donus oder Domnus II.
974 einen gebohrnen Römer. In welchem Monate und Tage aber eigentlich dieſe Wahl vorgenommen, und der neue Papſt eingeweihet worden, zeigt uns kein einziger Schriftſteller an, und alle klagen es, daß man in den alten Kirchenurkunden gar nichts von

dieſem

dieſem Papſte aufgezeichnet findet. Nur ſo viel wiſſen wir aus dem P. Pagi, daß Donus noch in dem Jahre 974 zum Papſte erwählet worden: daß er nicht über drey Monate die Kirche regieret, und im Jahre 975 das Zeitliche mit dem Ewigen verwech- 975
ſelt habe. So unrichtig aber die Zeitrech-nung der Päpſte bey derley unruhigen und verwirrten Zeitläuften iſt, ſo getrauen wir uns doch mit P. Pagi Tom. 4. Crit. Hiſt. Chronol. ad ann. 975. Num. III. zu be-haupten, daß

975 CXXXVII. Benedikt VII. von Geburt ein Römer, noch vor dem 25ſten März im Jahre 975 rechtmäßig und mit einhelligen Stimmen der Geiſtlichkeit und des Volkes zum Nachfolger des Donus auf dem Stuhle Petri erwählet worden. Otto II. hatte ſeine Bevollmächtigten zu dieſer Wahl nach Rom geſchickt, und ihnen aufgegeben, daß ſie es bey der anzuſtellenden Papſteswahl mit der Parthey der Grafen von Tuſzien halten ſollten, indem er hoffte, da dieſe ſich es ſo ernſtlich angelegen ſeyn ließen, den After-papſt Bonifaz zu ſtürzen, würden ſie nun auch darauf bedacht ſeyn, daß der verwaiſten Kirche wieder einmal ein würdiges Ober-haupt möchte gegeben werden.

Otto betrog ſich nicht; denn Benedikt VII. aus dem hochadelichen Geſchlechte der Grafen von Freſkati entſproſſen, und vor ſeiner Erhebung auf den apoſtoliſchen Thron Biſchof zu Sutri, war in der That ſein rechtſchaffener, ein würdiger Papſt. Sein

erſtes

erſtes Geſchäft, das er als Papſt vor die Hand nahm, war eine Kirchenſynode, die er mit den zu Rom anweſenden Biſchöfen und der geſammten römiſchen Geiſtlichkeit hielt. Man unterſuchte alles, was ſich bey der ärgerlichen und gottloſen Verdrängung des Papſtes Benedikt VI. zugetragen hatte; und nachdem die Verbrechen des entwichenen Afterpapſtes Bonifaz hinlänglich erwieſen waren, ſprach Papſt Benedikt VII. den Bannfluch wider dieſen letztern aus, und ſchloß ihn durch einen feyerlichen Urtheilſpruch von der Gemeinſchaft der Glaubigen aus; welches Urtheil von der ganzen Verſammlung als höchſt billig und gerecht beſtättiget wurde.

Den Metropolit von Damaſkus, Namens Sergius, welchen die Sarazenen von ſeiner Kirche vertrieben hatten, nahm Papſt Benedikt VII. nicht nur mit Liebe und Freundſchaft auf, ſondern wieß ihm auch die Kirche der heiligen Bonifaz und Alexius mit den dazu gehörigen Grundſtücken und Gebäuden an, damit er daſelbſt mit den Mönchen, die ihn nach Rom begleitet hatten, ſeinen Aufenthalt haben könnte.

Wie ſehr ſich Benedikt VII. die Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens habe angelegen ſeyn laſſen, zeugen die Briefe, welche er im Jahre 977 an Piligrin, den Erzbiſchof von Lorch, dem er zugleich das Pallium ſchickte, ſchrieb. Von ſo einem ruhmwürdigen Eifer giebt auch jener weitläufige Hirtenbrief das Zeugniß, den eben dieſer

Papſt

Papſt an die Erzbiſchöfe Deutſchlandes, wie auch an den Kaiſer Otto II. und dann überhaupt an alle Biſchöfe und Aebte, endlich an alle Herzoge und Grafen von Deutſchland und Gallien ergehen ließ: darinn er theils einigen Biſchöfen die von ſeinen Vorfahrern, den römiſchen Päpſten, zugeſtandene Freyheiten ihrer Kirchen beſtättigte; theils andere heilſame Einrichtungen in gewiſſen Bißthümern Deutſchlandes genehmiget; vorzüglich aber alle insgeſammt, an welche ermeldter Hirtenbrief gerichtet war, ermahnet, zu Bekehrung der noch heydniſchen Völker und zur weitern Ausbreitung des Chriſtenthums das ihrige beyzutragen: endlich beſtellt er, vermöge eben dieſes Schreibens, den oberwähnten Piligrin ſowohl in den baieriſchen als den angränzenden Provinzen zu ſeinem apoſtoliſchen Legaten.

Was noch Benedikt VII. zum beſondern Ruhme gereichet, iſt, daß er ſich durch ſeine ganze Kirchenregierung beſtrebet, durch lehrreiche Reden, die er öffentlich hielt, durch edle Tugendbeyſpiele, die er allen gab, und durch einen ganz untadelhaften Wandel, den er an ſich ſehen ließ, die ausgearteten Sitten ſeiner Römer zu verbeſſern; das faſt in alle Stände eingeriſſene Verderbniß durch paſſende Mittel zu vertilgen, die graſſirenden Laſter, und beſonders jenes der Simonie, das ſich bey der Geiſtlichkeit eingeſchlichen hatte, auszureuten, und aller Orten Tugend einzupflanzen. Durch ganze 9 Jahre und beynahe 5 Monate (ſo lange dauerte ſeine rühm-

rühmliche Kirchenregierung) hatte er auf dieſe wichtigen und weſentlichen Stücke eines wachtbaren Kirchenhirten ſein ſtetes Augenmerk gerichtet; er ſtarb, und zwar wie einer der lobenswürdigſten, alſo auch einer der glückſeligſten Päpſte dieſes Jahrhunderts, den 10ten 984
des Heumonats im Jahre 984.

Weil Otto II. bereits im vorigen Jahre zu Rom mit Tode abgegangen war, das römiſche Kaiſerthum aber wirklich noch keinen Nachfolger bekommen hatte, ſo durfte man zu Rom keine kaiſerlichen Bevollmächtigten zu einer anzuſtellenden Papſteswahl erwarten. Dieſe wurde alſo nach einer ganz kurzen Zeit vorgenommen.

984 CXXXVIII. Johann XIV. der vorher Peter hieß, und Biſchof zu Pavia, auch Erzkanzler Kaiſers Otto II. war, wurde gegen Ende des Heumonats im Jahre 984 als rechtmäßiger Nachfolger Benedikt VII. auf den päpſtlichen Stuhl erhoben. Allein, er begleitete das Amt des oberſten Kirchenhirten nicht lange genug, um ſeine Fähigkeit, die er zu Erfüllung deſſelben in großer Vollkommenheit beſaß, durch einen wichtigen Dienſt oder merkwürdige That an Tag zu legen, und wir finden bey den Kirchenſchriftſtellern, außer ſeiner richtigen Wahl zum Papſte, weiter nichts, als daß er kaum durch ganze 8 Monate die Kirche regieret habe, und wie wir gleich ſagen werden, im
Jahre 985 eines gewaltſamen Todes geſtorben ſey. 985
Denn ſobald der ruchloſe Bonifaz Franko den Tod Kaiſers Otto II. erfuhr,

fuhr, kam er gleich anfangs des Jahres 985 wieder heimlich nach Rom; und weil er daſelbſt noch immer einen Anhang von Römern hatte, die von eben ſo gottvergeſſener Denkungsart, und eben ſo nichtswürdig waren, als er, wagte er es noch einmal, mit derſelben Hilfe ſich auf den heiligen Stuhl einzudringen. Dieſem ſchlechten Manne, der, anderer ſeiner Miſſethaten zu geſchweigen, nur des an der Vatikankirche begangenen Diebſtahles wegen ſich unwürdig gemacht hatte, Rom noch einmal zu betreten, gelang es wirklich gegen Ende des Februars im Jahre 985 den rechtmäßigen Papſt Johann XIV. gefangen zu nehmen, und in die Engelsburg einzuſperren, da er ſich zu gleicher Zeit in der St. Peterskirche, die er kurz zuvor durch einen Gottesraub entheiliget hatte, vermittelſt einer ſakrilegiſchen Ordinazion zum Papſte einweihen ließ.

Gleichwie aber dieſer tyranniſche Uſurpator das erſtemal durch die Ermordung des rechtmäßigen Papſtes ſich auf dem heiligen Stuhle feſtzuſetzen geſucht, alſo bediente er ſich nun auch zum zweytenmal dieſes teufliſchen Mittels, ſeinen Stolz zu begnügen und die höchſte Kirchenwürde zu behaupten. Er ließ Johann XIV. in der Engelsburg durch Hunger elend verſchmachten, oder, wie andere wahrſcheinlich vermuthen, mit Gift hinrichten. Eben durch dieſe gräuliche That aber erfüllte er das Maaß ſeiner Sünden. Ein plötzlicher Tod raffte ihn von dieſer Welt, und führte ihn vor den ſtrengen Richterſtuhl

Gottes, ſeiner verübten Frevelthaten halber Rechenſchaft abzulegen, nachdem er bis in den ſechsten Monat, vermittelſt einer angemaßten Kirchenregierung, als Tyrann und Afterpapſt Rom beherrſchet hatte. Kaum erſcholl hievon der Ruf in der Stadt, als ſich ſogleich der Pöbel, deſſen Haß er ſich durch ſeine Grauſamkeiten zugezogen hatte, über deſſen Körper hermachte, ihn durch die Gaſſen ſchleppte, mit Lanzen durchſtach, und nach andern Mißhandlungen auf dem Felde bey der Statue des Kaiſers Mark Aurel unbegraben liegen ließ. Erſt den folgenden Tag wurde er von einigen Geiſtlichen, welche dahin kamen, weggenommen, und heimlich begraben. So tief wurde jener gleich nach ſeinem Tode von den Menſchen herabgeſetzt, der als ein Verächter Gottes und der Kirche gelebt, und ſich durch laſterhafte Mittel auf die höchſte Ehrenſtufe hinaufgeſchwungen hatte (*).

(*) Baronius und andere, welche in ihren Verzeichniſſen der Päpſte ihm gefolget ſind, wollen behaupten, daß auf den Papſt Johann XIV. unmittelbar Johann XV. ein gebohrner Römer, gefolgt ſey. Allein, P. Pagi beweißt aus verſchiedenen alten Verzeichniſſen der römiſchen Päpſte, daß nach dem Tode Johann XIV. ein anderer Johann, der Sohn eines gewiſſen Robert, den heiligen Stuhl zwar durch 4 Monate eingenommen habe, und auch noch im Jahre 985 geſtorben ſey: daß aber dieſer Johann, der Sohn jenes Roberts, nicht für den Papſt Johann XV. müſſe angenommen werden; nicht zwar, weil er, wie

wie Papebroch dafür hält, nur zum Papſte erwählt, aber niemal eingeweihet worden, indem es nicht wahrſcheinlich, daß eben dieſer Johann durch 4 Monate rechtmäßiger Papſt ſoll geweſen ſeyn, ohne daß er dahin dachte, ſich auch einweihen zu laſſen: ſondern er könne nur deßwegen nicht Johann XV. genennt werden, weil er, wie Pagi gründlicher muthmaßet, kein wahrer und rechtmäßiger Papſt geweſen; entweder weil er ſich mit Gewalt in das Papſtthum eingedrungen hat, oder durch eine gewiſſe Parthey dahin eingedrungen, niemals von der Geiſtlichkeit und dem Volke für das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche erkannt worden, folglich verdiene er auch nicht in die Reihe oder in den Katalog der römiſchen Päpſte geſetzt zu werden. Nach einem Zwiſchenraume von 4 Monaten wurde demnach als rechtmäßiger Papſt auf den apoſtoliſchen Stuhl erhoben

CXXXIX. Johann XV. aus einem
985 römiſchen Geſchlechte entſproſſen. Er war im Chriſtmonate des Jahres 985 zum Papſte erwählet und eingeweihet, ob man gleich den Tag weder von dem einen noch dem andern anzugeben weiß. Einige Geſchichtſchreiber behaupten, Johann XV. ſey ein ſehr gelehrter Papſt geweſen, der einige Bücher geſchrieben habe, ohne jedoch die Werke zu benamſen, die er ſoll verfertiget haben. Es ſey aber dieſem wie ihm wolle, ſo läßt ſich doch aus verſchiedenen Handlungen, die wir von ihm aufgezeichnet finden, ſchließen, daß er ſich den Kirchengeſchäften mit vielem Ernſte gewidmet habe. Dem Erbiſchofe von Hamburg, Libenzius, einem Manne von

nehmender Heiligkeit, ſchickte er das Pallium: den Frieden zwiſchen Ethelred dem Könige von Engelland, und Richard dem Herzoge der Normannen wieder herzuſtellen, ſchickte er den Chorbiſchof von Trier, Namens Leo, als ſeinen Legaten nach Engelland, dem es dann auch glückte, beyde Fürſten mit einander auszuſöhnen. Arnulfen, einem Grafen, und noch einigen mächtigen Herren in Frankreich, welche ſichs beygehen ließen, unter den ſchlechteſten Vorwänden das Kloſter des heiligen Richarius auszurauben, ſchrieb Johann XV. die eindringlichſten Ermahnungsbriefe, und drohete ihnen ſogar mit dem Kirchenbanne, wenn ſie nicht ungeſäumt das geraubte zurückſtellen würden: zugleich befahl er durch beſondere Briefe den franzöſiſchen Biſchöfen Guido, Fulko und Balduinen, daß ſie den angedrohten Kirchenbann in ſeinem Namen an dem oberwähnten Grafen Arnulf und den Mitſchuldigen alſogleich in Vollziehung bringen, und dieſelben aus der Gemeinſchaft der Glaubigen ausſchließen ſollten, wenn ſie ſeinen Ermahnungen nicht gehorchen, und dem ausgeraubten Kloſter keine hinlängliche Genugthuung leiſten würden.

Da Arnulf, ein natürlicher Sohn des Königs Lothar, und Gerbert der Lehrmeiſter Roberts, eines Prinzen des Königs Hugo, ſich um das Erzbißthum Rheims verzankten, ſchickte Papſt Johann auch ſeinen Legaten mit apoſtoliſcher Gewalt nach Frankreich, welcher dieſe wichtige Angelegen-

genheit in einem mit den franzöſiſchen Biſchöfen abzuhaltenden Kirchenrathe entſcheiden ſollte.

Was man aber vorzüglich unter der Regierung des Papſtes Johann XV. zu bemerken hat, iſt die Verfolgung, welcher derſelbe ſich ausgeſetzt ſah, ohne daß wir irgendwo eine Urſache entdecken könnten, die er von ſeiner Seite dazu gegeben hätte. Kreſzenz ein Patrizier von Rom, welcher als wirklicher Konſul über die Engelsburg zu befehlen hatte, erregte dem Papſte allerhand Verdrüßlichkeiten. Worinn dieſe eigentlich beſtanden, finden wir bey keinem Schriftſteller; gleichwie uns auch keiner das Jahr anzeigt, in welchem Kreſzenz den Papſt Johann zu verfolgen angefangen hat. Vermuthlich wollte der Papſt die ihm nicht nur in der Kirche, ſondern auch in dem weltlichen Staate rechtmäßig zuſtehende Gewalt über Rom nach dem Beyſpiele ſeiner Vorgänger wieder ausüben; und Kreſzenz, der nur zu gebieten gewohnt war, hatte noch nicht gelernt, in dem Papſte ſeinen Oberherrn zu erkennen. Es mag nun hieran ſeyn was es wolle; der Konſul Kreſzenz verfolgte den Papſt, und dieſer, um ſich nicht der Gefahr eines herbern Schickſales auszuſetzen, entfloh aus ſeiner Vaterſtadt nach Toſkana: doch der ungerecht verfolgte Papſt dachte auf Mittel, wodurch dem Muthwillen der Römer Schranken geſetzt werden könnten. Er glaubte kein angemeßneres und zuträglicheres ausfinden zu können, als wenn er den König

von Deutſchland Otto III. von den Unordnungen, welche in Rom vorgiengen, benachrichtigte, und ihn bäte, daß er nach Italien und ſelbſt nach Rom kommen möchte, denſelben abzuhelfen; wogegen ihm der Papſt die Kaiſerkrone anzutragen willens war; weil er dafür hielt, daß er Macht und Anſehen genug hätte, dieſelbe zu behaupten, zugleich aber als Kaiſer ſich ſo viel Gewalt in Rom verſchaffen würde, daß er die aufrühriſchen Römer bändigen, und fernerhin beſſer im Zaume halten könnte. Sobald Kreſzenz von der Abſicht des Papſtes Wind bekam, und ſich vielleicht noch wohl erinnerte, was für eine ſtrenge Rache Otto der Große an den dem Papſte Johann XIII. rebelliſchen und ungehorſamen Römern ausgeübt hatte, wollte er es auch nicht darauf ankommen laſſen, daß Otto III. den wirklichen Papſt Johann XV. wieder nach Rom zurückführen, und in ſein Eigenthum einſetzen ſollte. Er ſchickte daher ohne Zeitverluſt eine Geſandtſchaft nach Toſkana, wo ſich der Papſt noch aufhielt, und ließ ihn unter der heiligſten Verſicherung, ihm in allem Gehorſam und Genugthuung zu leiſten, bitten, nach Rom zurück zu kehren, und von dem heiligen Stuhle Beſitz zu nehmen. Der Papſt, der ſelbſt überdrüßig war, ſich von ſeiner Kirche entfernt, und in Ausübung ſeines Amtes gehemmet zu ſehen, kam alſo wieder nach Rom: Kreſzenz und der Senat baten ihn um Verzeihung; und hiemit war Papſt Johann zufrieden.

Im Jahre 993 den 31ſten Tag des Jännermonats hielt Johann XV. eine Kirchenverſammlung im Lateran für die feyerliche Heiligſprechung Ulrichs, des ehemaligen Biſchofs zu Augsburg: wo nach abgeleſener Lebensbeſchreibung und bemerkten Wundern, welche dieſer heilige Biſchof noch bey ſeinen Lebzeiten gewirket hat; und die nach deſſen Tode auf ſeine Fürbitte geſchehen ſind, derſelbe durch einen feyerlichen Ausſpruch des Papſtes in die Zahl der Heiligen verſetzt worden, wie aus der Bulle erhellet, welche Papſt Johann auf dieſer Synode hierüber ausgefertiget hat. Dieß iſt das erſte ungezweifelte Denkmal von einer durch den römiſchen Papſt geſchehenen Heiligſprechung, ſagt P. Mabillon Præf. in Sæc. V. Benedict. die Urkunde Johann XV, welcher in einer zahlreichen Verſammlung der Biſchöfe auf das Bitten Liutulfs, Biſchofes zu Augsburg, Ulrichen, der nämlichen Kirche ehemaligen Biſchof, in die Reihe der Heiligen geſetzt hat. Denn vorher wurde nur von den Erzbiſchöfen und Primaten auf Provinzialkonzilien erſtlich zwar den heiligen Blutzeugen, und nachher auch den heiligen Beichtigern die öffentliche Verehrung zuerkannt; dieſes Recht aber hat im 12ten Jahrhunderte Alexander III. dem Papſte allein vorbehalten.

Außer dieſer Heiligſprechungsbulle finden wir bey Manſi in Suppl. Tom. I. noch zwo andere, welche Papſt Johann XV.

ausfertigte, durch deren eine er den Mönchen des Kloſters Korbey einige neuen Rechte ertheilte, und die alten, welche ſie theils vom heiligen Stuhle, theils von weltlichen Fürſten ſchon erhalten hatten, beſtättigte. Vermöge der andern Bulle nimmt er das von Gebhard II, Biſchof zu Konſtanz, erbaute Kloſter unmittelbar unter die Gerichtsbarkeit und den Schutz des apoſtoliſchen Stuhls zu Rom, und ertheilt ihm noch einige Freyheiten.

Uebrigens, wenn man das Zeugniß des Aimoin, eines Benediktinermönchs, welcher um das Jahr 970 in der Abtey Fleury an der Loire ſich zur Regel des heiligen Benedikt bekennte, will gelten laſſen, iſt Johann XV. eben keiner der lobſamſten Päpſte geweſen, denn in der Lebensbeſchreibung des frommen Abtes Abbo ſagt jener Schriftſteller: „Dieſer redliche Abt gieng im Jahre 992 nach Rom, die Privilegien ſeiner „Kirche vom Papſte beſtättigen zu laſſen; „allein, er fand daſelbſt einen Papſt auf dem „apoſtoliſchen Stuhl, Namens Johann, „gewiß nicht als einen ſolchen, wie er wollte, oder wie derſelbe ſeyn ſollte, ſondern „einen des ſchändlichen Gewinnes begierigen „Mann, und der in allen ſeinen Handlungen ſich gewinnſüchtig bezeigte. Dieſen „verabſcheuete er, und kehrte, nachdem er „Andachtshalber die heiligen Oerter beſucht „hatte, wieder in ſeine Heimath zurücke.“

Wir können dieſem Zeugniſſe ſeine Aechtheit nicht abſprechen, weil wir nirgends etwas

was finden, daſſelbe zu entkräften; wohl aber noch bey einem und andern Schriftſteller Klagen über den damaligen Zerfall der Kirche zu Rom, und über die Aufführung der römiſchen Päpſte, antreffen. Wir wollen unterdeſſen mit dem beſcheidenen Leſer das beſſere von dieſem Papſte glauben, und von ihm nur noch anmerken, daß er die Kirche über 10 volle Jahre regiert habe, ob wir gleich nicht anzuzeigen wiſſen, wie viel Monate und Tage über die 10 Jahre ſeine Kirchenregierung ſich erſtreckt habe. Nach der Zeitrechnung des P. Pagi ſtarb Johann der XV. im Anfange des Monats April im Jahre 996. 996

996 CXXXX. Gregor V. welcher vorher Bruno hieß, und von ſeiner Mutter Luitgard, einer Tochter Otto des Großen, aus dem edelſten deutſchen Geſchlechte dieſer berühmten Fürſten abſtammete, wurde in den erſten Tagen des Maymonats in eben erwähnten Jahre 996 durch eine von der römiſchen Geiſtlichkeit und den Vornehmſten des Volkes angeſtellte freye Wahl als Nachfolger Johann XV. auf den apoſtoliſchen Stuhl erhoben; ob man gleich nicht in Abrede ſtellen kann, daß deſſen naher Vetter Otto III. der ſich eben damals in Italien befand, und im Anzuge nach Rom war, vieles zu ſolcher Wahl beygetragen habe.

Den Anfang ſeiner Kirchenregierung verherrlichte Gregor durch die feyerliche Krönung Otto III. zum römiſchen Kaiſer. Dieſer Fürſt kam gleich nach geſchehener

Papſteswahl von Ravenna, wo er ſich einige Zeit aufgehalten hatte, nach Rom, und am heiligen Pfingſtfeſte ſetzte ihm der Papſt die Kaiſerkrone auf das Haupt. Gleich hierauf hielt Gregor mit vielen italieniſchen und ausländiſchen Biſchöfen eine Kirchenverſammlung über verſchiedene Angelegenheiten. Dem heiligen Adalbert, welcher auch gegenwärtig war, und der ſich nicht entſchließen konnte, bey ſeinen widerſpännigen Böhmen ohne Seelengewinn ſich länger aufzuhalten, gab endlich der Papſt auf eben dieſer Synode die Erlaubniß, andern Völkern das Evangelium zu predigen, und ſich die gewünſchte Gelegenheit, das Predigtamt mit ſeinem Blute zu verſiegeln, aufzuſuchen.

So ruhig aber Gregor V. ſeine Kirchenregierung anfieng, und ſo zufrieden die Römer mit ihrem dermaligen Hirten und Oberhaupte zu ſeyn ſchienen, und es wirklich zu ſeyn Urſache hatten; ſo war doch die Ruhe des Papſtes und die Zufriedenheit der Römer von ſehr kurzer Dauer. Der ſchwärmeriſche Patrizier Kreſzenz hatte ſchon wieder einen aufrühriſchen Anhang auf ſeine Seite zu bringen gewußt, und durch dieſen bereits eine Verfolgung wider den frommen und rechtſchaffenen Papſt angezettelt. Gregor wollte ſeine geheiligte Würde keiner Entehrung ausſetzen, und machte ſich von Rom weg, ſobald er die mörderiſchen Abſichten des Tyrannen Kreſzenz vermerkte. Der heilige Vater kam nach Pavia, und nachdem er die italieniſchen, deutſchen und franzöſiſchen

zöſiſchen Biſchöfe dahin berufen hatte, hielt er daſelbſt eine ſehr zahlreiche Kirchenverſammlung, worauf ſowohl Kreſzenz als Johann, der Biſchof von Plazenz, der von andern Philagath genennet wird, und welchen der boshafte Kreſzenz ungefähr im Maymonate des Jahres 997 von ſeiner Parthey zum Gegenpapſte wählen und einweihen ließ, mit dem Kirchenbanne belegt wurden: allein, dieſes von dem apoſtoliſchen Papſte Gregor ausgeſprochene und von ſo vielen anſehnlichen Biſchöfen unterzeichnete gerechteſte Urtheil machte die zwey Aufrührer, den ſtolzen Kreſzenz und den ehrgeizigen Philagath, nicht geſchmeidiger: jener fuhr fort als Tyrann die weltliche Oberherrſchaft in Rom auszuüben, und dieſer ſaß durch 10 Monate als Afterpapſt auf dem heiligen Stuhle (*): bis nämlich Otto III. von

(*) Eben dieß iſt die Urſache, warum Philagath unter dem Namen Johann XVI. in das Verzeichniß der Päpſte von einigen alten und neuen Schriftſtellern eingerücket worden; weil er 10 Monate lang den päpſtlichen Stuhl inne gehabt, ob er gleich niemals ein wahrer Papſt geweſen, noch es bey Lebzeiten des rechtmäßigen Papſtes Gregor V. ſeyn konnte. Es mußte daher der unmittelbare Nachfolger Silveſters II. welcher auch den Namen Johann annahm, geſtatten, daß man ihn Johann XVII. nennete, um die Bullen und Urkunden, welche unter ſeiner Regierung ausgefertiget wurden, von jenen Briefen und Schriften unterſcheiden zu können, welche in zerſchiede-

von den greulichen Ausſchweifungen, welche zu Rom vorgiengen, benachrichtiget, im folgenden Jahre 998 mit einem mächtigen Heere dahin aufbrach; den rechtmäßigen Papſt Gregor V. wieder einſetzte, und, wie wir unten in der Geſchichte dieſes Kaiſers ſagen werden, die beyden Aufrührer auf das ſchärfſte, und wie ſie es verdient hatten, züchtigte.

Gleich hierauf hielt Gregor abermal zu Rom einen Kirchenrath, dem nebſt vielen Biſchöfen der Kaiſer Otto III. ſelbſt beywohnete. Acht Kanonen wurden da über verſchiedene Gegenſtände abgefaßt, welche, weil ſie keine Verordnungen für die allgemeine Kirche enthalten, wir hier übergehen, und den wißbegierigen Leſer dießfalls an P. Dominikus Schramm Summ. Concil. Tom. 2. pag. 619. verweiſen.

Die Ruhe war nun durch die ſcharfe Beſtrafung der bisherigen Friedensſtöhrer und Aufwiegler, und durch andere kluge Verfügungen, welche der Kaiſer zu Rom in dem Staate, und der Papſt in der Kirche gemacht hatten, ſo ziemlich, wenigſtens auf eine

---

ſchiedenen Gelegenheiten zur Zeit des oben berührten Afterpapſtes, der ſich Johann XVI. nennen ließ, ausgefertiget worden: oder die einen nicht mit den andern zu vermiſchen, wenn der rechtmäßige Papſt Johann XVII. ſich auch Johann XVI. hätte nennen laſſen, welchen Namen doch nicht lange vor ihm ein Afterpapſt ſchon angenommen hatte.

eine Zeit wieder hergeſtellt. Allein, der gute Papſt Gregor war nicht glücklich genug dieſer Ruhe lang zu genieſzen. Er ſtarb in der Blüthe ſeines Alters den 18ten Hornung im Jahre 999 nicht ohne gegründeten Argwohn eines ihm beygebrachten Giftes, nachdem er die Kirche nur 2 Jahre und noch einige wenige Tage über 2 Monate regieret hatte. Er würde gewiß noch überzeugendere Proben ſeiner ſchönen Eigenſchaften und mehrere Beyſpiele der glänzendſten Tugenden von ſich gegeben haben, als man von ihm wirklich anführen und anrühmen kann, wenn er nicht von einem frühezeitigen Tode hieran wäre gehindert worden. Die Demuth, welche in ſeinem Privatſtande (wenn man ihn als einen Abſtämmling aus ſo hohem Geſchlechte einen ſolchen zudenken will) ſeine karakteriſtiſche Tugend war, und vermöge deren er ſich nicht einmal des Prieſterthumes würdig ſchätzte, wurde ihm von Gott durch die höchſte Kirchenwürde belohnt: und dieſer gab er noch einen herrlichern Glanz, nicht zwar ſo viel durch ſeine hochadeliche Geburt als durch ſeine Frömmigkeit, durch ſeine Gerechtigkeitsliebe, durch ſeinen Eifer für die Aufrechthaltung der Kirchenzucht, und durch ſeine milde Groſzmuth und Freygebigkeit gegen die Armen, denen er wochentlich Kleidſtücke und andere Nothwendigkeiten austheilen ließ; wie alles dieſes deſſen Grabſchrift, welche Baronius und andere Schriftſteller anführen, und noch heute in der St. Peters-Hauptkirche zu leſen iſt, bezeuget. 999

Nach einem Zeitraume von beyläufig 6 Wochen wurde zum Nachfolger Gregors des V. erwählt

CXXXXI. Silveſter II. Dieſer iſt je-
999 ner durch ſein abwechſelndes Schickſal in der Kirchengeſchichte ſo ſehr bekannte Gerbert. Von gemeinen Aeltern in Aquitanien gebohren, widmete er ſich in ſeiner Jugend den Wiſſenſchaften. Um aber in dieſen ſich deſto beſſer fortzubringen, gieng er in das Kloſter des heiligen Geralds zu Aurilac in Auvergne, und bekannte ſich daſelbſt zur Regel des heiligen Benedikt. Sein Abt, welcher an dem jungen Gerbert ſchöne Eigenſchaften und eine beſondere Geſchicklichkeit bemerkte, ſchickte ihn nach Barzellona, um ſich in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, zu denen Gerbert einen Hang zeigte, unterrichten zu laſſen. In dieſen brachte es Gerbert ſo weit, daß, da er neue Uhrwerke von beſonderer Art und andere künſtliche Maſchienen erſann und verfertigte, welche über den Begriff manchen Dummkopfs jener finſtern Zeiten hinausgiengen, ein gewiſſer Benno ihm nachher allerhand Ungereimtheiten andichtete, und ihn ſogar der Zauberey und Schwarzkunſt zu beſchuldigen, ſich in ſeinen Schriften erdreiſtete. Gerbert machte verſchiedene Reiſen nach Italien und Frankreich. Von Kaiſer Otto II. erhielt er zuerſt die berühmte Abtey Bobio. Hier richtete er eine öffentliche Schule auf, darinn er ſelbſt mit noch einigen tüchtigen Männern das Lehramt vertrat. Hie-

Hiedurch brachte er die ſchönen Wiſſenſchaften, welche ſchon eine geraume Zeit her in Italien waren vernachläßiget worden, wieder empor. Sein Eifer für die Fortpflanzung der Studien wirkte auch auf Deutſchland und Frankreich; denn mit ſeinem Beyſpiele erweckte er manche ſchläfrige Gemüther, daß ſie ſich den Wiſſenſchaften mit größerm Ernſte widmeten. Doch ſah ſich Gerbert nach dem Tode Kaiſers Otto II. genöthiget, vieler entſtandenen Unruhen wegen die Abtey Bobio wieder aufzugeben, und Italien zu verlaſſen. Er gieng daher nach Frankreich zurück, und hier gelang es ihm durch Vorſchub des Königs Hugo, welcher ihn zum Lehrmeiſter ſeines Sohns Robert angenommen hatte, auf den erzbiſchöflichen Sitz von Rheims erhoben zu werden; doch ward er durch einen feyerlichen Ausſpruch einer zu Rheims gehaltenen Synode genöthiget, dieſen Sitz Arnulfen, dem rechtmäßigen Biſchofe, wieder einzuräumen. Otto III dem Gerbert auch Unterricht in den Wiſſenſchaften gegeben hatte, verhalf ihm alsdann zum Erzbißthume von Ravenna, und von dieſem ſchwung er ſich endlich den 2ten April im Jahre 999 unter dem Namen Silveſter der II. auf den apoſtoliſchen Stuhl zu Rom.

So richtig es nun iſt, daß die Wahl Gerberts zum römiſchen Papſte dem Kaiſer Otto III. ſehr angenehm geweſen, und daß dieſer Fürſt durch ſeinen Vorſpruch auch viel dazu beygetragen habe, weil er mit Grund

hoffen durfte, dieſer gelehrte, dieſer kluge und einſichtsvolle Biſchof würde der Kirche und dem Staate die nützlichſten Dienſte leiſten können; ſo unrichtig, ja lügenhaft iſt jene Konſtitution, welche Goldaſt Tom. 1. Conſtiſtut. Imp. pag. 40. Otto dem III. andichtet, und vermöge welcher dieſer Kaiſer aus eigener Macht den Papſt Silveſter den II. erwählet, und auf den heiligen Stuhl ſolle befördert haben. Wer den Ungrund, oder beſſer zu ſagen, die Ungereimtheit dieſes von einem ſchismatiſchen Geſchichtſchreiber erſonnenen Vorgebens zu entdecken verlangt, beliebe den gelehrten Pagi Tom. 4. Critic. Hiſtoric. Chronol. ad Ann. 999. Num. III. und andere Kritiker hierüber nachzuſchlagen.

Gleichwie nun Silveſter II. nur durch ſeine großen Geiſtesfähigkeiten ſich aus dem Staube bis auf die höchſte Ehrenſtufe erſchwungen; alſo zeigte er itzt auch durch ſeinen Eifer für die Wiederherſtellung der Kirchenzucht, durch ſeine Emſigkeit in den Kirchengeſchäften, und durch ſeine Sorgfalt für das allgemeine Beſte der Kirche, daß er derſelben wohl würdig geweſen. Den Anfang ſeiner Kirchenregierung bezeichnete er mit der edelſten Handlung. Er dachte noch wohl daran, daß ihn ehedeſſen ſein Ehrgeiz veranlaßt hatte, mit Arnulfen um das Erzbißthum Rheims zu kämpfen; daß er nur durch Liſt und Ränke dieſen rechtmäßigen Biſchof von ſeinem Sitze verdränget, daß aber auch der apoſtoliſche Stuhl zu Rom ſolche Verdrän-

drängung niemal gebilliget habe. Er ſchämete ſich daher itzt auch als Papſt nicht, ſeinen vormals begangenen Fehler öffentlich zu bekennen, und dadurch zu verbeſſern, daß er gleich nach ſeiner Erhebung an Arnulfen ſchrieb, und ihn als rechtmäßigen Beſitzer des Erzbißthums Rheims beſtättigte, beynebens aber ihn in ſolchem Beſitze ferner zu kränken auf das nachdrücklichſte verbot.

Außer zwey Kirchenverſammlungen aber, deren die eine im Jahre 1001 zu Rom wegen einer zwiſchen Berwarden, Biſchof zu Hildesheim, und Wiligiſen, dem Erzbiſchof zu Mainz, entſtandenen Streitigkeit, die andere aber im Jahre 1002 ebenfalls zu Rom im Lateran auch wegen einer Privatangelegenheit Konrads, Biſchofs zu Perugia, mit dem Abte des St. Petersklosters daſelbſt gehalten worden, finden wir keine beſondere Begebenheiten, welche ſich unter der Regierung Papſtes Silveſters II. zugetragen, und auf die Kirchengeſchichte einen Bezug haben. Daß er aber dennoch für das Beſte der Kirche und des Staates unermüdet gearbeitet habe, läßt ſich ſowohl aus den vielen Briefen, die er als Papſt ſchrieb, als auch aus dem Zutrauen abnehmen, welches Kaiſer Otto III. ihm geſchenkt hatte, als welcher ſich in allen wichtigen Angelegenheiten ſeines Rathes, als eines Mannes von großer Einſicht, von Witz und Klugheit, bediente. Silveſter II. regierte die Kirche bis auf den 12ten May des Jah- 1003

res 1003; es belief ſich alſo ſeine ganze Regierungszeit auf 4 Jahre, 1 Monat und noch etliche Tage. Wenn man dem Verfaſſer der ſächſiſchen Jahrbüchern glauben darf, ſo ergieng es dieſem rechtſchaffenen Papſte nicht beſſer als Otto dem III. Stephania, die Gemahlin des enthaupteten Patriziers Kreſzenz, ſoll nämlich Gelegenheit gefunden haben, ihm ein langſames Gift beyzubringen, wodurch er anfangs zwar die Sprache, bald aber darauf auch das Leben verlohr.

So viel abgeſchmackte Verläumdungen und Läſterungen der unruhige Kardinal Benno, welcher, wie wir in der Folge ſehen werden, zur Zeit Papſtes Gregors des VII. eine Spaltung anzuzetteln trachtete, in ſeiner verlogenen Schmähſchrift de vita & geſtis Hildebrandi gegen Silveſter II. ausgeſtoßen hat; ſo viel lobwürdiges und rühmliches melden uns von ihm andere und weit glaubwürdigere Geſchichtſchreiber; denn ob ſie gleich deſſen Ehrgeiz, den er in jener berüchtigten Zänkerey um das Erzbißthum Rheims verrieth, keineswegs rechtfertigen, ſo zählen ſie ihn doch unter die vortrefflichſten Männer des zehnten Jahrhunderts; indem er neben einer wahren Gottesfurcht die tiefſte und gründlichſte Gelehrtheit in den freyen Künſten und Wiſſenſchaften, vorzüglich aber in jenen beſaß, wovon jenes rohe Zeitalter kaum noch einige Kenntniß hatte. Er ſchrieb, ehe er zum Papſt-

thume gelangte, verſchiedene gelehrte Werke von den mathematiſchen Wiſſenſchaften; als: ein Buch de Geometria (von der Meßkunſt), welches P. Pez Theſ. Anecdot. pag. 2. Tom. III. ans Licht geſtellt hat; ein Buch de Numeris (von den Zahlen) an den Konſtantin, einen Mönch zu Fleury; viele Briefe, deren einige eine etwas hitzige Gemüthsart verrathen, und noch mehr kleine Werkchen; den Brief de Spheræ Conſtructione an den eben benennten Mönch Konſtantin, und die vortreffliche Rede de Informatione Epiſcoporum gab der gelehrte P. Mabillon Tom. III. Veter. Analect. heraus. Wir fügen hier zum Schluſſe der Papſtgeſchichte des zehnten Jahrhunderts noch jene Denkſchrift bey, welche Papſt Sergius IV. der dritte Nachfolger Silveſters II. dieſem letztern auf das Grabmaal ſetzen ließ; weil ſie die wichtigſten Lebensumſtände des berühmten Gerberts ſowohl vor als nach ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl enthält, zugleich aber auch eine gründliche Widerlegung iſt jener Märchen und Albernheiten, welche einige gar zu leichtgläubige Geſchichtſchreiber dem ſchismatiſchen Kardinal Bennon abgeborget, und ſodann durch ihre Schriften als feine Wahrheiten in die weite Welt ausgeſtreuet haben. Papirius Maſſon hat uns ſolche Grabſchrift aufbehalten; ſie lautet alſo:

Iſte locus mundi Sylveſtri membra Sepulti
Venturo Domino conferet ad ſonitum
Quem dederat mundo celebrem doctiſſima Virgo
Atque Caput mundi, Culmina romulea.
Primum Gerbertus meruit francigena ſede
Remenſis populi Metropolim patriæ.
Inde Ravennatis meruit conſcendere ſummum
Eccleſiæ Regimen, nobile, fitque potens.
Poſt annum Romam mutato nomine ſumſit,
Ut toto paſtor fieret orbe novus.
Cui nimium placuit ſociali mente fidelis
Obtulit hoc Cæſar tertius Otto ſibi.
Tempus uterque comit clara Virtute Sophiæ,
Gaudet & omne ſeclum, frangitur omne reum.
Clavigeri inſtar erat, cœlorum ſede potitus,
Terna ſuffectus cui vice Paſtor erat.
Iſte vicem Petri poſtquam ſuſcepit, abegit
Luſtrali ſpatio ſæcula morte ſui
Obriguit mundus diſcuſſa pace triumphus
Eccleſiæ mutans dedidicit requiem.
Sergius hunc loculum mihi pietate Sacerdos
Succeſſorque ſuus compſit amore ſui.
Quisquis ad hunc tumulum devexa lumina vertis,
Omnipotens Domine, dic, miſerere Sui.

Deutſche

Deutſche römiſche Kaiſer
des
Zehnten Jahrhunderts.

Regie- rungs- anfang Jahr Chriſti.

Lebens- ende Jahr Chriſti.

Die Regierung **Ludwigs** des **Dritten** war die Regierung eines Kindes, welches ſich und ſeiner Würde nicht ſo viel Anſehen geben konnte, als nöthig war, die Großen unter den **Deutſchen** im Zaume, und in der Vereinigung wider auswärtige Feinde zu erhalten. Die **Deutſchen** Fürſten bekriegten einander ſelbſt, ohne daß ſie viel nach dem allgemeinen Oberhaupte des Reiches fragten. Der Streit zwiſchen **Adalberten** Grafen von **Babenberg**, und **Konrad** Herzog von **Franken**, und ſeinem Bruder **Rudolf** Biſchof zu **Wirzburg**, iſt in der Geſchichte dieſer Zeit eben ſo merkwürdig, als bekannt. Auf beyden Seiten nahmen die mächtigſten Herren **Deutſchlandes** Antheil an dem Zwiſte. Endlich wurde **Adalbert** auf den Reichstag nach **Trebur** vorgeladen; und als er nicht erſchien, belagerte man ihn in ſeinem Schloſſe **Thetraſſa**. **Hatto**, der Erzbiſchof von **Mainz**, kam zu **Adalberten**, und lockte dieſen unter dem Verſprechen heraus, daß er ihn wieder geſund und unbeſchädiget zurückbringen wollte. Nachdem aber **Hatto** unter dem Vorwande einer Schwachheit wieder in das Schloß mit **Adalberten** zurückgegangen, und einige Erfri-

friſchung genommen hatte; glaubte er ſein Verſprechen erfüllet, und ſeinen Eid gehalten zu haben, und Adalbert wurde von der Verſammlung verurtheilet, den Kopf zu verlieren.

Unterdeſſen waren doch die innerlichen Unruhen noch nicht das größte Uebel, welches Deutſchland unter Ludwigs Regierung drückte. Die Hungarn, welche nun als Feinde wieder kamen, nachdem ſie Arnulf als Freunde zu Hilfe gerufen, und ihnen ſo den Weg nach Deutſchland gezeiget hatte, verwüſteten jetzt alles weit und breit. Die vornehmſten Provinzen konnten wider dieſe wilde Nazion keine Vertheidigung in der Tapferkeit ihrer Bewohner finden. Die Hungarn warfen wie ein reiſſender Strom alles nieder, was ihnen vorkam, alles riſſen ſie mit ſich fort. Die Deutſchen ſtellten ſich zwar in das Feld; wurden aber allenthalben geſchlagen. Und obſchon ſie Muth genug hatten, dem Feinde die Spitze zu bieten: ſo konnten ſie ſich doch in die hungariſche Art Krieg zu führen, gar nicht finden, und eben dieſes war es auch, was für ſie in dieſer Zeit das nachtheiligſte, und die Urſache ſo vieler verlohrenen Schlachten geweſen. Baiern, Thüringen und Sachſen, Schwaben und Franken wurden mit dem Blute ihrer Einwohner gefärbet, und durch die Niederlagen ihrer Vertheidiger bezeichnet. Alle dieſe Provinzen behielten noch lange die Spuren der hungariſchen Wuth, und mit denſelben die Merkmale und das Angedenken des traurigen Schickſales, welches Deutſch-

land unter der Regierung eines Kindes er-
fahren mußte. Ludwig ſelbſt betrübte ſich am meiſten über das Elend und Unglück ſeines Vaterlandes. Er hatte ſich nach Regensburg begeben, ſich vor den Hungarn in Sicherheit zu ſetzen; wo er auch, weil er kein Mittel und keine Hilfe wider dieſe fürchterlichen Feinde fand, vor Kummer und Betrübniß ſtarb, ohne ſein männliches Alter
erreichet zu haben, im Jahre 911. 911

Ludwig hatte ſich nicht auszeichnen können. Er wurde als ein Kind auf den Thron geſetzet, ſtarb frühzeitig, und mußte, ſo lange er lebte, die Großen ſeines Reiches nach Willkühr handeln, und ſich ſelbſt von ihnen leiten laſſen. Nur muß hier bemerket werden, daß mit dieſem Prinzen der Stammen Karls des Großen in Deutſchland erloſch. Und wie uns die Geſchichte meiſtens regierende Häuſer zeiget, die mit Helden angefangen, und mit ſchwachen Prinzen ein Ende genommen haben: ſo ſehen wir hier, daß das Haus Karls des Großen, der ein Sohn, Enkel und Urenkel eines Helden, und ſelbſt einer der größten Helden geweſen, in Deutſchland in einem Kinde aufgehöret hat.

912 Konrad der Erſte. Schon Ludwig,
von dem wir ſo eben gemeldet haben, war mehr durch die Wahl, als durch das Recht der Erbfolge auf den Thron gekommen, obſchon man damals noch ſo viele Hochachtung für das Geblüte Karls des Großen hatte, daß man lieber ein Kind auf den Thron erheben, als ſich von den Nachkömmlingen

Karls entfernen, oder ſie auf die Seite ſetzen wollte. Allein jetzt, da der Stammen der Karolinger erloſchen, waren die deutſchen Herren genöthiget, aus ihrem Mittel einen aufzuſuchen, den ſie des Thrones würdig hielten, und blos durch ihre Wahl darauf erheben könnten. An ſich ſelbſt war zwar das Anſehen des Oberhauptes des deutſchen Reiches ſo weit herabgeſunken, daß von den Haupttheilen, welche zuſammen den deutſchen Staatskörper ausmachten, beynahe jede Provinz ein eigenes unabhängiges Reich zu ſeyn ſchien. Doch hiengen dieſe Theile noch in etwas zuſammen, und je näher man an der Trennung war, deſto nothwendiger hielten die klügſten und gutgeſinnten Großen die Vereinigung, oder wenigſtens doch ein allgemeines Oberhaupt.

Nach einigen Geſchichtſchreibern war anfangs die Aufmerkſamkeit der meiſten deutſchen Herren auf den Otto, Herzog in Sachſen, gerichtet; als dieſer unter dem Vorwande ſeines hohen Alters die Wahl von ſich ablehnte, und ſelbſt Konraden, den Herzog in Franken, vorſchlug, bey dem auch die Verſammlung Verdienſte zu finden glaubte, welche ihn des Thrones würdig machten.

Konrad wurde alſo durch die Wahl der deutſchen Herren das Oberhaupt des deutſchen Reiches, und zeigte gegen den Otto eben die Geſinnungen, wie dieſer gegen ihn geäußert hatte. An Erhabenheit des Geiſtes, und an Großmuth und Rechtſchaffenheit dem Herzoge von Sachſen völlig

lig gleich, ſah Konrad den Otto als den erſten an, welcher des Reiches und der Krone würdig geweſen wäre. Otto wurde des Konrads Vertrauteſter, und hatte an allen Geſchäften der Regierung Theil. Ein großes Glück für den Konrad, und noch ein größeres für das Reich würde es geweſen ſeyn, wenn dieſes Band der Freundſchaft länger beſtanden hätte. Der Tod, welcher den Otto zu Ende des Jahres 912 in die Ewigkeit lieferte, zerriß es, und raubte dem Konrad ſeine mächtigſte Stütze, dem Reiche aber den Erhalter des Friedens. In der That war die fernere Regierung des Konrads eine Kette von Unruhen, welche ſchwerlich würden ausgebrochen, oder doch leichter würden gedämpfet worden ſeyn, wenn Otto länger bey Leben geblieben wäre. Das Anſehen des Regenten war in Deutſchland zu weit herabgekommen, jeder von den Großen wollte eigenmächtiger Herr ſeyn, und man gehorchte dem allgemeinen Oberhaupte nur ſo weit, als man es für ſich ſelbſt für dienlich oder für gefällig fand. Doch mußte man Ehrfurcht gegen den Regenten haben; ſo lange dieſer von dem mächtigſten unter den Großen ſelbſt in allem zum Beſten des Vaterlandes unterſtützet wurde. Die Aenderung, welche der Tod des Otto hierinn verurſachte, zeigte ſich gar bald. Konrad hatte es verſuchen wollen, Lothringen mit Deutſchland wieder zu vereinigen, und wirklich nahm ſeine Parthey auch immer mehr zu, ſo ſehr auch Räiner, einer der vornehmſten Grafen, ſich an die Franzoſen

 und

und an Karl den Einfältigen hielt. Allein, Konrad konnte aus der Verbindung, welche einige lothringiſche Herren zu ſeinem Beſten machten, keinen Nutzen ziehen. Heinrich, des Otto Herzogs in Sachſen Sohn und Nachfolger, erregte in Deutſchland ſelbſt Unruhen, welche den Konrad nöthigten, ſich aus Lothringen zu ziehen. Karl, der König in Frankreich, bekam nachher Gelegenheit, ſich des ganzen Lothringens zu bemächtigen, wo er den Rainer und nach ihm deſſen Sohn Giſelbert zu Herzogen machte. Konrad mußte den Eifer ſeiner Parthey in Lothringen erkalten laſſen; weil er ſie nicht unterſtützen konnte, da ihm die immer auf einander folgenden Unruhen in Deutſchland alle Hände voll zu thun gaben. Konrad, der es für gefährlich anſah, die Großen gar zu mächtig werden zu laſſen, weigerte ſich Heinrichen von Sachſen mit Thüringen und Weſtphalen zu belehnen, und doch foderte Heinrich dieſe Länder als zu dem Herzogthume Sachſen gehörige Provinzen. Dieſes war die Urſache ihres Streites. Heinrich hatte die mächtigſten Herren Deutſchlandes, Burkarden Herzog in Schwaben, und Arnulfen Herzog in Baiern, auf ſeiner Seite; und obſchon Konrad von der Parthey ſeines Gegners wieder einige Beyſtände abzog; ſo blieb doch der Vortheil auf Heinrichs Seite; indem er den Eberhard, der ihn belagerte, bey einem Ausfalle zurückſchlug, und den Konrad ſelbſt, der ihn ſchon ziemlich in die Enge getrieben hatte, durch eine Liſt zu einem

einem nicht gar rühmlichen Abzuge brachte. Konrad machte endlich mit Heinrichen Frieden, der wahrſcheinlich für dieſen letzten vortheilhaft war.

Zu allen dieſen Verwirrungen kam noch ein Einfall, den die Hungarn in Baiern thaten. Und kaum waren dieſe an dem Jnn geſchlagen und aus Baiern gejaget worden, als Erkanger und ſein Bruder Berthold, die nach dem Tode Burkards das Herzogthum Schwaben als Kammerbothen verwalteten, ſich wider Konraden auflehnten, und den Salomo, Abt zu St. Gallen und Biſchof zu Koſtanz, gefangen nahmen. Konrad kam mit einem Kriegsheere, verwieß den Erkanger ins Elend. Als aber die Aufrührer ihre Widerſetzlichkeit und Unruhen auf das neue anfiengen, verlohren ſie durch das Urtheil der Reichsverſammlung zu Altheim das Leben, und Schwaben erhielt in der Perſon Burkards, der unter dem Namen des Zweyten bekannt iſt, wieder ſeinen eigenen Herzog im Jahre 917. Auch wider Arnulfen den Herzog in Baiern, welchen einige den Schlimmen nennen, erhielt Konrad einen wichtigen Vortheil. Arnulf verlohr eine Schlacht, flüchtete ſich zu den Hungarn, und Konrad überließ ſeinem Bruder Eberhard Baiern.

Deutſchland, das alſo ſchon durch ſeine innerlichen Unruhen litt, ſah auch mitten unter denſelben auswärtige Feinde auf ſeinen Grund und Boden kommen. Einer Seits waren es die Normänner, welche an

den Gränzen Deutſchlandes Eroberungen zu machen ſuchten, aber übel empfangen und abgewieſen wurden. Anderer Seits waren es die Hungarn, welche nicht gar lange nach der Niederlage an dem Inn einen neuen Einfall wagten, mehrere Provinzen durchſtreiften, und ihren Zug allenthalben mit Morden und Verwüſten bezeichneten. Endlich fiel es auch Rudolfen dem zweyten Könige in Burgund jenſeits des Jura ein, Burkarden dem Herzog in Schwaben den Krieg anzukündigen, der ſich aber nach einigem Verluſte auf der Seite Rudolfs damit endigte, daß der Burgunder König des ſchwäbiſchen Herzogs Tochtermann wurde.

Konrad hatte alſo ſeine ganze Regierung hindurch in Deutſchland nichts als Unruhen, die ihm zwar viele Sorgen machten, unter denen er aber doch das Anſehen eines Regenten und ſeine Majeſtät zu behaupten wußte, und auch etwas empor brachte. Allein, er lebte nicht lange genug, um die Deutſchen ganz wieder an eine ernſthafte Regierung zu gewöhnen, und das Anſehen des Regenten ſo weit zu erheben, als es das Beſte des deutſchen Staatskörpers ſelbſt erfoderte.

In ſeiner letzten Krankheit rief er ſeinen Bruder Eberhard zu ſich, den er ermahnte auf die Regierung Verzicht zu thun, und lieber dem Heinrich von Sachſen den Reichsſchmuck ſelbſt zu übergeben, und ihm zu huldigen. So ernannte Konrad auf ſeinem Todbette denjenigen zu ſeinem Nachfolger,

der niemals ſein Freund geweſen war, und den er in ſeinem Leben ſelbſt bekrieget hatte. Otto hatte aus Liebe zum Vaterlande die Krone auf das Haupt des Konrads gebracht, da er ſie ſelbſt noch einige Zeit tragen konnte. Und aus Liebe zum Vaterlande ſetzte ſie Konrad dem Sohne des Otto auf; weil er rechtſchaffen genug war, ſie, als er ſelbige verlaſſen mußte, doch keinem andern als dem würdigſten zu überlaſſen. Otto that es, weil er nicht mehr lange zu leben hoffte; und Konrad that es, da er ſah, daß er bald ſterben würde. In der That ſtarb er auch bald nach dieſem großmüthigen Entſchluſſe im Jahre 919. 919

Konrad kam zur Regierung, wo es für den größten Geiſt, für den größten Staatsmann und Helden mißlich war, Ruhm zu erwerben, oder auch nur den vorigen zu erhalten. Nach einem ſchlechten Regenten kann auch ein mittelmäßiger die Bewunderung der Nazion werden; wenn weiter nichts, als der Regent ſelbſt die Urſache der ſchlechten vorhergehenden Regierung war. Allein, wo durch die vorhergehenden Regenten der Staat ſelbſt verderbt, und dabey ſowohl die Mittel, als auch die Macht zur Verbeſſerung verlohren gegangen, wo die Grundverfaſſung des Reiches ſelbſt verkehret, und alles unter und über ſich geworfen worden, hält es jederzeit ſchwer, das Anſehen und die Majeſtät eines Regenten mit Glanze zu behaupten, und Ruhm von ſich auf die Nachwelt zu bringen. So waren die Umſtände zu den

Zeiten Konrads. Er erhielt ein zerrüttetes Reich, deſſen Macht, unter die vornehmſten Glieder getheilet, ſich zu einer Abſicht, zu einem Ziel, und zu einem allgemeinen Beſten gar nicht vereinigen ließ. Zu ſchwach, mit eigenen Kräften die Glieder zur Vereinigung zu nöthigen, und eben ſo wenig vermögend, auswärtigen Feinden die geſammte Macht des deutſchen Reiches empfinden zu laſſen, ſah er ſich in Umſtänden, wo blos ſeine Klugheit und ſein offener Kopf das erſetzen mußte, und auch erſetzte, was er in der Staatsverfaſſung des deutſchen Reiches nicht fand. Da, wo zu viel Nachgeben und ſeine Schwäche ſelbſt bekennen, oder zu hart Angreifen und die Sache erzwingen wollen, gleich gefährlich geweſen wäre, fand ſeine Klugheit einen Mittelweg, durch den er die deutſchen Großen, welche beynahe keinen Herrn mehr erkennen wollten, und einen ſtrengen und ſtolzen Beherrſcher auch gewiß nicht lange geduldet hätten, doch wenigſtens wieder an eine ernſthafte Regierung gewöhnte, und den Rechten eines Regenten wieder einige Achtung, und dem Regenten ſelbſt wieder Ehrerbietung verſchaffte. Aufmerkſam die alten Rechte eines deutſchen Monarchen zum Beſten des Staates ſelbſt wieder geltend zu machen, war er zwar ſtandhaft, ſo lange er Hoffnung und Mittel fand, ſeinen Entwurf auszuführen; aber nie hartnäckig, mit der äußerſten Gewalt durchzudringen, wenn er befürchten mußte, die Kette völlig zu zerreiſſen, die ohnehin ſehr ſchlecht zuſammenhieng. Muthig und beherzt war er nicht leicht

leicht ſchüchtern zu machen, und ſo fertig auch die deutſchen Herren waren, einander bey ihrer Widerſpenſtigkeit wider das allgemeine Oberhaupt zu unterſtützen: ſo ließ er ſich dadurch doch nicht abſchrecken, ſie mit Gewalt zu bändigen, und zu ihrer Schuldigkeit zu bringen. Bedachtſam, um mit Ueberlegung ſichere Maaßregeln zu ergreifen, war er doch ſchnell in ſeinen Entſchlüſſen, und eben ſo hurtig in der Ausführung. Er wußte wann es Zeit war zu eilen, und kam den Ruhe- und Friedensſtörern mit Geſchwindigkeit über den Hals, und ſchlug ſie durch ſeinen Muth und Tapferkeit zu Boden; wie es Erkanger und ſelbſt der muthige Arnulf hatten erfahren müſſen. Denn daß er im Kriege wirklich tapfer und dabey auch erfahren war, hat er in dem Streite mit dem beſten und muthigſten Krieger der damaligen Zeit, Heinrich von Sachſen, erwieſen. Sobald Konrad ſelbſt ins Feld gieng, riß er ſeinem Gegner die erfochtenen Vortheile aus den Händen, und trieb ihn in die Enge. Daß er aber durch ſeinen unvorſichtigen Rückzug ſeinem Feinde ſelbſt wieder Luft machte, hatte er größtentheils dem guten Rathe ſeiner Feldherren zu verdanken, welche ſich vor ſo einem Manne, wie Heinrich war, auch in deſſen äußerſter Noth noch fürchteten; und Konrad, der einen Theil der deutſchen Herren wider ſich hatte, konnte wohl nicht anders, als die Meynung derjenigen, die noch auf ſeiner Seite waren, für eine billige Foderung gelten laſſen. Wie ſehr er aber von andern ſelbſt gefürchtet wurde, zeiget der

ſonſt tapfere Arnulf, welcher ſich nach ſeiner Niederlage nicht mehr getrauete, ſich in Baiern ſehen zu laſſen, ſo lange Konrad lebte; aber ſchnell, und zwar als Herzog, wieder auftrat, ſobald Konrad geſtorben war. Die Geſchicklichkeit die Gemüther zu gewinnen, verſchaffte Konraden nicht wenige Vortheile. Man ſieht, wie er durch dieſes einige Mittel die Parthey des Heinrichs geſchwächet, und einige Beyſtände von ihm abgezogen hat; und ohne Zweifel trug ſie auch neben ſeiner Klugheit, Beſcheidenheit, Vorſicht und Standhaftigkeit ſehr vieles bey, ihm nach und nach jene Hochachtung zu erwerben, die man nach der ſchlechten Verfaſſung bey dem Antritte ſeiner Regierung kaum hoffen konnte. Denn daß die Majeſtät des Regenten durch die erhabenen Eigenſchaften und durch das weiſe Betragen des Konrad wieder bey den deutſchen Herren Verehrung gewann, zeigten dieſe offenbar ſelbſt, indem ſie ihn nicht nur über einen Unruhigen nach dem andern ungeſtört herfallen ließen; ſondern ihn zu rechtfertigen, ſelbſt noch einige von den Friedensſtörern zum Tode verdammten, ſo ſehr ſie anfangs aneinander hielten, und einander wechſelweiſe die Hand boten. Neben allen dieſen ruhmvollen Zügen lobt die Geſchichte noch an Konraden einen warmen Eifer und tiefe Verehrung gegen die Religion, eine wahre Hochachtung für die Wiſſenſchaften, ſo wie man ſie in den damaligen rohen Zeiten fand, und eine alles überwägende Liebe zum allgemeinen Beſten und zum Vaterlande.

lande. So verdienet Konrad bey der Nachwelt eben ſo viel Lob und Ruhm als ein anderer, der ſich bey der guten innern Verfaſſung ſeines Reichs den Namen des Weiſen erworben hat, und als jener, der einheimiſche Ruhe, Macht und vereinigte Kräfte fand, ſich wider auswärtige Feinde durch das Blut ſeiner Unterthanen den prächtigen Titel eines Helden zu ſuchen und zu verſchaffen. Heinrich trat zwar nachher mit größerm Glanz auf. Allein, man muß auch denken, daß Konrad ihm vorgearbeitet hatte, und daß das mächtige Herzogthum Sachſen für den Heinrich eine Stütze war, die, weil ſie ihn andern furchtbar machte, auch deſto leichter andere mit ihm vereinigte. Das Betragen des Konrad gegen den Heinrich wird von einigen den übeln Geſinnungen des erſten zugeſchrieben. Allein, Konrad ſah daß der Grund aller Uebel die zugenommene Macht der deutſchen Herren war, die itzt anfiengen, das für ihr Eigenthum anzuſehen, von dem ſie urſprünglich nur Verwalter ſeyn ſollten. Es war alſo Sorge für Ruhe und Frieden, Sorge für das allgemeine Beſte und für das Vaterland, und was man immer dem Konrad arges beymeſſen will, zeigt nur deſtomehr deſſen Großmuth, die einen Feind ſo hoch ſchätzete, daß ſie ihn ſogar dem eigenen Bruder vorzog, da es um Krone und Zepter zu thun war. Beſſer hätte Konrad nicht zeigen können, wie er vom Heinrich dächte, und wie gut er es mit ſeinem deutſchen Vaterlande meynte.

920 Heinrich der Erſte, mit dem Beynamen der Vogler. Die Empfehlung des verſtorbenen Konrads und die eigenen Verdienſte Heinrichs, des Herzogs von Sachſen, machten, daß dieſer von den deutſchen Herren auf der Verſammlung zu Fritzlar zu Anfang des Jahres 920 zum Nachfolger des Konrad erwählet wurde. Ob er gerade mit dem Vogelfange beſchäftigt war, als man ihm die Wahl der Verſammlung ankündigte, wollen wir nicht behaupten, doch melden einige, daß eben dieſes die Urſache geweſen ſey, warum man ihm nachher den Beynamen Vogler gegeben habe.

Dieſe Wahl war wohl die beſte, die man für Deutſchland treffen konnte, und doch ſchienen einige gar nicht damit zufrieden zu ſeyn. Burkard, Herzog von Schwaben, verließ ſich auf Rudolfen, König von Burgund, ſeinen Tochtermann, und wollte Heinrichen nicht für ſeinen Oberherrn annehmen. Doch, da Rudolf es für gut fand, zu Haus zu bleiben, und Heinrich dem Burkard zu früh auf dem Hals war, wählte dieſer das Sicherſte, und unterwarf ſich. Arnulf, der gleich nach dem Tode des Konrad ſich in Baiern wieder ſehen ließ, wurde daſelbſt ſowohl aufgenommen, daß er ſelbſt Anſpruch auf die höchſte Gewalt machte. Heinrich gieng wider ihn ins Feld. Doch ehe das Schwert entſcheiden ſollte, redete er Arnulfen ſo nachdrücklich zu, daß auch dieſer ſich ergab, und unter die Oberherrſchaft des Heinrichs beugte; dafür

dafür er aber auch von dieſem einige Vorrechte erhielt. Heinrich war froh auf was immer für eine Art Deutſchland zu beruhigen, um zu Haus Frieden zu haben, wenn er anderwärts etwas unternehmen wollte. Denn wirklich hatte er ſeine Abſichten auf Lothringen gerichtet, ſelbiges wieder zu dem deutſchen Reiche zu bringen. Wie es aber eigentlich bey dieſem erſten Verſuche zugieng, und was Heinrich damals ausrichtete, kann nicht beſtimmet werden. Die ganze Sache endigte ſich mit einer Unterredung, welche Heinrich und Karl der Einfältige bey Bonn auf dem Rhein miteinander hielten. Sie ſchwuren einander Freundſchaft, und wahrſcheinlicher iſt es, daß Karl Lothringen behalten habe. Allein, Heinrich fand gar bald beſſere Gelegenheit, das, was er jetzt mußte fahren laſſen, an ſich zu bringen. Unterdeſſen wendete er jetzt die Ruhe dazu an, geſchickte Maaßregeln zu ergreifen, das Innere ſeines Staates in Ordnung zu bringen, und weislich einzurichten. Aber auch dieſes konnte er nicht ungeſtört fortſetzen; indem die Hungarn einen wüthigen Einfall in Deutſchland wagten. Heinrich, dieſer feurige Krieger machte jetzt den klugen Feldherrn. Weil er den deutſchen Truppen nicht genug Muth zutrauete; indem ſie bisher immer vor den Hungarn geflohen waren, oder von ihnen geſchlagen worden: ſo hielt er ſich und ſeine Soldaten meiſtens in Veſtungen und haltbaren Plätzen, wo er den Feinden hin und wieder Abbruch thun konnte, ohne da

bey vieles zu wagen, oder das Schickſal Deutſchlandes aufs Spiel zu ſetzen. Da alſo die Hungarn auf dieſe Art den Deutſchen nichts anhaben konnten, und Heinrich durch ausgeſchickte Partheyen einige Anführer der Feinde gefangen bekam, machten ſie mit ihm einen Waffenſtillſtand auf neun Jahre. Heinrich erhielt dadurch eben das, was er wünſchte, und gewann damit weit mehr, als mit vielen halbglücklichen Schlachten. Dieſer Prinz, der die Kräfte des deutſchen Staates gar wohl kannte, und wußte, daß es ſeinen Soldaten nur an Muth wider die Hungarn fehlte, wünſchte ſich nur Zeit, ſeine Truppen üben, vorbereiten, und bey ihnen die alte deutſche Unerſchrockenheit wieder aufwecken zu können, um die Hungarn bey ihrer Wiederkehr ſo zu empfangen, daß er ihnen entweder für immer, oder doch für eine lange Zeit die Luſt, den deutſchen Boden wieder zu beſuchen, benähme. Heinrich ſah alſo ſeinen Wunſch durch den Waffenſtillſtand erfüllet, den die Hungarn auch hielten. Allein, auf einmal brachte er ihm auch auf einer andern Seite noch einen wichtigen Vortheil, welchen er bey den fortgeſetzten Feindſeligkeiten nicht hätte benutzen können. Bey der Ruhe, welche ihm die Hungarn geſtatteten, fand er ſich im Stande, ſich in die Angelegenheiten Frankreichs zu miſchen, Lothringen von demſelben abzureiſſen, und wieder mit dem deutſchen Reiche zu vereinigen. Karl der Einfältige hatte es endlich mit den franzöſiſchen Herren ſo arg gemacht, daß dieſe anfänglich

Rober-

Roberten den Herzog, und als dieſer in dem Treffen bey Attigni geblieben war, Rudolfen, den Herzog von Burgund, zu ihrem Könige wählten. Karl wurde durch Liſt gefangen genommen, und ſo ſpielte Rudolf in Frankreich den Meiſter. Allein, in Lothringen gab es auch eine Parthey zum Beſten unſers Heinrichs, der alles wohl zu benutzen wußte, und ſo wankelmüthig auch die Lothringer ſowohl, als ihr Herzog Giſelbert war: ſo mußte dieſer doch endlich froh und zufrieden ſeyn, daß er Lothringen als ein deutſches Lehen erhielt. Heinrich, der Lothringen recht feſt mit dem deutſchen Reiche verbinden wollte, gab Giſelberten neben dieſem Herzogthume auch noch ſeine Tochter Gerberg, die er mit dem Herzog vermählte. Die Unruhen dauerten noch lange Zeit in Frankreich fort; allein, Heinrich hatte nun ſolche Maaßregeln genommen, daß er Lothringen für eine Schutzwehre für Deutſchland anſehen konnte, auf welches er jetzt ſeine Aufmerkſamkeit richtete. Und in der That hatte Deutſchland den Einrichtungen, welche dieſer Prinz machte, und der Verfaſſung, in welche er es ſetzte, ſein Wohl, vielleicht ſeine Erhaltung, und ganz ſicher ſeine Aufnahme zu verdanken. Heinrich ließ nicht nur die alten Städte, welche ziemlich ſchlecht waren, ausbeſſern, und mit Veſtungswerken verſehen; ſondern er bauete auch noch neue, die er in eben ſo guten Stand wider die Angriffe und Anfälle der Feinde ſetzte. Er zog von dem Lande Leute in die Städte,

 damit

damit dieſe Einwohner und Vertheidiger hätten. Er traf Verfügungen, daß Ordnung in den Städten erhalten wurde. Er hob eine gewiſſe Anzahl tauglicher Männer aus, die er zum Kriegsdienſte beſtimmte. Alles mußte ſich in den Waffen üben; doch ſorgte er auch für den Ackerbau, welchen er denjenigen empfahl, die eben deswegen von Kriegsdienſten frey gelaſſen wurden. Damit aber diejenigen, welche ſich ſelbſt der Gefahr des Krieges nicht ausſetzen durften, doch zum Kriege etwas beytrügen, und damit diejenigen, welche zur Vertheidigung des Vaterlandes ihr Blut und Leben darboten, auch im Kriege ihren Unterhalt vom Vaterlande genößen, ließ er in den Städten Vorrathshäuſer anlegen, in welche jeder Landmann jährlich ein gewiſſes Maaß Getreide, nach dem Verhältniß ſeiner Aernte, liefern mußte. Da Deutſchland in den vorhergehenden Unruhen mit Räuberbanden angefüllet worden, ließ Heinrich ſolche aufheben, ſie in den Waffen üben, und an die äußerſten Gränzen Deutſchlandes gegen die Slaven bringen, damit ſie zur Vertheidigung des Vaterlandes ihren Muth gegen Feinde zeigen, ihre Raubbegierde an Fremden ſättigen, und Beute von Auswärtigen machen möchten. Bey allen dieſen Einrichtungen fand Heinrich auch Gelegenheit genug, ſeine Soldaten auf die Probe zu ſtellen, wie viel ſeine Anſtalten und Einrichtungen, und die bisherigen Uebungen zu Hauſe bey ihnen gefruchtet hätten. Die Slaven, eine jederzeit unruhige Nazion einer Seits, und die

Nor=

Normänner anderer Seits waren es, welche die Waffen Heinrichs auffoderten und beſchäftigten. Von den erſten überwand er einen Theil nach dem andern, und da er jedem überwundenen Theile einen deutſchen Herrn auf den Nacken ſetzte, dem er einen Strich Landes an den Gränzen hin zur Verwaltung und Vertheidigung überließ und anvertraute: ſo entſtunden durch dieſe Anordnung die Markgrafſchaften, welche nachher auch auf den andern Seiten des deutſchen Reiches eingeführet und ſo vermehret wurden. Unter den Slaven wurden die alten Sorben, welche bey andern die Daleminzier und Milzier heißen, und die Haveler vom Heinrich ſelbſt überwunden. Die Sorben zu bändigen, bauete er eine Veſtung, die von dem vorbeyfließenden Bache den Namen Meiſſen bekam; und dieß iſt der Anfang der Markgrafſchaft Meiſſen. Die Haveler, welche im Felde nicht mehr aushalten konnten, zogen ſich in die Stadt Brennaburg, heute Brandenburg, wo ſie ſich für ſicher und unüberwindlich hielten. Heinrich wartete nur, bis die um die Stadt liegende Moräſte mit dickem Eiſe bedecket waren, beſtürmte und nöthigte ſodann die Feinde zur Uebergabe. Er legte Beſatzung in die Stadt, und ſtiftete hier die Markgrafſchaft Brandenburg. Die Rhetrier machten bey ihrem Aufſtande unter allen Slaven den größten Lärmen; weil ihre Empörung anfangs einen glücklichen Fortgang hatte, und dadurch verſchiedene andere Slaven zugleich aufgewecket wurden. Allein, Bernard,

nard, welchem Heinrich dieſen Feldzug anvertrauete, ſchlug die Aufrührer in einem hartnäckigen und blutigen Treffen bey Leuzen auf das Haupt, eroberte hierauf dieſe Stadt, und brachte alſo auch dieſen Theil der ſlaviſchen Nazion wieder unter das Joch. Bernard wurde hernach der erſte Markgraf in Nordſachſen.

Wider die Normänner gieng Heinrich ſelbſt ins Feld. Der König dieſes kriegeriſchen und damals noch wilden Volkes hatte Anlaß zum Kriege gegeben; jezt aber war er froh, daß er vom Heinrich den Frieden gegen die Abtretung eines Stück Landes erhalten konnte. Dieſe Abtretung erweiterte die Gränzen des deutſchen Reiches bis an die Slie, und gab Gelegenheit zu der Markgrafſchaft Schleßwig.

Unterdeſſen war die Zeit des Waffenſtillſtandes mit den Hungarn verfloſſen. Die Deutſchen waren nun meiſtens lauter geübte Soldaten. Sie hatten Gelegenheit gehabt, ihre Kräften an auswärtigen Feinden zu verſuchen. Der Muth war alſo auch bey ihnen wieder gewachſen, der Staat in einer guten Verfaſſung, und beſonders alles zum Kriege vorbereitet und eingerichtet, ein muthiger und kriegeriſcher Fürſt an der Spitze ſeiner Truppen. Alles machte gute Hoffnung, und Heinrich fand die Großen ſeines Reiches ſo gut nach ſeinen Abſichten geſtimmet, daß auf einem Reichstage allgemein beſchloſſen wurde, die Ehre der Deutſchen

mit

mit dem Degen in der Fauſt wider die Hungarn zu vertheidigen. Dieſe ſchickten bald darauf Geſandte an den Heinrich. Allein, die ſchimpfliche Abweiſung brachte ſie auf, ihr Stolz über die vorigen Siege, das Vertrauen auf ihre Macht, und ihre Verachtung gegen die Deutſchen machten, daß ſie ohne weiteres Bedenken in Deutſchland einfielen. Ihre Verheerungen aufs Aeußerſte zu treiben, waren ſie mit zwey Armeen in verſchiedene Provinzen eingedrungen. Allein, eine davon wurde von den deutſchen Herren hin und wieder ſo gewaltig gezwacket, und litt ſo viel, daß ſie ſich bald zerſtreuete und verlohr. Die andere wurde vom Heinrich ſelbſt bey Merſeburg geſchlagen, und ſo brachten die Deutſchen ſich dieſe fremden Gäſte vom Hals.

Heinrich, der nun ſeinen Leuten gezeiget hatte, was Muth und Uebung im Kriegshandwerke auch wider einen lange gefürchteten Feind vermöchten, machte nun aufs neue wieder Einrichtungen, welche die Kriegsübungen unter den Deutſchen erhalten, und ſeine Nazion dazu aufmuntern ſollten. Er gab denen, welche ſich dem Kriegsdienſte widmeten, gewiſſe Freyheiten; und den deutſchen Adel, welcher zu Pferde diente, auch hiezu geübt und geſchickt zu machen, führte er die Turniere ein. Nicht zufrieden, die innere Verfaſſung auf guten Fuß geſetzet zu haben, ſorgte er auch für die Sicherheit der Gränzen, und man ſieht nochmals, wie aufmerkſam Heinrich war, die Markgrafſchaften ein-

einzurichten, um beynahe jedem auswärtigen Feinde einen deutſchen Herrn entgegen zu ſtellen, der bey den Einfällen die Barbaren aufhalten und zurückſchlagen könnte. Unter den damaligen Markgrafſchaften finden wir auch Oeſterreich, welches die Vormauer wider den bisher allerfürchterlichſten Feind, nämlich wider die Hungarn, seyn ſollte.

Nachdem Heinrich keine Feinde mehr zu beſtreiten hatte, wurde er in fremde Händel, in die Angelegenheiten Frankreichs gezogen, nicht um dort ſein Erworbenes zu vertheidigen; ſondern mitten in dem Herzen dieſes Königreiches den Mittler und Friedensſtifter zu machen. So weit war nun ſein Anſehen auch bey Fremden geſtiegen. Sogar Rom ſuchte bey ihm Schutz wider Bedrückung und Tyranney. Italien, welches die deutſchen Regenten wegen häuslichen Angelegenheiten, und wegen den Einfällen der Barbaren in Deutſchland zu vernachläßigen gleichſam genöthiget waren, wurde ganz mit Verwirrung angefüllet. Die Italiener vermehrten die Unordnungen ſelbſt, da ſie bald zu dieſem, bald zu jenem ihre Zuflucht nahmen, ſich dadurch viele Herren gaben, und doch keinen fanden, der ſie ganz wider einen andern Gegner ſchützen; noch weniger aber alle ſeine Mitbuhler unterdrücken konnte. Heinrich würde unterdeſſen im Stande geweſen ſeyn, die alten Rechte der deutſchen Regenten in Italien wieder geltend zu machen, und auch zu behaupten. Allein, er

vergaß Italien, als er vom Schlage getroffen für ſich an die Ewigkeit, und für ſeinen Sohn Otto an die Nachfolge im deutſchen Reiche denken mußte. Von den anweſenden Großen Deutſchlandes bekam er die Zuſicherung für ſeinen Sohn Otto, und dieſes war auch das einige Vergnügen noch, das er auf der Welt haben konnte, und das er mit ſich in das Grab nahm im Jahre 936. 936

Heinrich hat das Lob, welches ihm die Geſchichte beyleget, nur gar zu wohl verdienet, und kaum hat Deutſchland jemals auf ſeinem Throne einen würdigern, beſſern, weiſern und größern Fürſten gehabt, als eben ihn. Es iſt wahr, Konrad hatte ſeinem Nachfolger viel vorgearbeitet; neben allem dem aber würden doch ſeine Bemühungen vergebens geweſen, und Deutſchland würde wieder in die äußerſte Verwirrung zurückgefallen ſeyn, wenn nicht der geſchickteſte Krieger und Staatsmann nach dem Konrad an das Ruder gekommen wäre. Heinrich hatte zwar an ſeinem mächtigen Herzogthum Sachſen, welches ihm mit einer ganz beſondern Liebe und Treue ergeben war, ein großes Uebergewicht gegen die übrigen Herren Deutſchlandes. Allein, wie leicht hätte eben dieſes die Unordnungen vermehren können, wenn Heinrich, der ſeine Kräfte merkte, ſtürmiſch und mit Gewalt alles hätte überwerfen wollen? Allein, Heinrich war klug, vorſichtig und beſcheiden genug, die Vortheile, welche ihm Konrad hinterließ, und welche er bey ſich ſelbſt fand, gerade ſo zu benutzen, wie es ſein

ſein eigenes, und des ganzen Deutſchlandes Glück erfoderte. Als ein tapferer und muthiger Fürſt hätte er gleich anfangs Gelegenheit genug gehabt, ſeine kriegeriſchen Gaben, ſowohl wider innere als auswärtige Feinde zu bezeigen. Da er aber als ein weiſer und einſichtsvoller Herr wohl wußte, daß, was das Innere betrifft, erzwungene Unterwerfung meiſtens ſich Feſſel anlegen läßt, die man annimmt, um ſie wieder abzuſchütteln; daß die Vereinigung, welche die überwiegende Macht allein durch Furcht, oder das Kriegsſchwert durch Blutvergießen ſtiftet, niemals veſte Bande hat; weil ihr die Aufrichtigkeit und Ergebenheit der Herzen fehlet: ſo richtete er ſein Betragen ſo ein, daß er auf jeden Fall das mit Gewalt erzwingen konnte, was er für den Staat als das Beſte anſah, und doch die Gewalt nie wirklich brauchen durfte; weil er zu gleicher Zeit die widerſpenſtigen Großen Deutſchlandes durch andere Mittel zu ſeinem Ziel leitete, welche ihre Unterwerfung und Vereinigung mit dem Oberhaupte des Reiches redlicher, aufrichtiger, und eben dadurch auch dauerhafter machten; indem ſie bey dieſen Herren mit dem Schein auch die Meynung erhielten, daß ſie nicht dazu wären gezwungen worden. Heinrich hatte in der That einen Verſtand, der, wie er auf einmal in die Gemüther derjenigen eindrang, mit denen er zu thun hatte, wie er auf einmal die ganze Verfaſſung des Staates überſah; alſo auch augenblicklich die beſten Mittel zu ſeinem Endzwecke, und wider die Uebel fand, welche er bis auf ihre Wurzel

zel und ihre Quelle kannte. Weil er wohl wußte, wie ſehr die deutſchen Herren auf ihre Macht ſtolz waren; ſo zeigte er ihnen die ſeinige, um Ehrfurcht bey ihnen zu erwecken: und da ihm gar nicht unbekannt war, daß die Luſt zur Freyheit, und Unabhängigkeit bey ihnen die ſtärkſte und herrſchende Neigung wäre; ſo ließ er ihnen einigen Schein; indem er ſie lieber lenken als nöthigen wollte; damit ſie ſelbſt biegſamer wären, wenn ſie eher glauben könnten, daß ſie ſelbſt nachgegeben hätten, als daß ſie wären gezwungen worden. So ſehen wir ihn mit ſeiner Macht Burkarden von Schwaben auf den Hals kommen, und wider Arnulfen von Baiern in dem Felde ſtehen, und doch wollte er jedesmal lieber durch Ueberredung und mit Güte ſchlichten, als durch das Schwert entſcheiden. Alles dieſes machte ihm deſtomehr Ehre; weil er ſonſt ein muthiger, thätiger und feuriger Herr war, welchen Hinderniſſe nur anſpornten, und Widerſtand nur reizte. Aber ſein ſcharfer, ſein tief ein- und weit ausſehender Verſtand machte ihn zum Herrn über ſein Gemüth und Neigungen; und das nicht zu thun, was blos ſeine Lebhaftigkeit ſonſt gethan hätte, war für ihn genug, daß ihm ſeine guten Einſichten ein ſanfteres, beſſeres und ſichererss Mittel vorſtellten uud zeigten.

– Mit gleicher Vorſicht verhielt er ſich gegen auswärtige Feinde. Aufmerkſam auf alle Vortheile des Reiches, wo er ſich gewachſen und ſtark genug zu ſeyn ſchien, ohne den

den Staat ſelbſt einer Gefahr auszuſetzen, verſäumte er keine Gelegenheit, deſſen Nutzen und Beſtes zu befördern. So entriß er mit Gewalt und Staatsklugheit den Franzoſen Lothringen, und vereinigte es mit dem deutſchen Reiche. Allein, wider die Hungarn wollte er anfangs nichts wagen; ſo ſehr ihn auch die Verwüſtungen ſeines deutſchen Vaterlandes ſchmerzten, und ſo ſehr auch der Stolz, die Wuth und die Verheerungen dieſer Barbaren einen Krieger, wie er war, zur Rache und zur Wiedervergeltung reizen konnten. Heinrich wußte wohl, daß der Fürſt die Seele des Staates iſt, daß ſich das Schickſal des Reiches oft mit ſeinem Regenten ändert: doch wollte er lieber durch kluge Einrichtungen und Vorbereitungen den Grund zu der Veränderung legen, mit der er ſich ſchmeichelte, und die er ſicher hoffte. Denn ſo erpicht auf Ehre und Ruhm auch unſer Heinrich war, und ſo gut er ſelbſt ſeine eigenen Vorzüge kannte: ſo hatte er doch von ſich ſelbſt die eitle und übertriebene Meynung nicht, daß der Regent allein in dem Staate alles erſetzen könne, wo es dem Staate ſelbſt an allem Nöthigen mangelt. Er ſah, daß Einigkeit der Großen unter ſich, und mit dem allgemeinen Oberhaupte, und noch dazu Vereinigung der geſammten Kräfte nöthig wäre, ſo eine wichtige und für Deutſchland ſo glückliche Veränderung zu bewirken. Er gab ſich Mühe um das, was er für nöthig hielt, und brachte alles glücklich zu Stande. Er gewann ſich die Neigung der deutſchen Herren, und

und machte alles zu einer Abſicht übereinſtimmend. Er wußte daß ein Staat, der in ſich ſelbſt keine Ordnung, und auch ſonſt eine ſchlechte innere Verfaſſung hat, gegen auswärtige Feinde jederzeit ſchwach iſt. Er fieng daher auch mit Verbeſſerungen und Einrichtungen an, und führte ſie ſo geſchickt und glücklich ein, daß er dem deutſchen Reiche dadurch eine ganz andere Geſtalt gab. Er fand den Staat ohne Vertheidigung, theils keine Soldaten, theils nur Soldaten ohne Muth und Uebung, die Deutſchen ausgeartet, ohne Tapferkeit, niedergeſchlagen, bey ihnen nichts als das Angedenken der alten Niederlagen, und Furcht vor den neuen, niemand, der ſich dem Kriege, dem alten Handwerke ihrer Vorältern, widmen wollte; weil alles mit dem Feinde nichts als den Tod erwartete. Er brauchte alſo Zeit und Gelegenheit, dem Vaterlande Beſchützer und Verfechter zu bilden. In kurzem brachte er allen ſeinen Muth bey, belebte alles mit ſeinem Feuer, erweckte den alten Geiſt der Deutſchen, ſetzte alles in Thätigkeit, machte die Verzagten trotzig, und was den Trotz unterſtützen kann, die Deutſchen wieder zu Soldaten, und die Soldaten durch Uebung in den Waffen zu geſchickten Kriegern. Nichtsdeſtoweniger war er gar nicht voreilig, die Früchte ſeiner Bemühungen zu ſuchen; aber bereit einzuärnten, wenn ſie reif wären. Er ließ die Feinde ſelbſt kommen; um ſie ſo abzuweiſen, daß es ihnen deſto beſſer gedenken ſollte, wann ſie Beute und Siege geſucht; aber ihrer Ahnen würdige Deut-

ſchen, und einen dieſer würdigen Fürſten und Feldherrn gefunden hätten. Seine Siege über die Hungarn waren die Früchte ſeiner Bemühung, ſeiner weiſen Anordnung und Vorſicht, die ihm Ruhm erwarben, ohne ihn ſtolz und aufgeblaſen machen zu können. So erholte ſich Deutſchland von ſeiner Furcht und Niedergeſchlagenheit, und von den Verwüſtungen ſeiner Feinde wieder durch die Weisheit und Tapferkeit eines Fürſten, der recht dazu gemacht zu ſeyn ſchien, ſein Vaterland nicht nur aus dem nahen Verderben herauszuziehen; ſondern es recht empor zu bringen, und ihm einen neuen Glanz zu geben. In der That hat Deutſchland ſeine Macht, ſein Anſehen bey Auswärtigen, zu denen es ſich vom Heinrich an unter deſſen Nachfolgern erſchwungen, und endlich ſeine innere Ruhe und immer fortſchreitende Aufnahme niemanden anderer als Heinrichen, und deſſen guten und klugen Einrichtungen zu verdanken. Daß der Staat innere Verbeſſerung und äußere Vertheidigung zugleich nöthig hatte, war eben nicht ſchwer einzuſehen; aber beydes ſo vornehmen und ausführen, daß eines mit dem andern geſchah, daß eines zu dem andern helfen mußte, und keines durch das andere gehindert wurde, erfoderte eine Weisheit, Klugheit und Geſchicklichkeit, die man nur bey einem mit dem größten Geiſte und mit dem ſcharfſinnigſten Verſtande begabten Regenten finden kann. Heinrichs tiefe Einſichten fanden Mittel, eines mit dem andern ſo zu verbinden, daß eines durch das andere unter:

unterſtützet wurde. Er ſchien zwar vor allem andern darauf bedacht, das Kriegsweſen auf einen beſſern Fuß, und ſein Vaterland in beſſern Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Und in der That läßt ſich auch zum innern Beſten eines Reiches nichts unternehmen, ſo lange man im Herzen des Staates ſelbſt vor auswärtigen Feinden zittern muß, von denen man nichts als Verwüſtungen erwarten kann. **Heinrich** machte daher ſeine Soldaten durch Uebung muthig und geſchickt, von ihrem Muthe und Geſchicklichkeit ließ er ſie Proben ablegen, dieſe Proben flößten ihnen Vertrauen auf ihre Waffen und Kräfte ein, ihr muthiges Vertrauen verhalf ihnen zu Siegen, und ſobald die deutſchen Waffen ſich wieder Ruhm erwarben, wurden ſie ein Reiz für die Nazion, der deutſche Kriegsgeiſt wachte wieder auf, und man ſuchte nun Vorzüge und Ehre in dem, was man kurz vorher geſcheuet und gefürchtet hatte. **Heinrich**, der dieſe Geſinnungen bey der Nazion erhalten wollte, räumte dem Soldatenſtande gewiſſe Vortheile und Privilegien ein, welche die **Deutſchen** noch mehr aufmuntern ſollten, ſich den Waffen und dem Kriegsdienſte zu widmen. Die Ausbeſſerung und Beveſtigung der Städte zeigen ſowohl ſeine Sorgfalt als ſeine Vorſicht; weil er dadurch ſowohl unverſehenen Einfällen einen Damm entgegen ſetzte, als auch für jeden Wechſel des Glückes ſeinen Landsleuten Zufluchts- und Schutzörter errichtete. Und da nach ſeiner Verordnung jede Stadt gleichſam die Vorrathskammer der umherliegenden Gegend

gend wurde: ſo wurde der ganze Staat dadurch auf jeden Fall, und wenn man auch wieder Verheerungen der Feinde zu erfahren haben ſollte, doch wider die äußerſte Noth und Mangel geſchützet. Ueberhaupt waren die meiſten Einrichtungen, welche Heinrich machte, ſo beſchaffen, daß ſie dem Bürgerſtande eben ſowohl als dem Soldaten Vortheile brachten; obſchon der Regent nur auf die letzten ſeine Abſicht gerichtet zu haben ſchien. Man muß daraus ſchließen, wie angelegen ihm eines ſowohl als das andere war, und wie groß ſeine Weisheit und Klugheit geweſen, die meiſtens ſolche Maaßregeln nahm, durch die er für einen Theil ſorgte, und damit zugleich dem andern Vortheile und Nutzen verſchaffte. Der Landmann und Bürger fanden, daß der Fürſt mit allem dem ihr Beſtes beförderte, was er dem Anſehen nach meiſtens nur für den Soldatenſtand verordnete, und ſo ſah ſich Deutſchland auf einmal in einer Verbindung, über die es erſtaunte, und ſich glücklich ſchätzte. Was aber dieſem großen Fürſten bey ſeinen Unternehmen den meiſten Vorſchub gab, war, daß er die Geſchicklichkeit beſaß, ſeine Landsleute durch Beyſpiele zur Nachahmung zu bringen, ſie von ſeinen guten Abſichten zu überzeugen. Da neben dem ſeine großen Eigenſchaften jedem in die Augen fielen, erwarb ihm dieſes die Bewunderung und Zuneigung der ganzen Nazion. Seine Lebhaftigkeit beſeelte alles mit einem neuen Eifer, er war ohne Aufhören geſchäftig, und machte dadurch alles aufgeweckt, munter und thä-

tig.

tig. Man ſah ſeine aufrichtige Liebe, ſeine beſtändige Sorge, und ſeinen unermüdeten Eifer für das Vaterland, und jeder hielt es für Pflicht zum allgemeinen Beſten auch das ſeinige beyzutragen, da man den größten und redlichſten Patrioten an dem Regenten ſelbſt erkannte. Seine Gütigkeit erwarb ihm Liebe, ſeine Weisheit Hochſchätzung und Verehrung, und ſeine Vorſicht bey allen ſeinen Maaßregeln und Anordnungen das allgemeine Zutrauen.

Seine Religion war kernhaftes Chriſtenthum und wahre Gottſeligkeit. Nie ſah man daß er bey ſeinem Glücke etwas von ſeiner gewöhnlichen Beſcheidenheit verlohr. Für jeden glücklichen Ausgang glaubte er die Ehre davon Gott und deſſen Segen ſeinen Dank ſchuldig zu ſeyn. Einige wollen Ausſchweifungen aus ſeiner Jugend anführen, die, wenn ſie wahr ſind, das reifere Alter ſelbſt muß verbeſſert haben; weil diejenige, welche es berichten, ſolches ſelbſt nur von ſeiner Jugend ſagen. Wie ſie es aber beweiſen können, daß er dem Wein und dem Zorn ſo ſtark ſoll ergeben geweſen ſeyn, wiſſen wir nicht; da man an ihm einen thätigen, ohne Unterlaß geſchäftigen und unermüdeten Regenten ſieht; da man aus der Geſchichte weiß, daß er lieber mit Sanftmuth und Gütigkeit ſchlichten und zu Stande bringen, als mit Strenge erpreſſen, oder mit Gewalt erzwingen, lieber mit Gelindigkeit ſeinen Zweck erreichen, als mit Sturm und Wuth alles überwerfen wollte. In der That muß

ſein Betragen Liebe, Beſcheidenheit, Redlichkeit, ſanfte Herablaſſung gegen jedermann verrathen haben, da ihn ſeine Unterthanen aufrichtig liebten, und ſelbſt die Großen Deutſchlandes Vergnügen fanden, ihm Vergnügen zu machen, und ihm dadurch Beweiſe von ihrer Ergebenheit zu geben. So ſehr hatte Heinrich jedermann von ſeinen guten Geſinnungen überzeuget.

936 Otto, der Sohn Heinrichs, war kurz vor dem Abſterben ſeines Vaters zu deſſen Nachfolger von einem Theile der Großen Deutſchlandes angenommen worden. Die Lothringer und Sachſen verſammelten ſich hierauf zu Aachen, beſtättigten dieſe Wahl, ſetzten den Otto auf einen Thron, und huldigten ihm. Alles war fröhlich und zufrieden, nur ſtritten die Erzbiſchöfe von Trier und Kölln miteinander, wer von ihnen den neuen Regenten ſalben und krönen ſollte. Jener wendete das Alterthum ſeiner Kirche vor, die, nach der damaligen Meynung, vom heiligen Peter ſelbſt durch einen von ſeinen Jüngern ſollte geſtiftet worden ſeyn: dieſer ſteifte ſich auf das Diözeſanrecht; weil der Ort, wo die Krönung vorgehen ſollte, in ſeine Diözeſe gehörte. Der Zwiſt wurde endlich dadurch geſchlichtet, daß beyde dieſe Ehre Hildeberten, Erzbiſchofen von Mainz, überließen. Bey dem Gaſtmahl, welches auf die Krönung folgte, findet man die Merkmale einiger Erzämter. Eberhard, Herzog von Franken, war Erztruchſes, Hermann, Herzog von Schwaben, war

war Erzſchenk, Arnulf von Baiern, Erzmarſchall.

Otto bekam gleich in den erſten Jahren ſeiner Regierung mit dem Herzoge in Böhmen Boleslaus Händel. Boleslaus hatte im Jahr 938 ſeinen Bruder Wenzel ermordet, darauf riß er die Regierung von ganz Böhmen an ſich, und verfolgte das hier neu eingepflanzte Chriſtenthum mit Feuer und Schwert. Otto, der ſowohl die Religion als ſein Lehensrecht über Böhmen vertheidigen wollte, kündigte dem Herzoge von Böhmen den Krieg an. Allein, der erſte Feldzug lief gar nicht glücklich ab. Der von dem Otto abgeſchickte Feldherr wurde vom Boleslaus gewaltig geſtutzet, und obſchon Otto nichts vergaß, die Ehre der deutſchen Waffen wieder herzuſtellen: ſo geſchah es doch erſt im Jahre 950, oder nach andern im Jahre 951, daß Boleslaus gänzlich gedemüthiget wurde, und ſich dem Otto aufrichtig unterwarf. Otto hatte ihn damals in Bunzlau belagert, welches die wüthigen Stürme der Deutſchen nicht mehr aushalten konnte. Boleslaus mußte alſo alle Bedingniſſe annehmen, die ihm Otto vorſchrieb. Der Sieger vergaß nichts für ſeine Rechte und für die Religion, und Boleslaus, der hierauf das Chriſtenthum ſelbſt annahm, wurde der eifrigſte Beſchützer der Religion, welche er vorher ſo wüthig verfolget hatte.

Unterdeſſen keimeten auch zeitlich genug Unruhen in Deutſchland ſelbſt auf, welche

den Otto nicht nur beſchäftigten; ſondern auch in Gefahr brachten, die Krone ſelbſt zu verlieren. Arnulf, Herzog in Baiern, hinterließ bey ſeinem Tode im Jahr 937 drey Prinzen, den Eberhard, Arnulf und Hermann. Eberhard der älteſte bemächtigte ſich der Regierung des ganzen Herzogthumes, ohne dem Otto huldigen zu wollen. Arnulf und Hermann, die mit ihrem Bruder nicht zufrieden waren, wollten doch den Otto auch nicht für ihren Oberherrn erkennen. Otto ſchloß daher alle drey aus, und gab das Herzogthum dem Berthold des verſtorbenen Arnulfs Bruder. Allein, um dieſen veſtzuſetzen, mußte Otto einen Feldzug nach Baiern thun, nach welchem er den widerſpenſtigen Söhnen des verſtorbenen Arnulfs weiter nichts als einige kleine Lehen ließ.

Die fränkiſchen Unruhen, welche faſt zu gleicher Zeit entſtunden, dauerten länger, waren für den Otto gefährlicher, und verwickelten das ganze Reich in einen bürgerlichen Krieg. Der Urſprung derſelben war unſtreitig die Eiferſucht der Sachſen und Franken gegeneinander. Eberharden, den Herzog von Franken, der doch ehemals nach dem Tode ſeines Bruders Konrad ſelbſt Anſprüche auf die Krone hätte machen können, verdroß der Stolz der Sachſen am allermeiſten. Feurig und mächtig grif er einen ſächſiſchen Herrn an, verbrannte deſſen Stadt, und ließ ihre Einwohner niedermachen; wurde aber dafür vom Otto zu einer

Geld=

Geldbuße, und ſeine Anhänger zum Hunde-tragen, einer Strafe der alten Deutſchen, verdammet. Da dieſe Strafe die Erbitterung der Gemüther gar nicht heilete: ſo waren Eberhard und die Franken gleich bereit, den Tankmar zu unterſtützen, als dieſer ſich wider den Otto empörete. Tankmar, ein feuriger und tapferer, aber auch zugleich unruhiger Prinz, war der Bruder des Otto, und Sohn Heinrichs des Voglers aus der Hatburg, von der ſich dieſer Fürſt geſchieden hatte. Als Siegfried, Markgraf zu Brandenburg, ohne Kinder geſtorben war, ſuchte Tankmar dieſe Markgrafſchaft, die aber Otto dem Gero, einem tapfern Offizier, gab. Tankmar über dieſe Verachtung aufgebracht, empörete ſich, verband ſich mit Eberharden, nahm einige Plätze weg, und den Heinrich, einen rechten Bruder des Otto, gefangen, und ließ ihn auf eines von den Schlöſſern des Eberhard ſetzen. Unterdeſſen hatte doch die Empörung den guten Fortgang nicht, welchen der Anfang hoffen ließ. Tankmar wurde in Ehresburg von jedermann verlaſſen, ſobald Otto vor dieſer Stadt erſchien. Der Aufrührer floh in eine Kirche, wurde aber durch Pfeile, die man durch ein Fenſter auf ihn ſchoß, getödtet, ohne daß Otto dieſe That zu beſtrafen ſuchte. Eberharden war alſo nichts übrig, als die Gnade und Verſöhnung des Otto zu ſuchen, welche ihm auch Friedrich, Erzbiſchof von Mainz, verſprach, und die zu erhalten, er den Prinzen Heinrich auf freyen Fuß ſtellete. Weil

aber doch Eberhard auf eine Zeit nach Hildesheim verwieſen wurde: ſo verdroß dieſes ſowohl Friedrichen, der ſein Wort gegeben, als Eberharden, der Verzeihung ohne Strafe erwartet hatte; obſchon ihn Otto nicht lange hernach in alle ſeine Würden wieder einſetzte. Eberhard fand bald Gelegenheit, den Otto ſeine Erbitterung empfinden zu laſſen. Heinrich, dem er noch vor ſeiner Freylaſſung die widrigſten Geſinnungen gegen den Otto beygebracht hatte, ſäumete nicht lange, die Wünſche des Eberhard zu erfüllen. Er zettelte eine neue Empörung an, an welcher Eberhard ſogleich und mit ihm Giſelbert, Herzog von Lothringen, Theil nahm. Giſelbert zog auch Ludwigen, König von Frankreich, mit ins Spiel, den er mit der Oberherrſchaft über Lothringen reizte. Nun hatte Otto Aufrührer und Feinde, die es im offenen Felde mit ihm aufnehmen konnten, und die ihm allbereit überlegen waren. Doch gieng er ihnen zu Leibe, erhielt einige Vortheile, mußte aber Rievermont vergebens belagern, und richtete anfangs vor Breiſach eben ſo wenig aus. Unterdeſſen nahm ſeine Parthey und ſein Kriegsheer ab, und es war beynahe an dem, daß man zu Metz zuſammenkommen, und einen neuen Regenten für Deutſchland wählen wollte, als auf einmal ein glücklicher Streich den Sachen eine andere Geſtalt gab, und ſie zum Vortheile des Otto entſchied. Dieſer hatte Konraden den Weiſen, und den Otto, Hermanns Herzogs von Schwaben Bruder, mit einer

Ab-

Abtheilung ſeiner Armee abgeſchicket, die Aufrührer zu beobachten. Allein, die Beobachter fanden eine ſo gute Gelegenheit, die Rebellen, eben da ſie bey Andernach über den Rhein wollten, und ein Theil ihrer Armee ſchon übergeſetzet hatte, anzugreifen, und einen herrlichen Sieg zu erfechten. Eberhard wurde bey dem Angriffe getödtet, Giſelbert wollte ſich auf einem Schiffe über den Rhein retten, bey der Unordnung aber, welche die Menge, die mit hineinſprang, verurſachte, ſchlug das Schiff um, und Giſelbert erſof. Breiſach und Rievermont wurden erobert, Heinrich ſuchte durch die Vermittlung des Biſchofs zu Verdun Berengar die Gnade ſeines Bruders, wurde aber bis auf weitern Beſcheid nach Lothringen zurückgewieſen. Und damit es Otto auch den König von Frankreich büßen ließe, daß er den Aufruhr unterſtützet hatte; drang er mit einer Armee in Frankreich ein, nöthigte Ludwigen ſich nach Burgund zurückzuziehen, nahm den Herzog Hugo und Herberten, Grafen von Vermandois, in ſeinen Schutz, und machte auch den Frieden, den er Ludwigen zugeſtund, ſo bitter, daß dieſer wohl merkte, daß er keine mächtigere Stütze finden könnte, als wenn er dieſen fürchterlichen Feind zum Freunde machen würde. Ludwig heirathete Otto's Schweſter Gerberg, die Wittwe des Giſelbert, und bewarb ſich ferner um des Otto Beyſtand und Schutz.

Unterdeſſen fanden ſich auch in Sachſen Mißvergnügte, die ſich in eine Verſchwörung wider den Otto mit einander einließen. Heinrich, der ſich aus Lothringen weg, und nach Sachſen begeben hatte, nahm Antheil an derſelben. Die Abſicht war nicht, den Otto mit einem öffentlichen Kriege anzugreifen, ſondern ihn durch einen Meuchelmord aus dem Wege zu räumen. Allein, das Komplot wurde entdecket, die vornehmſten Mitſchuldigen beſtrafet, und Heinrich in dem Kloſter zu Ingelheim eingeſperret, aus dem er aber doch entkam, ſich ſelbſt in einem demüthigen Aufzuge dem Otto vorſtellete und um Verzeihung bat, die er auch erhielt. Einige Zeit darauf, als Berthold, der Herzog von Baiern, geſtorben war, nach einigen im Jahr 947, gab Otto dieſes Herzogthum ſeinem Bruder Heinrich.

Das Glück, welches dem Otto aus den bürgerlichen Kriegen mit Ruhm heraushalf, begleitete auch ſeine Waffen an den Gränzen Deutſchlandes wider die Slaven. Otto hatte Befehlshaber an die Gränzen geſetzet, die ſeiner Wahl Ehre machten, und was immer die Barbaren unternahmen, fiel am Ende zu ihrem Nachtheile aus. Da aber doch ihre Wildheit ſie nie ruhen ließ, und immer wider ihre Sieger zu den Waffen rief, zum Rauben und Morden antrieb: ſo errichtete Otto zu Havelberg und Brandenburg Bißthümer, damit die Religion deſto beſſern Fortgang bey ihnen haben möchte; auf dieſe Art ein Volk,

das

das durch Niederlagen nicht konnte gebändiget werden, durch die Religion ſanfter, an Sitten und Gemüthe zahmer und geſchmeidiger zu machen.

Nachdem aber Otto in dem Innern Deutſchlandes alles ruhig ſah, nahm er ſich der Sache ſeines Schwagers Ludwig, Königs von Frankreich, an. Der Herzog Hugo machte dieſen Monarchen für ſeine Krone beſorget, und Ludwig würde auch in der That ohne den Beyſtand des Otto auf ſeinem Throne ſchwerlich ſicher geweſen ſeyn. Wenn aber ſchon Otto den Hugo nicht ganz unterdrücken konnte; ſo unterſtützte er doch Ludwigen ſo nachdrücklich, daß der Herzog auch nichts wider ſeinen König ausrichtete, oder ſich doch nicht getrauete, ſeine Anſchläge ganz auszuführen. In der That war das Anſehen des Otto, als er einmal in ſeinem eigenen Reiche Ruhe hatte, ſo hoch geſtiegen, daß er von allen Fürſten Europens gefürchtet wurde, und man keinen mächtigern Schutz, als des deutſchen Monarchen zu finden glaubte. Und eben dieſes zog Berengarn, den Markgrafen von Jvrea, an den Hof des Otto. Dieſer Berengar war ein Sohn der Tochter jenes berüchtigten Berengar zu den Zeiten Arnulfs. Als er ſich vor dem Hugo, König in Italien, nicht ſicher ſah, flüchtete er ſich zu dem Otto. Otto, der es verſuchte, ihn mit dem Hugo auszuſöhnen, aber nichts ausrichtete, gab endlich dem Berengar einige Truppen, mit denen er den Hugo ſo ſehr in

die Enge brachte, daß dieſem und ſeinem Sohne Lothar weiter nichts, als der königliche Titel übrig blieb. So gab Otto den Italienern einen Herrn, den er in der Folge ſelbſt bekriegen mußte.

Vorher aber noch bekam Otto mit den Dänen zu ſchaffen, welche die Kolonie, die Heinrich der Vogler nach Schleßwig geſetzet hatte, zerſtöret hatten. Otto vergalt es ihnen, drang mit einem Kriegsheere in ihr eigenes Land, kam bis an die äußerſten Gränzen deſſelben, wo er dem Meere, welches Jütland von Norwegen ſcheidet, den Namen Ottenſund gegeben haben ſoll. Nach ſeinem Rückzuge machte er Frieden mit dem däniſchen Könige Harald. Schleßwig wurde wieder hergeſtellet, Harald mußte die chriſtliche Religion in ſeinen Staaten verbreiten laſſen, zu deren Beförderung zu Schleßwig, Ripen und Aarhus Bißthümer errichtet wurden.

Unterdeſſen hatte ſich Berengar in Italien auf den Thron geſchwungen, und noch dazu auch ſeinen Sohn Adalbert krönen laſſen. Hugo und Lothar waren inzwiſchen geſtorben, wenn nicht Berengar dem letzten ſelbſt noch aus der Welt geholfen hat. Sich aber die Thronfolge in Italien deſto beſſer zu verſichern, wollte Berengar die Adelheid, des Lothars Wittwe, nöthigen, ſeinen Sohn Adalbert zu heirathen. Adelheid verwarf alles mit Abſcheu; wurde aber dafür in einem Schloſſe an dem Garderſee ein-

eingeſperret, aus dem ſie doch glücklich entkam, und bey dem Azzo Schutz fand, der ſie auf das veſte Schloß Kanoſſa brachte. Sich aber einer mächtigern Stütze wider den Berengar zu verſichern, ſchickte Azzo an den Otto, daß er nach Italien kommen, die Adelheid und mit ihr das Königreich Italien erhalten ſollte. Otto, der ſeine erſte Gemahlin verlohren hatte, ſchickte erſtlich ſeinen Sohn Ludolf mit einem Heere ab; unternahm aber doch bald ſelbſt den Feldzug nach Italien, kam ohne große Mühe bis nach Pavia, heirathete da die Adelheid, ließ Konraden, ſeinen Eidam und Herzog von Lothringen, in Italien zurück, und gieng mit ſeiner neuen Gemahlin wieder nach Deutſchland. Konrad brachte es in kurzem ſo weit, daß Berengar es ſelbſt für das beſte hielt, dem Rathe des Herzoges von Lothringen zu folgen, und beym Otto Gnade zu ſuchen, bey welchem ihm Konrad eine gute Aufnahme verſprach. Allein, Berengar wurde anfänglich vom Otto eben nicht ſo gütig aufgenommen, erhielt aber doch nachher das Königreich Italien wieder, doch nicht anders, als ein Lehen, wegen welchem Otto für ſich und ſeine Nachfolger die Huldigung foderte, und welches er noch um Aquileja und die Mark Verona ſtutzete, die er davon abriß, und ſeinem Bruder Heinrich, dem Herzoge von Baiern, gab. Otto hatte ſich alſo durch den italieniſchen Feldzug einen König zum Vaſallen, aber auch in ſeinem eigenen Hauſe einen gefährlichen Feind gemacht.

Lu-

Ludolf, ſein Sohn von der erſten Gemahlin, und zugleich Herzog von Schwaben, der durch die Heirath ſeines Vaters eine Stiefmutter bekam, und noch Stiefbrüder als Mitbuhler um die Thronfolge im deutſchen Reiche beſorgte, konnte ſeinem Vater den gethanenen Schritt nicht verzeihen. Er zettelte eine Empörung an, flocht Konraden ſeinen Schwager und Herzog von Lothringen neben andern Großen mit ein. Man hielt anfangs alles geheim, doch konnte Otto aus der Art, nach der man ihm zu Mainz begegnete, wo man ihn kaum in die Stadt laſſen wollte, nichts Gutes muthmaßen. Er rüſtete ſich alſo, und dieſes thaten auch die Verſchwornen. Unterdeſſen aber, da er Mainz belagerte, verheerte Ludolf Baiern, und bekam Regensburg durch die Verrätherey Arnulfs, des Sohnes des ehemaligen Herzogs von Baiern Arnulf. Deutſchland war ſchon allbereit ganz verwirret, und erwartete mit Schrecken die blutigſten Auftritte zwiſchen Vater und Sohn, als ſich Ludolf ſeinem Vater ſtellte, um Gnade zu bitten. Der Vater war bereit, und der Sohn war gerühret. Allein, die bittern Vorwürfe Heinrichs des Herzogs von Baiern machten, daß Ludolf wieder davon lief, und das Trauerſpiel auf das neue anfieng. Als aber Otto Regensburg allbereit auf das äußerſte gebracht hatte, entwiſchte Ludolf, und es würde zwiſchen ihm und ſeinem Vater, der ihm nachſetzte, zu einem blutigen Treffen gekommen ſeyn, wenn nicht der heilige Udalrich, Biſchof von

von Augsburg, den Sohn bewogen hätte, noch einmal die Gnade ſeines Vaters zu ſuchen, die er auch, wie ſein Schwager Konrad, erhielt, nur daß jeder ſein Herzogthum verlohr.

Dieſer Schritt des Ludolf und Konrad, und die Aufrichtigkeit ihrer Unterwerfung war das größte Glück für Deutſchland; denn dadurch wurde die Ruhe und Einigkeit gerade zu einer Zeit wieder hergeſtellet, wo man ſie am nöthigſten hatte, dem wüthigſten Feinde zu widerſtehen. Die Hungarn, welche entweder die innerlichen Unruhen im deutſchen Reiche aus eigenem Triebe zu benützen ſuchten, oder weil ſie vom Ludolf und Konrad waren zu Hilfe gerufen worden, hatten einen Einfall mit einer ſolchen Macht gewaget, welche ganz Deutſchland zittern machte. So ſehr auch Otto eilte; ſo war doch Baiern ſchon verheeret, als er mit ſeiner Armee bey Augsburg auf die Feinde ſtieß. Die Schlacht, welche hier geliefert wurde, war eine der hartnäckigſten und blutigſten. Konrad, welcher kurz vorher die Empörung Ludolfs unterſtützet hatte, focht hier als ein redlicher Deutſcher, vergoß ſtromweiſe Feindeblut, und endlich auch das ſeinige, indem er an einer Wunde ſterben mußte, die er im Treffen bekommen hatte. Allein, ſein Heldenmuth war es auch, dem die Deutſchen vorzüglich ihren herrlichen Sieg zu verdanken hatten, der mit einer fürchterlichen Niederlage ihrer Feinde begleitet war. Konrad kam alſo als ein

Opfer für ſein Vaterland um, dem er mit Verluſt ſeines Lebens das wieder gut machte, was er wider daſſelbe geſündiget hatte. So giebt es Helden, die bey einem redlichen Herzen aus Uebereilung oder irriger Meynung aus dem Geleiſe ihrer Pflichten treten, und mit Ruhm und doppeltem Erſatze zu dem zurückkehren, von was ſie abgewichen waren. Konrad findet ein ruhmvolles Angedenken bey der Nachwelt, die doch für Menſchen ihrer Zeit nicht ſo billig iſt, daß ſie das Böſe aus Erkenntlichkeit für das doppelte Gute vergäße, weil ſie nur das Böſe für aufrichtig gemeynt annimmt, das Gute aber für Verſtellung hält. Denn es iſt einmal ſchon ſo, daß man dem zum wenigſten trauet, was man von andern zuerſt wünſchet und erwartet.

Unter dieſer Zeit vergaß Berengar in Italien ſeinen dem Otto, den er ſo ſehr beſchäftiget ſah, geleiſteten Eid, unterdrückte alles, was er ſeinen Abſichten hinderlich fand, und wurde nun auch den Römern überläſtig. Otto, bey dem das bedrängte Italien Hilfe ſuchte, ſchickte ſeinen Sohn Ludolf, der den Berengar ſchlug, viele Plätze eroberte, und die Ruhe ziemlich wieder herſtellte. Zum Danke bekam er von den Italienern beiſſende Reden, die auf ſeine Aufführung gegen ſeinen Vater zielten, und man glaubet, daß er von dem Verdruß, den er darüber empfand, ſeine Krankheit herhatte, die ihn ins Grab brachte. Berengar, der alſo wieder den Meiſter ſpielte, machte es ſchlimmer als vorher. Allein, kaum war

Otto

Otto ſelbſt in Italien, als Berengar vor ihm floh, ſogar Pavia ihm überließ, und ſich mit ſeinem Sohne und ſeiner Gemahlin in verſchiedene Veſtungen warf. Otto wurde als König zu Mailand, und bald darauf zu Rom vom Papſte Johann dem Zwölften als Kaiſer gekrönet. Jene Schenkungs-Urkunde, welche den Päpſten giebt, was Otto ſelbſt nicht hatte, und ihnen mehr überläßt, als ſie jemals in Beſitz bekommen haben, können wir hier nicht zur Unterſuchung nehmen. Gewiß iſt aber, daß dieſe Schenkungs-Urkunde bey den ſcharfſichtigſten Kritikern noch ſtreitig und zweifelhaft, wenigſtens wegen vielem verdächtig iſt. Daß Otto den Päpſten vieles verſprochen habe, kann nicht geläugnet werden, eben ſo wenig, als man vernünftig glauben kann, er ſey über die Gränzen und Schranken der alten Schenkungen hinausgegangen. Auch nur dieſes der Kirche wieder zu geben, mußte er es, ſo zu ſagen, ganz mit den Waffen in der Hand wieder erwerben, um es geben zu können. Man darf ſich nur in der Geſchichte wegen Spoleto und Benevent erkundigen, und man wird leicht entdecken, daß die Urkunde vieles enthalte, was Otto nie zu ſchenken dachte. Wie Korſika und Sizilien einen Platz in der Ottoniſchen Schenkung bekommen haben, kann man gleichfalls weder errathen, noch eine Spur finden. Doch ſoll auch Otto beyde Inſeln nicht geradehin, ſondern mit der Bedingniß geſchenket haben: **Wenn ſie Gott in Euere Hände giebt;** das heißt: wenn es euch ein anderer ſchenket,

ket, habe ich nichts darwider. Sonſt iſt aber richtig, daß Otto, ſobald er als Kaiſer gekrönet war, auch ſeine Rechte über Rom nicht vergaß, und nach denſelben Verfügungen traf und Maaßregeln nahm. Allein, kaum war er von Rom weg, die noch übrigen Veſtungen zu belagern, als der Papſt umſattelte, ſich an Adalberten den Sohn des Berengars hieng, ſolchen wider den Kaiſer aufzuhetzen, und nach Rom zu locken. Otto, der zeitlich berichtet wurde, wollte doch noch durch Abgeordnete die Wahrheit erkundigen, mußte aber neben dieſem noch ſo viel ärgerliches von des Papſtes Aufführung erfahren, daß er es nicht einmal glauben wollte. Nichtsdeſtoweniger marſchirte er auf Rom zu. Johann und Adalbert flohen; das Volk aber und die Geiſtlichkeit beſtättigten nun wider den Papſt die mannigfaltigen Beſchuldigungen der gröbſten Laſter. Otto, der ſich nicht zum Richter über den Papſt machen wollte, überließ die Sache einem Konzilium (*). Doch verlangte er, daß man Johannem auch dagegen hören, und ſeine Rechfertigung vernehmen ſollte. Allein, dieſer fand es nicht für rathſam, ſich rechtfertigen zu wollen, that dafür ſtolz auf die päpſtliche Gewalt, donnerte mit Bannflüchen, derer ungeachtet ihn doch die Verſamm-

(*) Was von dieſem Konzilium und der darauf vorgenommenen Entſetzung Papſtes Johann XII. und dann von der Wahl Leo VIII. zu halten ſey, haben wir oben in der Papſtgeſchichte bey Johann XII. angemerkt.

ſammlung abſetzte, und Leo den Achten an ſeiner Statt zum Papſte erwählte. Recht ſeltſam iſt jedoch, daß nachfolgende Geſchichtſchreiber dem Otto bey allen ſeinen billigen Geſinnungen und Betragen gegen Johann den Zwölften das ganz allein zur Laſt legen, und zum Verbrechen haben machen wollen, was wider dieſen Papſt von dem Volke und der Geiſtlichkeit zu Rom geſchehen war, die ihre Beſchuldigungen als gemeinkundig behaupteten, mit dem fürchterlichſten Eide betheuerten, und ſo einen Papſt, den ſie am beſten kennen mußten, nach ſeinem Verdienſte zu behandeln glaubten. Otto glaubte nun die Ruhe wieder hergeſtellet zu haben; aber kaum hatte er den größten Theil ſeines Kriegsheeres weggeſchicket, als der abgeſetzte Papſt durch ſeine Ausſpäher einen Aufruhr unter den Römern erregte, die aber froh ſeyn mußten, daß Otto ſeine wackern Deutſchen einhielt, die ſonſt die meiſten Römer ihrer gerechten Rache aufgeopfert hätten. Berengar war unterdeſſen genöthiget worden, ſich und ſeine Veſtung zu ergeben, und wurde vom Otto nach Bamberg geſchickt, wo er nach einigen Jahren ſtarb. Darauf gieng Otto ſelbſt vor die Veſtung Kamerino, wo ſich Adalbert eingeſchloſſen hatte. Johann der Zwölfte benutzte die Entfernung des Otto, kam nach Rom, verübte die größten Grauſamkeiten, ließ Leo den Achten, der ſich zum Otto geflüchtet hatte, abſetzen; ſtarb aber bald darauf, und befreyete alſo die Kirche Gottes von einem der größten Aergerniſſe. Otto erfuhr

gleich nach dem Tode Johann des Zwölften, wie gewogen und treu die Römer den Deutſchen wären; indem ſie, ohne an den dem Otto geleiſteten Eid zu gedenken, den Kardinal-Diakon Benedikt zum Papſte erwählten. Otto kam, eroberte Rom, und ſchickte den in einer Verſammlung abgeſetzten Papſt Benedikt nach Hamburg ins Elend. Nachdem alſo zu Rom alles ruhig, dem Kaiſer ſeine Rechte in eben der Verſammlung auf das neue veſtgeſetzet, und weiter nicht viel mehr zu erobern war, gieng Otto nach Deutſchland, welches damals unter ſeinem Sohne Otto dem Zweyten, als ſchon gekrönten Nachfolger ſeines Vaters, in einer recht guten Verfaſſung war, und an ſeinen Gränzen an ſeinen Markgrafen und Herzogen recht wackere Vertheidiger hatte.

Unterdeſſen ſtarb zu Rom Papſt Leo der Achte. Die Römer handelten diesesmal nach ihrem Verſprechen und Eide, und ſchickten Geſandte an den Otto, der ihnen unter der Aufſicht ſeiner Kommiſſarien eine freye Wahl ließ, durch welche der Biſchof von Narni unter dem Namen Johann des Dreyzehnten Papſt wurde. Die Römer waren aber mit dem von ihnen ſelbſt gewählten Papſte nicht lange zufrieden, jagten ihn zur Stadt hinaus, und richteten die Regierung zu Rom nach ihrem Gutbefinden ein. Otto, der auf dieſe Nachricht gar nicht ſäumte, kam nach Italien und Rom, verwieß einige der vornehmſten Aufrührer nach

Deutſch-

Deutſchland ins Elend, ließ andere aufhenken, durchreiſete einen Theil von Italien, und ließ darauf ſeinen Sohn Otto zu Rom zum Kaiſer krönen. Beynahe hätte Otto in dieſer Zeit die wichtigſten Händel mit den Griechen bekommen; weil Nizephorus, der griechiſche Kaiſer, nicht nur den Geſandten Luitprand, Biſchof von Kremona, welcher um die Prinzeſſin Theophania für den jungen Otto zu Konſtantinopel werben ſollte, ſehr mißhandelte; ſondern auch gegen den Otto ſelbſt die gröbſte und abſcheulichſte Untreue begieng. Allein, Zimiſzes, der eben um dieſe Zeit dem Nizephorus auf dem Kaiſerthrone zu Konſtantinopel nachfolgte, machte die Sache wieder gut, und ſchickte die Theophania nach Italien, die hierauf auch mit dem jungen Otto vermählet wurde. Otto der alte Kaiſer gieng hernach nach Deutſchland zurück. Allein, er kam nur ſein Vaterland eine kurze Zeit wieder zu ſehen; indem er nicht lange nach ſeiner Zurückkunft, im Jahre 973 ſtarb. 973

Otto der Erſte hat bey der Nachwelt den Beynamen des Großen erlanget. Ob er ihn verdienet, wollen einige noch in Zweifel ziehen; viele aber ohne Rückſicht auf das, was andere an dieſem Prinzen tadeln, geradehin behaupten. Nach den Thaten, die uns ſeine ganze Regierung aufweißt, und nach allem dem, was er für die Religion that, wie er die Religion liebte, ehrte, und ſelbſt übte, muß man ihn ganz gewiß unter große

Fürſten zählen, wenn man ihm auch unter den Großen keinen beſondern Vorzug einräumen will. Wegen einigen Mängeln das ganze Verdienſt mißkennen wollen, heißt zu ſtrenge und wohl auch zu unbillig mit Menſchen umgehen, und einen Maaßſtab nehmen, nach welchem man wohl gar nichts Großes unter Menſchen finden würde. **Otto** hatte freylich vieles von ſeinem Vater nicht, welches dieſen letzten wirklich groß machte, obſchon er bey der Nachwelt nicht ſo groß ſchien, als ſein Sohn, zu deſſen Größe er wirklich den Grund legte. Die Nachwelt ſchätzet aber den Ausgang der Sachen und den, welcher ſie ausgeführet, und ſieht ſelten auf den zurück, welcher die Vorbereitung dazu gemacht hat. Otto fand das, was ihn große Dinge auszuführen in den Stand ſetzte; er brauchte es aber auch ſo, daß er ſie wirklich ausführte. Wir wollen die Vortheile nicht hieher rechnen, welche in allen bürgerlichen Kriegen am Ende doch auf ſeiner Seite waren. Aber die Umſtände, in welche er durch eben dieſe einheimiſchen Kriege verſetzet wurde, und welche wirklich ſo waren, daß ſie einerſeits den Muth des tapferſten Kriegers erſchüttern, oder andererſeits den Sieger wider geſchwächte Rebellen zur Härte und Grauſamkeit hätten verleiten können; zeigen uns den **Otto** ſo, wie er wirklich die Bewunderung und Hochſchätzung der Nachwelt verdienet. Bürgerliche Kriege ſind freylich für die Regierung eines Fürſten kein beſonderer Ruhm; aber hieran dem **Otto** Schuld geben, würde

ſehr ungerecht ſeyn. Wir haben aber oben ſchon den Karakter der damaligen Großen Deutſchlandes geſehen, die bey ihrem Stolze ſehr empfindlich da Beleidigungen fanden, wo gegen ſie gar keine waren, und bey der Neigung zur Unabhängigkeit auf jede Einbildung von Beleidigungen das Kriegsſchwert in die Hand nahmen, und in Empörung aufbrauſeten. Otto war gezwungen, gegen ſolche Störer der öffentlichen Ruhe die Rechte eines Reichsoberhauptes gleichfalls mit dem Schwerte zu vertheidigen. Er that es mit dem Muthe und mit der Standhaftigkeit eines großen Geiſtes. Unverdroſſen in allen Beſchwerlichkeiten, in welche ihn dieſe innern Unruhen, von denen immer die alten wieder neue hervorbrachten, verwickelten, war er faſt immer ſelbſt an der Spitze ſeiner Truppen im Felde. Beherzt, ſo groß auch immer der Anhang der Aufrührer, und ſo vortheilhaft und glücklich meiſtens der Ausgang ihrer erſten Unternehmungen war, gieng er ihnen doch zu Leibe, riß ihnen ihre Vortheile aus den Händen, vereitelte ihre Anſchläge und ihre Hoffnung. Unerſchüttert, auch bey der mißlichſten Lage ſeiner Sachen, da es beynahe mit ihm auf das äußerſte gekommen zu ſeyn ſchien, da vielleicht jeder anderer Muth und Vertrauen verlohren hätte, trotzete Otto ſeinem Schickſale und dem Glücke ſeiner Feinde, änderte nichts, weder in ſeinem Entwurfe, noch in ſeinem Vorſatze, wich nicht einen Nagelbreit von dem, was er ſich vorgeſetzet hatte, ab, verfolgte mit veſtem Entſchluſſe, alles zu ge-

winnen oder alles zu verlieren, das einmal ausgeſteckte Ziel, drang ſo mit unbiegſamer Standhaftigkeit durch, die ihn rettete, ſelbſt aus der Klemme, ſeine Feinde in die Enge, einige ins Verderben, andere zur Unterthänigkeit brachte. Ueberhaupt muß man an dem Otto eine hartnäckige Standhaftigkeit bewundern, die nicht zu brechen war, und ſelbſt alles brach. Weit ausſehende und in die Ferne zielende Entwürfe finden wir bey ihm nicht. Was aber Zeit, Umſtände oder Zufälle ſelbſt gaben, was ſie vorlegten, erfoderten, kurz, der Endzweck, den er einmal hatte oder haben mußte, bot bey ihm ſeine ganze Anſtrengung auf. Was einmal zu erreichen ſeine Abſicht war, davon ließ er ſich durch nichts irre machen, weder aufhalten noch abſchrecken. Seine Standhaftigkeit hielt ſo lange an und aus, bis ſie durchgebrochen, und an dem Ziele war, auf welches er ſeine Unternehmung oder Bemühung gerichtet hatte.

Nichtsdeſtoweniger darf man ſich nach dem bisherigen kein hartes Gemüth ohne Empfindung bey dem Otto vorſtellen. Man kann dieſem Prinzen in dieſem Stücke nichts vorwerfen, als ſeine Gleichgültigkeit bey der Ermordung des Tankmar ſeines Halbbruders. So ſehr er ſonſt durch wiederholte Empörungen angegriffen, beleidiget, durch die Vortheile der Aufrührer ſelbſt in die Enge gebracht war, wo vielleicht jeder anderer zur Wuth wäre aufgebracht, zu den härteſten Strafen, und wohl gar zur Grauſamkeit wäre gereizet und angefeuert worden;

war Otto bey der Abbitte und Unterwerfung ſeiner Feinde ſchon wieder gerühret. Er verzieh aufrichtig, und zufrieden daß er keine Feinde mehr hatte, vergaß er auch, wer ſein Feind geweſen war. Eberhard, Heinrich, Ludolf und Konrad von Lothringen fanden die Gnade dieſes Prinzen, ſobald ſie dieſelbe ſuchten, ſo unwürdig ſie ſich auch derſelben durch ihre Meutereyen und Empörungen gemacht hatten. Otto ſchonete zu einer Zeit, da er verderben und zu Grunde richten konnte, und gerade denjenigen, die ihn gern zu Grunde gerichtet hätten. Beſſer hätte Otto ſeine Großmuth, die über Beleidigungen, und ſogar über das Angedenken derſelben weit hinweg erhaben war; ſeine Sanftmuth, die allemal der Gütigkeit vor der verdienten Strenge den Vorzug gab; ſeine guten Abſichten, nach welchen er zum Beſten des Vaterlandes ſchonete, da ſeine eigenen Vortheile keine Schonung zu erlauben ſchienen; ſeine guten Geſinnungen und gerade Denkungsart, welche nichts Arges muthmaßete, andern nichts als Gutes zutrauete, weil er ſelbſt nichts als Gutes dachte, beſſer ſagen wir, hätte Otto alle dieſe ſchönen und großen Eigenſchaften nicht zeigen können, als an ſeinen Feinden. Was aber dieſen Fürſten als einen geſchickten und großen Regenten vorſtellet, iſt dieſes, daß Deutſchland, welches doch durch die innern Zwiſte und Streitigkeiten, durch dieſe Empörungen und bürgerlichen Kriege ſehr verwirret werden, und nicht wenig dabey leiden mußte, doch vom Otto noch immer in ſo

guter Verfaſſung und in ſolchem Zuſtande erhalten wurde, daß es nicht nur das Anſehen ſeines Regenten bey Auswärtigen in Verehrung erhielt, ſondern auch noch das Uebergewicht ſeiner Macht wider Auswärtige mit Nachdruck behauptete. In Frankreich ſah man einerſeits den Otto als die mächtigſte Stütze zum Erhalten, und andererſeits als den fürchterlichſten Gegner an, wenn man etwas unternehmen wollte, das er weder billigen noch gelten laſſen würde. In Italien glaubte man keine beſſere Hilfe, ſich aus den verderblichſten Unruhen und aus den verzehrenden Drangſalen herauszuwinden, als bey dem deutſchen Monarchen finden zu können. Auf deutſchem Grund und Boden mußten die Hungarn eine ihrer blutigſten Niederlagen vom Otto erleiden, eben da ſie von den bis dahin in Deutſchland herrſchenden Gährungen und Unruhen die Früchte für ſich, Beute und Eroberungen, ärnten wollten. An den Gränzen Deutſchlandes fanden die wilden und unbändigen Nachbarn immer jenen tapfern Widerſtand, der ihre Einfälle mit ihren Niederlagen bezeichnete, und der nur Gelegenheit zu Siegen erhielt, ſobald er Feinde bekam, die den deutſchen Muth reizeten. Ja, die Gränzen des deutſchen Reiches wurden ſogar bis in das Gebiet der feindlichen Nachbarn erweitert, und endlich wurde Italien, aus welchem die Quelle der letzten Unruhen für den Otto hergekommen war, ſelbſt die Beute der deutſchen Sieger. Alle dieſe Vortheile zeigen, wie weiſe und kluge Anordnungen und Verfügungen Otto über-

überhaupt für die Regierung Deutſchlandes mußte getroffen haben, wie vorſichtig und gut alles eingerichtet ſeyn mußte, wie veſt die ganze Verfaſſung des deutſchen Staates unter einem alles mit tiefer und männlicher Bedachtſamkeit überdenkenden und anordnenden Regenten war; da man bey innern Zerrüttungen im Innern doch nicht ſchwach wurde, und an den äußerſten Theilen immer mächtig und ſiegreich blieb. Otto, den in allen ſeinen Sachen Ernſthaftigkeit leitete, machte keine Einrichtungen, die beſonderes Aufſehen erweckten. Immer neues Umgießen bringt der Verfaſſung des Staates die nöthige Veſtigkeit nicht. Otto ließ das Gute, welches ſein Vater geſtiftet hatte, war auf den Ruhm eines neuen Verbeſſerers gar nicht eiferſüchtig, und richtete nur das vorhandene Gute nach eigenen Einſichten zum Beſten des Staates. Mit ſtiller Ueberlegung und durch geprängeloſe Verfügungen zielte er nur auf das Kernhafte ab, und erhielt auch dieſes in einem Reiche, das durch ſeine innere Zwieſpalte dem Anſehen nach alles verlieren ſollte. Allein, Otto trug von einer andern Seite noch vieles dazu bey. Wenn man ſchon hin und wieder Pracht und eine erſtaunliche Freygebigkeit bey ihm findet: ſo war er doch ſonſt für ſich ein guter Haushalter. Und da er bey den vielen Kriegen die Beute von dem Schlachtfelde zwar ſeinen Soldaten, die von feindlichen Provinzen aber in die öffentliche Schatzkammer bringen ließ: ſo ſah er ſich durch gute Haushaltung, durch Siege und Eroberungen immer

im

im Stande, wieder neue Kriege zu führen, ohne dabey dem Staate ſelbſt zur Laſt zu fallen. Und eben dieſes war es, was neben einer weiſen Regierung Deutſchland immer bey Kräften erhielt, da ihm ein anderer Beherrſcher, der ſeine Sachen nicht ſo gut und vorſichtig einzurichten gewußt hätte, unter ſo vielen einheimiſchen und auswärtigen Kriegen das Mark noch vollends hätte ausſaugen müſſen. Es iſt zwar wahr, daß vielleicht vieles zum Beſten des Vaterlandes wäre verhütet worden, wenn Otto das Gefällige und Einnehmende ſeines Vaters gehabt hätte. Allein, dagegen glänzen an ihm ſelbſt ſeine trockene Ernſthaftigkeit, die aber in allem redlich handelte, nichts von weibiſcher Argliſt und Verſchlagenheit kannte, nicht einmal gegen Feinde Betrug und ſchändliche Kunſtgriffe brauchte. Eine Großmuth, die ohne praleriſchen und ruhmſüchtigen Stolz war. Eine Majeſtät, die ohne Eitelkeit ſich verehrungswürdig machte. Otto war im Kriege das Beyſpiel ſeiner Soldaten, ohne jenes aufbrauſende Soldatenfeuer, das zur Verwegenheit leitet. Immer thätig und geſchäftig, ohne haſtig und übereilend zu ſeyn. Herr über ſich ſelbſt, ohne ſich durch eine Leidenſchaft überraſchen zu laſſen. Aufmerkſam auf ſein Ziel, aber auch vorſichtig und gerecht in den Mitteln. Genau bey ſeinem Verſprechen; aber eben ſo genau bey ſeinen Befehlen und auf gute Ordnung. Ein Kenner und Schätzer der Verdienſte; aber auch eindringend mit ſeinem Verſtande, zu entdecken, wo wahre Verdienſte wären. Deßwegen

betrog er ſich auch ſo wenig, daß, nachdem er einige Zeit regierte, von allen denen, welchen er wichtige Poſten anvertrauet hatte, die meiſten tapfere Krieger und Helden waren.

Neben allem dem zierte Otto ſeine Regierung und ſein Leben mit einer Verehrung und mit einem Eifer für die Religion, die unter Regenten kaum ihres gleichen haben. Wie ihm die Religion das verehrungswürdigſte war; ſo war ſie auch dasjenige, deſſen Ausübung ihm vorzüglich am Herzen lag. Nichts konnte ihn von der Beobachtung ſolcher Pflichten abhalten. Unter dem Gedränge der Reichsgeſchäfte, und mitten unter dem Geräuſche der Waffen vergaß er das nie, was die Religion von ihm gegen ſeinen Gott foderte. Genau für ſich, nichts dergleichen zu verſäumen, verrichtete er es auch mit eben dem Eifer, der ihn aufmerkſam machte, nichts von Frömmigkeit und Chriſtenpflicht zu unterlaſſen. Ungeheuchelt fromm konnte er das Muſter aller ſeyn, und that doch nichts zum ſpiegeln; ſondern der Trieb ſeiner Andacht war die Erkenntniß und Ueberzeugung, daß er für ſich auch als Monarch Gott das ſchuldig wäre, was er that.

Wie eifrig er war, die Ehre Gottes und die Aufnahme der Religion auch unter andern zu befördern, und ſo weit er konnte, zu verbreiten, zeiget einerſeits ſeine Sorge und Aufmerkſamkeit, den deutſchen Kirchen lauter ſolche Biſchöfe zu geben, die ſeine guten Abſichten und den Beruf ihres Amtes genau

zu erfüllen, ihm die beſten ſchienen. Und vielleicht hat Deutſchland manchen heiligen Biſchof aus den damaligen Zeiten der guten Wahl dieſes frommen Kaiſers zu verdanken. Und andererſeits ſein Beſtreben durch Anlegung neuer Bißthümer das Licht des Glaubens auch unter Ungläubige, und damals noch rohe und wilde Völker deſto leichter zu bringen. Ueberhaupt bahnten ſeine Siege der Religion den Weg zu neuen Eroberungen, und ſeine Eroberungen waren ſelbſt die Vorbereitung zu den Siegen und zum Triumphe der Religion. Nun ſo ein Monarch hat bey gutgeſinnten Deutſchen ganz gewiß den Namen des Großen verdienet. Nur muß man noch merken, daß durch die Freygebigkeit des Otto, ſeines Sohnes und Enkels, die Kirchen zu einem erſtaunlichen Reichthum, und ihre Vorſteher dadurch zu einem beſondern Anſehen gelangten. Was für Früchte dieſes aber für ihre Nachfolger gebracht habe, wird man in der Folge der Geſchichte ſehen.

Otto der Zweyte dieſes Namens, und
973 Sohn des vorigen, der ſchon zum Nachfolger ſeines Vaters erwählet, und ſogar ſchon zu Rom vom Papſte Johann dem Dreyzehnten zum Kaiſer war gekrönet worden, fand doch nach dem Abſterben ſeines Vaters einen Mitbuhler um die Krone. Der Herzog von Baiern Heinrich, welcher von einigen der Zanker genennet wird, des jungen Kaiſers Geſchwiſterkind von Heinrich Otto's des Großen Bruder, hatte den König von Dännemark, einige Herzoge, die von Böhmen,

men, Pohlen und Kärnthen, und die Biſchöfe von Mainz, Freyſingen, Magdeburg und Augsburg auf ſeiner Seite. Allein, der größte Theil der deutſchen Herren hielt es mit dem jungen Otto, und da Heinrich weder auf dem Reichstage zu Aachen erſchien, noch den Abgeordneten der übrigen Stände eine entſcheidende Antwort gab: fieng der junge Otto den Krieg zuerſt mit Haralden, dem König von Dännemark, an. Dieſer wurde in die Enge getrieben, zu einem für den Otto vortheilhaften und rühmlichen Frieden genöthiget, und ſo von Heinrichen abgeriſſen. Auch wider Baiern und Böhmen war der junge Kaiſer glücklich. Die meiſten widerſpenſtigen Herren ergaben ſich ihm, Heinrich verlohr ſogar Baiern, welches der Herzog Otto von Schwaben erhielt. Die Schlappe, welche die Böhmen den Kaiſerlichen bey Pilſen anhängten, konnte doch der nun ſchon ſinkenden Sache des Heinrich nicht mehr aufhelfen. Otto verſtärkte ſich ſchnell durch neue Werbungen, nahm Paſſau ein, und ſeinen Vetter allda gefangen, der zuerſt nach Magdeburg gebracht, und hernach nach Maſtricht verwieſen wurde, und ſo endigten ſich die bürgerlichen Zwiſte in Deutſchland zum Vortheile des Otto. Bald darauf folgten die Unruhen wegen Lothringen. Lothar, König in Frankreich, der an dem Kriege, welchen einige Grafen im Hennegau miteinander führten, nur deßwegen Antheil genommen hatte, um auf dieſe Art ſeinen Abſichten auf Lothringen

gen eine Vorbereitung zu machen; erweckte die Aufmerkſamkeit des Otto, dieſe Vormauer wider die Franzoſen beym deutſchen Reiche zu erhalten. Er erlangte ſeinen Endzweck durch Staatsklugheit; indem er den Bruder des Königs von Frankreich mit Namen Karl auf ſeine Seite brachte, ihm Niederlothringen (a) als ein deutſches Lehen gab (b), und ſo einen franzöſiſchen Prinzen zum Vertheidiger der deutſchen Reichsgränzen machte. Karl fand an dem franzöſiſchen Hofe Urſache genug ein deutſches Lehen anzunehmen. Aber Lothar eilte das für ſich zu erobern, was Otto zum Lehen gab, drang ſchnell in Lothringen ein, und kam ſo unverſehens nach Aachen, daß Otto über Hals und Kopf aus dieſer Stadt nach Kölln fliehen mußte. Doch Otto erwiederte dem König von Frankreich den Beſuch in deſſen eigenem Lande, durchſtreifte und verheerte mehrere Provinzen

(a) Bruno, Otto's des Erſten Bruder, Erzbiſchof zu Kölln und Herzog in Lothringen, hatte dieſes letzte in Ober- und Niederlothringen eingetheilet, und dieſe Eintheilung auf einem Reichstage beſtättigen laſſen. Ober- oder das moſelaniſche Lothringen war eben das, was das heutige Herzogthum Lothringen iſt. Niederlothringen begriff den beſten Theil der öſterreichiſchen Niederlande mit den Herzogthümern Jülich und Geldern.

(b) Franzöſiſche Schriftſteller wollen beyde Lothringen verſtehen; aber ihre Gründe ſind Muthmaßungen, keine Beweiſe.

zen Frankreichs, brannte eine Vorſtadt von Paris ab, litt aber auf ſeinem Rückzuge von dem Feinde. Doch waren die Heldenthaten der Franzoſen eben nicht ſo groß, als ſie ihre Geſchichtſchreiber machen, und konnten den Schaden, welchen die Verwüſtungen des Otto angerichtet hatten, weder rächen noch gut machen. In einer Unterredung, die beyde Monarchen hernach miteinander hielten, wurde Lothringen dem Otto und dem deutſchen Reiche überlaſſen (c).

Nachdem Otto Deutſchland in Ruhe und Sicherheit zu ſeyn glaubte, gieng er nach Italien. Ob ihn die Vorſtellungen ſeiner Gemahlin von den Griechen Eroberungen zu machen dahin lockten; oder ob ihn der Papſt und die Unruhen zu Rom dahin rieſen, iſt ungewiß. Beyde zuſammen können es geweſen ſeyn. Theophania konnte ihn reizen, und der Zuſtand Roms konnte ihn nöthigen, mit einem mächtigen Heere nach Italien zu gehen. In der That ſah es damals

(c) Die Franzoſen ſagen aber als ein Lehen der Krone Frankreich. Sie bauen auf das Anſehen Wilhelms von Nangis, mit dem ſie aber wider das Zeugniß der deutſchen Geſchichtſchreiber und Annaliſten nicht aushalten können. Sigebert ſagt ausdrücklich: Rex Lotharius Lotharingiam abjurat. Dithmar. in Chronic. Lib. III Annales Hildeshemenſes. Annaliſta Saxo Chronograph. ſaxo ſchier das nämliche.

mals in Italien, beſonders aber zu Rom ſehr verwirret, und für das Anſehen der abendländiſchen Kaiſer, welches man wohl gar auszulöſchen im Sinne haben konnte, ſehr mißlich aus. Die bürgerlichen und die franzöſiſchen Kriege, welche den Otto eine Zeitlang beſchäftigten, ſchienen ſowohl den Griechen als den Römern die beſte Gelegenheit, jenen, in Apulien und Kalabrien ihre Vortheile zu ſuchen, dieſen, nach ihrer Gewohnheit zu Rom alles unter und über ſich zu kehren. Kreſzenz, der bey andern Zinzius heißt, ein Sohn der Theodora, verſuchte es, ſich zum Herrn von Rom zu machen, und fand an dem Bonifaz, mit dem Beynamen Franko, der um Papſt zu werden, gern dem Kreſzenz die Herrſchaft von Rom überließ, einen getreuen Gehilfen ſeiner ehrgeizigen Abſichten. Der Papſt Benedikt der Sechste wurde das Schlachtopfer dieſes Aufruhrs, Kreſzenz Herr von Rom, und Bonifaz Franko eingedrungener Papſt. Allein, kaum war die Sache geſchehen, als die Grafen von Tuſkanella, die einen ſtarken Anhang zu Rom hatten, es unternahmen, beyde Aufrührer zu verjagen. Bonifaz flüchtete nach Konſtantinopel. Donus der Zweyte kam an ſeine Statt, und nach dem frühen Tode dieſes letzten, Benedikt der Siebente auf den päpſtlichen Stuhl. So wurden die Sachen ſo weit gebracht, daß Otto bey ſeiner Ankunft ohne ſonderbare Mühe die vorige Ordnung und Ruhe zu Rom wieder herſtellete. Allein, wider die Griechen wurde die Sache

ernſt-

ernſthafter. Ob ſie von dem flüchtigen Bonifaz aufgehetzet, oder aus Mißtrauen gegen den Otto vorſichtig, oder aus der Abſicht den Krieg ſelbſt anzufangen, vorbereitet waren, kann gleichviel ſeyn. Otto traf ſie auf den Krieg gefaßt an. Sie hatten, da ihre eigenen Truppen allein dem Feinde die Spitze nicht bieten konnten, die Sarazenen aus Afrika und Sizilien in ihren Sold genommen. Otto hatte neben ſeiner ziemlich ſtarken deutſchen Armee noch viele italieniſche Truppen Römer, Kapuaner und Beneventaner. Er hatte gleich anfangs Salernum erobert. Neben einigen Vortheilen im offenen Felde, nahm er auch noch Rhegium und Tarent ein. Endlich kam es zu jener entſcheidenden Schlacht, deren Ausgang für den Otto ſo widrig war. Den Sieg, welchen die kaiſerliche Armee ſchon gänzlich erfochten hatte, riſſen ihr theils die meyneidigen Italiener, welche ſich aus dem Treffen entzogen, wieder aus den Händen, theils ließen ihn die raubbegierigen Deutſchen ſelbſt wieder entwiſchen. Zu früh auf Beute bedacht, wurden ſie bey ihrer Zerſtreuung und Unordnung ſowohl von dem ſchon flüchtigen Feinde als auch aus verſchiedenen Hinterhalten wüthig angegriffen, und auf das Haupt geſchlagen. Otto, der ſich mitten durch die Feinde gegen das Meer einen Weg geöffnet, wurde in ein griechiſches Schiff aufgenommen (d), wo er in geheim

(d) Die Befreyung des Otto iſt bey einigen Geſchichtſchreibern mit romanenhaften Mährchen aus-

zwar erkennet wurde, und ſich auch zu erkennen gab; aber zugleich über ſeine Auslöſung überein kam. Allein, er fand Gelegenheit zu entwiſchen, indem er ins Meer ſprang, und, bedecket von den Fahrzeugen der Seinigen, an das Land ſchwamm. Dieſe unglückliche Schlacht koſtete den **Otto** nicht nur viele Soldaten; ſondern auch viele Großen Deutſchlandes blieben auf dem Platze. Die Herrſchaft der Griechen, welche Otto mit Stumpf und Stiel vertilgen wollte, wurde auf das neue beveſtiget, und weiter ausgebreitet. Sie bekamen beynahe alles wieder, was ſie lange vorher in **Apulien** und **Kalabrien** verlohren hatten, und alle vom Otto eroberte Plätze fielen ihnen wieder in die Hände. Sie ſahen ſich im Stande, eine beſondere Regierung daſelbſt aufzuſtellen, deren Oberhaupt unter dem Titel eines **Katapan** den ihnen unterworfenen Theil **Italiens** beynahe mit einer ganz uneingeſchränkten Gewalt beherrſchete. Sie ſpielten alſo auf dieſer Seite den Meiſter, bis die **Normänner** anfiengen in **Italien** einzuniſten, welche die Griechen aus **Apulien** und **Kalabrien**, und endlich auch die **Sarazenen** aus **Sizilien** verjagten.

Otto würde die Griechen die Früchte ihres Sieges nicht lange haben genießen laſſen,

---

ausgeſchmücket, weßwegen einige die ganze Sache, nämlich ſeine Gefangenſchaft und Befreyung, in Zweifel ziehen wollen; doch wird ſie auch von den ernſthafteſten und angeſehenſten Geſchichtſchreibern, aber ohne die Mährchen erzählet.

ſen, wenn er lange genug gelebet hätte, ſich an ihnen rächen zu können. Er ließ große Verſtärkungen aus Deutſchland kommen; unterdeſſen aber auf einem Reichstage zu Verona ſeinen Sohn Otto, einen noch ſehr jungen Prinzen, von den deutſchen und italieniſchen Großen zu ſeinem Nachfolger und Kaiſer erklären. Der Erzbiſchof von Ravenna wurde nach Deutſchland geſchicket, und Otto der junge Prinz vom Erzbiſchof von Mainz zu Aachen gekrönet. Der Kaiſer ließ ſich alſo mitten unter den Zurüſtungen zum Kriege auch alles übrige ſowohl für den Staat als für die Kirche angelegen ſeyn. Auf eben dieſem Reichstage zu Verona gab Otto Heinrichen dem jüngern das Herzogthum Baiern, welches ſein Vater neben Schwaben beſeſſen hatte. Dieſes letzte aber erhielt damals wahrſcheinlich Konrad der Erſte, der wenigſtens ſchon im Jahre 983 den Titel von dieſem Herzogthume führte. Einige Geſetze wurden eben daſelbſt wider gewiſſe Unordnungen gemacht, und den longobardiſchen Geſetzen einverleibet. Auch die Kirche zog die Aufmerkſamkeit des Otto auf ſich, und er ließ ſichs angelegen ſeyn, Unordnungen und Aergerniſſe zu Rom, beſonders in Betreff des päpſtlichen Stuhles, zu verhüten. Von ſeiner Sorgfalt die Kirchen nur mit verdienſtvollen und tugendreichen Hirten zu verſehen, kam es her, daß er um eben dieſe Zeit der Kirche zu Regensburg den heiligen Wolfgang zum Biſchofe gab. Bremen zu einem wirklichen Erzbißthum zu machen, gab er dem-

ſelben die Bißthümer Schleßwig und Ratzeburg zu ſeinen Suffraganen. Damit Deutſchland an ſeinen Gränzen ſicher wäre, unterdeſſen daß er ſich mit den Griechen und Sarazenen in Italien herumſchlagen wollte, nahm er die Regierung von Sachſen dem Dietrich, der bey einem Aufruhr und Einfall der Slaven wenig Muth und Geſchicklichkeit bewieſen hatte, und gab ſolche Lotharn von Waldbeck.

Otto hatte alſo alle Anſtalten gemacht, die Sarazenen und Griechen mit aller ſeiner Macht zu überfallen, als der Tod ſeine Anſchläge und Vorhaben vereitelte. Er wurde zu Rom unvermuthet krank, und ſtarb den 7ten Chriſtmonat im Jahre 983. 983

Otto hatte ſeine kurze Regierung von 10 Jahren und etlichen Monaten ſo ausgezeichnet, daß er nicht nur den Ruhm ſeines Vaters erreichte; ſondern für die ganze deutſche Nazion noch mehr hoffen ließ, als ſein Vater gethan hatte, wenn der Tod dieſen Prinzen nicht in der Blüthe ſeines Alters weggeraffet hätte. Noch ſehr jung, als er die Regierung nach dem Tode ſeines Vaters antrat, zeigte er doch neben dem geſchäftigen, auf alles aufmerkſamen und einſichtsvollen Regenten, noch den muthigen, feurigen und dabey klugen und vorſichtigen Krieger. In der That konnte kaum etwas ſeiner Wachſamkeit entwiſchen, und wie ihn ſeine natürliche Lebhaftigkeit immer thätig erhielt, und er bey ſeinem ſcharfen Verſtande ſelbſt forſchete und unterſuchte: ſo würdigte er auch alles ſeiner eige-

eigenen Sorge, was immer die Regierung des Staates und das Beſte deſſelben zu betreffen ſchien. Einſichtsvoll, und dabey immer heiter, verfiel er im Augenblicke auf Mittel, die durch Staatsklugheit das erſetzten, was mit Gewalt und Uebermacht, mit Blut und Schwert hätte erzwungen werden müſſen. Eben ſo ſtandhaft als ſein Vater, verlohr er ſeinen Endzweck nie aus den Augen, den er auch durchaus, aller Hinderniſſe ungeachtet, erreichen wollte. Noch ſehr jung, zeigte er doch die Klugheit, Einſicht und Ueberlegung eines aus langer Erfahrung geſchickten Staatsmannes. Wie er aber alles zwar mit Ueberlegung that: ſo führte er doch das ſchnell und hitzig aus, was er überleget hatte; und je feuriger er das betrieb, was er einmal angefangen hatte, deſtomehr und deutlicher gab er zu erkennen, wie veſt er auf die genommene Maaßregeln bauete, und wie viel er ſich auf das verließ, was einmal reif überleget worden war. Und eben deßwegen war er auch ſo unverändert; weil er ſelbſt ſcharfſichtig genug war, Maaßregeln zu prüfen, und ihre Richtigkeit einzuſehen. Wachſam auf alles, was außerhalb ſeines Staates vorgieng, entweder ſeine Vortheile dabey in acht zu nehmen, oder ſich auf alles gefaßt zu halten, war er doch noch weit aufmerkſamer Deutſchlandes innere Verfaſſung in gutem Stande zu erhalten; weil er wohl wußte, daß alles ſowohl für auswärtige Vortheile als für eigene Sicherheit davon abhieng. Er hielt daher ſtrenge über gute Ordnung, Gerechtigkeit, über öffentliche

Treue und Glauben, und dieſe letzten hielt er ſo werth, daß er, weil die Italiener damals geſchworne Treue und Eide gar nicht achteten, dieſer Nazion die Ehre anthat, und ſeinen redlichen Deutſchen überhaupt gebot, keinem Italiener auf ſein Wort zu glauben. Die Einigkeit und den friedlichen Zuſammenhang in dem ganzen deutſchen Staate zu erhalten, war eine ſeiner größten Sorgen. Und eben daher ſtrengte er gleich anfangs ſeine ganze Macht an, die innern Unruhen zu erſticken, und die Quellen davon zu verſtopfen; indem er Heinrichen ſeinen Vetter, deſſen unruhigen Karakter er kannte, in der Verweiſung ließ, ſo lange er regierte. Die Aufführung Heinrichs nach dem Tode Otto's des Zweyten zeigte deutlich genug, daß ſich dieſer Kaiſer in der Meynung von ſeinem Vetter gar nicht betrogen hatte. Otto wußte neben allem dem die Majeſtät eines Reichsoberhauptes eben ſo gut als ſein Vater durch ſein ernſthaftes Weſen und Betragen bey der ganzen deutſchen Nazion in Verehrung zu erhalten. Doch war er auch, was ſein Vater nicht geweſen, bey aller Ernſthaftigkeit noch gefällig, einnehmend. Er wußte das Erhabene mit dem Gütigen, Herablaſſenden und Leutſeligen zu vermiſchen, und die Liebe der deutſchen Herren ſo ſehr und ſo vollkommen zu gewinnen, daß, als dieſe die Nachricht von der unglücklichen Schlacht in Italien erhielten, alle in die äußerſte Beſtürzung geriethen, und einſtimmig mit heiſſem Verlangen durch Abgeordnete baten, nach Italien kommen zu dürfen, ihren Kaiſer zu ſe-

hen,

hen (e). Otto verdiente es aber auch, eben ſo ſehr von den Deutſchen geliebet zu werden, als die Italiener wider ihn eingenommen waren. Allein, dieſes damals ganz verderbte Volk, war nie einem Prinzen gewogen, der mächtig, muthig und entſchloſſen genug war, den italieniſchen Empörungsgeiſt zu unterdrücken, den beſtändigen Meutereyen und Unruhen Ziel und Schranken zu ſetzen. Was man von Grauſamkeit, die Otto gegen die Römer ſoll ausgeübet haben, und von jenem blutigen und mörderiſchen Gaſtmahl erzählet, wird von vielen für ein Mährchen, von großen Gelehrten für ſehr ungewiß gehalten, und Muratori ſelbſt ſagt (f), daß dieſe Erzählung in Anſehung Otto's des Zweyten gar keinen Grund habe, und daß nur Otto der Dritte dazu Gelegenheit könne gegeben, Gottfried von Viterbo aber, dem es andere nachſchrieben, beyde Ottonen den Zweyten und Dritten miteinander könne verwechſelt haben. Sonſt hatte Otto der Zweyte zwar Feuer, die wichtigſten Dinge mit Muth und Tapferkeit zu unternehmen, nicht gerade nur alsdann, wenn ſich Gelegenheit durch Entwickelung der Zeiten und Umſtände zeigte. Er hatte Abſichten auf das Unentwickelte, wie es kommen könnte, er machte Entwürfe, ehe ſie noch die Umſtände ſelbſt gaben, und faſſete Anſchläge, die noch auf die dunkle Zukunft abzielten. Doch hatte er neben allen

(e) Dithmar. Lib. III.
(f) Hiſt. Ital. ad Ann. 981.

dieſen Eigenſchaften, die man bey ſeinem Vater nicht findet, nichtsdeſtoweniger das beſtändige Glück ſeines Vaters bey ſeinen Unternehmungen nicht. Er bekam verſchiedene Stöße; aber die Unfälle, die ganz wider ſeine Rechnung waren, zeigten ſeine große Seele. Unerſchüttert bey dem Widrigen, das er nicht erwartet hatte, wurde er nur lebhafter, faſſete neuen Muth, betrieb ſein Unternehmen feuriger, grif mit neuen Kräften an, ſetzte hartnäckiger zu, und was ihm dem Anſehen nach alle Hoffnung hätte nehmen ſollen, machte ihn nur thätiger, erweckte bey ihm nur neue und größere Anſchläge, und reizte ihn, ſeine Abſichten nur noch weiter zu richten, und nur noch ſchwerere Dinge zu wagen. So demüthigte er die Aufrührer, zerſtörte und erſtickte den Aufruhr ſelbſt, eben da die rebelliſchen Böhmen auf einen kurz vorher erfochtenen Sieg am ſtolzſten waren. Die Niederlage in Italien reizte ihn noch, nicht nur den Griechen Apulien und Kalabrien zu entreiſſen zu ſuchen, was vorher der Endzweck ſeiner ſo unglücklich abgelaufenen Unternehmung war; ſondern noch ſogar Sizilien zum Schauplatze des Krieges zu machen, und den von den Sarazenen erlittenen Schimpf zehnfach an ihnen zu rächen. Nur der frühe Tod ließ dieſen Vorſatz nicht zur Ausführung kommen. Sehr empfindlich gegen Beleidigungen, die ſeine Majeſtät und des deutſchen Reiches Ehre beſchimpften, war er gleich bereit, dieſelben nach aller Schärfe zu rächen. Frankreich mußte das Vergnügen

der deutſchen Tapferkeit gepochet zu haben, ſehr theuer bezahlen, und würde es noch härter haben büßen müſſen, wenn Otto nicht gerade damals gern freye Hände für Italien gehabt hätte, und alſo zufrieden war, den Franzoſen eine Warnung für das Künftige gegeben zu haben, die er ſonſt ohne Zweifel noch kräftiger und nachdrücklicher gemacht haben würde; da er ſelbſt ein wackerer Krieger war, der weder den Krieg noch deſſen Gefahren ſcheuete, und ſich von dem Wechſel des Kriegsglückes nicht leicht abſchrecken ließ. Er fieng als Jüngling ſeine Regierung an; aber kaum war er Regent; ſo war er auch ſchon Feldherr. Gleich ſah man ihn an der Spitze ſeiner Truppen ſeine Rechte ſelbſt verfechten und ſiegen. Deutſchlandes Hoffnung erwartete an ihm einen ſeiner größten Helden, der ſchon bey den erſten Probeſtücken Eigenſchaften eines Helden zeigte. Er war unter den beſtändigen Kriegen ſeines Vaters aufgewachſen, er mußte alſo die Tapferkeit aus dem Beyſpiele erben, und Geſchmack an dem bekommen, mit was er ſeinen Vater ohne Unterlaß beſchäftiget ſah. Doch ſah er eben nicht nur Kriege, er ſah auch Beyſpiele der Tugend und Frömmigkeit, die bey ihm deſtomehr wirken mußten, da ſeine gottſelige Mutter Adelheid und der tugendvolle Erzbiſchof Bruno als Onkle von den erſten Jahren an durch eine fromme Erziehung den beſten Saamen in ſein Herz geleget hatten. Beyde dieſe hohen Perſonen, deren Angedenken in der Kirche noch ehrwürdig iſt, ließen ſich's beſon-

ders

ders angelegen ſeyn, den jungen Prinzen vorzüglich zum rechtſchaffenen Chriſten zu machen, und ſahen dieſes als den Grund zum rechtſchaffenen Regenten an. Nichtsdeſtoweniger ſoll, nach einigen, dieſe ſorgfältige Erziehung anfänglich die gewünſchten Früchte nicht gehabt haben. Man giebt ihm Ausſchweifungen Schuld, die aber doch ſo gewiß noch nicht ſind. Otto war lebhaft und feurig, und aufs höchſte kann man in ſeiner frühen Jugend etwas zum Tadel finden. Sein übriges Leben war nicht nur untadelhaft; ſondern verdiente auch das Lob, welches ihm die Geſchichte beyleget.

Otto der Zweyte war ſo, wie ſein Vater, jederzeit bedacht, nicht nur den Kirchen lauter gute Hirten und Biſchöfe zu geben; ſondern auch die Biſchöfe ſelbſt durch gewiſſe Vorzüge, Vorrechte und große Güter immer mehr in die Höhe zu bringen, und ihrem Anſehen Gewicht zu geben. Unter andern finden wir ſehr anſehnliche Vorrechte, welche von dieſem Kaiſer Erkembalden, Biſchofe zu Strasburg, eingeräumet und beſtättiget worden, und davon die Urkunde vom Jahre 982 octavo idus Januar. iſt. Es iſt wahr, neben den Vortheilen für die Kirche hatte Otto auch die Staatsabſicht dabey, die Biſchöfe ſo mächtig zu machen und an ſich zu ziehen, damit ſie ihm gegen die weltlichen Großen das Gleichgewicht hielten. Die Sache hatte ihre Wirkung. Die Biſchöfe wurden mächtig. Indem ſie aber ohne Bedenken immer mehr und mehr Güter von den

Kai-

Kaiſern annahmen: ſo machten ſie ſich doch bald Bedenken, und weigerten ſich endlich gar, den Lehenseid darüber eben ſo, wie die weltlichen Herren, zu leiſten. Otto meynte es bey allen Staatsabſichten doch auch für die Kirche gut; aber vorſehen konnte er es nicht, daß er durch ſeine Freygebigkeit gegen die Kirche den Fluch der Kirche ſeinen Nachfolgern auf den Hals ziehen ſollte. Hätten die Biſchöfe von den Ottonen nicht mehr bekommen, als was man nach der Hand unter Ring und Stab verſtehen wollte; ſo hätten Ring und Stab auch keine Händel zum Aergerniß der Kirche, und zur Verwirrung und zum Verderben Deutſchlandes erregen können.

983 Otto der Dritte war als ein Kind kurz vor dem Tode ſeines Vaters zu deſſen Nachfolger ſchon gekrönet worden. Allein, weil er noch Kind war, ſuchte man darinn Vorwand, ihm alles zu rauben, was ihm gehörte, und ihn ſogar von der Thronfolge zu verdrängen. Heinrich der Zanker entwiſchte von Maſtricht, bekam in kurzem Anhang, machte nicht nur Anſprüche auf Baiern; ſondern foderte auch die Vormundſchaft des jungen Prinzen, die ihm nach ſeinem Vorgeben gebührte, und nach allem Rechte gehörte. Allein, er wollte nur Vormünder ſeyn, um völliger und alleiniger Herr zu werden. Denn kaum hatte er den jungen Prinzen, welchen er dem Warin, Erzbiſchofe zu Kölln, theils abgelocket, theils abgenöthiget hatte, in ſeiner Gewalt; als er

er ſich freyer erklärte, und nun die Großen Deutſchlandes bereden wollte, ihn ſelbſt zum Thronfolger anzunehmen. Doch Adelheid, die Großmutter des jungen Otto, und Theophania, ſeine Mutter, fanden bey ihrer Zurückkunft aus Italien die meiſten deutſchen Herren dem jungen Otto mit ſolcher Treue und Muth ergeben, daß Heinrichs Parthey nichts wider derſelben Standhaftigkeit vermochte, und Heinrich es endlich ſelbſt für das Beſte hielt, ſich dem jungen Otto zu unterwerfen, und ihm zu huldigen, wobey er dann Baiern ſein altes Herzogthum wieder bekam.

Dieſe innern Unruhen Deutſchlandes hatte ſich Lothar, König in Frankreich, zu Nutzen gemacht, und einen Verſuch auf Lothringen gewaget, bey dem er Verdun wegnahm. Doch überließ er dieſe Stadt ſelbſt gar bald wieder dem deutſchen Reiche, ſeine Staaten aber ſeinem Sohne Ludwig dem Fünften; indem Lothar den 2ten März im Jahr 986 ſtarb. Als aber Ludwig den 22ſten May im folgenden Jahre gleichfalls in die Ewigkeit gieng, machte ſich Hugo Schappler den Unwillen, welchen die Franzoſen auf den Karl, den Herzog von Niederlothringen, hatten, weil er ein deutſcher Lehensträger geworden, ſo gut zu Nutzen, daß Karl, obſchon er des letztverſtorbenen Königs Onkle war, ausgeſchloſſen, und Hugo zum Könige in Frankreich erwählet wurde. Es kam zwiſchen dem Hugo und Karl zu einem Kriege, der mit wechſeln≈

ſelndem Glücke geführet wurde, bis Hugo durch Verrätherey die Stadt Laon, und in derſelben den Karl ſelbſt gefangen bekam, welcher einige Zeit darauf vor Verdruß ſtarb.

Man findet nicht, daß Otto an dieſem Kriege ernſtlichen Antheil genommen. Er wendete vielmehr die Ruhe ſeiner eigenen Staaten dazu an, daß er verſchiedene Provinzen durchreiſete, bey welcher Gelegenheit er vielen Biſchöfen, Kirchen und Abteyen beſondere Privilegien theils ertheilte, theils beſtättigte, an einigen Orten verſchiedene Verfügungen zu Wiederherſtellung guter Ordnung traf, und ſogar einige Geſetze machte, die ihm auch die Liebe ſeiner Unterthanen erwarben; weil dieſe ſelbſt ihre Vortheile und ihren Nutzen darinn erkenneten und fanden. Unterdeſſen hatte Deutſchland wenigſtens an ſeinen Gränzen nicht lange Ruhe. Die Dänen brachen ein, eroberten Stade, ſchlugen den Grafen Dietrich, der Stade zu entſetzen wider ſie angerücket war, und nur zu einem neuen Siege der Feinde Gelegenheit gab. Doch wurden ſie vom Markgrafen Siegfried entweder geſchlagen, oder doch zu einem übereilten Rückzuge genöthiget. Da aber dieſem wilden Volke die Unthätigkeit und die ſüße Ruhe des Friedens überläſtig und verdrüßlich war, wendete es ſich auf eine andere Seite. Sweno ſein König bekriegte Erichen, König in Schweden. Allein, Sweno verlohr eine wichtige Seeſchlacht, und mit derſelben ſein Königreich, welches die Beute des Siegers

wurde.

wurde. Nun war wegen den Gränzen Deutſchlandes alles zu beſorgen; weil Erich, ein König zweyer Reiche, weit mehr zu fürchten war. Allein, Otto brachte durch einen Glaubensprediger Verträge zu Stande, welche Deutſchland gegen die Einfälle dieſer wilden Räuber in Sicherheit ſetzten. Es ſtund aber ein näherer Feind auf, der an ſich nicht ſo fürchterlich ſchien, und doch durch ſeine erfochtene Vortheile den jungen Kaiſer ſelbſt wider ſich in das Feld lockte. Die Slaven empöreten ſich, nahmen Brandenburg weg, Otto kam ſelbſt, und eroberte Brandenburg wieder. Aber kaum hatte ihnen Otto den erbethenen Frieden zugeſtanden, als ſie denſelben wieder brachen, neue Vortheile erfochten, und neue Verwüſtungen anrichteten. Endlich machte ſie doch die Furcht, in ihren eigenen Wohnungen von den Deutſchen beſuchet zu werden, wieder etwas mürb. Sie baten um Frieden, den ſie zwar erhielten, dem ſie aber auch alle ihre erworbenen Vortheile wieder aufopfern mußten.

In Italien ſah es unterdeſſen ſehr verwirrt aus. Zu Rom ſtiftete Bonifaz Franko auf das neue Unruhen, (man ſehe die Papſtgeſchichte) und Kreſzenz machte wieder einige Verſuche, den Zweck ſeines Ehrgeizes zu erreichen, wobey der Papſt Johann der Fünfzehnte ſich vor der Tyranney des Kreſzenz zu retten, nach Toskana flüchten mußte. Auch anderwärts in Italien hatte das kaiſerliche Anſehen we-

nig

nig Verehrung mehr. Theophania, die Mutter des jungen Kaiſers, kam nach Italien, und brachte vieles wieder in Ordnung. Da aber doch die Italiener nur die Majeſtät fürchteten, welche ſie vor Augen hatten: ſo wurde alles nur ſchlimmer, ſobald dieſe Prinzeſſin, die ſich durch ihren männlichen Verſtand Verehrung zu erwerben, und die unbändigen Italiener im Zaume zu halten wußte, nach Deutſchland zurückgegangen, und zu Nimwegen geſtorben war. Kreſzenz, den ſein Ehrgeiz nicht ruhen ließ, ſuchte auch das nach Neuerungen immer lüſterne Römervolk zur Unterſtützung ſeiner Abſichten aufzuwiegeln, und der meiſte Theil des übrigen Italiens war gleichfalls voll Meutereyen. Otto, der auf dem Reichstage zu Magdeburg von den italieniſchen Geſandten umſtändliche Nachricht von dieſen Verwirrungen erhielt, beſchloß ſelbſt nach Italien zu gehen, wo er auch wirklich im Frühlinge des Jahres 996 mit einer ſtarken Armee ankam. Seine Gegenwart, die mit einer ſolchen Macht unterſtützet war, ſtellte Ruhe und Ordnung wieder her, und da gerade damals der Papſt Johann der Fünfzehnte geſtorben war, hatte Otto Gelegenheit ſeinen Vetter Bruno unter dem Namen Gregor des Fünften zum Papſte erwählen zu laſſen. Er ſelbſt wurde als König von Italien, und von eben dem Gregor dem Fünften als Kaiſer gekrönet. In dem Gerichte, welches Otto nach ſeiner Krönung zu Rom hielt, nahm er die Sache des Kreſzenz vor, und fällte das Urtheil der

Verbannung über ihn, auf ſolche Art Rom von einem gefährlichen Aufwiegler zu befreyen. Allein, der Papſt bat ſo nachdrücklich für dieſen Friedensſtörer, daß Otto ihm auch dieſe Strafe nachließ (*). Nachdem der Kaiſer glaubte Italien beruhiget zu haben, gieng er nach Deutſchland zurück, und bekam daſelbſt mit den Slaven zu thun.

Die Entfernung des Kaiſers machte, daß Kreſzenz ſeinen Eid vergaß, und auf das neue die Herrſchaft über Rom an ſich riß. Gregor der Fünfte mußte nach Pavia flüchten, wo er den Aufrührer in den Bann that. Kreſzenz lachte darüber, und ergrif Maaßregeln, ſich in ſeiner angemaßten Herrſchaft zu beveſtigen. Otto hatte Bernharden, Biſchof zu Würzburg, und Johann den Kalabrier, der auch den Namen Philagath bey einigen hat, Erzbiſchof zu Plazenz, nach Konſtantinopel geſchicket, für ihn um eine griechiſche Prinzeſſin zur Gemahlin anzuſuchen. Bernhard war in Achaja geſtorben; Philagath aber kam um eben die Zeit mit den Geſandten des griechiſchen Kaiſers Baſilius nach Rom, da Kreſzenz mit der Ausführung ſeiner ehrgeizigen Abſichten beſchäftiget war. Nun flocht dieſer Rebell

(*) In die Zeit des erſten Aufenthaltes des Otto in Italien gehörte die Geſchichte der Beſtrafung ſeiner unkeuſchen Gemahlin, wenn die ganze Sache nicht unter die Mährchen zu zählen wäre; indem man nicht einmal deutlich genug erweiſen kann, daß Otto der Dritte jemals eine Gemahlin gehabt habe.

Rebell auch den griechiſchen Kaiſer mit ins Spiel. Philagathen half er zum päpſtlichen Sitze, die Herrſchaft über Rom aber behielt er für ſich, doch unter der Oberherrſchaft der griechiſchen Kaiſer. Allein, Otto war gegen das Ende des Jahres 997 ſchon wieder mit einer Armee in Italien. Die Römer wollten ihm, nach dem Berichte einiger Geſchichtſchreiber, die Thore verſchließen, mußten aber bald aus Noth gezwungen dieſelben öffnen, und den Kaiſer mit ſeinen Kriegern aufnehmen. Philagath wurde erbärmlich verſtümmelt, und noch zum Spotte auf einem Eſel rückwärts durch alle Gaſſen Roms herumgeführet. Kreſzenz, der ſich mit ſeinem Anhange in die Engelsburg geworfen hatte, kam doch endlich in des Siegers Gewalt, und verlohr ſeinen Kopf, der Rumpf aber wurde von den Mauern der Engelsburg aufgehangen, daß man ihn allenthalben ſehen konnte. Dieſes war der Ausgang ſeines unruhigen und ſtürmiſchen Ehrgeizes.

Ein Aufrührer, welcher nach der Herrſchaft über Rom heißhungrig ſtrebte, und ein Nebenbuhler um den päpſtlichen Sitz, der ſich aus der tiefſten Niedrigkeit darauf ſchwingen wollte, waren beyde aus dem Wege geräumet. Allein, Gregor der Fünfte genoß den ruhigen Beſitz des apoſtoliſchen Stuhles nicht lange; indem er im Hornung des Jahres 999 ſtarb. Otto verlohr an ihm den Mann, der ihm das meiſte zu ſeinen Abſichten in Italien beytragen konnte. Allein, je mehr ſeine Ergebenheit an den Kai-

ſer offenbar war, deſtomehr war Gregor auch bey den Italienern verhaßt, und man hat Urſache genug, mit anſehnlichen Schriftſtellern zu muthmaßen, daß er durch Gift in der Blüthe ſeiner Jahre aus dieſer Welt geſchaffet worden. Otto war daher ernſtlich darauf bedacht, den erlittenen Verluſt bey der neuen Papſtwahl zu erſetzen, und brachte den berühmten Gerbert, einen Mann auf den päpſtlichen Stuhl, der ihm eben ſo ſehr als Gregor der Fünfte ergeben war. Gerbert nahm den Namen Silveſter an, unter welchem er der zweyte iſt. Der Kaiſer glaubte daher, ſich etwas auf ſeine Verfügungen in Italien verlaſſen zu können, und da ihm neben ſeiner Großmutter Adelheid auch noch die Aebtiſſin Mathild, ſeines Vaters Schweſter, geſtorben war, die ihm durch ihre Weisheit in der Regierung Deutſchlandes große Dienſte geleiſtet hatte: ſo hielt er ſeine Gegenwart in Deutſchland für nothwendiger. Er richtete ſeine Reiſe ſo ein, daß er zugleich einige Provinzen beſuchte, gieng darauf nach Pohlen, erhob dieſes Herzogthum zu einem Königreiche, das ſich für ein deutſches Reichslehen mit einer jährlichen Abgabe erkannte, verehrte zu Gneſen die Gebeine des heiligen Adalbert, Biſchofs zu Prag, der kurz vorher, nämlich den 23. April im Jahre 997 für das Evangelium den Martyrertod von den Preußen ausgeſtanden hatte. Als er nach Deutſchland zurückgekommen, ließ er ſich beſonders die Beſetzung der Bißthümer mit vortrefflichen Männern, die gute Einrichtung der

Kir=

Kirchen, die Einigkeit unter den Biſchöfen ſelbſt angelegen ſeyn, und gieng darauf wieder nach Italien. Daß er die Sarazenen aus Kampanien vertrieben habe, iſt ungewiß; weil viele nichts von den Vortheilen wiſſen wollen, welche dieſe Barbaren vor der Ankunft des Kaiſers in dieſen Gegenden ſollten erhalten haben. Nichtsdeſtoweniger war er nicht ganz ohne Kriegsverrichtungen. Er belagerte Tivoli. Zum Vergnügen des Kaiſers, der wenig ausrichtete, nahmen die Einwohner die Zuflucht zu ſeiner Gnade, die ſie auch erhielten. Dafür machten ihm aber die meyneidigen Römer deſto bitterern Verdruß; indem er durch eine Verſchwörung und Aufruhr dieſes zügelloſen Volkes ſelbſt in ſeinem Pallaſte in Gefahr kam, aus der er ſich noch mit genauer Noth rettete. Was für einen Ausgang dieſe Verſchwörung gehabt, wird verſchiedentlich berichtet. Tankmar, ein hildesheimiſcher Prieſter und Augenzeuge dieſer Begebenheiten ſchreibt, die Römer hätten um Gnade gebethen, die Rädelsführer ſelbſt grauſam gemißhandelt, und halbtodt vor den Kaiſer hingeſchleppet. Ob Otto ſich viel auf dieſe ſchnelle Veränderung verlaſſen habe, iſt ungewiß. Er lebte nicht mehr ſo lange, daß man aus ſeinen Maaßregeln oder aus ſeinem Betragen ſeine wahren Geſinnungen hätte merken können. Er wurde krank, und ſtarb zu Paterno im
Jahre 1002. Ueberhaupt ſind die letztern 1002
Begebenheiten des Otto in Italien wegen den verſchiedenen und einander widerſprechenden Nachrichten ſehr verwirret und ungewiß,

wie es mit ſeiner letzten Krankheit und ſeinem Tode gleichfalls iſt. Doch ſagt die gemeinſte Meynung, er ſey von der Stephania, der Wittwe des enthaupteten Kreſzenz, vergiftet worden.

So jung auch **Otto der Dritte** ſtarb; ſo hat er doch bey ſeiner Nazion einen allgemeinen und ewigen Ruhm hinterlaſſen. Er wurde als Kind Fürſt und Regent; aber kaum wuchs er auf, daß er ſelbſt zu regieren anfangen konnte, zeichnete er ſich durch etwas aus, was allen Regenten Ruhm bringt, und die Herzen ihrer Unterthanen zu ihrem Vortheile einnimmt. Otto durchreiſete die Provinzen des deutſchen Reiches. Es waren keine Reiſen aus Jugendvorwitze; ſondern Reiſen eines Landesvaters. Er wollte ſeinen Staat und ſeine Unterthanen kennen lernen, und ſich ſelbſt zu erkennen geben. Er wollte von vielen den Augenſchein ſelbſt einnehmen, und durch das, was er auf ſolche Art erfuhr, ſich ſelbſt unterrichten. Die Aufmerkſamkeit alles ſelbſt zu ſehen und zu beobachten, die Genauigkeit alles, ſo viel ihm möglich war, ſelbſt zu unterſuchen, zeigten einen warmen Eifer für das Beſte des Landes und der Unterthanen. Dieſe frühe Geſchäftigkeit ſich die Kenntniß ſeines Staates zu verſchaffen, bewieß, daß er den wahren und weſentlichen Zweck ſeiner erhabenſten Würde zum voraus kannte. Die Sorgfalt durch kluge Verfügungen Unordnungen theils vorzubeugen, theils zu heben, und durch Geſetze den Nutzen ſeiner Unterthanen ſelbſt zu befördern, zeig-

zeigten daß er vollkommen wußte, daß ein Regent ſich ſeinen Unterthanen ſchuldig ſey, wie die Unterthanen dem Regenten gehören. Die Fertigkeit, mit der er jede Gelegenheit ergrif, entweder ſeine Reiſen oder ſeinen Aufenthalt mit Denkmalen ſeiner Freygebig- und Gutthätigkeit zu bezeichnen, ließ niemand zweifeln, daß er das beſte und zärtlichſte Herz habe. So konnte und mußte man von dem Otto bey dem Anfange ſeiner Regierung urtheilen, da man ihn nach ſeinem Alter kaum für fähig zu regieren hätte halten ſollen. Die frühe Thätigkeit und der Endzweck auf was er ſie richtete, verriethen bey dieſem jungen Fürſten eine große Seele, zeigten eine Anlage zu den größten und wichtigſten Dingen, und verkündigten alſo eine herrliche und glänzende Regierung. Es iſt unterdeſſen doch wahr, daß man auch einige Fehler in ſeiner Jugend antrifft. Es iſt aber dieſes nur das Schickſal großer Männer, an denen man auch das geringſte bemerket, was tadelswürdig ſeyn kann, entweder weil man ihnen gar nichts verzeihet, oder weil man das Gute, Edle und Erhabene an ihnen gar zu genau und zu ſtrenge prüfet. In der That muß es nicht ſelten ſehr hart fallen, wenn man ſieht, wie die Geſchichte ganz böſen Prinzen ſo vieles Böſe ungerüget nachſieht, weil ſie nichts als Böſes findet, und an guten und lobenswürdigen Fürſten unter dem vielen ruhmwürdigen das Böſe mit Aufmerkſamkeit herausklaubet, damit ſo vieles Gute nicht ganz tadelrein ſey. Wie ſehr aber Otto ſeine Jugendfehler ſelbſt verdunkelt habe, kann uns

das Zeugniß des Herrn **Muratori** beweiſen, der ſich auf die Berichte aller alten deutſchen Geſchichtſchreiber berufet, und ſchreibt (h), daß dieſe die großen Eigenſchaften, die erhabenen Gemüths- und Geiſtesgaben dieſes Fürſten nicht genug loben können. So ſehr hatte ſich **Otto** die Liebe, Hochſchäzung und Bewunderung ſeiner Nazion erworben. Scharfſichtig an Verſtande; ernſthaft und einſichtsvoll in Ueberlegung; muthig zu Unternehmungen; ſtandhaft zur Ausführung; feurig alles zu wagen; bedachtſam nichts zu übereilen; klug alle Umſtände ſowohl zu beobachten als zu benutzen; vorſichtig das Gegenwärtige auf das Zukünftige einzurichten und vorzubereiten; immer mit großen Dingen in ſeinem Kopfe beſchäftiget, und doch nicht einbilderiſch; auf alles ſelbſt aufmerkſam, und doch nicht mißtrauiſch, andern gar nichts anzuvertrauen; majeſtätiſch, und doch herablaſſend, leutſelig, aufrichtig, freundſchaftlich machte er ſich die Großen ſeiner Nazion beynahe alle zu Freunden, gewann die Herzen aller Unterthanen, fand Bereitwilligkeit und Unterſtützung zu allen ſeinen Unternehmungen, erwarb ſich eine Liebe und Verehrung, die ſich bey ſeinem Tode auch in eine allgemeine Beſtürzung und Trauer veränderten. Der beſte Beweis, was die Deutſchen damals verlohren zu haben glaubten. Beſcheiden im Glücke, ohne Stolz und Uebermuth bey ſeinen Siegen, kann man ihm nicht vorwerfen, daß er je eines oder das andere mißbrau-

(h) Hiſt. Ital. ad Ann. 1002.

brauchet habe. Schnell und raſch die verdiente Rache, nach aller ihrer Schwere, der Bosheit auf den Hals fallen zu laſſen, war er doch mitten in ſeinem Vorhaben leicht wieder zu beſänftigen; weil die Gütigkeit ſeines eigenen Herzens fremde Fürbitten und Vorſtellungen gern annahm, und wider ſeine eigenen Vorſätze ſelbſt unterſtützete. Und Vorwürfe von Grauſamkeit kann man ihm nicht anders als mit Unbilligkeit machen; weil man wenigſtens das, was man ihm hierinn zur Laſt legen will, nicht als ſeine Thaten beweiſen kann, und er andererſeits durch das Zeugniß bewährter Schriftſteller genugſam wider ſolche Beſchuldigungen gerechtfertiget wird.

Die Italiener machen hier freylich die häßlichſte Schilderung von dieſem Kaiſer. Allein, mit allem dem, daß ſie gute und große Fürſten durchhecheln, haben ſie doch das häßliche und verabſcheuungswürdige ihrer Nazion aus den damaligen Zeiten der Nachwelt noch nicht zugedecket. Rom, das eines jeden Kaiſers Achtung verdiente, hatte damals Einwohner, die ſich des Abſcheues aller Menſchen immer würdiger machten. Alles Böſen, auch in dem äußerſten Grade, nicht nur fähig, ſondern auch dazu aufgeleget, alle Augenblicke dazu bereit, Verächter der Geſetze und der rechtmäßigen Gewalt, Entehrer der heiligſten Pflichten, und ſogar alles Heiligen ſelbſt, raſende Schwärmgeiſter, Stöhrer der öffentlichen Ruhe, Feinde der Ordnung und des Friedens, Verwirrer des Staates, Stifter der Unordnung und

des Aergerniſſes in der Kirche, beſtändig entweder ſelbſt mörderiſche Aufrührer, oder gedungene Henker und Meuchelmörder der Rebellen, machten ſie Rom zur Mördergrube, und deſſen Bürger zu einer Gemeinde von Räubern und Banditen. Allem Guten, das nach ihrer völligen Ausartung ihrem Sinn und Geſchmack zuwider war, gehäſſig, konnten ſie Ruhe, Stille und den ſüßen Frieden ihres Vaterlandes unter dem Schutze der Geſetze und unter der Herrſchaft der obrigkeitlichen Macht nicht vertragen. Sie kehrten alles unter und über ſich, wagten ſich an alles. Sie ließen ihrer Raſerey ſogar wider den päpſtlichen Stuhl, und ihrer wilden Wuth wider Päpſte ſelbſt, freyen Zügel. Nichts konnte ſie einhalten. Sie ſchwuren Eide aufeinander, und hielten nichts von allem dem, was ſie geſchworen hatten. Sie ſchwuren Treue und Unterthänigkeit, und blieben immer Aufwiegler und Rebellen. In ſolchen Umſtänden klagen die italieniſchen Geſchichtſchreiber über die harten, widrigen und ganz verderbten Zeiten, nicht über die Urheber der Uebel, der Drangſalen und des Verderbniſſes; weil ſie ſolche mitten in dem Herzen ihrer Nazion hätten aufſuchen müſſen. Lieber wollten ſie den Ruhm großer Fürſten beflecken, und ihnen Beſchuldigungen aufbürden, welche dieſe an den Italienern gewiß nicht verdienet hatten. Wenn mitten unter einer andern Nazion ſich eine ſolche Gattung Menſchen gefunden hätte, wären die Italiener vielleicht die erſten und noch dazu dreiſte genug geweſen, denjenigen als einen Helden,

und wohl gar als einen Gutthäter der Menſchheit zu loben, der ein ſolches Menſchengeſchlecht in ihrer Vaterſtadt hätte einmauern, und ſich ſelbſt untereinander bis zur völligen Vertilgung die Hälſe hätte brechen laſſen. Da es aber die Einwohner der alten Weltbeherrſcherin und nachherigen Sklavin aller Nazionen waren, welche ſich auf den Ruhm ihrer älteſten Vorfahren hin eine völlige Zügelloſigkeit als ein ihnen gehöriges Recht der Freyheit anmaßten; da es Römer waren, die ſich unter dem Titel des heiligen Roms vielleicht gar einen allgemeinen Schutz der Religion wider die heilige Gerechtigkeit einbildeten: ſo ſollte wider ſie gar kein Recht mehr gelten, gleichwie ſie ſelbſt gar kein Geſetz mehr gelten ließen. Sie wurden die Stifter des Unheils, welches ſich von ihnen auf andere verbreitete. Sie waren die Urheber der Uebel und Drangſalen, die ſie endlich ſelbſt zu Boden gedrücket hätten, wenn ſie nicht an andern wieder Nothhelfer gefunden hätten. Oft ſtreckten ſie die Arme ſelbſt um einen Erretter aus, ſetzten fremde Nazionen in Bewegung, und kaum konnten ſie ſich wieder etwas erholen, und merken, daß ſie Rettung wider ſich ſelbſt gefunden hatten; als ſie die Gutthat mit mörderiſchen Unternehmungen und mit neuen Aufruhren vergalten. Wenn nun Otto der Dritte von ſo einem Volke einige von den ausgezeichneſten ſeine Rache empfinden ließ; ſo that er weiter nichts, als was dieſe bey jeder Nazion des Erdbodens, welche Rechte und Geſetze kennet, zu erwarten gehabt hätten. Und doch

ſollte er dafür bey der Nachwelt den Namen eines grauſamen Fürſten tragen, mit dem ihn die Italiener gern bezeichnet hätten; weil die Böſewichte, welche er beſtrafte, Römer waren. Unterdeſſen iſt doch wahr, daß die Behandlung des Philagath das Merkmal der Grauſamkeit auf der Stirne trägt. Obſchon dieſer Heuchler, der durch die Gunſt der Theophania und durch die Gnadenbezeigungen Otto des Zweyten und Dritten aus dem Staube der äußerſten Armuth in die Höhe ſtieg, als ein Verräther ſeines Gutthäters, als ein Verräther des Landes und des Landesherrn, folglich als ein Majeſtätsverbrecher den Tod verdienet hatte: ſo kann doch ſein Verdienſt das Unmenſchliche ſeiner Mißhandlung nicht rechtfertigen. Allein, es iſt auch richtig, daß man dieſelbe Otto dem Dritten auch nicht zur Laſt legen kann; obſchon die Geſchichtſchreiber hierinn nicht miteinander übereinſtimmen. Daß Philagath entweder von den deutſchen Soldaten, oder wohl gar von den Römern ſelbſt ſo ſey mißhandelt worden, dafür finden wir mehrere und weit wahrſcheinlichere Zeugniſſe und Beweiſe bey den Geſchichtſchreibern, als jene ſind, welche dem Kaiſer die Schuld davon beymeſſen wollen. Weil die deutſchen Soldaten ihren Kaiſer kannten, und fürchteten, Philagath möchte wieder Gnade finden; ſo riſſen ſie dieſem Nichtswürdigen die Augen aus, ſchnitten ihm die Zunge und Naſe ab, ſobald ſie ihn gefangen bekamen, und ehe noch Otto etwas davon wußte. Doch behaupten andere, eben dieſes hätten die Römer

mer ſelbſt ohne den Befehl des Kaiſers gethan; als ſie ſahen, daß ſie ſich vor der überwiegenden Macht des Otto beugen müßten, um dadurch dieſen Prinzen wieder zu beſänftigen. Dieſe Nachricht kann noch mehr Gewicht bekommen, wenn man einige Umſtände und Nebenbegebenheiten dazu nimmt. Was ſie aber am glaubwürdigſten macht, iſt dieſes, daß ſie den karakteriſtiſchen Zug der Römer enthält, wie wir von dieſem leichtſinnigen und in allem ausſchweifenden Volke noch mehrere Beyſpiele haben, wo es bey der über ſeine Empörungen ausbrechenden Rache mehreremale einige von den Rädelsführern ſelbſt ſeiner Wuth aufopferte, deſto leichter für ſich Gnade zu finden.

Eben ſo ungewiß iſt alles, was man Otto dem Dritten in Anſehung des rebelliſchen Kreſzenz zur Laſt legen will. Der Tod dieſes Störkopfes war der gerechte und wohlverdiente Lohn ſeiner vielen Verbrechen. Daß Otto aber dabey ſeinen Eid gebrochen, durch welchen er den Kreſzenz aus ſeiner Veſtung herausgelocket haben ſoll, kann nicht ſo leicht erwieſen werden. Viele berichten, die Ermordung dieſes Böſewichtes ſey das Werk der Soldaten ohne das Urtheil des Kaiſers geweſen. Neben dem, wenn die tapfern Deutſchen, wie doch einige Geſchichtſchreiber bezeugen, die Engelsburg mit Sturm eroberten, und dabey den Kreſzenz ermordeten: ſo wurde an ihm das Recht und die Rache des Siegers ausgeübet, wie er's verdienet hatte. Wir halten es daher für unſere

ſere Pflicht, uns zum Vortheile und Ruhm eines Kaiſers zu erklären, deſſen Ehre durch das Zeugniß der Geſchichte ſelbſt wider ſchmähſüchtige Tadler gerettet und vertheidiget wird, und der es durch ſeine großen Eigenſchaften ohnehin verdienet.

Daß aber **Otto der Dritte** ſelbſt über eben die ihm beygemeſſene Fehler gegen das Ende ſeines Lebens ſo ſtrenge Buße ſoll gethan haben, gründet ſich auf Nachrichten, denen hierinn eben nicht beſonders viel zu trauen iſt. Die Akten des heiligen **Nilus**, das Leben des heiligen **Romuald**, und andere ihres gleichen, dürfen wir hierinn eben nicht für ſo richtige und zuverläßige genaue Geſchichten anſehen. Kritiker haben bemerket, daß ſie ſich vielfältig ſelbſt widerſprechen, und Beweiſe für und wider enthalten, und alſo jenen nicht verdienen an die Seite geſtellet zu werden, welche uns die Begebenheiten in ihrem Zuſammenhange, in ihrer Verbindung und Folge immer mit mehr Genauigkeit und Gründlichkeit vorſtellen. Neben allem dem haben jene erſten, welche die Geſchichte des **Otto** nur als eine Nebenſache mit einfließen laſſen, immer bey den Gelehrten auch nach der ſchärfeſten Prüfung weniger Gewicht und Werth gehabt, als die letzten, welche die Geſchichte dieſes Kaiſers als ihren Hauptgegenſtand behandelten. Jene enthalten Mönchsgeſchichten, und laſſen den Kaiſer nur nebenher zum Ruhme ihrer heiligen Aebte mit auftreten; dieſe aber entwerfen die Kaiſergeſchichte, und wollen den, wel-

welchen ſie beſchreiben, der Nachwelt nach Thaten und Begebenheiten zeigen.

Wir überlaſſen es Kritikern, über beſondere Umſtände und Arten der Buße des Otto ihr Urtheil zu fällen. Daß dieſer Kaiſer ſeine letzten Zeiten bußfertig lebte, ſagen beynahe alle Geſchichtſchreiber. Daß ihm aber ſein Gewiſſen Meyneid und Grauſamkeit mußte vorwerfen können, damit ihm durch die Ermahnungen und geiſtliche Geſpräche heiliger Aebte, die er ſchätzte und ehrte, der Kopf warm würde, können nur Frevler und blöde Köpfe denken, bey denen Muthmaßungen mehr als die Zeugniſſe der Geſchichte gelten. Otto hatte, wie ihn die alten deutſchen Geſchichtſchreiber ſchildern, und wie ihn beſonders Adelbold beſchreibt, für ſich ſelbſt viele Frömmigkeit, Liebe und Furcht Gottes. Sie ſagen überhaupt, daß er die Stille und Einſamkeit geliebet. Dithmar rühmet ſein Faſten und Bethen, welchem letzten er oft einen Theil der Nacht widmete. Nun, ſo ein Herr, der neben allem dem noch ſo viele Verehrung gegen die Tugend hatte, daß er auch ſogar den Stand ehrte, in welchem man ſie ſonſt leichter und ſicherer anzutreffen glaubet, und gegen Mönche, ſo zu ſagen, ſchier ſeine Majeſtät vergaß; indem er mit ihnen ſpeiſete, und ihnen ſelbſt aufwartete; ſo ein Herr, ſagen wir, konnte wohl ohne nagende Gewiſſensbiſſe über grobe Verbrechen durch den Umgang und Geſpräche mit heiligen und ſelbſt in ſtrenger Buße lebenden Aebten noch mehrere Bußgedanken faſſen,

faſſen, durch Reden und Beyſpiele noch mehr zu Bußübungen aufgemuntert und angetrieben werden. Aber eben daher kann man erkennen, wie ungegründet dasjenige ſey, was einige dieſem Kaiſer in ſeiner letzten Lebenszeit wegen der Stephania aufbürden wollen; weil ſich eben dieſes mit dem Bußleben des Otto, welches doch eben dieſe Schriftſteller ſelbſt berichten, gar nicht vereinigen läßt. Dieſe guten Geſchichtſchreiber laſſen die Buße dieſes Prinzen gelten, und machen ſie noch dazu recht ſtrenge, dadurch die ihm aufgebürdete Fehler zu beſtättigen, und führen mitten unter ſeiner Buße von ihm Dinge an, welche die Buße wieder ſchänden, und wohl gar zu nichts machen. Man merket es daher deutlich genug, daß hiſtoriſche Wahrheit ihre Abſicht weit weniger war, als vielmehr bey der Nachwelt den Ruhm eines Fürſten zu beflecken, der zu ſeiner Zeit die Liebe, Verehrung und Bewunderung derjenigen war, die ihn kannten, und deſſen Angedenken bey allen guten Deutſchen ſowohl wegen ſeinen erhabenen Eigenſchaften, als wegen ſeiner Tugend und Frömmigkeit ewig in Verehrung bleiben wird.

Griechiſche

Griechiſche Kaiſer
des
Zehnten Jahrhunderts.

Regierungsanfang Jahr Chriſti. | Lebensende Jahr Chriſti.

Die Verfaſſung und das Schickſal des griechiſchen Kaiſerthums war zu Anfang dieſes Jahrhunderts eben ſo, wie wir es im vorigen geſehen haben. Leo hieng ſich immer von einem Weibe an das andere. Nachdem er die Zöe verlohren, nahm er die dritte, und als auch dieſe frühzeitig geſtorben, die vierte Gemahlin; nachdem er mit dieſer letzten, die auch Zöe hieß, ehe er ſie heirathete, lange Zeit einen ärgerlichen Umgang gepflogen. Die vierte Heirath des Leo machte großen Lärmen; weil ſie durchaus wider die Geſetze der griechiſchen Kirche war. Was aber Kirchengeſetze nicht erlaubten, machte Leo mit Gewalt giltig.

Unterdeſſen ließen die Sarazenen den Kaiſer Weiber nehmen; ſie aber verwüſteten die Provinzen, und nahmen aus denſelben alle Reichthümer mit ſich fort. Nachdem ſie die kaiſerliche Flotte genöthiget, ſich in dem Hafen von Konſtantinopel zu verbergen, wagten ſie ſich an Theſſalonich, beynahe die beſte Handelsſtadt des Reiches, welche ſie eroberten, zerſtörten, und die Einwohner in die Sklaverey fortſchleppten.

So erbärmlich es aber in den Provinzen, ſo unruhig ſah es an dem Hofe ſelbſt aus.

Wo der Regent ſich von Weibern regieren läßt, die allezeit wieder niedrigere Günſtlinge haben, muß ſchier jedesmal die männliche Tugend und Rechtſchaffenheit entweder unterliegen oder flüchtig werden. So geſchah es hier. Dem Hofe würde endlich nicht ein einiger redlicher Mann übrig geblieben, und das ganze Reich würde in eine noch weit betrübtere Verwirrung gerathen ſeyn; wenn nicht Leo durch ſeinen Tod ſeiner Regierung ein Ende gemacht hätte. Er ſtarb an der Diſenterie im Jahr 911. Das einige, was 911
ihm zum Ruhme gereichen kann, iſt die Vollendung der Baſilikorum; die er aber auch nicht würde vollendet haben, wenn ſie ſein Vater nicht angefangen hätte.

911 Alexander, der Bruder des verſtorbenen Kaiſers, wurde vom Leo zum Vormunde ſeines Sohnes Konſtantin, und zugleich zum Nachfolger in der Regierung ernennet. Zum Glücke aber für das Reich dauerte die Regierung dieſes durchaus verderbten, dem Trunke und allen Arten von Ausſchweifungen ergebenen Prinzen nur ein Jahr und nicht 912
gar einen Monat. Er ſtarb im Jahre 912.

912 Konſtantin der Siebente, der Sohn des Leo, war damals erſt ſieben Jahre alt. Sein Oheim hatte ihm deßwegen Vormünder, mehr als nöthig war, beſtellet. Von ſieben, die dazu beſtimmet wurden, hielt man kaum einen für tüchtig zu einem ſolchen Amte. Der Staat war alſo doch ohne Stütze, und da das Volk den Konſtantin Dukas, einen tapfern damals in Aſien kommandirenden Offizier, an dem Staatsruder haben wollte,

te, ließen ſich's die Vormünder gefallen, ihn ſelbſt nach Konſtantinopel zu berufen. Dukas kam; fand aber den Pallaſt verſchloſſen, und da er mit Gewalt hineindringen wollte, verlohr er dabey das Leben. Unterdeſſen verdrängte Zoe, die Mutter des jungen Kaiſers, die Vormünder, und um die ganze Macht wider die Bulgaren, die unter der Anführung ihres tapfern Königs Simeon den Griechen keine Ruhe ließen, brauchen zu können, ließ ſie ſich mit den Patzinazen in eine Allianz ein, und machte mit den Sarazenen einen Frieden, der ſie aber einen jährlichen Tribut koſtete. Nichtsdeſtoweniger war ſie doch in dem Kriege wider die Bulgaren nicht glücklich. Die zahlreiche griechiſche Armee, welche noch dazu die beſten Feldherren an ihrer Spitze hatte, wurde von den Bulgaren geſchlagen. Es kann ſeyn, daß die Eiferſucht zwiſchen dem Romanus Lekapenus dem Admiral, und Leo Phokas dem General des Reiches, die Urſache dieſer Niederlage war. Einer wie der andere hatte ſeine Abſicht auf den Thron ſelbſt gerichtet. Jeder ſuchte alſo auch dem andern hinderlich zu ſeyn. Romanus, der weit liſtiger als Leo war, war dabey auch glücklicher. Durch ſeine Kunſtgriffe und durch die Gunſt der Zoe ſelbſt kam er Schritt vor Schritt ſo weit, daß er mit Genehmigung des jungen Konſtantin endlich den 17ten Chriſtmonat im Jahre 919 als Mitregent gekrönet wurde. Konſtantinopel ſah alſo zwey Kaiſer auf einem Throne. Allein, es war doch nur einer, welcher regierte.

919 Romanus, ein Mann voll des unerſättlichſten Ehrgeizes, darneben liſtig, verſchlagen und, geſchickt genug ſeine wahren Abſichten zu verbergen, ſelbſt kriechend demüthig, wenn ſein Ehrgeiz etwas damit gewinnen konnte, jederzeit bereit das mit Eidſchwüren zu verſichern, was er nicht zu halten gedachte, und alle Augenblicke fertig wider die Geſinnungen ſeines eigenen Herzens zu ſchwören, gewiſſenlos genug wider Treue und Glauben zu handeln, und liederlich genug die Gunſt der Zöe zu verdienen, und die Leidenſchaft dieſes wollüſtigen Weibes zuerſt gegen ſich rege zu machen, und hernach eine gleiche Leidenſchaft bey dem jungen Konſtantin gegen ſeine Tochter Helena zu erwecken, machte er ſich auf ſolche Art erſtlich zum Schwiegervater des jungen Kaiſers, und brachte ſich hernach ſelbſt durch Mittel auf den Thron, die ihn des Thrones für alle Zeit hätten unwürdig machen ſollen.

Kaum ſaß er aber dem rechtmäßigen Kaiſer an der Seite, als er denjenigen beynahe zum Sklaven machte, der ihn zum Herrn gemacht hatte. Konſtantin behielt nichts, als den kaiſerlichen Titel, und mußte dem Romanus Gewalt, Anſehen und die ganze Regierung überlaſſen. Freylich war dem Staate damals ein geſchickter und erfahrner Regent am allernothwendigſten. Daß aber Romanus das war, was die Umſtände erfoderten, findet man nicht in der Geſchichte, die uns von ihm weder Merkmale der Weisheit in der Regierung, noch Beyſpiele von Muth und Tapferkeit für den Krieg anführen kann.

kann. Die Vortheile, welche man einigemal über die Sarazenen erhielt, erfochten Männer, die ſchon unter dem Baſilius waren gebildet worden, und die Niederlage der Ruſſen, welche ſich mit ſchlechten Kähnen auf das Meer gewaget hatten, hatte man der damaligen Unerfahrenheit dieſer Nazion, und dem griechiſchen Feuer zu verdanken. Dagegen mußte man ſchier immer vor den Bulgaren zittern, und die Hungarn wußte Romanus ſelbſt nicht anders, als mit Geld und guten Worten ab dem Grunde und Boden des Reiches zu bringen. Neben den Einfällen der Barbaren wurde der Staat auch von innen beunruhiget. Romanus ſah eine Verſchwörung nach der andern wider ſich entſtehen, und ſo lange er regierte, konnte er die Liebe ſeiner Unterthanen nie gewinnen. Die Herzen waren einmal für den rechtmäßigen Thronerben eingenommen, und je weiter er dieſen herabzubringen ſuchte; indem er nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ſeine Söhne, einen nach dem andern über denſelben hinauf ſetzte: deſtomehr verſchaffte er demſelben die Liebe aller Unterthanen. Eben die Urſachen, die er dem ganzen Volke und den meiſten Miniſtern gab, den Konſtantin zu bedauren, waren es gerade, welche ihren Eifer für dieſen Prinzen aufweckten, und ihn ſelbſt bey jedermann verhaßt machten.

Konſtantin fand alſo jedermann bereit, ihm in allem zu dienen, und ſeine Unterhändler brachten es endlich ſo weit, daß ſie die Söhne des Romanus ſelbſt wider ihren Vater aufhetzten. Einer von denſelben, mit

Namen Stephan, ließ ſeinen Vater aus dem Bette hinwegnehmen, und in ein Kloſter ſperren, und ſo nahm die Regierung des Romanus ein Ende im Jahre 944.

Konſtantin hatte alſo einen Nebenkaiſer, der ſein Herr geworden war, ſich vom Hals gebracht, und in kurzem ſah er ſich, von dem Eifer ſeiner Unterthanen unterſtützet und durch eine Verſchwörung der Söhne des Romanus gereizet, im Stande, auch noch dieſe auf die Seite zu ſchaffen. Er ließ ſie bey der Tafel gefangen nehmen, und auf eine Inſel ins Elend führen. Auf dieſe Art wurde dieſer Prinz endlich der alleinige Regent, nachdem er bis dahin unter einer langen Vormundſchaft, erſtlich unter ſeinem Oheim Alexander, hernach unter ſieben Vormündern auf einmal, darauf unter ſeiner Mutter Zöe, und endlich unter dem Romanus Lekapenus geweſen war.

Da er die Zeit, durch welche er von den Regierungsgeſchäften ausgeſchloſſen war, auf die Künſte und Wiſſenſchaften verwendet hatte; hatte er es in denſelben auch viel weiter gebracht, als gerade für einen Regenten nöthig iſt. Die Geſchichte nennet beſonders die Geometrie, Aſtronomie und die Muſik, denen er ſeine meiſte Zeit widmete. Er ſoll der beſte Maler ſeiner Zeit, und in einigen andern wenigſtens nicht ganz unerfahren, oder doch ein geſchickter Kenner geweſen ſeyn. Dieſes machte nun, daß er ſichs, ſo bald er allein Herr war, angelegen ſeyn ließ, die Wiſſenſchaften aus dem Verfalle und aus der Barbarey ſeiner Zeiten hervorzuziehen.

Er ſtellte öffentliche Lehrer auf, und reizte ihre Schüler durch Lob, Gunſt, Vorzüge, und ſogar durch Ehrenſtellen zur Nacheiferung. Aber nicht zufrieden, dem Staate für das künftige geſchickte Männer vorzubereiten, that er unterdeſſen ſelbſt, was immer bedrängte Unterthanen von einem gütigen Fürſten erwarten können. Er ernannte eine Kommiſſion, die alles unterſuchen, alle Ungerechtigkeiten wieder gut machen, und allen bedrückten Unterthanen wieder Recht verſchaffen mußte. Er ſelbſt nahm alle an, die ihm ihre Klagen vorbringen wollten. Er führte Ordnung und Gerechtigkeit wieder bey den Gerichten ein. Er beſuchte die Gerichtsſtuben ſelbſt. Er verbannte und unterdrückte alle Ränke und Kunſtgriffe, das Recht zu verdrehen, und die Prozeſſe zu verlängern. Auch die Klagen ſeiner Unterthanen in den entfernten Provinzen ließ er durch beſondere redliche und uneigennützige Abgeordnete unterſuchen. Ueberhaupt war er gegen fremde Noth empfindſam und mitleidig. Er beſuchte ſogar die Gefängniſſe ſelbſt, und ließ oft ſolche, die ihm unſchuldig ſchienen, augenblicklich auf freyen Fuß ſtellen. Nicht ſelten machte er denen, die ein Unglück getroffen hatte, ihr Elend durch ſeine Freygebigkeit gelinder und erträglicher. Nach ſolchen Zügen könnten wir uns an Konſtantin dem Siebenten einen großen Fürſten und einen der beſten Regenten vorſtellen. Er liebte ſeine Unterthanen, und wurde dagegen von ihnen auch wieder geliebet. Allein, da er auf einer Seite Uebel verbeſſerte, die vorhanden waren;

erſtickte er doch den Saamen nicht, aus welchem neue und eben ſo große, ſogar unter ihm ſelbſt, wieder aufkeimeten, und wir ſehen an dieſem Prinzen, was für ein Unterſchied unter einem Regenten iſt, der ſich größtentheils nur aus Büchern unterrichtet, und unter demjenigen, der ſich durch Erfahrung und eigene Einſicht gebildet hat. Konſtantin war entweder nicht ſcharfſichtig genug, die Hauptquellen zu entdecken, oder nicht muthig genug alles anzugreifen, oder auch endlich nicht ernſt- und ſtandhaft genug, überall durchzudringen. Da er ſeiner herrſchſüchtigen Gemahlin und ſeinem ehr- und geldgeizigen Kammerherrn zu viel Gewalt ließ, und dieſe doch beynahe mit allen Aemtern, von denen das Wohl der Unterthanen abhieng, einen ſchändlichen Handel trieben: ſo mußten dieſe nothwendig weit mehr Uebels ſtiften, als der Kaiſer ſich gut zu machen beſliß. Und da noch dazu Konſtantin ſelbſt, der die Bücher beſſer als die Menſchen kannte, oft die wichtigſten Poſten mit ſchlechten Leuten beſetzte: ſo wurde das Uebel mit allen ſeinen Verbeſſerungen nie ganz gehoben. Darneben liebte Konſtantin, ſo geſparſam und häuslich er auch in einigen Dingen ſchien, doch in andern dagegen wieder die Pracht und Eitelkeit, den Wein und einen herrlichen Tiſch. Und wenn er auch auf eine gute innere Regierung des Staates in einigen Sachen aufmerkſam war: ſo war er dagegen für die Vertheidigung deſſelben wider auswärtige Feinde nicht lebhaft', thätig und muthig genug.

Unter-

Unterdeſſen wurde dieſer Mangel bey dem Kaiſer durch einige gute Feldherren erſetzet. Nizephorus Phokas und Leo Phokas, zwey Brüder, erfochten an der Spitze der Armeen des Reiches im Orient wichtige Vortheile wider die Sarazenen. Sie ſchlugen dieſe Barbaren in dem Felde, nahmen ihnen anſehnliche Städte und Veſtungen weg; und die Regierung Konſtantins des Siebenten, der gar kein kriegeriſcher Fürſt war, wurde doch durch die herrlichſten Siege ſeiner Feldherren glänzend und merkwürdig. Allein, er ſelbſt konnte die Freude über dieſe Siege nicht lange genießen. Romanus, ſein unartiger Sohn, deſſen Unterweiſung ſich doch Konſtantin ſo ſehr hatte angelegen ſeyn laſſen, ließ ſeinem Vater auf das Anſtiften ſeiner herrſchſüchtigen Gemahlin Theophano einen Gift beybringen, welcher dieſen guten Prinzen durch eine langſame Auszehrung aus dieſer Welt brachte im Jahre 959. 959

Romanus der Zweyte, der in der Ge-
959 ſchichte, um ihn von dem Romanus Lekapenus zu unterſcheiden, auch der jüngere genennet wird, hatte durch einen Vatermord ſeine Erhöhung beſchleuniget, ohne vorzuſehen, daß er dadurch auch ſein Verderben beſchleunigen würde. Dieſer Prinz hatte den beſten Vater, den man je hat finden können, und kaum hat ſich jemals ein Privatmann die Unterrichtung ſeines Sohnes ſo angelegen ſeyn laſſen, als Konſtantin bey dem Romanus. Allein, da Konſtantin nur für den Verſtand arbeitete, und das Herz ſeines Sohnes vernachläßigte; da er ihm nur Kennt-

niſſe beyzubringen trachtete, und ihn gar nicht zur Ausübung edler Handlungen gewöhnte, da er ihn, was ſeine Aufführung und ſeine Sitten betraf, der Aufſicht und Leitung ſchlechter und übelgeſinnter Leute überließ: ſo erwuchs aus ſeinem Sohne ein Ungeheuer, das vor der Zeit, vor dem Alter und vor den Kräften ſchon die ſchändlichſten Ausſchweifungen nicht nur kannte; ſondern auch angewöhnet hatte, und das, um alles Abſcheuliche zu ſeyn, nur noch ein Vatermörder werden durfte. Die Zärtlichkeit des Konſtantins gegen ſein Kind trug ſelbſt ſehr vieles dazu bey, allen ſeinen Unterricht fruchtlos zu machen. Denn da Romanus frühzeitig ſo verderbt wurde, daß er nichts Gutes wollen und begehren konnte, und Konſtantin ſeinen Sohn doch zu ſehr liebte, als daß er ihm etwas abzuſchlagen im Stande war: mußte Romanus nothwendig das werden, was er am Ende war. Von einem wie von dem andern hat man keinen weitern Beweis aus der Geſchichte nöthig, als daß Romanus nach dem Tode der mit ihm verlobten Bertha oder Eudoxia als ein eilfjähriger Prinz eine Wirthstochter, in die er ſich verliebt hatte, von ſeinem Vater ſo eifrig zur Gemahlin begehrte, daß er ſie von dem Konſtantin, der ſich nicht getrauete ſeinen Sohn zu betrüben, auch ohne Anſtand erhielt. Eben dieſe iſt die in der Geſchichte ſo berüchtigte Theophano, welche, um eher Kaiſerin zu heißen, und einen Gemahl, den ſie beherrſchete, auf den Thron zu bringen, ihren Schwiegervater durch Gift in die Ewigkeit ſchick-

ſchickte, und nach der Hand ſo, wie ſie Luſt bekam einen andern Gemahl zu haben und einen neuen Kaiſer zu machen, noch mehrere nacheinander aus dem Wege zu ſchaffen wußte; bis ſie von dem letzten, den ſie auf ſolche Art erhoben hatte, endlich ſelbſt verſtoßen und ins Elend gejagt wurde.

Der Staat hatte alſo von einem Regenten, der durchaus für ſich ſelbſt verderbt, und noch dazu der Sklav eines lüderlichen Weibes war, nichts zu hoffen. Romanus, um die Regierung ganz unbekümmert, that nichts als was ein Kaiſer entweder gar nie oder doch nur ſelten thun ſollte. Wenn er ſein Vergnügen nicht in der Geſellſchaft nichtswürdiger Perſonen ſuchte, war es doch weiter nichts als die Jagd oder ein Ballſpiel, das ihn beſchäftigte. Die Regierung beſorgte ſein Miniſter Joſeph Bringas, ein Mann, der eine ausnehmende Staatsklugheit beſaß; und die Kriege führten zwey Helden, welche ſchon unter der vorigen Regierung ſo viele Lorbeere geſammelt hatten. Auch itzt noch immer mußten die Sarazenen, ſo oft ſie ſich ſehen ließen, entweder fliehen, oder ſich von dem Nizephorus und Leo Phokas ſchlagen laſſen. Unterdeſſen daß Leo ſeine Kriegsverrichtungen in dem Orient fortſetzte, unternahm Nizephorus einen Feldzug auf die Inſel Kreta, die er nach der Einnahme der Veſtung Kandia der Herrſchaft der Sarazenen gänzlich entriß. Nach dieſer Eroberung blieb dieſe Inſel unter der Bothmäßigkeit der Chriſten, bis ſie im verfloſſenen Jahrhunderte von den Türken wieder erobert wurde,

de. Von dieſem Kriege kam Nizephorus nur nach dem Orient zurück, um allda ſeine Siege über die Sarazenen zu erneuern, denen er verſchiedene Plätze, und unter andern auch Aleppo wegnahm.

Romanus hatte das Schickſal ſeines Vaters. Er ſtarb mitten unter den Siegen ſeiner Feldherren, an denen er aber gar keinen Theil hatte. Dieſer Prinz war ſchon durch ſeine frühen und immer fortgeſetzten Ausſchweifungen geſchwächet. Allein, die abſcheuliche Theophano half ihm noch durch einen Gift, daß er ſeines ſchmachtenden Lebens etwas früher los wurde, und im Jahre 963 ins Grab kam. Romanus hinter- 963
ließ zwey Prinzen, die ſeine Nachfolger ſeyn ſollten. Den Baſilius und Konſtantin, von denen der erſte fünf, der letzte aber nur erſt zwey Jahre alt war.

Nizephorus Phokas aber hatte ſich durch ſeine Siege, und beſonders durch die Eroberung der Inſel Kreta einen ſo großen Ruhm erworben, daß er Rechnung auf den Thron machen konnte. Allein, Joſeph Bringas der Miniſter war ihm nicht nur zuwider; ſondern auch ernſtlich auf ſeinen Untergang bedacht. Doch ſchützten und erhielten ihn theils ſeine eigene Liſt, theils die allgemeine Hochachtung, beſonders aber die Gunſt der Kaiſerin Theophano. Nizephorus wurde anfänglich von dem Senate als oberſter Feldherr des Reiches erkläret, und bald darauf als Bringas ſeine böſen Streiche wider ihn auf das neue anfieng, von der Armee als Kaiſer ausgerufen, zu Konſtan-

tino-

tinopel mit allgemeiner Freude angenommen, und gekrönet im Jahre 963. Doch
963 mußte er vorher ſchwören, nichts wider die jungen Prinzen und rechtmäßigen Thronerben zu unternehmen.

Nizephorus heirathete darauf die Theophano, und überließ anfänglich die Anführung der Armeen ſeinen Feldherren. In Sizilien war er damit nicht glücklich; doch erfocht dagegen Johannes Zimiſzes in Zilizien einen herrlichen Sieg über die Sarazenen, und gar bald ſtellte ſich der Kaiſer ſelbſt wieder an die Spitze ſeiner Truppen. Der Sieg begleitete ihn auf ſeinem ganzen Zuge. Sehr viele Städte und Veſtungen wurden erobert, das Schrecken ſeiner Waffen zog allenthalben vor ihm her, bemeiſterte ſich der Gemüther der Sarazenen, und nun ſahen dieſe Barbaren auch einmal einen Kaiſer, den ſein Muth, ſeine Tapferkeit und Kriegserfahrung in den Stand ſetzten, ſie alle die Uebel empfinden zu laſſen, welche die Provinzen des Reiches ſo lange Zeit von dieſer wilden, räuberiſchen und verwüſtenden Nazion hatten erfahren müſſen. Nizephorus eroberte Mopſueſtia und Tarſus, und nahm auf dieſe Art den Sarazenen die ganze Provinz Zilizien weg, rückte darauf in Syrien ein, und machte auch hier Eroberungen. Da ſich aber die aus den übrigen Plätzen vertriebenen oder flüchtigen Sarazenen in Antiochien warfen, wurde Nizephorus durch die üble Witterung, und durch ſeine eigenen vorher angerichteten Verheerungen genöthiget, mit ſeiner Armee vor dieſer Stadt abzuziehen.

Bey ſeinem Abmarſche wußte er aber einen Theil ſeiner Truppen ſo wohl zu poſtiren, daß Antiochien ſo gut als eingeſchloſſen war, und bald darauf auch eingenommen wurde. Allein, Nizephorus, der ſich die Ehre dieſer Eroberung hatte vorbehalten wollen, wußte es ſeinen Feldherren ſchlechten Dank, und ſein Betragen gegen dieſelbe machte, daß man anfieng, von ihm ſelbſt nicht gar vortheilhaft zu urtheilen. Dieſes war nun der Anfang des Mißvergnügens über ſeine Regierung, aber doch nicht die alleinige Urſache deſſelben. Nizephorus machte ſich auch noch durch ſeinen Geiz verhaßt. Er vermehrte und erſchwerte die Auflagen, er zog alle Penſionen ein, er nahm alle Stiftungen für Kirchen und Klöſter weg, und um alle Einkünfte der Kirchen in dem ganzen Reiche an ſich zu bringen, maßte er ſich die Ernennung aller Biſchöfe an, und beſetzte die Stelle eines verſtorbenen Biſchofs meiſtens mit einem Verwalter, der mit einem gewiſſen Gehalte zufrieden ſeyn mußte. Nichtsdeſtoweniger wurde ſein Geiz dadurch noch nicht befriediget. Allen Reichthum ſeiner Unterthanen in ſeine Hände zu bekommen, machte er Veränderungen in den Münzen. Er ließ ſchlechtes Geld ſchlagen, ſetzte den Werth des alten herab, zog die alten und guten Münzen ein, und brachte dafür ſeine ſchlechten in den Umlauf. Neben dem, daß alſo die Unterthanen dem Kaiſer beynahe alles geben mußten, was ſie hatten, mußten ſie ſich noch oft von ihren eigenen Soldaten plündern laſſen. Nizephorus war ein großer Krieger,

er liebte den Krieg, und eben deßwegen auch ſeine Soldaten, denen er nicht ſelten auf Koſten der Unterthanen gar zu viele Freyheit geſtattete. Man ſah ſich alſo unter einem immer ſiegreichen Kaiſer doch gedrücket. Die ſchlechte Regierung und eben ſo ſchlechte Haushaltung unter Roman dem Zweyten, die beſtändigen Kriege mit den Sarazenen hätten aber doch vielleicht vieles zum Beſten des Nizephorus rechtfertigen können. Allein, der große Haufen von Unterthanen hat den Begriff von Ehre und auch die Kenntniß von den Vortheilen nicht, welche die Demüthigung eines überläſtigen und räuberiſchen Feindes bringt. Wenn der Unterthan vom Feinde rein ausgeplündert worden, beweinet er ſein Schickſal, ohne ſich über den Urheber zu erzürnen. Man erträgt ſein Unglück; weil es der Feind gethan hat. Wenn er aber die Siege ſeines eigenen Herrn mit einem Theile ſeines Vermögens unterſtützen muß, wird er mißvergnüget; weil er ſich bey ſeinem eigenen Beherrſcher von der Plünderung eines Feindes loskaufen muß, der, wenn er kann, gar nichts mehr übrig läßt.

So kann es zum Theile auch dem Nizephorus ergangen ſeyn, und nachdem das Mißvergnügen einmal ſich der Gemüther bemeiſtert hatte, wurde daſſelbe noch durch Vorfälle vermehret, die man doch gar nicht auf die Rechnung dieſes Kaiſers ſchreiben konnte. Unterdeſſen hatte doch Nizephorus keinen ſchlimmern Feind als ſeine eigene Gemahlin, die Theophano. Das öffentlich ausgebrochene Mißvergnügen ſchien dieſem Kaiſer

keine

keine gute Vorbedeutung. Er ließ daher an ſeinem Pallaſte eine Veſtung bauen, in der er wider einen ſtürmiſchen Anfall ſicher ſeyn könnte. Da er aber über einige fürchterliche Ahndungen den Kopf voll ſchwermüthiger Gedanken hatte, und ſogar allen Umgang mit der Theophano abbrach; verband ſich dieſes lüderliche Weib deſto enger mit dem Zimiſzes, mit dem ſie ohnehin ſchon näher als ſich's gebührte, bekannt war. Zimiſzes kam in einer Nacht über die Meerenge, wurde in Körben mit ſeinen Gehilfen von den Kammerfrauen der Kaiſerin über die Mauer hinaufgezogen, und ließ den Nizephorus, der eben das erſtemal in ſeiner neuen Veſtung ſchlief, vor ſeinen Füßen ermorden. 969

Dieſem Fürſten können wir freylich das ſo herrliche Lob der Frömmigkeit und der Genauigkeit in den Religionspflichten, welches ihm einige beygeleget haben, nicht ſo leicht geben. Den Ruhm einer untadelhaften Aufführung und der Reinigkeit ſeiner Sitten, hat er durch ſeine Bekanntſchaft mit der Theophano, ehe er Kaiſer war, ſelbſt verdächtig gemacht, und in den Nachrichten Luitprands, Biſchofs von Kremona, dem man aber doch nicht alles ſo genau glauben darf, finden wir ſehr viel Stolz und Eitelkeit bey dem Nizephorus. Nichtsdeſtoweniger hätten die Uebel, welche ſeine Unterthanen mißvergnügt machten, unter einem unthätigen, feigen, verſchwenderiſchen oder den Ausſchweifungen ergebenen Prinzen, weit größer ſeyn können. Nizephorus war thätig, unermüdet, und anſtatt auf Ausſchweifungen

fungen zu gerathen, opferte er ſogar den ernſthaften Geſchäften ſeine Ruhe, ſein Vergnügen und die Ergötzlichkeiten auf. Als ein feuriger, aber auch geſchickter, erfahrener und tapferer Krieger, war er das Schrecken aller Feinde des Reiches, und verſchaffte der griechiſchen Macht für einige Zeit die Ueberlegenheit über die Sarazenen. Nach ſeinen Thaten gehöret ihm der Ruhm eines Helden, der gewiß ein beſſeres Schickſal verdienet hätte, als daß er auf das Anſtiften eines lüderlichen Weibes, und auf den Befehl eines Buhlers durch die Hände niederträchtiger Meuchelmörder umkommen ſollte.

Zimiſzes wurde gleich nach der Ermordung des Nizephorus zum Kaiſer ausgerufen.
969 Man trug aber auch dabey die zwey jungen Prinzen, die Söhne des Romanus mit herum, dadurch zu erkennen zu geben, daß ihre Rechte zu dem Throne ungekränket bleiben ſollten. Nichtsdeſtoweniger verſagte der Patriarch Polyeuktus dem Zimiſzes den Eingang in die Sophienkirche. Nachdem er aber die Mörder des Nizephorus verbannet, die Theophano ſelbſt ins Elend geſchicket, und noch dazu verſprochen hatte, alles ſein voriges Vermögen unter die Armen auszutheilen; wurde er endlich gekrönet. Auch den letzten Punkt hielt er getreu, und that noch mehr als er verſprochen hatte; indem er in dem Krankenhaus, welches er mit einem Theile ſeines Vermögens bereichert hatte, oft ſogar ſelbſt den Krankenwärter machte. Ueberhaupt wäre Zimiſzes wohl würdig geweſen, auf eine beſſere Art auf den Thron zu

kommen, als gerade die war, welche ihn zum Kaiſer machte. Seine Sanftmuth, Leutſeligkeit, ſeine heitere Freygebigkeit gewannen ihm gar bald die Herzen aller ſeiner Unterthanen. Und da an ihm beſonders jene Tugenden glänzten, die bey dem großen Haufen immer am meiſten in die Augen fallen: ſo vergaß man in kurzem an einem Prinzen, der die Hochachtung und Liebe ſo ſehr verdiente, das Verbrechen, welches er, ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen, ſich hatte zu Schulden kommen laſſen.

Wie aber Zimiſzes durch Gütig- und Freygebigkeit die Bedrückungen des Nizephorus wieder gut machte: ſo wußte er auch die Stelle ſeines kriegeriſchen Vorfahrers wider die feindlichen Nachbarn des Reiches zu erſetzen. Er kannte ſeine Leute, denen er die Anführung der Truppen anfänglich anvertrauete, und obſchon ſich die Sarazenen aus Aegypten, Perſien, Arabien und Afrika alle miteinander verbunden, und eine Armee von hunderttauſend Mann in das Feld geſtellet hatten; wurden ſie doch von dem griechiſchen Feldherrn Nikolaus auf das Haupt geſchlagen, und die Ruſſen verlohren mit dreyßigtauſend Mann bey Adrianopel ein blutiges Treffen wider den Sklerus; obſchon dieſer nur zehntauſend Mann wider die überlegene Macht ſeiner Feinde hatte.

Dieſe Siege waren ein doppeltes Glück für das Reich und für den Kaiſer; weil bald darauf Bardas Phokas, einer der beſten Feldherrn, mit ſeiner Empörung wider den Zimiſzes losbrach. Aber kaum war Bardas

Sklerus wider den Rebellen im Felde; als der von ſeinen Leuten verlaſſene Phokas die angebotene Gnade des Kaiſers annahm, und auch erhielt.

Unterdeſſen wollte Zimiſzes nicht, daß ſeine Regierung nur durch die Siege ſeiner Feldherren glänzend werden ſollte. Er gieng daher wider die Ruſſen ſelbſt in das Feld. Dieſe Nazion, die man damals noch unter Barbaren rechnete, fieng ſchon ſelbiger Zeit an, ihren Nachbarn fürchterlich zu werden. Muthig, ja verwegen genug, alles zu wagen und zu unternehmen, kehrten ſie ihre Waffen allenthalben hin, und erweiterten ihre Herrſchaft zum Nachtheile der angränzenden Völker mit dem Säbel in der Fauſt. Wüthig bey ihren Angriffen, verwüſtend und grauſam bey ihren Siegen, ſtandhaft wenn ſie ſelbſt angegriffen wurden, und hartnäckig ſogar bey ihrem Unſtern, waren ſie für alle andere die fürchterlichſten Feinde; weil alle Kriege, die man mit ihnen bekam, nothwendig ſehr blutig werden mußten, indem ſie bey ihren Siegen nichts vom Schonen wußten, und wenn ſie den Kürzern zogen, oft ſogar wenn ſie das Unglück ſelbſt verfolgte, doch noch wider das Schickſal ſelbſt kämpfen wollten, nicht anders als durch die blutigſten Niederlagen, und erſt wenn alles verlohren, und für ſie auch alle Hoffnung verſchwunden war, zum Weichen gebracht werden konnten. So erfuhr ſie Zimiſzes in dem ganzen Kriege, den er wider ſie in Bulgarien und wegen Bulgarien führte. Die Ruſſen hatten dieſes Land erobert, und fuhren fort, es er-

bärmlich zu verheeren, die Bulgaren völlig unter das Joch zu bringen. Zimiſzes, der ihnen dieſe Beute entreiſſen wollte, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Armeen. Er ſelbſt war ein ausgelernter Krieger, und hatte noch dazu meiſtens ſehr erfahrene und geſchickte Feldherren, meiſtens lauter lang geübte und des Krieges gewohnte Soldaten. Und doch koſtete es viele Schlachten, jeder veſte Platz eine beſondere Belagerung; und die allenthalben geſchlagenen und aus allen haltbaren Orten vertriebenen Ruſſen gaben nicht eher nach, als bis von ihrer ganzen Anzahl, wie ſie nach Bulgarien gekommen, kaum mehr ein Drittheil übrig war. Der Kaiſer kam mit dem doppelten Ruhme, den hartnäckigſten Feind beſieget, und Bulgarien dem Reiche unterworfen zu haben, nach Konſtantinopel zurück. Allein, ſeine kriegeriſche Lebhaftigkeit ließ ihn die Ruhe nicht lange genießen. Er ſchickte eine Armee wider die Sarazenen in das Feld, und überließ das Kommando einem geſchickten Feldherrn. Das Glück der griechiſchen Waffen ſchien alles über den Haufen werfen zu wollen; als auf einmal die durch ihre Vortheile unvorſichtig gewordenen Sieger in einem engen Paſſe überfallen, und beynahe alle von den Sarazenen niedergemacht wurden. Zimiſzes, der nun dieſen Schimpf ſelbſt rächen wollte, durchzog mit ſeiner Armee Meſopotamien und Syrien. Alles mußte vor ihm fliehen, und was ſich nicht ergab, wurde erobert. Allein, der Kaiſer konnte ſeine Siege nicht verfolgen. Er fiel, von ſo vielen Strappazen abgemattet, in eine

eine Unpäßlichkeit, die ihn nöthigte nach Konſtantinopel zurückzukehren. Noch auf dem Wege bekam er Gift, den ihm Baſilius ſein Oberkammerherr beybringen ließ. Der Kaiſer hatte ſich auf ſeinem Durchmarſche durch Zilizien gewaltig geärgert, daß dieſer Kammerherr daſelbſt die beſten Ländereyen an ſich gezogen, und ſo ein Verſchnittener die Früchte von ſeinen und des Nizephorus Siegen eingeärntet hätte. Baſilius bekam zeitlich davon Nachricht, und dem zuvorzukommen, was er von dem Zimiſzes zu erwarten haben könnte, ließ er den Kaiſer vergiften. Zimiſzes kam zwar noch nach Konſtantinopel; ſtarb aber gar bald, von dem Gift ſehr übel zugerichtet, den 10ten Jänner
im Jahre 976. Gewiß ein bedaurenswür- 976
diges Schickſal! daß Helden, die dem Schwerte der Feinde zu trotzen, Muth genug haben, ſo oft ihr Leben durch die Bosheit der nichtswürdigſten Menſchen und abſcheulicher Meuchelmörder verlieren müſſen.

Nach dem Tode des Zimiſzes erwartete man nichts anderes als daß einer von den bisherigen Feldherren ſeinen Platz einnehmen würde. Die zwey Prinzen des Romanus waren noch ſehr jung, Baſilius 18, und Konſtantin 15 Jahre alt, und was noch mehr war, hatte man ſie bisher ſo aufwachſen laſſen, als wenn ſie gar nicht zu Regenten beſtimmet geweſen wären. Beyde wurden nicht nur von allen Regierungsgeſchäften entfernet, ſondern man ſuchte ſie auch noch in dem Vergnügen einzuſchläfern, ſogar an allerley Ausſchweifungen zu gewöhnen ,und

dadurch zur wirklichen Regierung untauglich zu machen. Baſilius der Oberkammerherr glaubte damit ſeinen Endzweck erreichet zu haben, und unter dem Namen zweyer jungen durch die Feſſel ihrer Leidenſchaften an die Ausſchweifungen veſtgehaltenen Prinzen regieren zu können, und brachte es dahin, daß dieſe zwey Prinzen

976 Baſilius und Konſtantin allein für die regierende Kaiſer erkennet wurden. Unterdeſſen war doch die ganze Gewalt der Regierung anfangs wirklich in den Händen des Oberkammerherrn Baſilius, der aber ſo viele Veränderungen machte, daß ſich Bardas Sklerus ſchon in dem erſten Jahre empörete, und den kaiſerlichen Titel annahm. Sklerus war ein guter Krieger. Er ſchlug alle Feldherren, die wider ihn auftraten, und Bardas Phokas, der letzte von dieſen, zog zweymal den kürzern, bis er in dem dritten Treffen den Sklerus mitten unter ſeinen Truppen aufſuchte, und ihm einen ſo gewaltigen Streich mit dem Streitkolben verſetzte, daß man den Sklerus vom Pferde nehmen mußte. Seine Armee, die ihren Anführer für todt hielt, wurde geſchlagen und zerſtreuet, und Phokas, der ehemals ſelbſt als Rebell von dem Sklerus bekrieget worden, war nun von dem Schickſal beſtimmet, der Empörung des Sklerus ein Ende zu machen, der nach der Niederlage ſeiner Armee ſeine Zuflucht zu dem Kalifen zu Bagdad nehmen mußte. Unterdeſſen ſah es auch in andern Gegenden ſehr kriegeriſch aus. Von den Kriegen in Italien haben wir zum Theile

ſchon

ſchon oben unter den deutſchen Kaiſern, beſonders unter Otto dem Zweyten, gehandelt. Auch auf der Seite von Bulgarien wurde der Anfang zu ſehr blutigen Auftritten gemacht, da die Bulgaren ſich empöreten, und vier Brüder zu ihren Regenten erwähleten. Baſilius der junge Kaiſer gieng ſelbſt wider dieſe Aufrührer in das Feld. Allein, der Oberkammerherr und Staatsminiſter Baſilius wußte ſeine Ränke und Streiche ſo gut zu ſpielen, daß der junge Kaiſer dießmal ohne Ruhm und unverrichteter Sache wieder zurückkam. Die zwey jungen Prinzen hatte man bisher noch immer in dem Vergnügen und in den Armen der Wohlluſt einzuſchläfern geſucht. Konſtantin erwachte nie wieder aus dieſem Schlummer. Er ließ auch nach der Hand ſeinem Bruder die ganze Regierung, und war für ſich mit der Freyheit zufrieden, ſich ungeſcheuet den angewöhnten Ausſchweifungen ganz zu ergeben. Baſilius aber zerbrach für ſich ſelbſt die Feſſel, die man ihm hatte anlegen wollen, und riß ſich von den Banden der ſchändlichſten Sklaverey, in die jemals ein Fürſt gerathen kann, ſelbſt los. Von Natur feurig und lebhaft, wurde er ein thätiger, arbeitſamer, in den Regierungsgeſchäften ſorgfältiger, mäßiger und wachſamer Regent, und ſobald er aufgehöret hatte, der Sklav ſeiner eigenen Leidenſchaften zu ſeyn, fieng er an der Herr derjenigen zu werden, die ihn gern unter dem prächtigen Majeſtätstitel in der Sklaverey gehalten hätten. Da ſeine eigene Einſicht alles überwog, hatten ſelbſt die äußerliche Pracht, das Vergnügen und die Luſtbarkeiten für ihn keine Reize mehr. Er wußte alles aufzuopfern und zu verachten, um wahrhaft Kaiſer zu ſeyn. Die Vornehmſten ſeines Hofes ſahen aus ſeinen natürlichen Eigenſchaften ſchon vor, was Baſilius werden könnte, und merkten gar bald, daß ſich ihre bisherige Herrſchaft verlieren würde, ſobald ſich der junge Kaiſer ſelbſt um die Reichsangelegenheiten annähme. Allein, Baſilius war auch ſcharfſichtig genug, unter dem Streiche, den man ihm bey ſeinem erſten Feldzuge nach Bulgarien geſpielet hatte, die wahre Abſicht zu entdecken. Und

da

da ihm der Haupturheber nicht verborgen ſeyn konnte; ſchaffte er den Staatsminiſter erſtlich vom Hofe, und verwieß ihn bald darauf über den Bosporus, wo ihn in kurzem der Verdruß aufzehrete.

Unterdeſſen war es doch gut, daß der Kaiſer noch nicht ernſtlich in den Krieg mit den Bulgaren verwickelt war; weil bald darauf Bardas Phokas, der beſte Feldherr des Reiches, ſich noch einmal empörete. Da aber Phokas, eben da beyde Armeen zur Schlacht bereit gegeneinander ſtunden, gählings an einem beygebrachten Gift ſtarb; bekam der Kaiſer Ruhe und Zeit, die an die Bulgaren gränzenden Provinzen zu durchreiſen, und ſie wider dieſe Feinde in guten Stand zu ſetzen. Doch kam ein Feldzug wider die Sarazenen dem Kriege mit den Bulgaren noch zuvor. Der Muth und das Glück des Baſilius erneuerten unter den Sarazenen in Syrien allen den Schrecken wieder, welchen die Siege des Nizephorus und des Zimiſzes bey ihnen erwecket hatten. Und ſo verſchaffte ſich der Kaiſer von dieſer Seite Ruhe, ſeine Macht wider die Bulgaren anwenden zu können. Anfangs wechſelten die Vortheile unter beyden Nazionen. Der Kaiſer gieng aber bald darauf ſelbſt ins Feld, und belebte alles auf das neue mit friſchem Muthe, da er wirklich einige Eroberungen machte. Seine Feldherren, denen er das Kommando nach ſeiner Zurückkunft nach Konſtantinopel überließ, ſetzten ſeine Siege fort, verheerten Bulgarien, und eroberten zwey der vornehmſten Plätze. Dieſe Vortheile waren zwar nur der Anfang eines Krieges, der noch lange Jahre in Bulgarien fortdauerte; da ſie aber auch die letzten Begebenheiten des Jahres 999 und 1000 ſind, machen ſie hier zugleich den Beſchluß des zehnten Jahrhunderts, und das

Ende des fünften Theils.

Druckfehler des fünften Theils.

Seite	Zeile	ſtatt:	lies:
11	13	gegen dem	gegen den
19	14	Throktiſt	Theoktiſt
20	13	allgemein	allgemeinen
33	21	dreyen	drey
48	in der Anm.	Papſt Natalis Alex.	Pater Natalis Alex.
96	5	Biſchof	Erzbiſchof
112	von unten 6	nach eine unerlaubte	ſetze hinzu: Art
122	8	Leo des 4ten	Leo des 3ten
127	19	allgemeinen	allgemeiner
135	19	zwo	zwey
ibid.	23	den Natalis	dem Natalis
169	11	Reiche	Reihe
179	9	Einſchluß	Einfluß
183	23	auf	nach
184	18	haben	hatten
185	10	Frankreich	Lothringen
249	auf dem Rande	214	814
293	9	der Papſt	der Kaiſer
312	26	für	für ihn
319	6	nun	nur
ibid.	21	Vertheilen	Vortheilen
363	1	Maſcort	Maſcov
375	23	Aprokiſarien	Apokriſarien
388	von unten 2	Achen	Aachen
467	von unten 7	ſodann — Verehrung	ſetze dazu: ihre öffentliche Verehrung
473	5	wahr	war
481	von unten 6	überhängt	überhaupt
496	von unten 9	Herrſchafe	Herrſchaft
511	2	Valentius	Valentins
515	7	für ſeine	für ihre
525	15	bertimaniſchen	bertinianiſchen
528	10	und verſchiedene	u. das verſchiedene
562	von unten 9	Thaten unternahmen	thaten, unternahmen und ꝛc.
598	7	was man für welche wollte	was man für wollte
698	10	widerſpännigen	widerſpenſtigen
701	17	ihn als einen Abſtämmling	ihm als einem Abſtämmlinge
730	13	bey den	bey jeden

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK
IN
AUGSBURG

Sartori, Anselm

Abriß der Allgemeinen Kirchengeschichte, von der ersten Zusammenkunft der Apostel am Pfingstfeste, bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, einschließlich nach dem Französischen eines ungenannten Verfassers in das Deutsche übersetzt ...
Bd.: 5

Augsburg 1789

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th H 7 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11285650-5
VD18 80214576-001